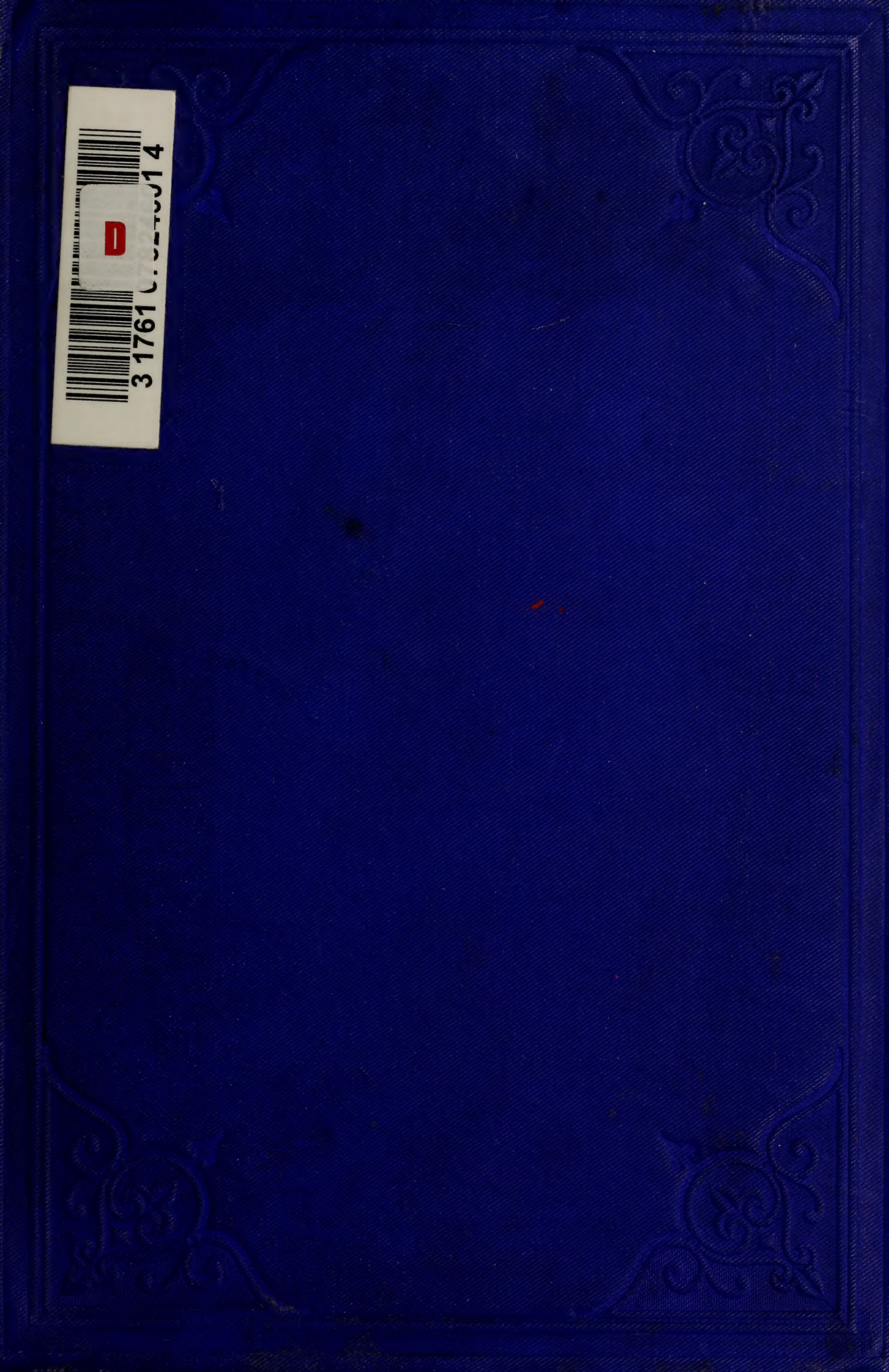
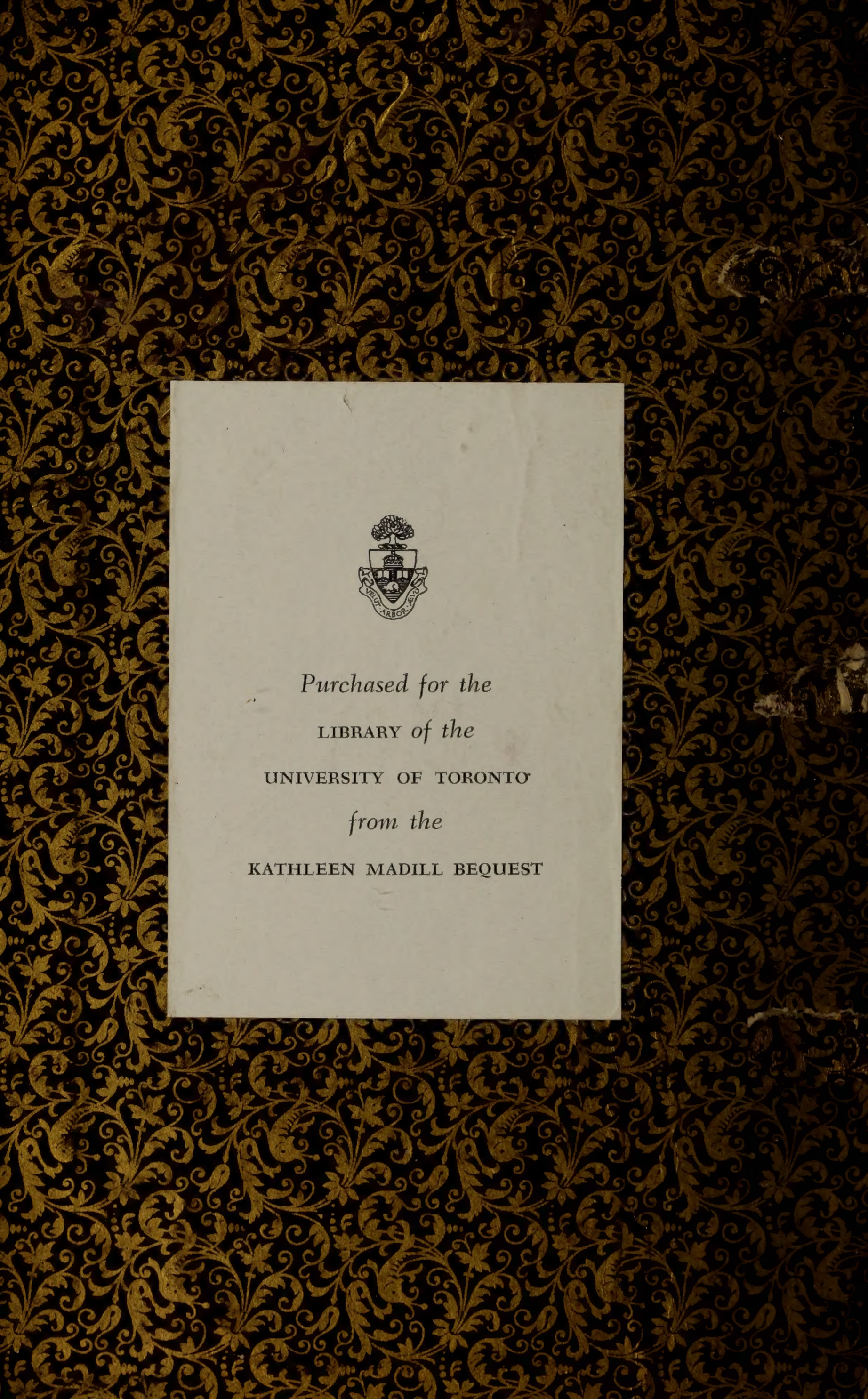
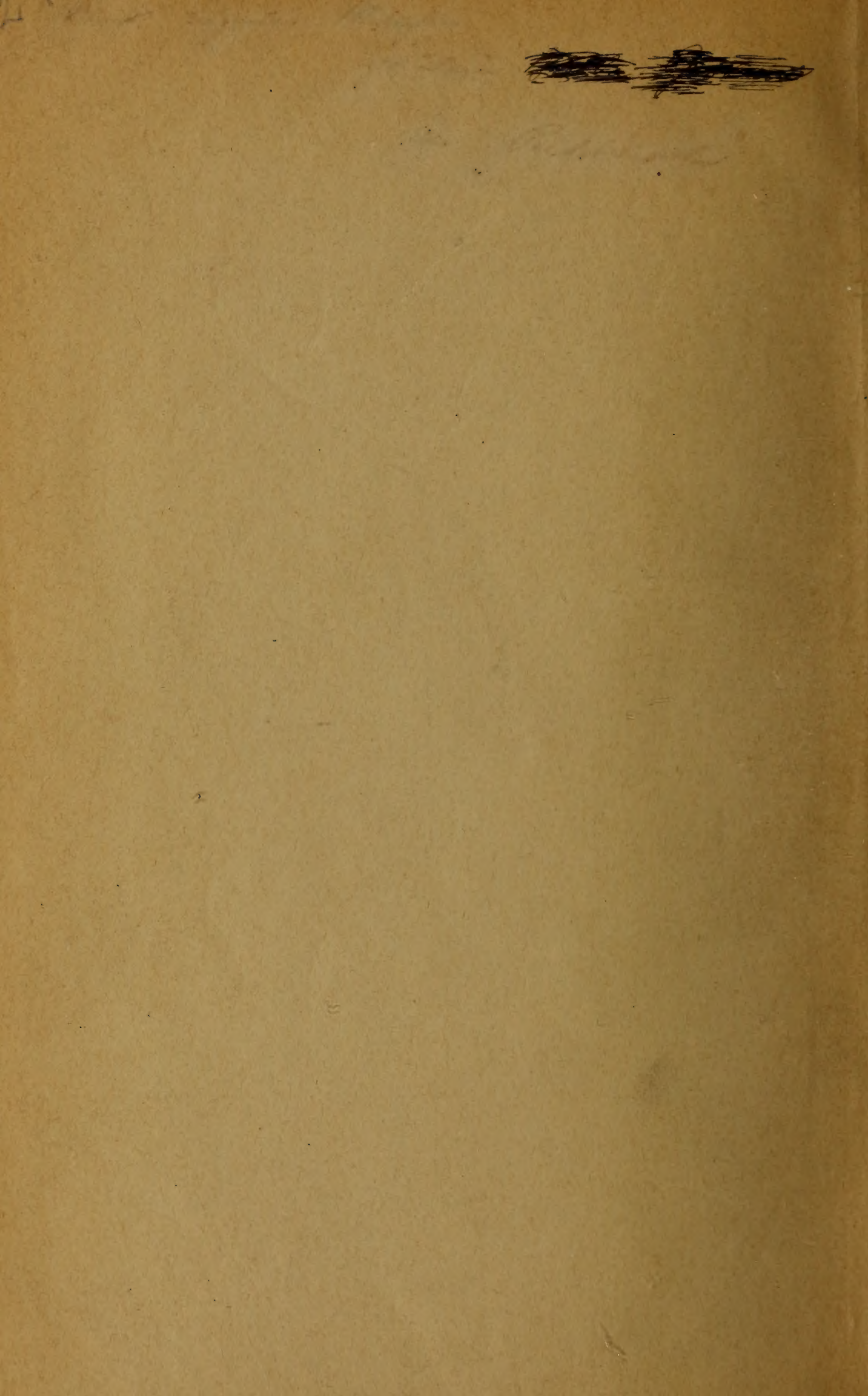
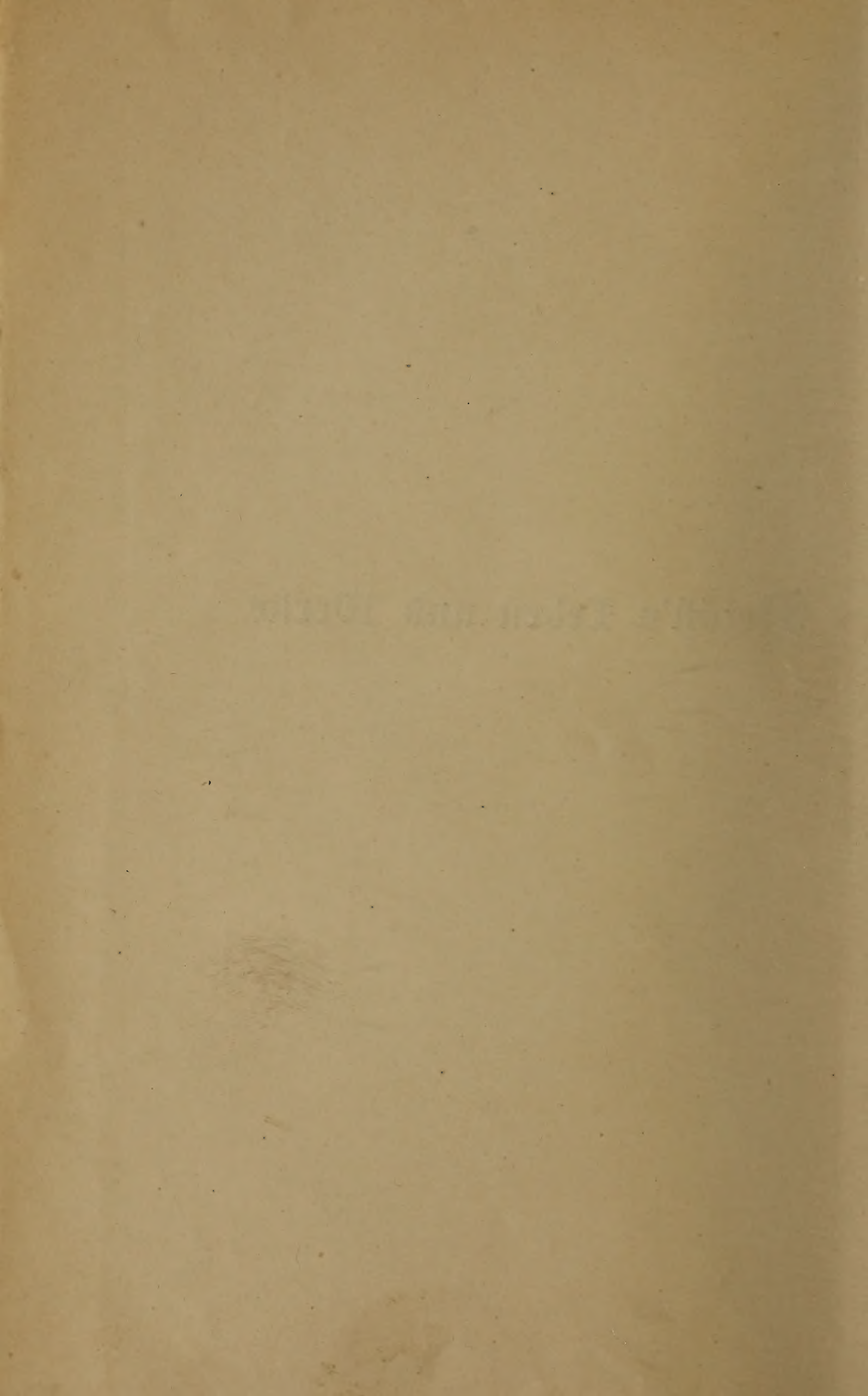



VELUT ARBOR ÆVO

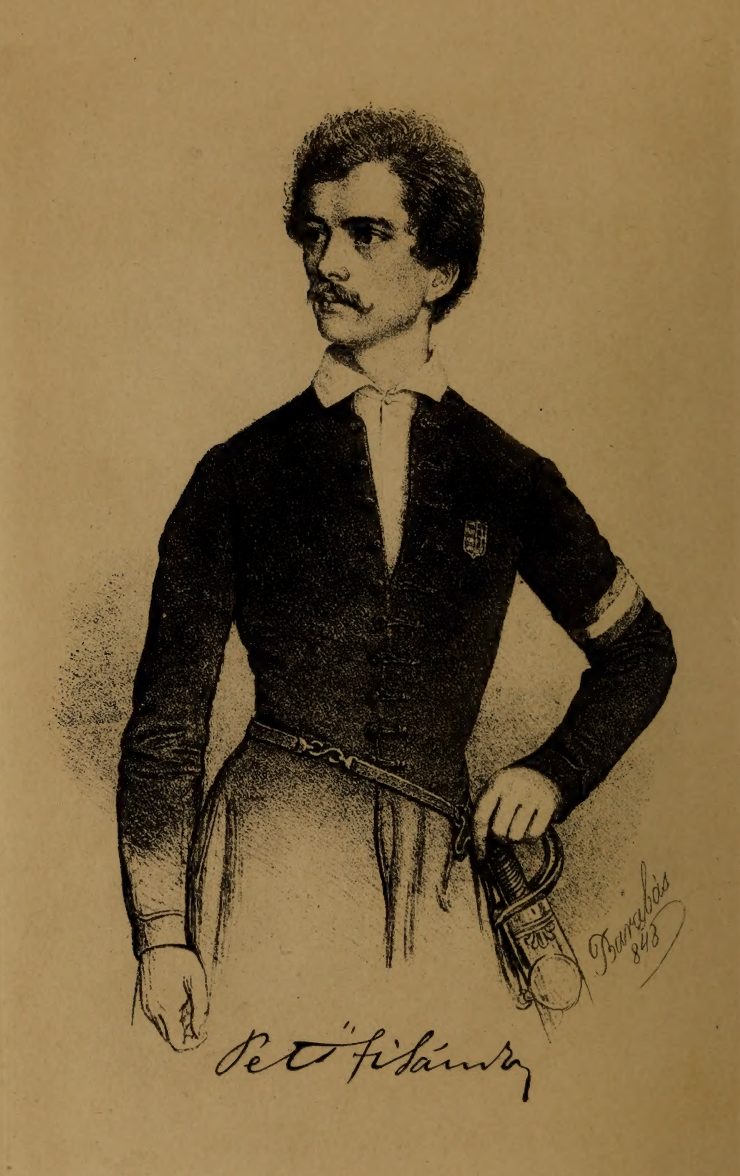




Petőfi's Leben und Werke.






Barabás
848
Petőfi Sándor

Petöfi's

Leben und Werke.

Von

Alexander Fischer.

Eingeführt von Maurus Jókai.

Mit den Porträts von Alexander und Julia Petöfi, drei Handzeichnungen von Petöfi, einem autobiographischen Blatte in Facsimiledruck und einer Copie der „Zwölf Punkte", des ersten censurfreien Preßerzeugnisses in Ungarn.

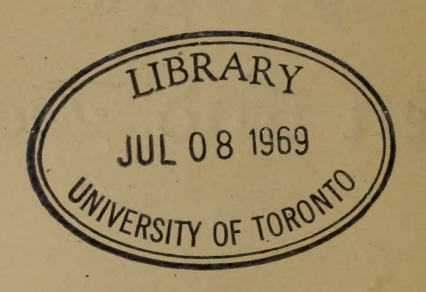


Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich,

K. R. Hofbuchhändler.

1889.



Herrn

Josef Lewinsky,

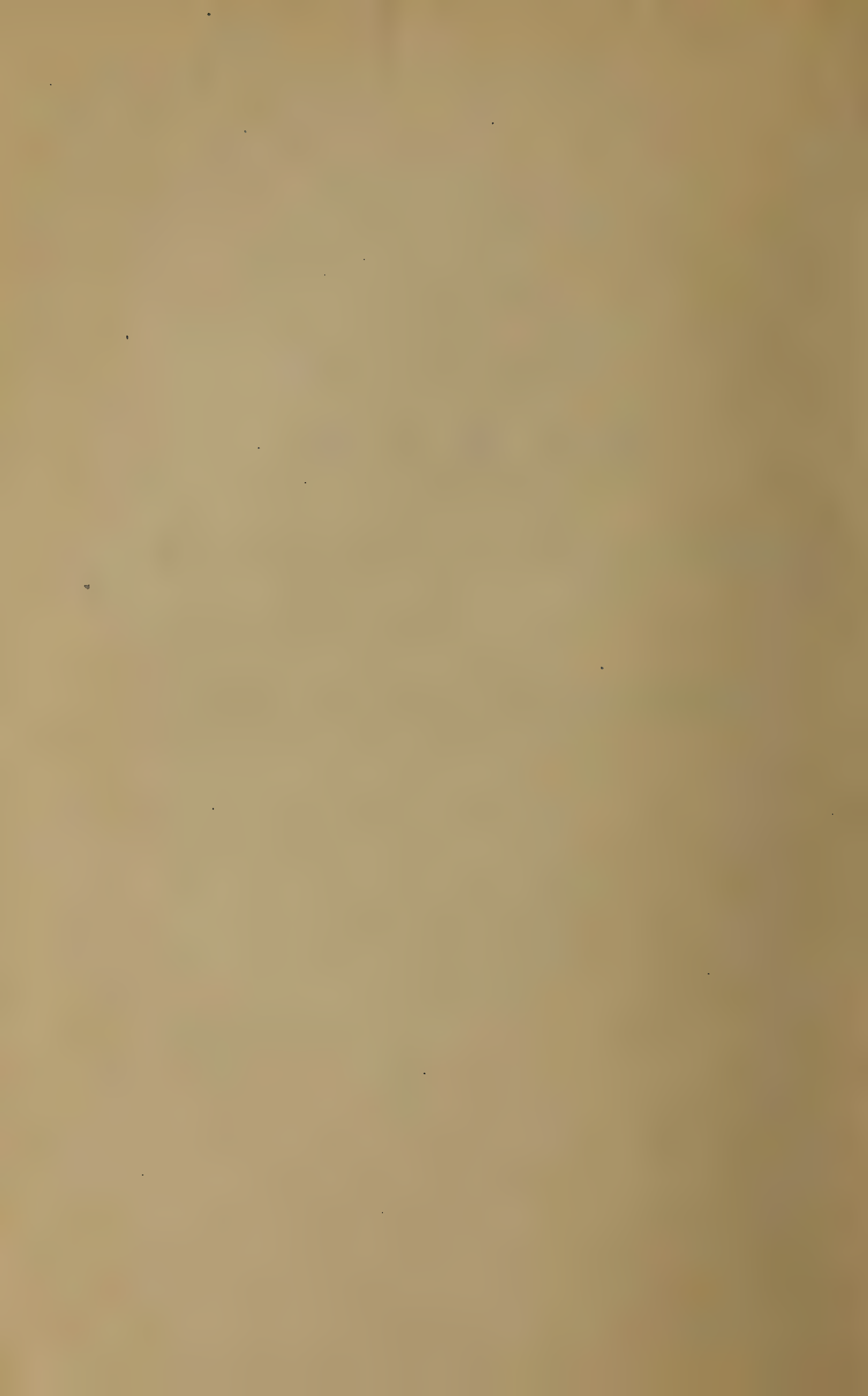
K. K. Hofschauspieler und Regisseur am Burgtheater in Wien,

dem begeisterten Petöfi-Apostel in deutschen Landen

in

dankbarer Verehrung

zugeeignet.



Inhalt.

Petőfi's Leben und Werke.

Das unter diesem Titel hier vorliegende Werk Alexander Fischer's darf als epochemachend in der vaterländischen Literaturgeschichte bezeichnet werden.

Bei Petöfi ebenso wie bei Byron, Heine oder Puschkin kann der Dichter vom Menschen nicht getrennt werden: man muß sie als Eines betrachten, um Beide zu verstehen.

Was Petöfi als Dichter geträumt: er hat es als Mensch auch durchlebt. Ein Prophet, suchte er seine Prophezeiungen thatsächlich zu erfüllen. Er sang von Ruhm, Liebe und Freiheit und hat sich all' dies mit starker Seele erkämpft; er ersehnte sich den Heldentod und folgte so lange seinen Spuren, bis er ihn gefunden.

In der Liebe zu Weib, Vaterland und Freund setzte er sein ganzes Herz ein. Wen er einmal an die Brust geschlossen, mit dem theilte er Alles, selbst seinen Ruhm.

Aber auch hassen konnte er aus ganzem Herzen, und wie in der Liebe, so konnte er sich auch im Hasse niemals genug thun.

Der ungarischen Literatur hat er eine bisher ungekannte Welt erschlossen, die anfänglich überraschte, später triumphirte und endlich die alte gänzlich begrub. Er erhob die ungarische Volksdichtung zu ästhetischer Vollkommenheit.

Die ungarische Volksdichtung trägt nicht nur in ihrem Ausdrucke, sondern auch in ihrem Humor, in ihrer Melancholie und

ihren Bildern den Stempel der Eigenart und Ursprünglichkeit an sich, die in Petöfi's Gedichten ihre Auferstehung feierten.

Er zählte erst sechsundzwanzig Jahre, als er seinen meteorgleichen Lebenslauf vollendet hatte: aber die feurige Bahn, die er beschrieben, sie leuchtet noch heute fort.

Das getreue Bild dieses legendären Poetenlebens finden wir nun in diesem Werke, worin voll Sorgfalt all' die kleinen Züge gesammelt sind, durch welche die geistige Gestalt Petöfi's als ein Ganzes plastisch in die Erscheinung tritt; welche seine Dichtungen, unter zutreffender Beurtheilung ihrer einzelnen Phasen und Wandlungen, erläutern; welche überall im Dichter die so oft wechselnde und doch immer sich treu bleibende Individualität: den Sohn, Liebhaber, Vater, Freund, Propheten, Volksmann, Freiheitshelden, den glücklichen Menschen, leichtsinnigen Kameraden, treuen Gatten und all' die Extreme des menschlichen Gemüthes erkennen lassen, — angefangen bei dem schnurrigen Jungen, der auf der Erde kauernd mit Kieselsteinen spielt, bis zu dem himmelstürmenden Titanen, der nach den Gestirnen des Firmamentes die kühne Hand ausstreckt . . . . .

Vierzig Jahre sind es nun, seit seiner Laute letzter Accord verklungen. Und dennoch tönt sie für und für. Und in je nebelhaftere Fernen seine Gestalt auch entschwindet, in umso gewaltigeren Dimensionen wächst sie vŏr unseren Blicken.

Das gegenwärtige Werk zeigt uns Petöfi so, wie er in Wirklichkeit gewesen, wie ich ihn gekannt habe.

Der Verfasser hat sich des Dankes der Literaturfreunde verdient gemacht im Vaterlande sowohl wie im Auslande.

Budapest 1888.

Maurus Jókai.

Vorwort.

Alexander Petöfi ist der reinste Typus des magyarischen Geistes. In seinen Versen klingt, jubelt, klagt und stürmt all' das, was das ungarische Volk in seinem Innersten erfreut und betrübt, was es empfindet und denkt. Und kein Dichter hat einen größeren Einfluß auf sein Volk genommen wie er.

An der Hand einer reichen Quellensammlung*) will ich zu schildern versuchen, wie Petöfi gelebt und gestrebt, gelitten und gestritten, was er gewollt und vollbracht, wie seine Zeit ihn und er seine Zeit bewegt hat.

Werthvolle Documente zu Petöfi's Lebensgeschichte finden wir zusammengestellt in „Petöfi Sándor vegyes müvei. Kiadta Gyulai Pál, Pest, 1863" (Petöfi's vermischte Werke. Herausgegeben von Paul Gyulai). „Petöfi reliquiák. Gyüjtötte Halasy Aladár, Budapest, 1878" (Petöfi, Reliquien, gesammelt von Alfred

*) Der Verfasser bemüht sich, eine möglichst vollständige Petöfi-Bibliothek zusammenzustellen, die aus Petöfi's Handschriften, aus legalisirten Abschriften von Documenten über Petöfi's Leben, aus allen Originalausgaben, aus den Uebersetzungen in fremde Sprachen, aus jenen Zeitungen, in welchen einzelne Werke von ihm erschienen sind, und aus Journalen und Werken, die kritische, ästhetische und biographische Details über Petöfi enthalten, schließlich aus Porträts und in Musik gesetzten Liedern Petöfi's bestehen soll. Zugleich erklärt sich der Verfasser bereit, interessante Petöfi-Documente käuflich zu erwerben, auch nimmt er jede Berichtigung der in diesem Werke enthaltenen Stellen, sowie auch sonstige biographische Mittheilungen über Alexander Petöfi dankbar entgegen.

Halasy). „Ujabb Petöfi reliquiák. Gyüjtötte Baróti Lajos, Budapest, 1887“ (Neuere Petöfi-Reliquien, gesammelt von Ludwig Baróti). Alles aus Petöfi's Feder, Alles vom lebendigsten Interesse für die Kenntniß seines Lebens und Charakters.

Besitzt auch bis heute selbst die ungarische Literatur keine ausführliche Petöfi-Biographie, so hat Petöfi's Schwager, Paul Gyulai in seinen geistvollen ästhetischen Vorlesungen an der Budapester Universität Anregung zum kritischen Studium Petöfi's gegeben, und eine Anzahl jüngerer Literarhistoriker haben sich mit Beruf und Verständniß an die kritische Analyse und an die historisch-literarische Auffassung Petöfi's gemacht; ich nenne hier die Namen: Dr. Gustav Heinrich, Professor Aurel Török, Professor Árpád Török, Dr. Ambros Neményi, Prof. Eugen Péterfy, Dr. Adolf Silberstein, Kornelius Ábrányi jor, Dr. Johann Váczy, Thomas Szana, Friedr. Riedl, Alexander Endrödy, Hugo von Meltzl, Albert Sturm, Prof. Bernhard Alexander, Benedikt Jancsó, Ladislaus Névy u. A.

Was das biographisch-anekdotische Material betrifft, so steht Petöfi's Jugendfreund, Maurus Jókai, mit seinen reichen persönlichen Erinnerungen, einer Anzahl von Skizzen, Studien und Feuilletons und jener hochbedeutenden und schwungvollen Gedenkrede, die er anläßlich der Enthüllung des Petöfi-Monumentes in Budapest (am 15. October 1882) gehalten, obenan. In seinen Fußstapfen schreiten andere Freunde, Zeitgenossen und Verehrer des Dichters, wie Samuel Orlai-Petrics, Michael und Johann Kemény, Ludwig Szeberényi, Emerich Vahot, Alois Degré, Gustav Lauka, Anton Várady, Karl Vadnay, Graf Alexander Teleki, Karl Zilahy, Ferd. Borostyáni, Alexander Vutkovics u. A.

Ueber den literarischen Apparat meiner Arbeit brauche ich mich hier umsoweniger auszulassen, da ja die benützten Quellen und Hülfsmittel am Schlusse möglichst genau nachgewiesen sind.

Meine Arbeit wird manche Fehler und Irrthümer enthalten, was wohl natürlich ist, wenn man bedenkt, daß das reiche Material zu einer Petöfi-Biographie noch nicht gesichtet und geordnet war. Dieser Aufgabe habe ich mich wohl nach bestem Wissen und

Gewissen unterzogen, doch traf ich auf meinen Nachforschungen auf Ansichten, Episoden und Behauptungen, die einander oft vollständig widersprachen. Vielleicht daß dies Werk die Anregung zur Richtigstellung mancher falscher Daten geben wird.

Indem ich Jenen, die mich bei meiner Arbeit mit Rath und That, bewußt und unbewußt unterstützt haben, meinen herzlichsten Dank sage, komme ich einer angenehmen Pflicht nach. Der Goethe-Biograph J. Lewes hat mit seiner Aeußerung vollkommen Recht, daß die Anerkennung empfangener Hülfe ein Hauptstück literarischer Höflichkeit ist, das nur zu oft vernachlässigt wird.

Früher als bei anderen großen Todten wob die Legende ihren idealisirenden Schleier um Petöfi's Züge, dazu kam die Verhimmelungsmanie, welche in falsch verstandener Pietät Petöfi mit einer strahlenden Gloriole umgab.

Auf Grund neuer Untersuchungen zusammengetragener Daten und gestützt auf eigene Schlußfolgerungen, habe ich die zahlreichen Uebertreibungen auf ihr wahres Maß zurückgeführt, um ein Bild des Dichters zu entwerfen, welches ihn so zeigt, wie er wirklich gewesen, mit allen Fehlern und Schwächen. Petöfi war zu groß, um unsere Liebe einzubüßen, weil er in manchen Punkten unseren Tadel auf sich zieht. Ich werde nicht versuchen, diese Fehler zu verstecken; man möge sie so hart beurtheilen, wie sie es verdienen, sie werden so wenig seinen Ruhm vermindern, wie die Sonnenflecken im Stande sind, das Licht dieses Himmelskörpers zu verdunkeln.

Der Besprechung von Petöfi's Werken habe ich einen breiten Raum angewiesen und zur Belebung und Charakterisirung einzelne Gedichte und Prosawerke dem Inhalte verwoben.

Dies war umso nothwendiger, als ja Petöfi in seinen Werken sein Leben selbst erzählt hat, ich konnte daher wohl nichts besseres thun, als aus dem Born seiner Dichtung zu schöpfen. Man muß Petöfi mit seinen eigenen Worten schildern, will man seiner Wahrhaftigkeit, seiner Volksthümlichkeit und seinem Patriotismus gerecht werden, jenen Tugenden also, für die Niemand so beredte Worte gefunden, als eben er selbst. Petöfi's Dichtungen sind

zumeist Gelegenheitsgedichte im besten Sinne des Wortes, weil ja ein Gedicht von Werth ohne einen bestimmten äußeren oder inneren Anlaß nicht entstehen kann. Seine sämmtlichen Gedichte bilden somit eine Lebensgeschichte in Versen, denn er war ein subjectiver Dichter; er lebte um zu singen und sang nur Erlebtes.*)

Die neueren Literaturhistoriker erweitern die Literaturgeschichte zur Cultur- und Sittengeschichte, auch ich versuche es, innerhalb eines nicht allzu weit gespannten Rahmens, ein treues Gemälde jener Epoche zu entwerfen, auf welche, allen ihren Schatten zum Trotz, kein Ungar zurückblicken kann, ohne daß ihm gerechter Stolz die Brust schwellt.

Die Geschichte der ungarischen Cultur bildet jedoch zu dem Dichterporträt nur den Hintergrund, der mit flüchtigen Linien zu umschreiben und mit gedämpften Farben zu untermalen war.

Petöfi's Name ist ja mit der drangvollen Erhebung Ungarns

---

*) Bei den Gedichten, die ich in meine Arbeit eingeschaltet, habe ich mit Vorliebe die trefflichen Uebersetzungen von Ladislaus Neugebauer benützt. „Die Uebersetzung Neugebauer's ist" — wie Moritz Jókai sagt — „abgesehen von ihrer Formtreue, eine von der begeistertesten Liebe und Pietät eingegebene Nachdichtung des Originales, dem sie keinen Gedanken verkümmert und dabei jede Nuance voll Verständniß ablauscht und wiedergiebt." Von Interesse ist auch Josef Lewinsky's Ausspruch, der für seine Recitationen Petöfi'scher Gedichte in deutscher Sprache ausschließlich die Neugebauer'sche Uebersetzung gewählt hat. „Mir ergeht es im Genusse dieses Dichters, wie vor den hervorragenden Meisterwerken der Porträtmalerei — man hat die Personen nicht gekannt, dennoch sagt jeder Zug: ich bin ein treues Bild des Originales. Ich kenne leider die ungarische Sprache nicht, aber jede Zeile der Gedichte sagt mir, daß diese schönen Nachdichtungen den Originalen frappant gleichen." Für die Aufnahme, welche Neugebauer's Petöfi-Uebersetzung in Deutschland gefunden, spricht wohl am Beredtesten die nach kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite vermehrte Auflage. Aus der reichen Petöfi-Literatur wurden jedoch hier auch die zum Theile vorzüglichen Uebersetzungen von Hugo von Meltzl, Ign. Schnitzer, Karl Bleibtreu, Heinrich Glücksmann, Ludwig Aigner, Heinrich Melas, Andor von Spóner, Dr. J. Goldschmidt, Dr. Josef Steinbach, Adolf Dux, Georg von Schulpe, Max Farkas, Alfred Teniers und Theodor Opitz berücksichtigt.

untrennbar verknüpft, auch wäre, wie Friedr. Bodenstedt richtig bemerkt, „ein so frühes und mächtiges Heranreifen des Dichters, selbst bei der höchsten Begabung, unmöglich gewesen, wenn er allein gestanden und nicht schon früh poetische Luft geathmet, nicht unter seinem eigenen Volke bedeutende Vorbilder und Mitstrebende gefunden hätte.“*)

Die Geschichte der ungarischen Cultur ist dem Auslande noch zumeist fremd. Es giebt kaum eine Nation in Europa, deren Schicksale und Entwickelung so unbekannt wäre, wie die ungarische. Erst durch das Ringen um ihre Unabhängigkeit wurde die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Leider aber wurde Ungarn für das Ausland nur eine „interessante“ Nation. Man bewunderte die Ritterlichkeit, den Heldenmuth der Magyaren, ohne sich viel um ihr staatliches und geistiges Leben zu bekümmern. Manch' gebildeter Engländer hat von Land und Leuten der Fidschi-Inseln eine klarere Vorstellung als von Ungarn, das ihm nur als eine Provinz von Oesterreich gilt. Der Franzose, der sich für Ungarn interessirt, holt sich seine Belehrung aus den Werken Tissot's und der Madame Adam. Und selbst der Deutsche kann sich nicht zur objectiven Betrachtung ungarischer Verhältnisse aufschwingen. In Allem und Jedem sieht er Tendenz zur Unterdrückung des deutschen Elementes. Und so hat sich unser Vaterland auch in Deutschland selten einer der Wahrheit gemäßen Beurtheilung seiner Vergangenheit und Gegenwart zu erfreuen gehabt.

Wenn die Ungarn, gestützt auf ihre historische Vergangenheit, vielleicht manchmal den nationalen Standpunkt zu energisch betonten, wenn einige nationale Heißsporne sich in chauvinistischer Uebertreibung gefielen, so ist die ältere Generation fast durchwegs deutsch erzogen, und in unserem Gefühlsleben hat sich germanische Kraft, Innigkeit und Tiefe mit nationalem Stolz, Feuer und Ritterlichkeit verbunden.

---

*) Gedichte von Alexander Petöfi. Aus dem Ungarischen von Ladislaus Neugebauer. II. Auflage, Leipzig 1885, Otto Wigand. Vorwort von Friedr. Bodenstedt. Seite VII und VIII.

Es ist für Ungarn eine Art Naturgesetz, in der Strömung des westlichen Europas zu leben.

Der ungarische Unterrichtsminister August Trefort sagt im Vorworte seiner lesenswerthen Essay's und Denkreden (Leipzig, Dunker & Humblot, 1887): „Unsere Monarchie ist für das Deutsche Reich, wie mächtig dies auch heute sei, von ganz besonderer Bedeutung; die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Staaten haben ein stets deutlicher sichtbares und fühlbares politisches Gewicht."

Trotz seines patriotischen Gefühles nimmt der Verfasser einen streng objectiven Standpunkt ein; in der unbefangenen Beurtheilung der Verhältnisse hat er sich den Satz zur Richtschnur genommen, daß das rechte Wort am rechten Ort nicht verletzen kann noch darf.

Wenn diese Arbeit die Sympathie des deutschen Lesers für unseren größten Dichter zu wecken und zugleich auch das Verständniß für die Vergangenheit und Gegenwart unserer Nation zu fördern geeignet ist, so entspricht sie ihrer Aufgabe und dem aufrichtigen Wunsche ihres Verfassers.

Budapest, im Sommer 1888.

Alexander Fischer.



Die Epochen der ungarischen Cultur.*)

Im vierten Jahrhundert hatte der Hunneneinfall die Lawine der Völkerwanderung in's raschere Rollen gebracht und im neunten Jahrhundert staute sich die gewaltige Bewegung gleich nach der Einwanderung der Magyaren. Somit bezeichnen die Hunnen und die Magyaren den Anfang um das Ende der Völkerwanderung.

Einmal festen Fuß gefaßt in dem großen Oval von Tiefland, das, von mächtigen Gebirgszügen umrahmt, einer kolossalen natürlichen Festung gleicht, konnte sich das tapfere Volk hier behaupten.

Brach sich an dieser mächtigen Wehre die Ebbe und Fluth der Völkerwanderung, so wurde Ungarn auch in der Folge ein Schutzwall für ganz Europa.

Ueber den eigentlichen Ursprung der Magyaren oder Ungarn**) schwebt noch ein undurchdringliches Dunkel. Zwei ungarische For-

---

*) Zur näheren Orientirung in der ungarischen Literaturgeschichte sei hier auf das demnächst im Verlage von Wilhelm Friedrich in Leipzig erscheinende größere Werk über die ungarische Literatur von Professor J. H. Schwicker verwiesen.

**) Bei den Slaven Uhri, Ugri, Ungri, bei den Deutschen darnach Ungarn oder Hungern benannt. Was den Namen Madiar betrifft, existirt er seit dem neunten Jahrhundert unter den Völkern am Ufer des schwarzen Meeres.

scher, der Linguist Paul Hunfalvy und der Ethnograph Hermann Vámbéry, haben sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt.

Paul Hunfalvy*) sucht mit der Leuchte der Sprache tiefer in die Vergangenheit zu dringen, wohin das historische Licht nicht leuchten kann, und hat gefunden, daß die Ungarn zu dem finnisch-ugrischen Volks- und Sprachstamme gehören, daß sie also die Jugend ihrer Nation und die Bildungsperiode derselben mit den Finnen und Ugern verbracht haben, wo sie Jagd und Fischerei getrieben. Nachdem die Ungarn aus uns unbekannten Ursachen aus ihrem Stammlande von den Höhen des Ural allmählich in die Steppe zwischen Don und Wolga herabgestiegen waren, kamen sie mit türkischen Völkern in Berührung, weshalb man sie geradezu Türken nannte. Sie entnahmen der türkischen Sprache Worte für Dinge, die ihnen in ihrer Heimath fremd waren. Bevor die Ungarn in ihr heutiges Land zogen, hatten sie schon Verkehr mit Slaven. Im neuen Lande mußte der slavische Einfluß noch größer werden, denn es war hier überall eine slavische Bevölkerung vorhanden. So erklärt Hunfalvy die türkischen und slavischen Elemente in der ungarischen Sprache. Hermann Vámbéry ruft in seinem Werke**) nebst der Zeugenschaft der Sprache noch die der Geschichte und Cultur an, um den Beweis für seine Theorie zu erbringen.

Nach Vámbéry sind die Ungarn ein Mischvolk, in welchem nicht wie bisher allgemein angenommen wurde, das finnisch-ugrische, sondern das türkisch-tartarische Element den Hauptbestandtheil bildet.

Vámbéry hat bekanntlich jahrelang das Leben, die Natur, den Charakter, die Sprachen und Sitten der nomadischen und halbnomadischen Völker Mittelasiens studirt und in diesen seinen Studien sind ihm Erscheinungen aufgestoßen, die ihn an ähnliche Erscheinungen am ungarischen Volke erinnerten. Nach und nach reifte in ihm die Ueberzeugung, daß zwischen den zahlreichen ähnlichen Erscheinungen ein organischer Zusammenhang bestehen müsse.

---

*) Paul Hunfalvy. Die Ungarn oder Magyaren. 5. Band aus dem Sammelwerke: Die Völker Oesterreich-Ungarns, Wien, 1884.

**) Vámbéry Ármin. A magyarok eredete. Budapest, 1882. Hermann Vámbéry. Der Ursprung der Magyaren. Leipzig, 1882.

Die Magyaren seien somit als ein solches türkisches Volk zu betrachten, welches gleichsam die nördliche Grenzwache des von den Türken bewohnten großen Gebietes bildete, wo es sich mit dem benachbarten finnisch-ugrischen Elemente vereinte, trotzdem aber als ein Glied der türkischen Völkerfamilie auf die Bühne der Weltereignisse tritt.

Die wichtigsten Argumente Vámbéry's neben den sprachwissenschaftlichen bilden die culturellen Momente.

Die auf den unendlichen Pußten wohnenden Völker haben sich stets durch abenteuerliche Neigungen, kriegerischen Charakter und Lust am Beuteholen ausgezeichnet. Läßt sich nun annehmen, daß dies ungrische Volk, welches sich zwischen dem Volksgetümmel jener Zeit vom Ural und der Wolga bis zur Donau einen Weg zu bahnen vermochte, welches behufs Gründung einer neuen Heimath die bunten Völkerschaften Pannoniens besiegen mußte, welches endlich durch seine Raubzüge nach dem Süden und Westen der Schrecken Europas ward, daß dieses kriegerische Volk mit den friedliebenden, von Fischerei und Wieseljagd lebenden Finnen blutverwandt sei? Durch solche kräftige Argumente weiß Vámbéry die vom ihm aufgestellte Hypothese zu festigen, ohne jedoch Hunfalvy's Theorie, die bereits in der Geschichte Heimathsrecht erlangt hat, wesentlich zu erschüttern.

Hunfalvy läßt ja einen jahrhundertelangen Verkehr des ursprünglich seßhaften finnisch-ugrischen Volkszweiges mit den nomadenhaften türkisch-tartarischen Völkern zu, innerhalb welch' ungemessenen Zeitraumes wohl eine Umwandlung des Volkscharakters und das Aufgehen seiner Eigenthümlichkeiten in denen eines anderen stärkeren Volkes wohl möglich ist.

In ihren Ursitzen wohnend, waren die Ungarn ein sanftes Hirtenvolk; von Wandervölkern angegriffen, mußten sie zu den Waffen greifen und sich dann kämpfend durch verschiedene Länder Bahn brechen. Durch dieses dauernde Kriegsleben verwilderten sie, gewannen jedoch auch jenen staatenbildenden und heldenhaften Geist, dem sie so viele Erfolge verdanken sollten.

Die Geschichte Ungarns beginnt im neunten Jahrhundert

mit der Festsetzung der Magyaren unter Álmos und dessen Sohn Árpád.

Dies geringzählige Volk eroberte ein Land so groß wie Frankreich, das schon zu jener Zeit von culturüberlegenen Volksstämmen besetzt war. Trotzdem besiegte diese Minderheit die physisch wie moralische Mehrheit und nahm das gesammte große Reich in Besitz.

Auch Árpád, der Führer der Magyaren, war zur Herrschaft geboren, wie Attila, der Schöpfer des mächtigen Hunnenreiches, nur daß Árpád's Staat nicht mit dem Tode seines Stifters zerfiel.

Árpád war ein Mann der zielbewußten That. Als Eroberer suchte er nicht die besiegten Fürsten und deren Völker zu vertilgen, sondern beließ sie in ihren Besitzen. Nur jene machte er sich zu Sklaven, die seinem mächtigen Willen widerstrebten.

In Folge des Heldenrufes der Magyaren in ihrem Kriegsglücke, in Folge der Duldung und Schonung, die sie fremden Nationen und Religionen gegenüber befolgten, und in Folge ihres staatsmännischen Geschickes überließen die Besiegten willig den Magyaren die Hegemonie und nahmen von ihnen Gesetze, Sitten, alle Organisationen des Staates und der freien Gemeinde an.

Das wilde Reitervolk war Anfangs der Schrecken von ganz Europa. Es dehnte seine Kriegs- und Raubzüge bis an die Nordsee hin, bis an den Süden Frankreichs und Italiens, bis an das schwarze Meer, nahe der Urheimath. Aber die öfteren Niederlagen, die sie erlitten, gaben ihnen eine andere Richtung. Durch Deutschland zurückgeworfen, concentrirte sich die ungarische Energie nach Innen. Man begann die Grenzen des Reiches abzustecken und zu befestigen, neue auswärtige Colonisten zum Ersatz der geschwächten Bevölkerung und zur Einführung der Künste des Friedens anzusiedeln.

Nichts beweist mehr die Neigung zur Cultur als der einfache Glaube, der ernste Gottesdienst, den die Ungarn von der Urheimath mitgebracht und hier lange geübt hatten. Sie beteten einen Gott an, den Herrn der Schlachten, der über den Wolken thront, von wo aus er das Geschick der Nation bewacht. Er ist allein der Gott der Magyaren, wie Jehovah der Gott der Juden. Dieser Gott, dessen Pfeil der Blitz, dessen Hand der Regenbogen ist und

den sie in den Naturelementen, Feuer, Luft, Wasser und Erde, verkörpert sahen, führte sie aus den asiatischen Steppen in das reiche Pußtenland, das sie als Erbe ihrer Vorfahren, der Hunnen, in Besitz nahmen. Zu seiner Ehre opferten sie auf Bergen, an Flüssen und Quellen hauptsächlich weiße Rosse und Früchte.

Neben Gott hatten die Magyaren auch eine Verkörperung des bösen Prinzips, eine Art Teufel.

Sie ehrten die Gottheit mit Gesängen, Gebeten und Opfern. Leiter des Cultus waren die Priester, Richter und Wahrsager. Mit religiöser Weihe gingen die Ceremonieen des Schwures, der Geburt, der Vermählung und der Bestattung vor sich.

Im Gegensatze zu dem Hunnen hatte der Magyare nur ein Weib. Das Weib war nicht die Sklavin, sondern die Gefährtin des Mannes. Die Todten wurden verbrannt; die Asche in Urnen an Bächen und Flüssen vergraben. Auf den Gräbern wurden Hügel gehäuft und Steingötzen darauf gestellt. Sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seelen, und zwar in schönster dichterischer Auffassung, so daß die Gestorbenen auf den Sternen weiter leben, wo sie der kriegerischen Freuden im höchsten Maße theilhaft würden. Dort setzen die gefallenen Helden ihre Kampfzüge fort und in tiefer Nacht erkennen die später Geborenen an manchen himmlischen Erscheinungen die mächtigen Thaten der kriegerischen Ahnen.

Aus all dem ist ersichtlich, daß die alten Magyaren ein denkendes, gläubiges, poetisch veranlagtes Volk gewesen, das sich durch eine eigenartige Bildung hoch über die übrigen asiatischen Steppenvölker erhob. Begabt mit einer lebhaften Phantasie und einem empfänglichen Sinn für alles Große und Schöne trat dies kriegerische Volk in die europäische Cultur ein.

Wir haben früher der zwei Hypothesen von dem Ursprung der Ungarn gedacht, ob sie nun von den nördlichen Finnen oder den östlichen Türken abstammen oder nicht, die Sprache ist beiden Völkern verwandt, doch außerdem weist die Sprache noch Spuren auf von einem vorzeitlichen engeren Verkehre mit den indogermanischen und arischen Stämmen. Dessenungeachtet schon in vorgeschicht-

licher Zeit von ihren Verwandten getrennt, entwickelte sich wunderbarerweise Natur und Sprache selbstständig weiter.

Die ungarische Sprache war wohl im Alterthume, was den Wortschatz betrifft, ärmer, doch in der Form reiner und gründlicher. Die Schönheit der Sprache beruht im Wohlklang und der Geschmeidigkeit, aber ganz eigenthümlich, ja einzig ist, daß diese Sprache keine landschaftlichen Mundarten und Dialekte, also auch keinen Unterschied zwischen der Sprache der Gebildeten und Ungebildeten kennt.

Diese kräftige, gefügige, gesunde und stolze Sprache müßte sich, sollte man meinen, eine eigene Literatur geschaffen haben. Doch dem ist nicht so. Trotz der Vorzüge ihrer Sprache hat Ungarn keine eigentliche literarische Entwickelung. Von einer alten Literatur, welche ganz und gar aus dem Genius dieses Volkes selbst hervorgegangen, kann nicht gesprochen werden. Die alten Ungarn hatten wohl religiöse Trauer und politische Gesänge, die wichtigsten waren jedoch die Sagendichtungen, die sich mit den bemerkenswerthen Wechselfällen der Nation und den Großthaten ihrer Helden beschäftigten. Das Verlassen der alten, die Suche nach einer neuen Heimath, die Kämpfe und Abenteuer, die die Magyaren bei der Staatenbegründung bestanden, mußten die Sagendichtung mächtig beeinflussen. Diesen volksthümlichen Sang hegte und pflegte eine eigene Sängerzunft, die Hegedösök, d. h. Geiger, welche bei Begleitung eines Saiteninstrumentes lange, monotone Rhapsodieen herabsangen. Von diesen Rhapsodieen, die nur in mündlicher Ueberlieferung gelebt, ist nichts auf unsere Zeit überkommen, doch benützten sie die späteren Chronisten als Geschichtsquellen, und so ist wenigstens ein Theil ihres Inhaltes aufgezeichnet, aus welchen der Schöpfer der ungarischen Literaturgeschichte, Franz Toldy, zwei große Sagenkreise, die Hunnensage und die altungarische Heldensage, herausgeschält hat.

Besteht auch kein genetischer Zusammenhang zwischen den Hunnen und Magyaren, so hat die Tradition und Sage schon früh diesen Zusammenhang hergestellt, und mit Stolz bezeichneten sich die Magyaren als direkte Nachkommen jenes heldenhaften

Stammes, der selbst in der Sage eines fremden, feindlichen Volkes eine ehrenvolle Rolle eingenommen.

Unter der Herrschaft der Fürsten aus dem Hause der Árpáden wurde aus dem erobernden Nomadenvolk ein seßhaftes Culturvolk.

Diese große Umwandlung wurde durch zwei bemerkenswerthe Einführungen vermittelt. Durch Errichtung der Monarchie im Jahre 1000 suchte König Stephan das Staatswesen einigermaßen zu regeln, auch wußte er das Christenthum innig mit der Nationalität zu verschmelzen.

Die meisten Staatsorganismen Europas sind aus dem Königthum hervorgegangen. Diese monarchische Genesis tritt jedoch bei keinem anderen Staate so sehr in den Vordergrund, als beim ungarischen, der seine eigentliche Existenz vom ersten Könige, der nicht blos der Beherrscher, sondern auch der Apostel seines Volkes war, dadirt. Im Jahrhundert der Völkerwanderung war die römische Kirche — im Gegensatze zu der, von der Verrottung des byzantinischen Reiches angesteckten griechisch-orthodoxen — die einzig staatenbildende Macht. Sie verlieh dem Königthum die religiöse Weihe und gab ihm dadurch ein vorher unbekanntes Ansehen und eine, den Großadel langsam unter sich beugende Gewalt.

Sie hatte vom alten römischen Reiche einen ausgebildeten Verwaltungsapparat und eine, alle Gebiete des menschlichen Seins umspannende Gesetzgebung geerbt; theilte von diesen Schätzen den bekehrten Nationen mit und schuf so aus den Tummelplätzen wander- und kriegslustiger Horden feste Staatengebilde.

Für die Weisheit des ersten Königs von Ungarn zeugt, daß er für sich und sein Volk das Christenthum der römischen Kirche annahm; hätte er seine religiösen und politischen Institutionen aus dem schon damals dem Marasmus anheimgefallenen byzantinischen Reiche geholt, so wäre die ungarische Nationalität wahrscheinlich im Slavismus, die ungarische Freiheit aber ganz gewiß in starrem Absolutismus untergegangen.

Der Einfluß der Kirche wirkte wohlthätig auf Besänftigung des Charakters und der Sitten des rauhen Volkes. Die vom

Könige errichteten Bisthümer und Schulen wurden die Wiegenstätten lateinischer Bildung.

Mit Kraft, wenn es Noth that mit dem Schwert in der Faust, trat Stephan jenen entgegen, die den nationalen Genius voll und ganz bewahren wollten und die in Folge dessen die alten Ueberlieferungen ausreligiösen oder politischen Gründen vertheidigten.

König Stephan war nicht allein der Bahnbrecher der größten und folgenschwersten religiösen Neuerung bei seinem Volke, sondern auch der Schöpfer eines neuen politischen Systems, von welchem selbst im heutigen Ungarn unverwüstliche Spuren vorhanden sind. Er schuf eine völlig neue politisch-militärische Eintheilung, die Comitate, — begründete hiermit die politische Einheit des Landes, indem er das frühere föderative System nach blutigen Kämpfen und mit der schonungslosen Energie des Reformators beseitigte. Das ungarische Corpus juris reicht über den ersten König nicht hinaus. König Stephan's Decrete sind die ersten Gesetze im altehrwürdigen Gesetzbuche Ungarns. In diesen Decreten kommt auch der so oft citirte und commentirte Passus vor, daß ein einsprachiges Reich schwach und gebrechlich sei. Den Anstoß zur Vielsprachigkeit Ungarns gab der König durch Hereinrufen ausländischer, zumeist deutscher Colonisten, ohne deren Mithülfe das Aufblühen des neu geschaffenen Staates undenkbar gewesen wäre Er hat dadurch dem Lande und der Nation den Charakterzug der Gastlichkeit eingeimpft, theilweise aufgezwungen. Für den nach festen Formen ringenden ungarischen Staat war die Heranziehung fremder Culturelemente gewiß eine Lebensfrage. Die Gastlichkeit war mit der Neigung und Fähigkeit des leitenden Volksstammes verbunden, Personen anderer Abstammung in sich aufzunehmen und sie zu ihrem eigenen Fleisch und Blut zu machen. Das größte Verdienst Stephan's besteht gerade darin, daß er die Nothwendigkeit der religiösen und culturellen Anlehnung Ungarns an den Westen — bei voller Wahrung der staatlichen Unabhängigkeit des Landes — erkannt hat.

Im Gegensatze zu dem mittelalterlichen Despotismus gewahrte der König dem Lande eine freie Constitution auf Basis des Grund-

satzes, der König ist der Erste unter Gleichen. Niemand kann Gesetze geben als das gesammte stimmfähige Volk. Die Eigenthumsverhältnisse der Nation wurden geordnet, das Leben und Vermögen der Unterthanen durch strenge Gesetze geschützt. Der Schirmherr der aufstrebenden Nation bewährte sein staatsmännisches Geschick wohl am besten dadurch, daß der Gedanke seiner unvergleichlichen Regierungsthätigkeit auch im mächtigen Wandel der Zeiten und Verhältnisse seine schöpferische Kraft nicht eingebüßt hat.

Nach dem Tode König Stephan's standen dem Aufblühen des Staates und der Entwickelung seiner Kräfte große Hinternisse entgegen.

Aus dem Dunkel dieser Zeit treten glänzend hervor Ladislaus I. und König Koloman der Gelehrte. Beide behaupteten mit Festigkeit und Würde die ungarische Krone gegen äußere Angriffe, beide stellten durch treffliche Gesetze die Ordnung im Innern her.

Ein streitbares Reitervolk, haben die Ungarn auch in Zeiten, wo mildere Sitten ihren Einfluß übten, die kriegerische Kraft und den ungebändigten Freiheitssinn beibehalten und das bei einem so ritterlichen Volke naturgemäße Feudalwesen ausgebildet.

Da der Adel fast ausschließlich dem Waffenhandwerk oblag, so vereinte sich alles Wissen und alle Bildung in den Händen der Geistlichkeit, und als eine gewisse Ruhe zum literarischen Schaffen einzutreten begann, hatte die Mönchssprache, das Latein, die Volkssprache fast ganz verdrängt. Sie herrschte in Kirche, Schule und Verwaltung, ja selbst auf den Reichstagen. Ob die Ungarn vor ihrer Christianisirung eine eigene Schrift gehabt, ist nicht erwiesen. Die Männer der Kirche — zumeist Deutsche — brachten Cultur mit sich, die natürlich keine Cultur deutscher Sprache gewesen, sie verwendeten in der Folge das lateinische Alphabet auch zum Schreiben des ungarischen und wir finden nirgend auch nur die geringste Spur eines Conflictes der neuen mit einer alten Schrift.

Die fremden Glaubensbekehrer kannten nicht das ungarische Volksleben, den Geist der Nation, sie standen den alten Traditionen pietätslos gegenüber und so konnten sie auch auf die Entwickelung des nationalen Schriftthums keinen Einfluß üben.

Es verschmähte jedoch die Kirche, so römisch sie war und so lateinisch die ganze Gelehrsamkeit ihrer Geistlichen gewesen, den Gebrauch der ungarischen Sprache nicht, sobald dieselbe ihren Zwecken förderlich war. So entstanden gewiß bald Uebersetzungen der Paternoster, des Credo und Ave Maria und mancher Glaubenssätze in der Landessprache, doch dies waren nur ausnahmsweise Concessionen. Die siegende Kirche bot als Ersatz für die von ihr bekämpfte Nationalsage nur die Fülle der geistlichen Literatur lateinischer Sprache, die durch die Thätigkeit der Mönche fortwährend vermehrt wurde. Der Fanatismus der Geistlichkeit im Kampfe gegen die Heldensagen ist erklärlich, denn diese historischen Gesänge waren das mächtigste Bollwerk des heidnischen Glaubens.

Nun wo die Geistlichen und Vornehmen das ungarische Sagenlied fallen ließen, sank es mehr in die niederen Schichten des Volkes hinab. Die Stände theilten sich auch in der Literatur. Damals vollzog sich im Geistesleben der Nation ein tiefer Riß zwischen Nationalität und Latinität und diese Kluft zwischen Volksthümlichkeit und Gelehrsamkeit ragt bis in unsere Tage hinein.

Von den Vornehmen mißachtet, von der Kirche verfolgt lebte die Nationalpoesie im Munde und im Herzen des Volkes.

Der Inhalt dieser lyrischen Gesänge und historischen Balladen bestand zum größten Theile aus Ueberlieferungen der früheren heidnischen Zeit, zum Theil wurden auch neue Stoffe zu Ruhm und Schmach auf frisch geschehene bemerkenswerthe Ereignisse gedichtet. Diese Lieder bildeten somit die eigentlichen Zeit-Chroniken.

Zum Fortbestand dieser Geschichtslieder wirkte das ganze mit- und nachsingende Volk, aber die Dichter waren und blieben die Fidler und Spielleute, die den Volksschatz bewahrten und bewachten trotz der Verbote der Kirche.

Die schriftlich niedergelegten Denkmale der ungarischen Literatur in den ersten drei Jahrhunderten sind nur spärlich erhalten, auch haben diese kärglichen Reste ausnahmslos sprachlichen Werth. Die eigentlichen poetischen Erzeugnisse dieses Zeitraumes wurden, wie schon erwähnt, nicht aufgezeichnet, doch bildeten sie deßungeachtet die einzige geistige Nahrung des Volkes. Und das Volk fand in

diesen schmucklosen Gesängen Ergötzung und Belehrung und schöpfte daraus jenen trotzigen heldenhaften Geist, der die ganze Nation beseelt und charakterisirt.

In Folge der ununterbrochenen Kämpfe, namentlich mit den Deutschen, gewannen die waffenfähigen Männer immer mehr Bedeutung, es wurden ihnen von den Herrschern mehr und mehr Vorrechte eingeräumt, um sie der Geistlichkeit entgegenzustellen, deren Macht so sehr gewachsen war, daß selbst dem Königthume davor bangte. Doch merkwürdigerweise hatte das Ritterthum in Ungarn mehr sociale als geistige Bedeutung. Der Feudaladel schuf sich in Ungarn keine Standespoesie, wie im südlichen Frankreich und in Deutschland.

Es wird angezeigt sein, die Ursachen dieser Erscheinung näher zu beleuchten.

Das Mittelalter hat die herrlichsten Blüthen deutscher Dichtung hervorgebracht, während in Ungarn kaum noch der Boden zur neuen Aussaat vorbereitet wurde. Die Machtfülle, zu welcher die Hohenstaufen-Kaiser Deutschland nach Außen erhoben hatten und mit welcher sie zugleich die Ordnung im Inneren herstellten, steigerte das Bewußtsein der nationalen Würde und beförderte materiellen Wohlstand. Die Kaiser waren auch eifrige Förderer der Künste und Wissenschaften. Die sinnliche Farbenpracht des katholischen Cultus hatte die Menschheit für die Poesie des Wunderbaren und Uebernatürlichen empfänglich gestimmt. Das dem deutschen Gemüthe eigene Gefühl tiefer Bewunderung für die Frau als Frau fand in der gläubigen Verehrung der Mutter Gottes den schönsten Ausdruck. Der Mariencult vereinte sich mit dem Frauendienste und bildete einen belebenden und erheiternden Gegensatz zu dem ascetischen Mönchsleben und der dürren Gelehrsamkeit.

Durch die Kreuzzüge kam ein neuer Schwung in's deutsche Mittelalter.

Der religiöse Wahn hatte die Gemüther mächtig aufgewühlt und der Phantasie neue Nahrung zugeführt. Die Ritter lernten nicht nur die Wunder des Morgenlandes kennen, sie wurden auch mit den Sitten und Sagen der abendländischen Völker vertraut.

Unter den französischen Kreuzfahrern mögen sich auch manche Troubadours aus dem sonnigen Thal der Provence befunden haben, die in ihren Gesängen den politischen und socialen Lebensinhalt ihrer Zeit erschöpften.

Es regte sich in den deutschen Rittern die Lust, die Lieder der sangeskundigen Standesgenossen nachzuahmen.

Bald gehörte es zur feinen ritterlichen Bildung, neben den Künsten der Waffen und der höfischen Sitten auch den kunstgemäßen Sang zu pflegen. Dadurch wurde die Beschäftigung mit der Poesie zu einem ehrenden Beruf, auch für Denjenigen, dem sie Erwerb bot. Die ritterbürtigen Sänger waren ja zumeist arm und genöthigt, von ihrer Sangeskunst zu leben. Da aber der Minnesang überall in deutschen Landen heimisch war, auf den Schlössern der Edlen, in den Burgen der Fürsten und Könige, am Hofe des Kaisers, so fanden diese Dichter überall freundliche Aufnahme und Pflege.

Hatte die Liebesromantik der Troubadours einen leichten tändelnden Charakter, fanden sich in diesen allen Schwierigkeiten von Reim und Metrum spottenden Chansons wenig wirklich herzgewinnende Töne, so wußten bald die deutschen ritterlichen Sänger in ihren Minneliedern die ganze Innigkeit, freilich auch die ganze Sentimentalität des deutschen Gemüthes hineinzulegen. Die Liebe wurde die Muse des Zeitalters, sie wurde die strahlende Sonne, welche einen Liederfrühling aus den deutschen Herzen zauberte, einen Frühling voll Glanz und Duft.

Doch leider artete der Frauendienst bald aus, indem der Minnesänger als seine Herrin und Huldgöttin zumeist die Frau eines Andern verehrte. Durch die Ausdauer seiner Liebe und durch den Glanz seiner Ritterthaten warb er gewöhnlich mit Erfolg um süßen Minnesold.

Gelangte somit der Minnesang durch den erhabenen Frauencult zur höchsten Blüthe, so verursachte die Entartung desselben auch den jähen Verfall der höfischen Literatur.

Ganz anders lagen die Verhältnisse in Ungarn.

Die Nation hatte spät Wurzel gefaßt im Heimathsboden und war das ganze Mittelalter hindurch mit Kämpfen um die Befesti-

gung der Grenzen und der Begründung der Verfassung beschäftigt. Die Könige fanden keine Zeit sich um die Künste und Wissenschaften zu bekümmern.

Sahen wir im Mittelalter überall das Christenthum auf die Höhe der Macht gelangt, so hatte es in Ungarn noch fortwährend mit dem Heidenthum zu ringen.

Selbst als das ganze übrige Europa zur Zeit der Kreuzzüge vom religiösen Wahn befallen war, äußerte sich dies Gefühl in Ungarn viel gemäßigter, eben weil die Kirche im Nationalleben noch nicht festen Fuß gefaßt hatte. Der Kreuzzug galt den Ungarn mehr für eine kriegerische Unternehmung als für eine religiöse That. Hielt man sich somit auch von den maßlosen Uebertreibungen dieser Zeit frei, so nahm man auch wenig Theil an den heilsamen Folgen, was sich namentlich an der Armuth, sagen wir es offen, im Mangel einer mittelalterlichen Literatur fühlbar machte.

Der ungarische Ritter lebte nur dem Waffenhandwerke, in Folge dessen bekümmerte er sich wenig um höfische Sitten und gelehrte Bildung.

Wir finden in der ungarischen Cultur jener Tage keine Spur von dem bei anderen Völkern in Schwung gekommenen Liebescult und Frauendienst. Der Magyare hatte die Frau als Gleichberechtigte zu sich erhoben und ehrte in ihr die Gefährtin seines Lebens, die Mutter seiner Kinder. Diese Liebe artete jedoch nicht in knechtische Abgötterei aus, er warf sich nicht vor dem Weibe zu Boden, damit sie ihre Füße auf seinen Nacken setze; seinem rauhen kräftigen Wesen blieb die Gefühlsschwelgerei und die Sentimentalität des französischen und deutschen Ritterthums durchaus fremd, auch hinderte ihn sein männlich gerader Charakter daran, um das Weib eines Anderen zu buhlen. Der ungarische Ritter war viel zu stolz und selbstbewußt, als daß er um Lohn und Verdienst gesungen hätte, dafür waren ja die Joculatoren, Histrionen, Hegedösök da. Er erlustigte sich beim Becher Wein an dem einfachen Gesang dieses fahrenden Volkes, dessen Inhalt sich nur um die kühne Mannesthat drehte und dieses kunstlose Heldenlied begeisterte ihn zu neuen Wagnissen.

Die höfische Bildung und die Standespoesie der westlichen Culturvölker hat somit auf das ungarische Geistesleben des Mittelalters wenig, oder gar keinen Einfluß genommen.

Gegen Mitte des 13. Jahrhunderts unterbrach der Einfall der Mongolen jedes Reformwerk. Nach dem Abzug der wilden Horden wurden Ansiedler in das entvölkerte Land berufen und Ordnung und Sicherheit wieder hergestellt. Die deutsche Sprache und deutsche Bildung, insofern diese außerhalb der literarischen und juridischen Sphäre lagen, kamen mit den behufs Niederlassungen in den Städten eingewanderten Handwerkern und Bergleuten in's Land und eroberte größeres Terrain.

Die Magyaren hatten sich im Laufe der Zeiten bereits an städtisches Zusammenleben und an bürgerliche Einrichtungen gewöhnt, durch Heranziehung fremder Colonisten entwickelte sich allmählich ein reger Gewerbefleiß. Als 1300 die männliche Linie des Árpáden-Stammes erloschen war, erkor die Nation, gemäß des alten Rechtes der Wahlfreiheit, Karl Robert den Abkömmling des italienischen Fürstengeschlechtes der Anjou, zum Könige, so daß auch dessen gesetzliche Nachkommen die ungarische Krone erben konnten.

In der Entwickelung der ungarischen Cultur bildet das Zeitalter der Anjou eine gewaltige Epoche, welche der ungarischen Nation einen weiteren Gesichtskreis eröffnete und Ungarn neben den Deutschen auch mit anderen westlichen Völkern, namentlich mit den Italienern in Verbindung brachte. Die Anjou's erhoben das Land zu nie geahnter Bedeutung. Ungarn nahm eine maßgebende Stellung unter den Staaten Europas ein.

Karl Robert's Sohn Ludwig I. (der Große) beförderte durch seine glänzenden Reisen und durch seine italienischen Feldzüge zunächst wohl das Feudalwesen und die Macht des Adels, aber sie brachten auch wirklich geistige Vortheile, indem sie die Nation mit auswärtiger Cultur bekannt machten. Der Verkehr mit Venedig, dem Emporium des mittelalterlichen Weltverkehrs, belebte auch den ungarischen Handel.

Dadurch entwickelte sich der Stand der Mittelclassen und das Zunftwesen auf breiter Basis.

Das Handwerk war jedoch fast ganz in den Händen der Fremden, auch waren die herrschenden Ansichten der Industrie nicht günstig. Offenheit, Aufrichtigkeit, derbe Geradheit und Heiligkeit des Wortes waren nationale Sitten. Diese waren Hindernisse der Industrie, denn sie sind den Eigenschaften entgegengesetzt, die im Drang der Concurrenz zum Vorschein kommen. Die Ungarn hatten Muth und Tapferkeit in Kriegsgefahr, aber sie verachteten jede Beschäftigung in kleineren unbeachteten Kreisen; daher verbrachten sie, wenn sie nicht eben Gelegenheit hatten durch Kriegsthaten zu glänzen, ihre Zeit müßig und überließen die Arbeit den Eingewanderten und den Sklaven.

Ferner konnte man nur durch Tapferkeit Eigenthum an Grund und Boden erlangen, das durch Kauf Erworbene war blos Bauerngut und stand niedriger im Range; hiermit fehlte ein Hauptmotiv — nach Capital streben, das Capital zu verwerthen und somit ein bedeutender Factor des Wohlstandes. Das Erbrecht, nach welchem der adelige Grundbesitz in der Familie bleiben mußte, schwächte ebenfalls den Trieb zu erwerben und nährte den Adelshochmuth.

Unter der Regierung des deutschen Kaisers Sigmund, der als Tochtermann Ludwig's die ungarische Krone erhielt, erblich der strahlende Glanz der ungarischen Nation. Streitigkeiten mit den Großen des Reiches, die sich gegen die Fremdherrschaft empörten, sowie der Einbruch der Türken und die Hussitenkriege waren der kräftigen Entwickelung des Staates abträglich, aber das ehrliche Wollen des Königs, dem das Wohl des Reiches in jeder Hinsicht am Herzen lag, verhinderte den Verfall. Die Pracht und Kunstliebe des königlichen Hofes gab dem Handel, dem Handwerk und der Kunst kräftige Impulse.

Ein erfreuliches Zeichen war ferner der zunehmende Gebrauch der ungarischen Sprache, nicht nur im öffentlichen Leben, sondern auch im Haushalte der königlichen Familie, trotz deren fremder Abstammung. König Robert kannte wohl noch nicht die Landessprache, doch machte er sie an seinem Hofe heimisch, sein Sohn und Nachfolger Ludwig war schon ungarisch erzogen und auch dessen Eidam Sigmund hatte große Vorliebe für die ritterliche Nation.

Daß die Literatur sich am allgemeinen Aufschwunge nicht betheiligte, ist in der unumschränkten Herrschaft der lateinischen Sprache und in der auf dem Gebiete der Religion sich offenbarenden Knechtschaft zu suchen.

Das Um und Auf der poetischen Erzeugnisse der Nation bestand in den einfachen Darbietungen der Spielleute, die sich bestrebten, nebst den mündlichen Ueberlieferungen der vorigen Epoche auch Ereignisse der jüngsten Zeit episch zu verwerthen; wie das grause Geschick der Familie Zách, den Henkertod von Kont und seinen Gefährten und andere aktuelle Begebenheiten. Ja selbst ausländische sagenhafte Gebilde fanden unter den namenlosen Dichtern ihre Uebersetzer und Bearbeiter.

Allmählich machte sich auch in diesen Gesängen der Einfluß der christlichen Weltanschauung bemerkbar; die schönsten Errungenschaften des Mittelalters, der edle ritterliche Sinn und die Zuversicht im Glauben verliehen den dichterischen Erzeugnissen neuen Reiz und neue Farbe.

Diese Weltanschauung konnte jedoch nicht mehr umgestaltend auf die nationale Literatur wirken, denn als unter den Anjou's die Pracht des königlichen Hofes und die Romantik des ritterlichen Lebens sich auch nach Ungarn den Weg bahnte, war die Sonne des Mittelalters bereits im Verscheiden und die Morgenröthe einer Zeit begann zu tagen, die der Welt neuen Gedankengehalt geben sollte.

Aus dem dramatischen Charakter der Messe verquickt mit volksthümlichen Elementen entstand in Ungarn, wie anderswo das Drama. Spuren finden sich schon unter den Árpáden. Ja der Uebergang des Dramas von der Kirche in die Welt, der Rollen vom Clerus auf den Laienstand scheint sich hier rasch vollzogen zu haben, denn die Chroniken wußten schon in jener Zeit von Histrionen und Mimikern zu erzählen.

Auch die Schulen vermehrten sich. Nach dem Muster der pariser Akademie ward schon in der vorigen Epoche eine Hochschule zu Veszprim errichtet, Ludwig der Große gründete die Universität zu Fünfkirchen, Sigmund ein Studium generale in Ofen.

Freilich standen diese Hauptschulen unter geistlicher Leitung, die jedes freiere Regen des menschlichen Geistes gewaltsam zu unterdrücken wußte. Die Kirche nach Außen blühend, war im Innern bereits vom Wurm angefressen. Der Eifer der Mönche war erkaltet, die Priester nährten weltliche Leidenschaften.

Die Hussitenbewegung hatte auch in Ungarn die Geister gewaltig durcheinander gerüttelt, denn es gab Leute von kühnem Muthe und starkem Herzen, die nicht gewillt waren, sich blindlings der kirchlichen Macht zu beugen. Suchte man auch die Hussiten mit Feuer und Schwert zu vertilgen, so blieben doch die Spuren der Hußlehre in den Busen zurück und nährten den Geist der Opposition gegen staatlichen und kirchlichen Druck.

Die Hussitenbewegung hatte auf Ungarn noch einen mittelbaren Einfluß. Die Schulen im Lande befriedigten die strebenden Geister nicht. Junge Ungarn, vom Wissensdrange beseelt, zogen nach Bologna, Paris, Wien und Krakau, um sich an den dortigen Hochschulen weiter zu bilden. Die Jünglinge, erfaßt vom Flügelschlag des neuen Geistes, der sich allerorten zu regen begann, kehrten in ihre Heimath zurück und pflanzten hier die Saatkörner der neuen Bildung in Herz und Gemüth des Volkes.

Denn draußen in der Welt vollzog sich allmählich der gewaltige Werdeproceß, der das finstere Mittelalter in die hoffnungsfrohe Neuzeit hinüber leitete.

Der Qualm der Scheiterhaufen, der Weihrauchdampf, Dummheit, Fanatismus, Wahn, Aberglaube und Genußsucht hatten einen dichten Nebelschleier gewoben, durch ihn hindurch erschien Welt und Geschichte in unklaren, verschwommenen Contouren. Der Mensch als geistiges Individuum verschwand im Dämmerschein, nur das Ganze, die Rasse, das Volk war erkennbar. Da wehte der frische Athem eines jungen Tages in die dumpfen Nebelballen. Zuerst erglühten die Bergeswiesen im Morgenrothe, während auf die Niederung noch Nacht und Finsterniß gebreitet war, doch allmählich drang auch das Licht in das Thal, und in der Welt war es Tag geworden.

Es erwachte eine objective Betrachtung sämmtlicher Dinge der

Welt, daneben erhob sich mit Macht das Subjective, der Mensch kam zum Bewußtsein seiner selbst, er ward geistiges Individuum und erkannte sich als solches. Nun ward es der Menschheit zu enge in dem mittelalterlichen Dogmengehäuse: ihre Glieder dehnend, sprengte sie es und strebte allwärts nach Licht, Luft und Bewegung.

Die großartigen Erfindungen und Entdeckungen zu Ende des 14., im 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts übten einen weltbewegenden und weltumgestaltenden Einfluß auf alle Verhältnisse aus.

Das Kriegswesen erfuhr durch die Erfindung des Pulvers, die Erd- und Völkerkunde durch den Compaß, den sichern Wegweiser in der Wasserwüste des Oceans, einen völligen Umschwung, während Kopernikus, Galilei und Kepler die Vorstellungen vom Weltgebäude auf ganz veränderter Grundlage stellten.

Eine ganz neue Welt öffnete sich den staunenden Blicken, Unternehmungsgeist und Muth feierten den größten Triumph, die Phantasie nahm einen ungemessenen Flug, die Ideenkreise wurden erweitert, kurz eine neue Cultur geschaffen.

Eine gewaltige Bewegung, eine Revolution des Geistes nahm in Italien ihren Ursprung.

Man grub dort unter Schutt und Moder eine Welt classischer Formenschönheit. Die Beschäftigung mit den Werken des Alterthums war dort schon lang ein Bedürfniß der Gebildeten geworden. Allmählich gewann die Kunst und Wissenschaft durch den Einfluß der Antike einen ganz neuen Charakter.

Weltliche Gelehrte, vom menschenfreundlichen Streben erfaßt, das Volk aus den Banden der geistigen Knechtschaft zu erlösen, lehrten, daß es auch neben den Satzungen der Kirche ein Wissen gebe.

Die Humanisten waren die echten Lehrer der Menschheit. Sie erweiterten den engen Gesichtskreis, in den pfäffische Habsucht das Volk gezwängt, und führten dasselbe aus der drückenden Vormundschaft der Kirche in's Leben. So bildeten sie erst den Menschen zum Menschen. Allerorten errichtete man Universitäten und öffentliche Bildungsanstalten, und die Schulen lösten sich mit der Zeit von klösterlicher und theologischer Basis los.

Durch die Renaissance empfing die Welt eine Fülle echt menschlicher, lebensvoller Ideen. Daß dieselben Allgemeingut werden, dafür sorgte Johann Gutenberg aus Mainz. Die Buchdruckerkunst nahm den weitgehendsten Einfluß auf die geistige Ausbildung der Menschheit. Sie legte den Grund zu einem Volksunterrichte und ermöglichte das ineinandergreifende Wirken der Zeitgenossen und vermittelte den Zusammenhang zwischen Vor- und Nachwelt. Der Zeitpunkt ihres Erscheinens war umso günstiger, als durch die wiederbelebten humanistischen Studien, durch die neu gegründeten Universitäten und die Hussitenkämpfe überall die Keime eines neuen Lebens sich zu entwickeln begannen.

Das Ritterthum hatte bereits seine einfache Größe und erhabene Poesie eingebüßt, durch die veränderte Kriegsführung verlor es jede Bedeutung und assimilirte sich allmählich mit dem Adel. Während dieser bevorzugte Stand seiner Auflösung entgegenschritt, blühten die Städte auf und erstarkte das fleißige aber poesielose Bürgerthum.

Die Vervielfältigung der Handelsverbindungen hatten den Lohn und Ertrag der Arbeit gesteigert, die Träger dieser Arbeit, die Zünfte, bereichert und ihren Fleiß und Unternehmungsgeist gefördert.

Die Ungarn waren von jeher ein kriegführendes und ackerbauendes Volk. Es hat sich hier wenig Industrie und Handel entwickelt und naturgemäß konnte sich auch der ungarische Mittelstand nicht zur Bedeutung des deutschen Mittelstandes erheben. Dessenungeachtet nahm das Bürgerthum in diesem und dem folgenden Zeitraum auch einen in Ungarn merklichen Aufschwung.

Dank dem Einfluß der selbstgeschaffenen staatlichen Einrichtungen und der westlichen Bildung, die in Ungarn große Empfänglichkeit gefunden, gelangte das ungarische Reich im 15. Jahrhundert auf eine hohe Stufe sittlicher und materieller Macht. Den größten Theil der Zeit verklärt der Name Hunyady. Durch die gegen die Türken geführten Kämpfe wurde das Land ein Schutzwall für ganz Europa; der kriegerische und weise Regent Johann Hunyady und sein Sohn König Mathias, der König der Könige, wie ihn Papst Sixtus IV. genannt, erhöhten die unter Sigmund in Verfall ge-

rathene nationale Macht. Unter der Regierung des „großen Mathias“ (1443—1490) nahm das Land unter den damaligen Staaten Europas eine ansehnliche Stellung ein. Mathias war Diplomat, Feldherr und Mann der Wissenschaft.

Im Königsschloß zu Ofen entfaltete sich ein glänzendes Hofleben. Alle Schätze der Erde schienen da aufgeboten und was im Reiche der Ungarn Stellung und Namen besaß, zeigte sich in der Umgebung des Monarchen. Die schöne Prinzessin Beatrix, des Königs zweite Gemahlin, zauberte in diese vordem meist stillen Säle die ganze Lust und das rauschende Leben ihrer italischen Heimath, und neben den kernigen Gestalten aus dem Reiche Árpád's konnte man die geschmeidigen, feinen, glatten Figuren der stolzen Napolis sehen.

In diese Zeit fällt die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften in Italien. In die damalige Nacht nordischer Möncherei drangen die Sonnenpfeile eines lebensfreudigen Humanismus ein. Und diese Idee drang über Deutschland nach Ungarn und wirkte auch hier Zeichen und Wunder. Gelehrte kamen als Apostel der neuen Wissenschaft. Ein Heer von Künstlern war aus dem Hesperidenlande gezogen; Poeten, Maler, Bildhauer, Musiker, Sänger und Sängerinnen hatten gleichfalls der Berufung des siegreichen Königs Folge gegeben. Jede einzelne Gruppe auf diesen verschwenderischen, üppigen Hoffesten glich den kleinen Herzogshöfen Italiens, an denen die Dichter ihre Liebeslieder sangen und die Kunst in herrlichster Schöne sprießte. Alle aber überragte Mathias durch die Hoheit seines Geistes, die Majestät seines Wesens, und der Bischof von Castella, der päpstliche Ablegat, konnte von ihm dem heiligen Vater berichten: „Ernst und Würde verstärken die Kraft seiner Worte. Was er spricht, ist genau abgewogen und mit Zuversicht gegründet, daß ihm der Glaube nicht versagt werden kann. An Verstand, Witz, Feinheit und Klugheit übertrifft er alle Fürsten, die ich kenne. Denken und Handeln ist sein süßester Genuß. . .“

Der König ließ in Florenz viele Schriften antiker Classiker abschreiben, sammelte mit Feuereifer griechische Handschriften und brachte so eine der größten Bibliotheken seiner Zeit zusammen.

Die sogenannte Corvina konnte wohl, was den Werth unschätzbarer Handschriften betrifft, nicht mit der Marianischen Bibliothek in Venedig, der Ambrosianischen in Mailand und der Vaticanischen in Rom wetteifern. Ihr Werth bestand zumeist in der schönen Ausstattung, in der trefflichen Buchschrift und den herrlichen, mit verschwenderischer Pracht und geläutertem Geschmacke hergestellten Miniaturen.

Diese schöne Bibliothek wurde später von den Türken zum Theile vernichtet, zum Theile verschleppt. Von den berühmten Codexen sind nach der Forschung ungarischer Gelehrter nur 112 Bände in den Bibliotheken Europas erhalten, davon entfallen 24 Bände auf Ungarn.

Unter Mathias' Regierung wurde die Buchdruckerkunst in Ungarn eingeführt. Das erste Buch wurde 1473 durch Andreas Hesz in Ofen gedruckt. Doch der Einfluß des gedruckten Wortes war noch nicht maßgebend auf die Epoche. Der Buchdruck war viel roher als die Buchschrift und entsprach nicht dem verfeinerten Geschmack des Königs und der geistlichen Herren.

Dies Handwerk fand daher in Ungarn anfangs keinen güldenen Boden. Erst im 16. Jahrhundert, als im Volke die Lern- und Leselust erwachte, nahm auch der Buchdruck hierzulande bedeutenden Aufschwung.

Unter dem Patronate des Königs blühten die Schulen; mit vorzüglichen Lehrkräften wurde die Academia Istropolitana in Preßburg begründet.

Der Humanismus gewann in Ungarn immer breiteren Boden, so daß der deutsche Gelehrte Conrad Celtes unter Mathias' Nachfolger seine 1497 begründete Sodalitas litteraria Danubiana (die gelehrte Donaugesellschaft) bis Ofen ausdehnte. Diese Gesellschaft bediente sich ausschließlich der classischen Sprachen und legte das Hauptgewicht auf die Pflege der lateinischen Dichtkunst.

Der allgemeine Gebrauch des Latein als Umgangssprache der Gelehrten gab dem Zeitalter einen kosmopolitischen Charakter. Selbstverständlich äußerte sich diese international-humanistische Rich-

tung nicht immer freundlich gegen die Kundgebungen der nationalen Denkart.

War auch die ganze Cultur in den Banden der lateinischen Sprache, so regte sich trotzdem die nationale Dichtung. Geben auch die kümmerlichen Reste kein getreues Bild vom Reichthum und Werth derselben, so lassen sie doch ahnen, daß die ungarische Poesie unter der Herrschaft König Mathias' geblüht habe.

Allerdings reicht die Poesie in der Landessprache, weder was Quantität noch was den Werth ihrer Erzeugnisse betrifft, an die Leistungen der gleichzeitigen lateinischen Dichtung hinan. Aber diese war und blieb ein fremdes Gewächs, fremd an Inhalt, wie in der Form, ohne Boden, ohne Zukunft, während die ungarische Dichtung im nationalen Bewußtsein wurzelte und auf das Volk wirkte, aus dem sie hervorgegangen war.

Unter den ungarischen Kunstdichtungen dieser Zeit sind die wichtigsten: Das Lied auf den Tod des Königs Mathias, das Lied über die Eroberung Pannoniens und zwei Dichtungen geistlichen Inhaltes. Der Hymnus des heil. Bernhard an den gekreuzigten Christus ist frei, mit dichterischer Kraft aus dem lateinischen übertragen. Das werthvollste Produet der ungarischen Legendendichtung ist die Historie von der heil. Catharina von Alexandrien, ein Werk inhaltlich wie formell vortrefflich. Die Eintheilung und Gruppirung des Stoffes, die Schönheit der Sprache und der rhythmischen Form zeigt Geschmack und poetische Gestaltungskraft.

Es ist unzweifelhaft, daß es in jener Zeit neben der Kunstdichtung auch eine Volkspoesie gegeben hat. Das Volk ließ sich von den angesammelten Schätzen des Geistes nicht mit dürftigen Brosamen abspeisen, sondern es bereitete sich seine gesunde nahrhafte Kost selbst. Den Inhalt der volksthümlichen Lieder gaben wohl die ruhmreichen Thaten des großen Königs und seiner Heerführer und die fahrenden Sänger wußten das Interesse dafür durch ihren Vortrag lebendig zu erhalten. Auch der König selbst war ein Freund dieses volksthümlichen Gesanges. Sein Hof und sein Lagerzelt war nie ohne Sänger, von denen Ausländer be-

zeugten, daß sie besser gewesen, als die fremder Fürsten und Höfe. Solche Rhapsoden gab's auch an den Burgen der Großen.

Trotz alledem verhielt sich der glänzende Hof der aufstrebenden Nationalität gegenüber kalt und theilnahmslos. Indem jedoch der König der ausländischen Wissenschaft und Kunst den Weg nach Ungarn bahnte, befruchtete er durch diese Muster und Meister die heimische Kunst und Gelehrsamkeit.

Es ist ein tragisches Schicksal, daß der größte Fürst Ungarns keine Dynastie begründet hat. Die urkräftige Männlichkeit seines Stammes ist mit ihm ausgestorben. Sein Werk wurde nicht fortgesetzt und auch nicht erhalten.

Die moralische Kraft der, durch Mathias in's Leben gerufenen Staatsschöpfung wirkte wohl noch eine Zeit nach seinem Tode und bewahrte das Ansehen der Nation. Aber das markfaule Geschlecht der Jagellonen wußte den reichen Nachlaß der machtgebietenden Hunyaden nicht zu würdigen. Mit dem Tode des großen Königs begann der Verfall, der Sieg der Sonderinteressen über das Gemeinwohl und damit die Reihe der unzähligen schweren Prüfungen, die über Ungarn hereinbrachen.

Das Land war von inneren Unruhen zerrüttet und konnte unter der Regierung Ludwig II., eines schwachen und haltlosen Königs, dem gewaltigen äußeren Anprall nicht Stand halten. Im Kampfe gegen den alten Erbfeind, den Türken, wurde Ungarn sozusagen aufgerieben. Das ganze Heer des von den meisten Magnaten treulos verlassenen Königs bestand aus kaum 13,000 Mann. Todesmuthig stürzten sich die Ungarn auf die Feinde. Von der Uebermacht erdrückt retteten nur 4000 Krieger das nackte Leben. Den letzten selbstständigen König von Ungarn fand man später im Moraste erstickt.

Ueber die Leichen der bei Mohács gefallenen Helden bricht Soliman's fürchterliches Heer herein und überschwemmt das verwaiste Land. Die türkische Herrschaft währte 160 Jahre und machte einen großen Theil Ungarns zu einer türkischen Provinz.

Um den Rest des furchtbar heimgesuchten Landes stritten sich die Gegenkönige Ferdinand von Oesterreich und Johann Zápolya.

Ferdinand, der als Schwestermann Ludwig II. begründete Ansprüche auf das Land hatte, ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Zápolya mußte sich mit Siebenbürgen und einigen Comitaten begnügen. Ungarn blieb seitdem unter der Herrschaft der Könige aus dem Hause Habsburg. Jene Theilung enthielt indessen den Keim unaufhörlicher Zwistigkeiten mit Zápolya's Nachfolgern als Fürsten von Siebenbürgen.

Durch den Uebergang der ungarischen Krone an das Haus Habsburg wurde die Centralgewalt der Regierung nach Oesterreich verlegt. Von damals her stammt die Eifersucht der beiden Staaten. So oft die Herrscher gedrängt von äußeren Verhältnissen oder geleitet von ihrem humanen Empfinden den Ungarn Zugeständnisse machten, wurde dies von den Oesterreichern als eine Schmälerung ihrer Rechte betrachtet. Hinwieder grollten die Ungarn darüber, daß ihr König dem nationalen Gedankenkreis entzogen, dem Einflusse fremder Rathgeber ausgesetzt im Auslande residirte und hier im Lande seine fremden Söldlinge wüthen ließ. Aus diesen Eifersüchteleien erwuchsen bedauerliche Zwistigkeiten und stete Unruhen, die erst in der allerjüngsten Zeit einem einträchtigen Zusammenwirken weichen sollten.

Durch Verlegung des Königsitzes nach Wien fehlte in Ungarn der Mittelpunkt; die Sonne, um welche sich das Heer der Planeten dreht. Der Adel, der früher eine glänzende Rolle gespielt, zog sich mißmuthig auf seine Güter zurück und ließ seine Unlust an der armen Bauernschaft aus, oder er entsagte den Erinnerungen der Vergangenheit, zog nach Wien und stellte sich rückhaltslos in den Dienst des Hofes. Halb durch die Türken entchristianisirt, halb durch die Deutschen des nationalen Typus entkleidet, war das Leben der Nation ein Dahinsiechen, ein ewiges Sterben zwischen Hammer und Amboß.

Der Umstand, daß die Habsburger von Ferdinand I. bis auf Leopold I. durch anderthalbhundert Jahre den größten Theil des Landes nicht erhalten, das Verlorene nicht wiedergewinnen konnten, trug wesentlich dazu bei, daß das Ansehen der Dynastie immer mehr dahinschwand. Vierzehn Jahre nach der Wahl Ferdinand's I.

zum Könige von Ungarn fiel Ofen, die Hauptstadt des Landes, in die Gewalt Soliman's II.

Das ganze Königreich Ungarn bildete einen schmalen Landstrich von der oberen Theiß angefangen, längs der Karpathen und den Grenzen der österreichischen Erbländer, bis zum adriatischem Meere, der fortwährend von den Türken angegriffen und geplündert wurde, ohne daß die Könige, beschäftigt mit auswärtigen Angelegenheiten, auch im Bewußtsein ihrer Ohnmacht, etwas zu einer wirksamen Vertheidigung gethan, ja auch nur den Ungarn erlaubt hätten sich selbst zu schützen. Die fortwährenden Verfassungsverletzungen und die nationalfeindliche Politik der Regierung erregte die Geister.

Jener Theil des Landes, der mit Siebenbürgen im Besitze selbstständiger Fürsten blieb, erfreute sich eines verhältnißmäßig sehr ruhigen Gedeihens.

In den Fürsten Zápolya, Báthory, Bethlen und den drei Rákoczy waren den ungarischen Regenten aus dem Hause Oesterreich gefährliche Feinde erwachsen. Sie pflanzten die Fahne der Unabhängigkeit auf und versammelten in ihre Lager die Mißvergnügten. Diese Fürsten erwarben ihren Ruhm und ihre Machtstellung im Kampfe gegen den König, sie übten königliche Rechte, genossen königliche Autorität, schlossen Bündnisse mit den ersten Fürsten des Auslandes und waren mit ihnen verschwägert. Inmitten der traurigsten Verhältnisse konnten diese Männer den Gedanken fassen und der Ausführung nahe bringen, der von Oesterreich und der Türkei gleichmäßig bedrohten Nation in Siebenbürgen nicht nur eine politische Zukunft zu sichern, sondern auch eine eigenthümliche Cultur zu erhalten und zu entwickeln. Das dankbare Volk sah in diesen mächtigen Individualitäten die Vorkämpfer der eigenen Bestrebungen.

Wo viel Licht, da ist auch viel Schatten.

Diese Fürsten waren Menschen, denen der maßlose Ehrgeiz als Höchstes galt, echt tragische Gestalten, denen es nie an einer höheren Idee gefehlt, selbst wenn sie scheinbar in den Abgrund, oft in den Schlamm versanken.

Wir bewundern und bemitleiden diese Heldengeister, die sich vergeblich bemühten, die nationale Fahne unversehrt zu erhalten.

In Ungarn fehlte es nie an Kraft noch an Opferfreudigkeit für die Vertheidigung der alten Freiheiten; aber nach so viel siegreichen Aufständen mußte man doch immer einsehen, daß der Wiener Hof, der sich auf ein stets schlagfertiges Heer stützen konnte, immer in der Lage ist, dem Willen der Nation, wenigstens für einige Zeit, zu widerstehen. Diese Ueberzeugung weckte das Bestreben, die Feinde, die Türken, für den Bestand der politischen und religiösen Freiheiten in Ungarn zu interessieren. Die Türken waren ja nach der Schlacht von Mohács die Herren eines großen Landestheils geworden. Die scheinbar festbegründete Herrschaft war ein politischer Factor, mit dem man rechnen mußte.

Die nationalen Fürsten schlossen daher wiederholte Bündnisse mit den Türken, um sich der Herrschaft der Habsburger zu erwehren, wohl mit dem Hintergedanken, sich dann auch der unbequemen Verbündeten gewaltsam zu entledigen.

Die endliche Befreiung von den Deutschen und Türken war das Lebensziel dieser Männer. Die türkische und die kaiserliche Paschawirthschaft einerseits, die brudermörderischen Kämpfe andererseits hatten jede gesellschaftliche Ordnung verkehrt. Leben und Vermögen war nicht sicher, daneben zerrütteten Verrath, Treubruch und Ausschweifung die Charaktere, so daß viele eifrige Priester und patriotische Sänger darob sich in bittern Klagen ergingen.

Die edleren Söhne des Vaterlandes erwarteten eine Heilung dieser Uebel von der Verbreitung der verjüngten Wissenschaft und Religion.

Die Hussitenbewegung und die humanistischen Studien hatten den Geist der religiösen Opposition in Ungarn zur Reife gebracht. Alle Classen des Volkes, bis zum Bauer herab, waren ergriffen und getrieben von dem Verjüngungshauch, welcher durch die Zeit ging. Auch hier war das Volk zum Bewußtsein seiner Schmach gekommen, und weil es in seinem einfachen Sinne keine religiöse ohne eine politische Befreiung kannte, hatte es sich gleichzeitig gegen Adel und Clerus erhoben. Im Jahre 1514 machte wohl das große

Bauernblutbad dem lauten Volkstreiben ein jähes Ende, doch der Geist der Opposition war in die Massen gedrungen und hatte tiefe Furchen in den mit Blut gedüngten Ackerboden gezogen.

Schon war ja zu Wittenberg der beherzte Mönch aus seiner Zelle geschritten und hatte den Gedanken der Reformation zur That gemacht. Ein zweiter Simson, erschütterte Martin Luther das morschende Gebäude der Kirche und predigte in Wort und Schrift die Lehre vom geläuterten Christenthum. In seinen Händen wurde die Bibel eine mächtige Waffe gegen das Papstthum.

Eine warme Begeisterung bemächtigte sich Aller, man bekam Lust zur Arbeit und zum Studium. Eine reformatorische Bewegung machte sich auf allen Gebieten bemerkbar.

Gleich in den ersten Jahren gelangte die Reformation nach Ungarn und rief hier ein geistiges Leben wach, das die Bildung des Volkes ungemein beförderte. Die Vorkämpfer des neuen Geistes machten sich den Satz zur Richtschnur: „Wer die Schule hat, hat das Volk". Und noch einen mächtigen Bundesgenossen fand die Reformation an der Presse. Gutenberg's Typen wurden die Waffen der Opposition gegen weltlichen und geistlichen Druck.

Die römische Kirche mit ihren reichen Prälaten, ihrer lateinischen Liturgie war aristokratischen Geistes. Die Reformation, ohne reiche Hierarchie, stützte sich auf das Volk. Nur dadurch, daß sie demokratisch wurde, daß sie in Kirche und Schule, in Wort, Schrift und Druck dem ungarischen Geiste, der ungarischen Sprache zu ihren Rechten verhalf, hat diese Bewegung in Ungarn ein so überraschend schnelles Wachsthum erfahren.

So schien sich mitten in der Zeit geräuschvoller äußerer und innerer Wirren der Sieg des nationalen Elementes zu vollziehen, trotz der Regierung eines Königshauses, das den Regungen des ungarischen Volksgeistes noch fremd gegenüberstand, trotz des drückenden Türkenjoches.

Vielleicht war es gerade die Reaktion gegen die doppelte Fremdherrschaft, welche das geistige Leben Ungarns in einen bisher ungewöhnten Schwung brachte.

Die Reformirung der Religion brachte auch eine Reformirung der allgemeinen menschlichen Zustände mit sich.

In der Mitte des Jahrhunderts kam der Reichstag zur Einsicht, daß ein großer Theil der Uebel im bedauernswerthen Zustand der Bauernschaft zu suchen sei. Man suchte diese Uebelstände so viel als möglich abzustellen. Die Freizügigkeit wurde erleichtert, ja manche Gutsherren gaben ihre Hörigen vollkommen frei. Indem der Arbeit die Schmach genommen ward, stärkte sich das Selbstgefühl und die Kraft auch im gemeinen Manne. Die Reformation, die für die Freiheit des Individuums kämpfte, kämpfte somit für das ganze Volk.

Diese Zeit des Ringens um die Freiheit des Denkens und Glaubens wirkte ungemein erfrischend und anregend auf die ganze Cultur. Die gährende Zeit brachte auf allen Gebieten große Talente auf die Oberfläche. Der polemische Streit der beiden Bekenntnisse kam, trotz seines eminent theologischen Charakters, der ganzen Literatur zu Gute. Wie aus sich selbst heraus entwickelte und kräftigte sich die Sprache und in Folge dessen die Literatur selbst. Daher sehen wir, daß im XVI. Jahrhundert, im Jahrhundert der Reformation, fast jede bemerkenswerthe literarische Gattung ihre Männer findet. Es wurden die Bibel, Evangelien und andere Erbauungsschriften übersetzt, Grammatiken und Wörterbücher ausgegeben, Sprüchwörter gesammelt. Wir finden Epen und Sagen, kleine erzählende Dichtungen, Historieen, Satiren, Kirchengesänge und Volkslieder und vor allem den ersten lyrischen Dichter Ungarns. Diese Epoche war die Blüthezeit der fahrenden Sänger. In den Burgen der Großen, den Feldlagern, den Herbergen, auf den Marktplätzen und der Landstraße sangen diese Spielleute zur Fidel und Pfeife ihre einfachen Rhapsodieen, und die Großen und Geringen fanden Gefallen an Sang und Spiel. Als Kündiger des Gewesenen griffen sie auf die glänzenden Epochen der Heimathsgeschichte zurück und besangen die heldenhaften Thaten Joh. Hunyady's des Reichsverwesers, der die Türken bis an den Bosporus zurückgeworfen, ferner die Abenteuer des weisen und gerechten Königs Mathias, der ein zweiter Harun al Raschid

in Verkleidung das Land durchzog, um die Mißbräuche abzustellen. So begeisterte sich das Volk an den Großthaten der jüngsten Vergangenheit und angesichts der erbärmlichen Gegenwart brach es wohl oft in Klagen aus, die nach dem Tode des großen Königs auf den Lippen aller Patrioten schwebten: „König Mathias ist todt, dahin die Gerechtigkeit".

Trotzdem bildet das 16. Jahrhundert eine der mächtigsten Epochen der ungarischen Geschichte. Wie das Eisen sich in der Feuersgluth stählt, so bewies die Nation ihre Lebensfähigkeit und Kraft inmitten der herben Schicksalsschläge, die von allen Seiten auf sie hereinbrachen. Schatten und Licht waren in dieser wallenden, gährenden, ringenden Zeit gleichmäßig vertheilt. Glühende Vaterlandsliebe und zügellose Herrschsucht, religiöse Unduldsamkeit und Streben nach geistiger Freiheit waren ebenso viele treibende Kräfte.

Die Gluth des friedlichen Herdfeuers war erloschen, dafür loderte die Brandfackel des Krieges hoch auf.

Die fortwährenden Kämpfe mit den Türken und das Ringen mit der absolutistischen Staatsgewalt war eine Schule heldenhafter Tugenden. Beunruhigende Ereignisse und schreckhafte Gefahren bestürmten ohne Unterlaß die Gemüther.

Diese bewegten Zeiten gebaren auch zwei Dichter: Tinódi und Balassa. Jener in der ersten, dieser in der zweiten Hälfte der Epoche. Zutreffend bezeichnet sie ein neuerer ungarischer Literarhistoriker und Dichter (Eudrödi) als „die im Sturme singenden Nachtigallen".

Der hervorragendste volksthümliche Ependichter seiner Zeit, ja der erste ungarische Dichter, dessen Werke in Druck gelegt wurden, war Sebastian Tinódi. Sein poetisches Wesen ist freilich nicht von Bedeutung, nämlich in seinen Dichturgen, dagegen war er selbst eine ungemein poetische Natur.

Von der Lust am abenteuerlichen Leben erfaßt, gab sich Tinódi, oder wie er sich selbst nannte, Lantos Sebes, Sebastian der Lautenschläger, der Sprößling einer edlen Familie freiwillig der Poesie des Wanderlebens hin. Als fahrender Sänger zog er durch Ungarn und Siebenbürgen und besang in rhapsodischer Weise alle Ereignisse der Zeit. Seine Epenlieder sind von glühender

Vaterlandsliebe und moralischem Muth durchdrungen. Es giebt keinen Geschichtsschreiber, der mit größerer Genauigkeit, Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit die von Augenzeugen gesammelten Daten verwendet hätte. So haben denn seine Gesänge nebst poetischem auch historischen Werth. Tinódi war der erste ungarische Tendenzdichter. Durch die ergreifende Schilderung der schrecklichen Zustände seines Vaterlandes weckte er die Liebe für die Heimath und den Haß gegen deren Bedrücker, die Türken.

Im traurigen Geschick der Nation sah er Gottes Strafgericht wegen der Sünden und Gebrechen der Zeit und mahnte in eindringlicher Weise zur Umkehr. Mitten in der trockenen Aufzählung historischer Daten machte er seinem bekümmerten Herzen in Klagen, Rügen und Verwünschungen Luft.

Von einer Composition in ästhetischem Sinne kann bei Tinódi nicht gesprochen werden. Seine Diction war schwerfällig, voll sprachlicher Härten. Nach der Art der übrigen Zeitchronisten theilte er seine Gesänge in vier Strophen und gebrauchte lange Verszeilen. Die Reime erstreckten sich auf eine oder mehrere Strophen, was ungemein eintönig und ermüdend wirkt. Am Ende der Dichtung, in der letzten Zeile, pflegte er gleich den deutschen Meistersängern Zeit und Ort der Entstehung des Gedichtes und den Namen des Dichters anzuführen. Ganz besonders merkwürdig ist Tinódi aber dadurch, daß er zu seinen Rhapsodieen auch die Melodie ersann und in Noten setzte.

Aus dieser Zeit stammt auch die Neubearbeitung der Toldisage von Peter Ilosvai, der die bewunderungswürdigen Thaten des sagenhaften Helden aus der Zeit Ludwig's des Großen trotz der nachlässigen Reime mit volksthümlicher Kraft erzählt. Toldi ist ein Held, wie ihn das Volk liebt, ein Held, bei dem sich Wildheit und Härte, Tapferkeit und Güte, trotziger Mannesmuth und kindliche Naivetät paaren.

Auch fremde Sagen und Geschichten wurden in episches Sagenkleid gehüllt. Der Einfluß der Gesta Romanorum wie des Dekameron waren, wie überall, auch in Ungarn die Keimentlocker novellistischer Richtung. Im 16. Jahrhundert waren in

Ungarn jene zahllosen Reimchronisten aufgekommen, die zwar einer Art gebundener Rede mit Suffixen als Reimen sich bedienten, welche Form aber eigentlich zumeist nur eine in Versform gedruckte, sehr populäre, vielfach auch sehr nüchterne Prosa genannt werden kann. Die Mehrzahl dieser „Reimchronisten", die leider meist zu moralisirenden Zwecken, daher ebenso trocken als werkelmäßig, nationale wie welthistorische Stoffe herableierten, glichen in ihrer Poesielosigkeit etwa den deutschen Meistersängern, nur daß sie dem Volke mehr entfremdet waren. Sie prunkten mit einem hohlen Wissen und versicherten bei jeder Gelegenheit, daß sie ihre historischen Daten „nicht etwa den Fabeln des gemeinen Volkes, noch weniger den Erfindungen der Sänger und Dichter entnahmen", sondern gelehrten Quellen. Manche dieser Reimchroniken sind später in die, in Prosa verfaßten Volksbücher übergegangen und haben sich dergestalt bis heute erhalten.

Das Volk konnte aus all diesen Werken keine geistige Nahrung schöpfen. Die eigentliche Poesie der breiteren Schichten beschränkte sich auf den Kirchengesang und auf das eigentliche Volkslied.

Hatte das gelehrte Ungarn des 16. Jahrhunderts von Deutschland die Elemente seiner Bildung genommen, so entwickelte sich auch die Volkspoesie in diesem Zeitraume analog der deutschen.

Die Blüthe des weltlichen und geistlichen Gesanges fällt hier wie dort mit dem Wachsen der Volkskraft zusammen.

Das allmählich erwachende Bewußtsein des Volkes, in der Heimath auch heimathliche Laute zu vernehmen, wurde durch die neue geistige Strömung genährt. Durch die Reformation, die überhaupt die Rechte der Muttersprache mit Nachdruck vertheidigte, wurde die volksmäßige Kanzelberedsamkeit und der volksmäßige Gesang in die protestantische Kirche eingeführt. So wie Luther's Kirchenlied und das der übrigen Reformatoren, die deutsche Volksseele jener Zeit, in ihrer Kampferregung und ihrem Glaubensfrieden, ihrer festen Zuversicht und ihrer stillen Ergebung wiederspiegelt, so suchte man diese Empfindungen auch dem ungarischen Geiste anzupassen. Neben Uebersetzungen und Nachahmungen der Lieder

der deutschen Reformatoren wurden auch originale Lieder geschaffen voll poetischer Kraft, ergreifender Innigkeit und energischer Bildlichkeit. In dem durch das Evangelium geheiligten Volksgesange schmiegt sich eng die Melodie an den Text, und in das tief religiöse Gefühl einer ganzen Gemeinde, — eines ganzen Volkes mischt sich das Frohlocken, das alle Herzen in gleicher Stärke durchzittert, der Jubelton, daß das Volk sein Empfinden nun schon in seiner Muttersprache aussagen kann und darf.

Die beginnende Reformation war dem weltlichen Lied ganz besonders günstig. Gedieh das Kirchenlied vorzugsweise auf protestantischem Boden, so ist das Volkslied überall zu Hause und singt und klingt trotz Türken und Pfaffen.

Gar manche Chronik weiß von der Sangesfreudigkeit der ungarischen Nation in jener geistig bewegten Zeit zu erzählen.

Wer sind die Dichter dieser volksthümlichen Weisen?

Namenlose Leute aus dem Volke, wandernde Gesellen, vagirende Studenten, Handwerksbursche, Hirten, Räuber und Soldaten. Wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über, wer von einer großen tiefen Empfindung beseelt ist, wer mit schöpferischer Phantasie das geistige Bild des Momentes in dichterische Formen festzubannen vermag, kurz, wer das rechte Wort am rechten Ort findet, der ist ein Volksdichter und singt wie es ihm um's Herz ist, was sein Aug' ergötzt, sein Gemüth ergreift. So fluthet der goldene Strom durch alle Seelen, er dringt durch's Ohr in alle Herzen, bald ernst und schalkhaft, bald leidenschaftlich bewegt und ruhig betrachtend, aber voll gewaltiger Empfindung und bezaubernder Harmonie von Form und Inhalt, von Wort und Melodie; denn so wie beim Kirchenlied ist auch beim Volkslied die Melodie mit dem Texte nothwendig verbunden, gleichsam zusammengewachsen, ebenso kunstlos, ebenso einfach, ebenso bewegt und ergreifend.

Das Volkslied ist wesentlich verschieden von der epischen Dichtung, auch von jener, die auf volksthümlicher Tradition fußt. Im Epos werden die Thaten und Erlebnisse eines ganzen Volkes, einer ganzen Zeit in behaglicher Breite erzählt, im Liede nur, was der Einzelne erlebt hat, was ihm widerfahren ist. Dort sind

es Thaten, hier Empfindungen, welche ausgesprochen werden. Es sind Empfindungen von solcher Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt, in gleicher Weise wie das Lied sie darstellt, und jedes Lied weckt die gleichgestimmte Saite in den Herzen von Tausenden und Abertausenden. — Das echte Volkslied veraltet nicht, denn was die Volksseele vor Jahrhunderten zu bewegen und zu erschüttern verstand, das ergreift auch heute noch das kindlich poetische Gemüth, da Frühlingslust und Herbstweh sich immer erneut, da es ja immer getrunken und zum Trunk auch immer gesungen wird. Auch das Scheiden und Meiden, Abschiednehmen und Wiederkommen und die damit wachgerufenen Gefühle bleiben sich stets gleich und der wohlberechtigte nationale Stolz gefiel sich ehedem und gefällt sich heute im politischen Liede, nicht minder die kecke Todesverachtung und der kühne Mannesmuth des Soldaten, der im eisendröhnenden Sang vom Wagen und Schlagen, Kriegen und Siegen zu singen und sagen weiß. Vor Allem ist es aber die Liebe mit ihrer Qual und ihrer Lust, ihrem Leid und ihrer Freud', die sich in wechselnden Tönen äußert, nicht sentimental und schwärmerisch wie in der Kunstpoesie, sondern voll sinnlicher Gluth und urwüchsiger Kraft.

Die Wärme der Empfindung, der Bilderreichthum, die Farbenpracht und die blumige Sprache in den meisten Liebesliedern charakterisiren das fast orientalische Wesen der ungarischen Volkspoesie. Vom Erdgeruch des heimathlichen Bodens gesättigt sind die Hirten- und Räuberlieder, die die ganze wilde Poesie der Pußta und ihres urwüchsigen und unbändigen Naturvolkes athmen; der Csikos oder Roßhirte, der keine andere Leidenschaft kennt als sein flinkes Roß und seine feurige Dirne, preist im Liede die Eigenschaften Beider; und der Betyár oder Räuber, der die Strafe des Gesetzes erleiden muß, weil er die Begriffe von Mein und Dein verwechselt, macht seinem Herzen in poetischen Verwünschungen Luft über das „Unrecht", das ihm zugefügt worden.

Von packender Wirkung sind ferner die kurzathmigen Volksballaden, die jedoch keinen historischen Vorwurf zum Inhalte haben, da ja im gemeinen Mann wenig Sinn für Geschichte vorhanden

war. Die Stoffe zu diesen Balladen boten zumeist tragische Liebesgeschichten. Diese Volksballaden in knapper, dramatischer Darstellung sind von unvergleichlich poetischem Zauber, obwohl die ungarischen Balladen der effectvollen Eigenthümlichkeit der deutschen und englischen Balladen, des Refrains, entbehrten. Charakteristisch für die ungarische Volkspoesie ist das unvermittelte Ueberspringen von einem Gedanken auf den andern, das rhapsodische, abgerissene der Form, die plastische Anschaulichkeit der Bilder, der dramatische Aufbau, die fast durchgängige Dialogform und der rasche Wechsel zwischen Dur und Moll.

Die höchste Blüthe der Volkspoesie fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Reformation die Gemüther aufwühlte und als diese Lieder noch mündlich coursirten, oder höchstens auf einzelne Blätter gedruckt wurden (fliegende Blätter, Einblattdrucke). Die einzig echte Poesie der Zeit — das Volkslied — war bei Jenen zu Hause, die weder lesen noch schreiben konnten. Der Buchdruck war somit dem Volksliede abträglich. Aus dem Sanglied wurde ein Leselied, eine Poesie für das Auge, für das stumme Lesen, welches der Tod aller wahrhaftigen, lebendigen Poesie ist. Jetzt sang nicht der eine Mensch dem andern, die heutige Zeit der kommenden ihre Lieder zu, jetzt druckte man Bücher und die Dichtkunst hat aufgehört als mündliche Tradition sich von Geschlecht auf Geschlecht zu vererben.

Besorgt auch das Volksgemüth mit feinem künstlerischen Geschmack die Redaction dieser Lieder und stößt mit der Zeit ab, was nicht wahr und nicht volkswürdig ist, so mögen manche dieser Lieder, namentlich die sogenannten „Blumenlieder“ (virágénekek), in ihrer Kraft und Urwüchsigkeit recht derb und zügellos gewesen sein. Die Blumenlieder, eine Specialität des ungarischen Volksliedes, deren eigentliche Wesenheit wir nicht zu schildern vermögen, da nur ein Fragment von wenigen Zeilen auf uns gekommen ist, hatten wohl zumeist die sinnliche Liebe und den frohesten Lebensgenuß zum Inhalt. Die Spuren solcher Lieder finden wir schon vor der Reformationszeit. Es mögen sich in diesen Liedern manche Elemente der Heidenzeit erhalten haben, weshalb die katholische Geistlichkeit diese

Gesänge zu vernichten trachtete, galt ja die Erinnerung allein an die alten Sitten und Gebräuche schon für gefährlich. Doch auch die Männer der neuen Kirche eiferten gegen die Blumenlieder. Sie fürchteten, daß der weltlich übermüthige Sang die Aufmerksamkeit des Volkes von heiligen Dingen ablenken würde. Die ernste und strenge Religion wollte die Seele des Volkes jungfräulich rein erhalten und darum suchte man die Blumenlieder mit Stumpf und Stiel auszurotten. Vielleicht haben sich die besseren dieser Gattung in's eigentliche Volkslied hinübergerettet. Von allen Seiten angefochten, eingeengt, zurückgedrängt, vernichtet, verspottet, wurden sie zuletzt von der Gelehrsamkeit fast völlig erdrückt.

Die eigentliche Kunstdichtung war dem Zeitgeiste entsprechend, zumeist polemisch, satirisch, theologisch, dydaktischer Natur. Die durch die Reformation hervorgerufene Bewegung trieb mehr zu den ernsten Waffen des Geistes, als den anmuthigen Spielen der Phantasie.

Zwischen der Volksdichtung und der Kunstdichtung, die Vorzüge der beiden poetischen Strömungen in sich vereinigend, steht Valentin Balassa, der erste lyrische Dichter Ungarns.

Ballassa bediente sich nicht mehr der abgeschmackten Formen, die jedes poetischen Hauches entbehrten, sondern er ließ sein tiefes Gefühl in schwungvollen Rhythmen ausklingen. Unter seinen Werken finden sich Lieder von gläubiger Inbrunst beseelt, Lieder, die die Schönheit der Natur besingen, Lieder, die Kampflust athmen, patriotische Lieder, die den Verfall der Nation beklagen. Am schönsten sind jedoch seine erotischen Gesänge, die auch er Blumenlieder genannt. Doch sind diese Dichtungen jedenfalls von den uns unbekannten Vorbildern sehr zu unterscheiden. Der leichte, schlüpfrige Charakter jener Gesänge wurde durch das tiefe Gemüth Balassa's veredelt. Seine Blumenlieder sind wirkliche Blüthen der Lyrik. Wie schon einmal erwähnt, hatte Ungarn keine mittelalterlichen Liebessänger besessen. Balassa war der Troubadour und Minnesänger, als schon längst in Deutschland und Frankreich jede Spur von solchen verweht war. Die gegensätzlichen Eigenschaften der provencalischen und deutschen Sänger einten sich in ihm. Vom

Troubadour besaß er die Gluth und Leidenschaft und das feine Formgefühl, vom Minnesänger die Innerlichkeit und Tiefe.

Im Drama hatte sich kein nennenswerther Umschwung vollzogen. Die Mysterien, aus dem dramatischen Charakter der Messe hervorgegangen, hatten sich wieder in ihre Elemente aufgelöst und den katholischen Gottesdienst noch prunkvoller gestaltet. Neben den Schuldramen, die hauptsächlich der Belehrung und Redeübung der studirenden Jugend dienten und mehr in lateinischer als in der Landessprache geübt wurden, ist nur ein weltliches Drama aus jener Zeit bemerkenswerth. Der etwas breitspurige Titel lautet: Comoedia von dem Verrath, mit welchem Melchior Balassa vom zweiten gewählten König Johann abfiel (gedruckt zu Abrudbánya im Jahre 1569). Wenn auch den dramatischen Gesetzen wenig entsprochen ist, denn das Stück hat keine Handlung und die Charakteristik ist schwach, so hat der unbekannte Verfasser sich als einen bedeutenden Sittenmaler zu erkennen gegeben. Der Gegenstand ist aus der Zeit herausgegriffen, der Dialog ist lebhaft und witzig und die Zeit- und Streitfragen sind mit scharfer Dialektik entwickelt. Das Ganze ist die Beichte eines sündigen Magnaten (des Großvaters des Dichters Valentin Balassa), der für seine vielen, mit Uebertreibung vorgebrachten schweren Sünden vom Erzbischof für Geld die Absolution erhält. Wir haben es hier also mit einer Spottschrift gegen die Ohrenbeichte zu thun. Das Stück wurde nie gespielt und ist somit das erste ungarische Literaturdrama.

Im 16. Jahrhundert kann von einer wirklichen dramatischen Literatur und von Werken, die zum Zwecke der Darstellung geschrieben worden waren, nicht die Rede sein. Auch wäre es ein großer Irrthum, in Ungarn in jener Zeit Schauspieler von Beruf zu suchen.

In der zweiten Hälfte der Reformationszeit, der Zeit der kleinlichen kirchlichen Streitigkeiten, hatte das Wissen ein Uebergewicht über das Leben bekommen, wie es in einem gesunden Volkskörper niemals erhalten darf.

Auch die Poesie konnte sich der Eindringung und bald ausschließlichen Herrschaft usurpirenden Gelehrsamkeit gegenüber nicht behaupten.

So finden wir gegen Ausgang des Jahrhunderts, scharf gesondert, eine zweitheilige Poesie: die eine ist künstlich gelehrt, geschraubt, spitzfindig, hochtrabend und schwulstig, die andere sinkt immer tiefer herab, begleitet das Volk in seiner Zurückgezogenheit, wird demnach immer roher, formloser, ungeschlachter und pöbelhafter. Jene steht im Dienste der Wissenden, diese im Dienste der Unwissenden. Nur ein einziger Klang ist stark und dringt noch rein und klar durch den irren und wirren Lärm des zügellosen Volkstreibens und das aufdringliche Gehaben der Gelehrsamkeit hindurch — das evangelische Kirchenlied. Doch auch die Zeit des auferbaulichen Gesanges ist bald vorüber.

Beim Beginn der Reformation sahen wir die Gelehrten als Lehrer und Freunde inmitten des Volkes. Doch als sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubten, ließen sie die volksthümliche Maske fallen. Die Männer der freien Forschung verwandelten sich nach und nach in keifende Theologen, die ihre Kräfte an religiösen Spitzfindigkeiten zersplitterten. Sie, die als kühne Streiter für Wissen, Recht und Wahrheit eine Revolution des Geistes hervorgerufen, raubten als gelehrte Tyrannen dem Volke die geistige Selbstständigkeit, das nationale Bewußtsein, die Liebe zum Vaterlande.

Es handelte sich nicht mehr um die großen Fragen der Menschheit, wie zu Beginn der Epoche. Die Reformation verlor mit ihrem demokratischen Wesen auch ihren nationalen und volksthümlichen Charakter, sie sank in politischer Beziehung zu vollständiger Bedeutungslosigkeit herab, und in geistiger Beziehung verlor sie ihre Frische und lebendige Kraft.

Auch das evangelische Kirchenlied blieb von dieser Wandlung nicht verschont. Die Dichter dieser heiligen Volkslieder gefielen sich nun darin, statt das Gemüth der Gläubigen zu Gott zu erheben, den Verstand mit Darstellung unfruchtbarer dogmatischer Begriffe herum zu quälen und eine seelenlose Moral in gezwungene Reime vorzutragen. Schließlich war die geistliche Dichtung nichts anderes als trockene versificirte Kanzelberedsamkeit.

Der Katholizismus, welcher dem Hereinbruche des reformatorischen Sturmes eine Zeitlang gleichsam betäubt zugesehen,

suchte mit aller Macht das Umsichgreifen der neuen Lehre zu verhindern. Zu seiner Hülfe wurden die Landsknechte der Kirche aufgeboten, es erschien die Miliz des heiligen Ignatius in Ungarn, um den alten Glauben Schritt für Schritt des Landes, Seele für Seele der Bewohner zurückzuerobern. Der Zweck heiligt die Mittel! Allerorten wurden Blutgerichte abgehalten, um die Ketzerei mit Stumpf und Stiel auszurotten; wer wieder katholisch wurde, war frei; die Uebrigen verfielen dem Henkerbeile, dem Scheiterhaufen, oder wurden zum Galeerendienste nach Neapel abgeführt. Der unleidliche Druck der alten Kirche ließ oft die Herrschaft des Halbmondes wünschenswerther erscheinen, als die des Kreuzes.

Auch die Protestanten rührten sich gewaltig. Doch der frische Begeisterungssturm der großen Erhebung war verbraust, die Hoffnung auf eine einheitliche evangelische Nationalkirche gescheitert. Die eigentliche reformatorische Stimmung war nicht nur im grimmigen Streite der alten und neuen Kirche untergegangen, sondern durch das Schisma im Schooße des evangelischen Glaubens (zwischen Lutheranern und Calvinern) erwuchs der katholischen Hierarchie neue Kraft.

Die türkische Herrschaft betrug sich gleichgiltig gegen die Kirchenspaltung der Christen, desto eifriger schürte sie die Uneinigkeit zwischen dem König von Ungarn und den Fürsten von Siebenbürgen.

Türkenkriege und Bruderkriege zerfleischten das Land; politische und Glaubensangelegenheiten gaben gleichmäßig Ursache zu Kämpfen; die bürgerliche und die Gewissensfreiheit war fortwährend bedroht; die Geister mächtig erregt. Trotz der heftigen Kämpfe und der inneren Zerwürfnisse, deren Schauplatz Ungarn im 17. Jahrhundert war, schritt die Cultur in diesem Zeitraume unentwegt vorwärts. Es hatten sich im Lande zwei staatliche Mittelpunkte mit zwei Culturstätten entwickelt; die eine in Siebenbürgen unter nationalen Fürsten; die andere jenseits der Donau, in den unter dem König und der türkischen Herrschaft befindlichen Theilen des Landes. Dort das kräftige, nationale Element und der neue Glaube, hier die geschwächte Kraft und die Herrschaft der alten Religion.

Beleuchtet von der Kriegsfackel, entwickelten sich merkwürdigerweise hüben wie drüben, sowohl bei den Katholiken, wie bei den Protestanten, die heiligen Stätten der Wissenschaft. Die katholische Reaction kam nach und nach zur Einsicht und griff zu jenen Mitteln, welche bisher den Protestanten ungeahnte Erfolge verschafft hatten. Sie gründete trotz der bewegten Zeitläufte Universitäten und Akademien.

An der Spitze der katholischen Bewegung stand der Jesuit Peter Pázmány, später Cardinal. Seinem Eifer und seiner Bemühung gelang es, die meisten Magnaten in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Mit seinem berühmten Werke „Der zur Wahrheit führende Wegweiser" (Az igazságra vezérlö kalauz. 1613), einer geistreich sophistischen Widerlegung der Reformation, wurde Pázmány Begründer der ungarischen Prosa.

Auch die Protestanten blieben nicht unthätig; hatten sie auch in den Reihen ihrer Geister keinen ebenbürtigen Gegner Pázmány's, so wirkten sie durch die Massen ihrer Schriftsteller und durch ihre mit trefflichen Lehrkörpern versehenen Schulen. Die siebenbürger Fürsten beriefen ausländische Gelehrte, so u. a. Amos Comenius und Martin Opitz an ihre Hochschulen.

Freilich absorbirte die Religionswissenschaft an allen Lehranstalten fast den ganzen Stundenplan. Der wüste theologische Parteikampf, in dessen Interesse alle Stände hineingerissen wurden, erstickte alle davon unabhängige Cultur, der Humanismus verknöcherte in dumpfes Scholarchenthum, alles nicht theologische Wissen ward gering geachtet.

Die Literatur bereicherte sich an manchen Werken von dauerndem Werthe. Doch die Spur flüchtigen Studiums der classischen Literatur ist sowohl in der Dichtkunst als in der Sprachentwickelung wahrnehmbar. Diese Oberflächlichkeit äußerte sich bei den religiösen Schriften in der Trockenheit der Polemik und in der Beschränktheit der philosophischen Auffassung, bei den meisten poetischen Werken im Mangel an dichterischem Schwung und edler Auffassung. Derselbe Protestantismus, der die Zungen löste, hemmte ihren freien Gebrauch durch seinen abstracten Doctrinarismus, der ihm anfangs

als Opposition gegen einen sinnlichen Cultus natürliches Bedürfniß war, um die sittlichen Begriffe zu stärken. So entstand der Parasit einer jeden Poesie, die Dialektik, welche nirgend mehr als in der ungarischen Literatur Wurzel schlug.

Die eigentliche Poesie des 17. Jahrhunderts, die Kunstdichtung, wurde von den Vornehmen weniger aus innerer Nöthigung, als gelehrter Zerstreuung betrieben. Der Aristokratismus vollendete, was die Gelehrsamkeit und die Kirche begonnen hatte, die Zurückdrängung alles Volksthümlichen in der ungarischen Poesie. Angehörige der höchsten Stände gaben sich mit Vorliebe der Schriftstellerei hin und pflegten die Wissenschaften. So in Siebenbürgen die Fürsten Gabriel Bethlen, Johann Kemény, die Fürstin Susanna Lorántfi, Franz Rákoczy II. und viele siebenbürgische Edle; ferner die ungarländischen Großen Graf Nicolaus Zrinyi, die Grafen Nicolaus und Paul Esterházy, Graf Koháry und Stephan Gyöngyösi. Sie dichteten unter Kampf und Lagergeräusch, selbst im Kerker, bei Sieg und Niederlage. Der Inhalt dieser Dichtungen war vorwiegend ernst, es gab wenig Werke, die die Freuden des Lebens, die Schönheiten der Natur, Liebeslust und -Leid und andere menschlichen Leidenschaften besungen hätten.

Im 17. Jahrhundert war die Lostrennung der Literatur vom Leben vollständig durchgeführt und das Volk wurde von der werkthätigen Antheilnahme an jener ganz zurückgedrängt. Wir finden die Dichter zumeist bemüht, einen abstracten Heroismus, einen abstracten Sittlichkeitsbegriff und später einen abstracten Nationalitätssinn herzustellen, möglichst gelehrt mit fremden Mustern zu experimentiren, allerorten Tendenzen nachzustreben und jedes natürliche, tendenzlose, unmittelbare und unabsichtliche Gefühl als eines Helden und Edelmannes, eines Christen und überhaupt eines Mannes unwürdig zu verleugnen oder es höchstens verstohlen, oder im Freundeskreis, bei fröhlichem Weingelage durchleuchten zu lassen, ohne darauf Werth zu legen. Und gerade das eine oder das andere dieser Lieder hat sich bis heute erhalten, während der gelehrte Plunder der verdienten Vergessenheit verfallen ist.

Aus dem Wuste der gelehrten Poesie des 17. Jahrhunderts

erheben sich trotz alledem und alledem ganz bedeutende Schöpfungen und so kann das Resultat dieser Kunstdichtung theils befriedigend, ja was das Epos betrifft, epochal genannt werden, doch wurde auch die Lyrik nicht vernachlässigt, nur das Drama weist keinen Fortschritt auf.

Graf Stephan Koháry, den seine Kriegsgefangenschaft und andere bittere Erfahrungen zum Dichter gemacht hatten, bewahrte in seinen glaubensinnigen Dichtungen einen männlich ernsten Charakter und einen sich über alle Fährnisse des Lebens mit philosophischer Ruhe erhebenden Geist.

Johann Rimai, lehrhaft beschreibend, bewegte sich mit wenig Schwung und wenig Wärme im gewohnten Ideenkreise, doch sittlich edle Richtung und gute Sprache sind sein Verdienst.

Der Lieblingsdichter nicht nur seiner Zeit, sondern auch der folgenden Epoche war Stephan Gyöngyösi, vorzugsweise durch seine romantische Erzählung „Die Venus von Murány im Verkehr mit Mars“.

Den Inhalt dieser Dichtung bildet eine interessante Episode der ungarischen und österreichischen Kämpfe des 17. Jahrhunderts.

Franz Wesselényi, der treue Anhänger Ferdinand's, erhielt den Auftrag, die Feste Murány, eines der stärksten Nester der Rákoczy-Partei, zu berennen. Die Festung, die von Maria Széchy, der Wittwe Stephan Bethlen's, mit männlicher Energie vertheidigt wurde, galt für uneinnehmbar. Daher wendet sich Wesselényi, der Schloßhauptmann von Fülek, zur List. Statt einen Sturm auf die starken Mauern, wagt er einen Sturm auf das Herz der schönen Burgfrau. Er bewegt sie zu einer Zusammenkunft. Die tapfere Heldin wird ein schwaches Weib; von der Liebe besiegt, übergiebt sie mit der Burg Herz und Hand dem kühnen Werber.

Die romantische Liebesepisode inmitten des wildesten Kriegslebens, die heroische Gestalt der gepanzerten Venus, der Sieg des Herzens über die kalte Raison der Politik, das Abenteuerliche und Ueberraschende des ganzen Ereignisses lockte auch die späteren Dichter Petöfi, Tompa, Arany, Szász und Doczy sich in der poetischen Behandlung dieses Stoffes zu versuchen.

Stephan Gyöngyösi war Kämmerer und Secretär Wesselényi's somit Zeitgenosse und Augenzeuge dieses Vorganges.

Gyöngyösi hält in seiner Dichtung das antike Epos vor Augen und löst sein Problem mit Hülfe einer Göttermaschinerie, so daß eigentlich Mars und Venus und nicht Wesselényi und Maria die eigentlich handelnden Gestalten dieses Gedichtes sind.

Gyöngyösi ist der Begründer des ungarischen Versromanes. Er huldigte mit diesem Werke seiner neuen Herrin, wofür ihn die geschmeichelte Schöne mit einem Dorfe belehnte.

Als Erzähler von unstreitiger lyrischer Begabung weiß er den gelehrten Grundton seiner chronikenhaften Darstellung durch romantisches Beiwerk zu beleben. Dies Beiwerk bildet jedoch den eigentlichen poetischen Werth. Die Schwäche der Dichtung besteht in der Charakteristik. Die Gestalten sind keine Menschen von Fleisch und Blut, sondern seelenlose Puppen in den Händen der Olympier. Die Composition ist bloßes Referat der zeitgemäßen Thatsachen, das Colorit ist nicht national, nicht zeitgetreu, überhaupt das ganze Werk Product prunkender Gelehrsamkeit statt wirklicher Lebenserfahrung. Trotz der vielfachen Mängel und Schwächen erhebt sich die Sprache zu dichterischer Höhe. Sie ist leicht, frei und flüssig. Reim und Rhythmus bewegen sich in sangbaren Formen. Den schwerfälligen Alexandriner wußte Gyöngyösi mit Geschmack und Geist in die ungarische Literatur einzuführen. Stereotyp mit gleichen Mängeln und Vorzügen, wenn auch nicht völlig vom großen Erfolg des Erstlingswerkes, aber doch sehr beliebt, waren seine übrigen Romane in Reimen.

Alle seine Zeitgenossen überragte Graf Nicolaus Zrinyi, der Banus von Croatien, der in einem Heldengedichte „die Gefahr Szigeth's", die Selbstaufopferung seines Geoßvaters in der Vertheidigung der Festung Szigeth gegen Sultan Solimán besang.

Die Vorzüge dieser Epopöe beruhen in der großartigen Composition, der markigen Charakterschilderung, im patriotischen Schwung und in der glaubensinnigen Begeisterung. Nur ein Gebrechen macht die Dichtung heute fast ungenießbar, die rauhe, ungefeilte, holprige Sprache und die harten, schwerfälligen Stanzen.

Steht Zrinyi, was die Auffassung, die Kraft der Gestaltung, die Originalität und Sicherheit der Charakteristik betrifft, hoch über Gyöngyösi, so bleibt er weit hinter Jenem zurück im dichterischen Schwung, in der Melodik der Sprache und im rhythmischen Wohlklang.

Zrinyi's Werk war eine Tendenzdichtung im edelsten Sinne. Am Löwenmuthe des Szigether Helden erstarkte das Selbstvertrauen der Nation, die durch mannigfache Schicksalsschläge bis zur Unempfindlichkeit erstarrt, mit großem Gleichmuthe ihrer gänzlichen Vernichtung entgegensah.

Im Gegensatze zu den siebenbürgischen Ungarn, die mit den Türken sich der Oesterreicher erwehren wollten, begriff Zrinyi die Gefahren eines Türkenbundes.

Er beklagt die Zerissenheit der Nation, sein Streben ist, sie durch gemeinsamen Haß zur gemeinsamen Liebe zu führen. Nur ein einiges und starkes Ungarn kann das schmachvolle Türkenjoch abschütteln und im Vollbewußtsein der Kraft von Oesterreich die Anerkennung der verfassungsmäßigen Rechte fordern.

Daß nicht viele so dachten, bewiesen die wiederholten Conspirationen der ungarischen Edelleute gegen die Regierung. In der großen Verschwörung des Palatin Wesselényi war auch Peter Zrinyi, der Bruder des Dichters, verwickelt und endete mit den übrigen Mißvergnügten unter dem Henkerbeile.

Aber in Graf Emerich Tököli erwuchs der Partei ein neues mächtiges Haupt. Er entfaltete die Fahne der Empörung und in Kurzem stand ihm eine beträchtliche Streitmacht zu Gebote. Mit seinen Kurutzen oder Kreuzbrüdern, wie sich diese Insurgenten nannten, jagte er das österreichische Kriegsvolk über die Grenzen.

Tököli hatte die Türken um Hülfe gebeten. Diesen kam der Ruf willkommen, denn das uneinige, durch langwierige Kriege erschöpfte Oesterreich und Ungarn schien ihnen eine ebenso sichere als leichte Beute zu werden. Die tapferen Janitscharen überschwemmten ganz Ungarn und trugen den Krieg in das Herz Oesterreichs.

Europa konnte dem Anwachsen der Türkenmacht nicht mehr länger zusehen. Es empfand, daß durch den Fall Ungarns auch

die Sicherheit der näheren und weiteren Nachbarvölker erschüttert würde. Das Türkenthum hatte nur deshalb das ganze übrige Europa verschont, weil es sich schon in Ungarn im dreihundertjährigen Verzweiflungskampf staute, bevor es seine verderblichen Wogen weiter wälzte. Vielleicht ließ die absolutistische Staatsweisheit den Halbmond darum so lange an der Schwelle der Civilisation wüthen, weil gerade er das beste Mittel schien, die ewig rebellische Nation zu zügeln. Doch das Ungarthum ließ sich nie gänzlich erdrosseln, weder durch Türken, noch Jesuiten, nicht durch Henker und Henkergenerale, nicht durch Verfassungsverletzungen und Annullirungen, noch durch eigene innere Streitigkeiten. Der Freiheitsdurst brach immer wieder durch. Erst als die Türken auch für die übrige Welt gefährlich wurden, predigte Oesterreich den neuen Kreuzzug gegen die Ungläubigen und Europas tapfere Heere zogen nach dem Entsatze Wiens vor die Thore der Ofner Festung. Da nach der Einnahme von Ofen 1686 sogleich die Säuberung des ganzen Landes von den Türken erfolgte, war dieses Ereigniß entscheidend für die damalige und jetzige Machtstellung der Staaten in Europa.

Auch die Kurutzenbewegung wurde nun durch die erstarkte kaiserliche Regierung niedergeschlagen. Tököli rettete sich nach dem Oriente, wurde vom Sultan, der ihm die Ursache der Niederlage zuschrieb, ungnädig aufgenommen. Später söhnte sich der Sultan mit ihm aus und benützte ihn dazu, durch seinen Anhang Ungarn fortwährend in revolutionärer Gährung zu erhalten.

Nach manchen, wiederholt gescheiterten Versuchen, eine allgemeine Empörung herbeizuführen, starb Emerich Tököli 1705 in Kleinasien.

Die Entwickelung der öffentlichen Angelegenheiten in Ungarn nahm trotz der Befreiung vom Türkenjoche eine höchst düstere und kritische Wendung. Der Wiener Hof, durch den glücklichen Gang der Türkenkriege geblendet, hob die althergebrachte Verfassung Ungarns auf und entfremdete sich durch die Willkürherrschaft, sowie durch die herzlose Verfolgung der Protestanten allen Schichten des hohen und niederen Adels.

Die ungarischen Söldlinge wurden nach den Türkenkriegen entlassen, damit sich das Volk dem Gebrauche der Waffen entwöhne. Die im Lande befindliche österreichische Soldateska trieb durch die unerhörtesten, wahrlich unmenschlichen Bedrückungen das ohnehin schon arme und gänzlich erschöpfte Volk förmlich in Verzweiflung.

Die allgemeine Erbitterung kam zuerst in einer Bauernrevolte zum Ausbruch und wendete sich zumeist gegen die fremden Soldaten und kaiserlichen Beamten. Der Volksaufstand zog immer größere Kreise und fand bald in Franz Rákoczy II., dem Stiefsohne Emerich Tököli's, seinen energischen Führer.

Rákoczy war inmitten der stürmisch bewegten Zeit aufgewachsen. Als Tököli nach Constantinopel flüchten mußte, ward Franz nach Wien gebracht und um jeden revolutionären Keim in ihm gewaltsam zu ersticken, wurde er in ein böhmisches Jesuitenkloster gesteckt. Später gab man ihm einen Theil seiner Güter zurück, erlaubte ihm auch die Rückkehr nach Ungarn, war man doch überzeugt, daß die Jesuiten, die stets getreuen Helfershelfer des Absolutismus, in ihm ein serviles Werkzeug der herrschenden Macht erzogen hatten. Indes wurde er 1701 wegen seinen Verbindungen mit den Unzufriedenen wieder verhaftet. Neuerdings nach Wien geschleppt, gelang es ihm auf märchenhafte Weise zu entkommen und nach Polen zu entfliehen. Im Jahre 1703 wurde der Flüchtling von den aufständischen Bauern als Führer berufen; von Frankreich aufgemuntert, von den polnischen Großen unterstützt, kehrte er in's Vaterland zurück und entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit in der Organisation des Freiheitskampfes. Mit politischem Weitblick begabt, erkannte Rákoczy, daß die Macht des Kaisers durch den spanischen Erbfolgekrieg lahm gelegt würde und nun schien ihm die Zeit gekommen, Ungarn den Habsburgern zu entreißen.

An der Spitze der neuen Kurutzenschaaren proklamirte er noch im Jahre 1703 die Unabhängigkeit Ungarns, worauf ihm die ganze Nation zufiel.

Nach mannigfachem Wechsel des Waffenglückes, nachdem Rákoczy 1707 an der Spitze eines Heeres von beinahe 100,000

Mann auch von Siebenbürgen Besitz genommen hatte und als Fürst ausgerufen wurde, heftete sich der Sieg an die Seite der Kaiserlichen. Im Jahre 1708 wurden die Aufständischen bei Trentschin fast gänzlich aufgerieben. Frankreich und Polen überließen die Insurgenten schnöde ihrem Schicksal.

Der Friede von Szatmár 1711 machte den nationalen Wirren und religiösen Streitigkeiten ein Ende. Siebenbürgen, Oesterreich einverleibt, büßte seine Selbstständigkeit ein und so erlosch auch dort die nationale Cultur, die sich durch fast zwei Jahrhunderte, trotz der gährenden Zeit, unentwegt behauptet hatte.

Da Rákóczy den Frieden nicht anerkannte, wurde er vom Reichstag geächtet. Er ging zuerst nach Frankreich, dann nach der Türkei, wo er 1733 zu Rodosto starb.

Die heldenhaften Kämpfe haben das Andenken an die gewaltige Kurutzenbewegung und ihren mächtigen Führer für immerdar in das Herz des ungarischen Volkes geprägt.

Es ist wohl selbstverständlich, daß eine so mächtige politische Strömung auch in der Nationalliteratur ihren Ausdruck finden mußte. Der Sturm und Drang dieser Zeit hatte alle Gemüther aufgewühlt.

Eine solche leidenschaftliche Erregung kann sich nie im Epos, nur im Liede äußern. Nur eine Zeit der Ruhe und Stagnation ist dem Epos günstig. Der Dichter erlebt kein großes Ereigniß, das seine Phantasie begeistern kann, daher flieht er aus der nüchternen Gegenwart in die Vergangenheit, deren große Epochen er in behaglicher Breite erzählt. Er facht das Feuer wieder an, das unter der Asche geglüht. In dem Maße jedoch, als das Interesse an die Gegenwart wächst, schwindet es für die Vergangenheit. Eine stürmisch bewegte Zeit reißt den Dichter mit sich fort, er hat nicht Ruhe, nicht Sammlung, das Nacheinander der Begebenheiten zu ergründen, sich im Geiste derselben zu vertiefen. Die heiße Fluth seiner Gefühle durchbricht jede beschauliche Betrachtung. Die Ereignisse bilden nicht mehr den Gegenstand, sie sind die Ursachen der Dichtung. Und was der Dichter fühlt, fühlen Tausende mit ihm, er wird zum Dolmetsch des ganzen

Volkes, und als solcher singt er nicht in gekünstelten Formen, sondern in einfachen Lauten, in kurzen, abgerissenen, oft zusammenhanglosen Strophen, wie es ihm in den Sinn oder in die Kehle kommt.

Im 17. Jahrhundert war die Spur der geigenden Rhapsoden, dieser stets getreuen Bewahrer volksthümlicher Sagenstoffe, erloschen und der Zusammenhang mit den Schätzen der Tradition völlig zerrissen. Das Kirchenlied und das Volkslied, das bereits in Verfall gerathen war, wurde durch die gewaltige Kurutzenbewegung unter Tököli-Rákoczy zu neuem Leben erweckt. Das Volkslied hatte, dem Ernst der Zeit entsprechend, seinen schalkhaft derben Humor, seine naive Art eingebüßt und beschäftigte sich zumeist mit den Leiden und Drangsalen des Vaterlandes. Die Lieder der protestantischen Priester, die als Ruderknechte verkauft wurden, athmen die Ergebung in Gottes Rathschluß und den Todesmuth der christlichen Märtyrer. Der Chor des ganzen Volkes, der mit schmerzbebender Stimme in diesen frommen Sang einstimmt, klingt wie ein einziger Verzweiflungsschrei zum Himmel. Dies Weheklagen wird bald durch kriegerischen Alarm übertönt. Die Kurutzen, die protestantischen Kreuzbrüder und die Labanzen, die katholischen Söldlinge prallen aneinander. Der letzte Religionskrieg in Europa wird geschlagen. Für Gott und Freiheit ziehen die Aufständischen in Kampf und Tod. Der eisendröhnende Sang befeuert die Krieger.

Manches Kurutzenlied wirkte wie ein Schlachtruf. Doch merkwürdig, die Quelle dieser Kriegslyrik ist weniger Sieg und Ruhm als Niederlage, Gefangenschaft und Verzweiflung.

Es ist überhaupt ein eigenthümlicher Zug der ungarischen Volksdichtung, daß sie für den Schmerz viel natürlichere Klänge findet als für die Freude. Der Jammer und das Elend seit den Tagen von Mohács hat die Ungarn so an Leid gewöhnt, daß sie selbst die Lust des Augenblickes mit schmerzlichem Lächeln genießen. Das Unglück von Jahrhunderten spiegelt sich in der Dichtung wieder, selbst im Freudengesang, im Trink- und Liebeslied mischen sich wehmüthige Töne. Auch der Grundton der Kurutzenlieder ist in Moll gestimmt, doch die ergreifende Harmonie wird häufig durch

grelle Dissonanzen unterbrochen. Die Feinde werden nicht nur mit dem Schwerte, auch mit den Waffen des Spottes und Hohnes bekämpft. Manche dieser Lieder entspringen der unedlen Regung, den besiegten Feind gleichsam mit Koth zu bewerfen, am häufigsten äußert sich der aus der furchtbaren Bedrückung erwachsene Deutschenhaß, unter welchem man den Haß gegen das räuberische Gesindel der Labanzen (des kaiserlichen Fußvolkes) zu verstehen hat, das in Ungarn wie in Feindesland hauste.

Die Gestalt Franz Rákoczy II. lebt entstellt und vergrößert in der Geschichte, als gefährlicher Rebell und als Apostel der Freiheit. Die amtliche Geschichtsschreibung stempelte ihn zum Verräther und Verbrecher, das durch große nationale Erinnerungen an ihn geknüpfte Volk aber, das mit seinem tragischen Schicksal Mitleid fühlte, das in ihm das eigene Loos betrauerte, schloß ihn pietätsvoll in's Herz und verherrlichte in ihm den Märtyrer der nationalen Bestrebungen. Die Legende bemächtigte sich seines großen Namens und umwob ihn mit dem Sonnenschein der Poesie. Als er in der Fremde starb, wollte das Volk nicht an seinen Tod glauben, es wartete auf ihn als auf den Messias, der es aus den Banden des Absolutismus und Jesuitismus erlösen sollte.

Der Lieblingsheld der Nation wurde nicht in künstlichen Oden verherrlicht, doch das Volk hielt ihn für werth, die Gefühle, die Tausende von Herzen in gleicher Gluth durchzuckten, in seinen Mund zu legen. Eine Menge der Kurutzenlieder wurden Rákoczy zugeschrieben. Mag er sie nun gedichtet haben oder nicht, darin beruht seine außerordentliche Volksthümlichkeit, daß das Volk seinen Helden Eins sein ließ mit sich, daß es die allgemeinen Hoffnungen und Enttäuschungen in dem Empfindungsleben dieses einen Mannes verkörpert sah. So soll das grollende Lied, das oftmals gesungen wurde, „Ungar, trau' dem Deutschen nicht", von Rákoczy stammen. Manche Lieder, in welchen sich die ganze Inbrunst eines gläubigen Gemüthes offenbaren, haben thatsächlich Rákoczy zum Verfasser. In seinen frommen Gesängen schreibt er alle seine Erfolge Gottes Hülfe zu.

Diese echt religiöse, naiv-fromme Auffassung, die in allem

Guten eine Gabe Gottes, in allem Ungemach Gottes Strafe sieht, zieht sich durch die ganze ungarische Literatur. Diese Vorstellung eines Gottes der Magyaren, der sich speciell mit dem Geschicke der Nation befaßte, wurzelte, wie wir gesehen, in der Heidenzeit. Doch das Sprüchwort vom Gotte der Magyaren ist noch heute gang und gäbe in Ungarn.

Die Kurutzenliteratur klang in den ergreifenden Gesängen der flüchtigen Soldaten aus, die nach Niederwerfung der Revolution in der Fremde herumirrten und in ihren Liedern Trost von ihrem namenlosen Elende und ihrem qualvollen Heimweh suchten.

Nach so langem Kampfe lag die Nation entkräftet und kaum mehr athmend am Boden, sie erholte sich nur schwer von ihrem Leiden und ersetzte nur allmählich die furchtbaren Verluste. Die antinationale Politik des Wiener Hofes hatte auf der ganzen Linie gesiegt und die vollständige politische Absorption Ungarns schien ihrer Vollendung nahe zu sein. Die völlige Erschlaffung des öffentlichen Geistes war die sehr natürliche Folge der Erschöpfung, welche nach einer langen Epoche fast ununterbrochener Kriegsstürme mit Naturnothwendigkeit eintreten mußte.

Ein Geist der Nüchternheit, Poesielosigkeit, Verständlichkeit und der trockenen Gelehrsamkeit durchweht das 18. Jahrhundert.

Die Zeit war nicht dazu angethan, das geistige Leben der Nation zu fördern. Es war nichts, aber auch gar nichts da, was einen Dichter begeistern konnte; keine glänzenden Kriegsthaten, keine großen Hoffnungen und Pläne, selbst kein großes Unglück, das zur Anspannung und zum Zusammenraffen der Kräfte geführt hätte. Die verhältnißmäßige Blüthe der ungarischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert, welche der Trost und die Erhebung der Zeitgenossen gewesen, welkte nun rasch ab. Der Geist des neuen Jahrhunderts zeigt sich allen Nationalen fremd. Das Gefühl für die Geschichte ist in Ungarn, sowie in den übrigen Culturstaaten abgestumpft. Die neue Organisation sucht mit der Vergangenheit zu brechen. Der Nationalgeist war erschlafft und im Verlaufe von fast 80 Jahren fanden sich nur wenige Männer, die versucht hätten, die Literatur zu heben. Nicht nur Zrinyi, auch Gyöngyösi fand

keinen Nachfolger. Die Dichter waren mit wenig Ausnahmen nur Reimschmiede, trockene Chronisten und langweilige Pedanten. Die Dichtkunst war eine Kunstdichtung, didaktisch, lehrhaft, kalt und ohne Gefühl. Die Schulen beherrschten den Geist, die Doctrinen die Poesie. In Folge der Zurückdrängung des nationalen Elementes wurde die ungarische Sprache fast ganz vernachlässigt und wir finden in diesem Zeitraume ungleich mehr lateinische als ungarische Dichter.

Der Jesuit Franz Faludy war ein trefflicher Prosaist und ein Poet von urwüchsigem Sprachgefühl. Seine Gedichte, voll heiterer Lebensphilosophie, haben das Glück der Liebe, die Freuden der Natur und die Lehren gesunder Moral zum Inhalt.

Paul Ráday schrieb religiöse Gedichte voll Schwung und Gefühl, der protestantische Kirchengesang, der bereits ganz in Verfall gerathen war, fand in ihm die alte Kraft und Innigkeit wieder. Baron Ladislaus Amadé dichtete Helden- und Liebeslieder in wechselnden sangbaren Formen und Graf Ladislaus Haller machte durch seine Uebersetzung von Fenelons Telemach den ersten Versuch, den Strom der französischen Literatur in die ungarische herüberzuleiten. Das bedeutendste Talent dieser talentarmen Zeit war Koloman Mikes, der Geheimschreiber Franz Rákoczy II., der Glück und Unglück mit seinem Herrn getheilt, und ihn nach dem Szatmárer Frieden in's freiwillige Exil nach Frankreich und dem Oriente begleitete. Ein gebildeter Mann, studirte er in Frankreich die Literatur jener Zeit; namentlich die Memoirenliteratur unter Ludwig XIV. erregte sein besonderes Interesse. Die geistvollen Briefe der Madame Sevigné regten ihn an, sich im historischen Briefstyl zu versuchen. Er schrieb aus der Türkei über die Erlebnisse seines Herrn geistvolle Briefe, in welchen er auch manche Züge des türkischen Wesens, der dortigen Sitten und Gebräuche verwob. Das Werk ist bald launig, bald ernst und bald bitter und trotz der zusammenhanglosen Briefe von einer solchen Wahrheit und Kunstgemäßheit der Schilderung, daß es als Hauptwerk der Epoche gelten kann.

Die Zeit war zahm und nüchtern geworden. Die Censur hemmte jeden freien Gedankenflug. Niemand hatte den Muth, der

jüngsten Vergangenheit zu gedenken, und so ging jene gewaltige Zeit der vorigen Epoche fast spurlos an der ungarischen Literatur vorüber. Sie hat selbst bis heutigen Tages wohl einen unerschrockenen Geschichtsforscher (Koloman Thaly), doch keinen nennenswerthen Dichter gefunden.

Doch wie das dankbare Volk tief im Herzen das Andenken seiner Nationalhelden bewahrt, bewahrte es auch die Lieder jener drangvollen Erhebung vor Vergessenheit. In manchen Theilen des Landes singt man noch heute die Kurutzenlieder, obwohl sie nie in Druck gelegt wurden. Freilich damals, in der schwülen Friedenszeit, mußte auch dieser Sang verstummen. Der Absolutismus bewachte jede Regung des Volksgeistes. Nicht nur das Wort war geächtet, das an jene gewaltige Epoche erinnerte, selbst die Melodie. Rákoczy's Lieblingslied, das heroische Musikstück eines unbekannten Componisten, ursprünglich zur Feldtrompete gesungen, wurde nach der Unterwerfung Ungarns streng verpönt. Aber eben dadurch wurde dies Marschlied zum Freiheitsgesang jeder revolutionären Bewegung in Ungarn.

In einer Periode des allgemeinen Verfalles und der geistigen Versumpfung kann selbstverständlich von einer kräftigen Entwickelung des Dramas nicht die Rede sein.

Es mag wohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts Wanderschauspieler in Ungarn und Siebenbürgen gegeben haben, denn Kaiser Leopold I. ertheilte 1692 an einen Bürger in Klausenburg die Concession, daß er überall bei Landtagen, in Feldlagern, auf Jahr- und Wochenmärkten und bei Volksversammlungen komische und tragische Schauspiele agiren dürfe, jedoch mit dem Vorbehalte, daß diese Tragico Comoedias keine unflätigen, zotenhaften und sonst Aergerniß verursachende Elemente enthalten dürfen. Die Literaturgeschichte kennt ein solches Stück, Georg Felvinci's Tragödie von dem Helden Jupiters und Plutos, doch hat dasselbe nur den Werth als Curiosum.

Außerdem ist die Spur vorhanden, daß auch allegorische Vorstellungen und Moralitäten in Privatzirkeln aufgeführt wurden. Im 18. Jahrhundert verschwinden die Vorstellungen auf öffentlichen

Plätzen, doch gerade hundert Jahre nach dem ersten Privilegium ertheilte Kaiser Leopold II. der ersten ungarischen und siebenbürger Schauspieltruppe ein Privilegium. Somit datiren die ständigen Theater in Ungarn und Siebenbürgen von 1792.

Außer jenen komisch-tragischen Schauspielen sind noch die Schuldramen erwähnenswerth. Diese Art der Darstellung beschränkte sich zumeist aaf die Jesuitencollegien, und die Schuldramen waren gewöhnlich in lateinischer, nur selten in ungarischer Sprache abgefaßt. Diese Dramen befolgten vorwiegend moralisch-dydaktische Zwecke, der Inhalt wurde der Bibel, der Welt- und Landesgeschichte entnommen. Manchmal unterbrachen Gesänge, Tänze, Fechtspiele und sonstige Intermezzi's die ernste Handlung. Hauptsächlich zum Zwecke rhetorischer Uebung verfaßt, bestehen diese Dramen aus einer losen Aneinanderreihung von Scenen, daher kann von einer eigentlichen dramatischen Entwickelung nicht gesprochen werden.

Karl III. (als deutscher Kaiser Karl VI.), der letzte König aus dem Hause Habsburg, hatte keine männlichen Nachkommen; mit der pragmatischen Sanction (gesetzliche Anordnung) vererbte er alle österreichischen Länder ungetheilt und untrennbar auf seine Tochter. Dieses Hausgesetz wurde wohl von den betheiligten Ländern anerkannt, aber die auswärtigen Mächte traten mit Erbschaftsansprüchen auf. Die junge Kaiserin Maria Theresia, von allen Seiten hart bedrängt, vertraute ihrem guten Rechte und der Liebe ihrer Unterthanen.

Mit der Krone des heil. Stephanus auf dem Haupte erschien sie am Reichstage in Preßburg und forderte die Magnaten bei ihrer Ritterpflicht auf, ihr und dem Reiche beizustehen. Alles griff freudig zu den Waffen. In Kurzem zog aus Ungarns Niederung eine gewaltige Streitmacht in's Feld.

Die gerettete Königin nahm sich liebevoll ihrer Getreuen an. Jedoch ganz nach Frauenart, schmeichlerisch aber mit um so absoluterem eigenen Willen. Maria Theresia's Vorliebe für Ungarn ist eine geschichtliche Thatsache, deren Gründe ebenso sehr persönlicher wie politischer Natur sind. „Das leicht erregbare, zu enthusiastischen Kundgebungen hinneigende Wesen der Ungarn,“

schreibt Geheimrath Alfred Ritter v. Arneth im Schlußband seines großen Werkes über Maria Theresia's letzte Regierungszeit, „war ganz geeignet, auf eine selbst lebhafte, ja leidenschaftlich empfindende Frau, wie Maria Theresia zumal in ihren jüngeren Jahren es war, einen ebenso sympathischen, als tiefen Eindruck zu machen."

Glücklicher als alle ihre Vorgänger auf dem Throne, wußte sie das Loos des gedrückten ungarischen Bauernvolkes zu mildern, den Städtebewohnern ohne Vermehrung der Rechte freiere Bewegung zu verschaffen und dabei den Adel, welcher solchen, die eigenen, avitischen Vorrechte schmälernden Reformen sich zu widersetzen Miene machte, auf gütlichem Wege zu besänftigen. Was sie den privilegirten Classen zu Nutz und Frommen der Bürger und Bauern sachte genommen, das ersetzte sie klugerweise den hervorragenden und einflußreichen Vertretern derselben.

So bemühte sich die Königin, theils aus Sympathie für die Nation, theils aus Regierungstendenzen, die jungen Adeligen an den Hof zu bringen und sie von der Nation und ihren Bestrebungen abzuziehen. Und dies Vorhaben glückte. Die Aristokraten dem Vaterlande entfremdet, entsagten den nationalen Sitten und Gebräuchen, mißachteten ihre Sprache. Sie übersiedelten nach Wien, wo sie sich die französische und deutsche Bildung aneigneten und von der Krone, als deren gefügige Werkzeuge, Titel und Aemter, Orden und Würden erhielten. Der Ungar, ohnehin schon Sklave des Latinismus, entnationalisirte sich gänzlich und wurde am deutschen Hofe französisirt.

Damals beherrschte die französische Cultur ganz Europa. Die Erhabenheit, die Steifheit und der Schwulst der französischen Literatur wurde allenthalben nachgeahmt. Die gelehrte Kunstpoesie, die sich in peinlicher Anwendung der aus den antiken Werken abstrahirten Regeln gefiel, prunkte mit hohler Gelehrsamkeit in Verwendung des gesammten griechischen Mythenapparates und folgte im Allgemeinen der conventionellen Geschmacksrichtung der Pseudoclassiker. Hatte Ungarn im 15. Jahrhundert von Italien die Elemente seiner Bildung genommen, war es im 16. Jahrhundert der germanisch-reformatorische Geist, der an die Stelle der

Renaissance trat, und stachelte im 17. Jahrhundert der Kampf zwischen dem neuen Glauben und der alten organisirten Kirche die Anhänger der beiden Religionen zu großer Kraftentfaltung auf sprachlichem und literarischem Gebiete auf, so machte sich nach einer langen Zeit der literarischen Stagnation, in der Mitte des 18. Jahrhunderts der Einfluß des französischen Geschmackes auf die gelehrten Kreise bemerkbar. Die fremde Bildung wurde durch die Unterdrückung des nationalen Lebens genährt. Maria Theresia und vielleicht noch mehr der Geist ihrer Zeit brachten die nationale Entwickelung nach und nach gänzlich in's Stocken. Während der 40jährigen Regierung dieser großen Monarchin war nicht nur der Magyarismus völlig entschlafen, auch der bis dahin so eifersüchtig gehütete Constitutionalismus. Es trat kein Reichstag mehr zusammen. Das Land war möglichst gut regiert, war aber factisch Provinz geworden. Es sah öde aus in diesem Ungarn des vorigen Jahrhunderts! Es fehlte darin eben Alles, was den Stolz der gegenwärtigen Generation ausmacht. Es fehlten die wichtigsten Elemente der materiellen und geistigen Cultur, es fehlten auch die Triebkräfte des heutigen politischen Lebens. Vor Allem aber fehlten darin — die Ideen des 19. Jahrhunderts.

Nach Maria Theresia bestieg deren Sohn Josef II. den Thron der Habsburger. Seine Mutter an Größe der Weltanschauung, an Kühnheit des Gedankenfluges, an Reichthum der Phantasie überholend, kam Kaiser Josef derselben gleich an Rechtlichkeit der Absichten, an Pflichtbewußtsein und an Eifer zur Arbeit, wie an Adel der Gesinnung. Aber was diesem Regenten, dessen Brust von so hohen Ideen geschwellt war, fehlte, das waren die innere Ruhe und Mäßigung, die Vorbedingungen zu schöpferischer Gestaltung in der Politik.

Josef II. entwarf hohe Pläne zu künftiger Umgestaltung seines Reiches. Mit glühendem Eifer schritt er zur Durchführung derselben, ohne jedoch stets zu bedenken, ob seine Ideen praktisch ausführbar oder rechtlich zulässig waren. Der Kampf gegen Geistlichkeit und Adel, die Auszeichnung des Verdienstes, die Vernichtung der ständischen Regierung, dafür die Einsetzung eines erleuchteten

Absolutismus, der keine anderen Ziele kennt als das Gemeinwohl — sie sind alle in seinem ersten Programme inbegriffen. Er wurde vorerst der Apostel dieser Ideen — dann ihr Märtyrer.

Der Kaiser suchte sein Reich nicht blos wirthschaftlich, sondern auch geistig zu heben. Er milderte die Leibeigenschaft der Bauern, hob die meisten Klöster auf und bestimmte deren Einkünfte zum Unterricht des Volkes, auch gewährte er Duldung in Glaubenssachen und bildete die Justiz in humaner Weise um.

In Siebenbürgen war mit der Einverleibung in Oesterreich die Nationalsprache in der Rechtspflege, Gesetzgebung und im Amtsgebrauch erloschen. In Ungarn hatte sie ja schon früher die Herrschaft an die lateinische Sprache abgetreten, die sich hier so mit dem Nationalleben verschmolzen hatte, sodaß sie auch im täglichen Verkehr gepflogen wurde. Die Gelehrten und Würdenträger sprachen lateinisch, die Vornehmen französisch, die Bürger deutsch, ungarisch wurde nur von den Bauern gesprochen. Wenn sich auch die ungarische Sprache schlecht und recht von Generation auf Generation schleppte, so schien ihr Geist für immer erstorben. Der Moment war gekommen, um das Idiom ganz verschwinden zu lassen, welches dem Lande noch ein eigenthümliches Gepräge verlieh. Kaiser Josef wollte die ungarische Verfassung, die alte Selbstständigkeit und alle nationalen Eigenthümlichkeiten beseitigen. Und er war im Rechte. War man sich doch in Ungarn keiner gemeinsamen Zwecke mehr bewußt. Die geistigen Führer, die Adeligen, hatten die Heimath verlassen und ihre Nationalität aufgegeben. Was lag der Masse des Volkes daran, ob es unter deutsche oder chinesische Botmäßigkeit kam, fesselte sie doch kein Band nationaler und politischer Sympathie an ihre Herren. Vom unstreitig weisen Plane beseelt, seinen weitläufigen, an Sprachen, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Staaten die möglichst große Einheit zu geben, wollte Kaiser Josef in Ungarn die Sprache, in der kaum gesprochen, geschweige denn geschrieben wurde, die nichts als eine Reliquie der Vergangenheit, ein Hemmschuh für künftige Bildung schien, einfach hinwegdecretiren.

Aber gerade dies Vorhaben erweckte die Tradition, gab dem Volke sein nationales Bewußtsein, seine Sprache, seine Literatur.

Selbst die Reformation hatte keine so gewaltige geistige Bewegung verursacht, und wenn auch die Literatur beim Beginn der Reformation mehr im Volke gewurzelt, so hatte doch die vom Kaiser hervorgerufene Action eine kräftige und heilsame Reaction zur Folge. Man kam zur Erkenntniß, daß das Geschick einer Nation mit ihrer Sprache unlöslich verbunden ist und daß sich die Literatur nur der Volkssprache bedienen kann, daß sie nur in ihr und durch sie lebt. Die Sprache ist somit das eigentlich genetische und erhaltende Princip der Nation.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Gleichmäßigkeit der Besteuerung und der Rechtspflege hatte den mächtigen Adel, die Verminderung der Klöster und das Toleranzedict den katholischen Clerus empört, beide hetzten die Bürger und Bauern auf.

Es kam zum Aufruhr.

Der Kaiser, gebrochen über die Verkennung und Mißdeutung seiner edelsten Absichten, erklärte im Januar 1790 alle seit seinem Regierungsantritte gemachten Gesetze für null und nichtig und zerstörte so mit einem Schlage den mühsamen Bau seines Lebens.

„Ich wünsche vom Herzen" — das ist sein politisches Testament — „daß Hungarn durch diese Veranlassung an Glückseligkeit und guter Ordnung so viel gewinne, als Ich durch Meine Verordnungen in allen Gegenständen denselben verschaffen wollte."

Das Leben, Streben und Irren des Kaisers kann nicht trefflicher, knapper und schöner gezeichnet werden als mit den Worten des Dichters:

In seiner Kindheit unbeglückt,
Von strenger Meister Zucht gedrückt;
Als Jüngling stolz und selbstbewußt,
Voll Ideale Haupt und Brust;
Als Mann das Szepter in der Hand,
Verleumdet viel und viel verkannt;
Das Höchste, was im Sinn ihm lag,
Kam nur nach schwerem Kampf zu Tag;
Von Menschenlieb' das Herz entflammt,
War er, allein zu sein, verdammt;
Und was er that, was er begann,
Die Spinne des Verrath's umspann.

Rief in die Welt: „Es werde Licht!“
Die nachtgewohnte dankt's ihm nicht;
Er härtet sich im Widerspruch,
Sein Eigenwille war sein Fluch;
Und was er schuf zu Volkes Glück,
Ihm brach das Herz, er nahm's zurück.
Die Nachwelt doch vergißt ihn nie:
Das ist die Kaiser-Tragödie.

Das ersterbende Jahrhundert gebar einen neuen Geist für die ungarische Literatur und merkwürdigerweise in Wien, der Stadt, von wo aus die Berechtigung der Nationalsprache einfach geleugnet wurde.

Maria Theresia hat 1766 eine ungarische Leibgarde errichtet, zunächst wohl zu Germanisationszwecken. Für dies Eliteeorps wählten die Comitate je zwei junge Adelige aus.

In dieser Leibgarde begann der neue Geist seine Schwingen zu regen. Hier in der Fremde kamen die edlen Jünglinge zum Bewußtsein der erbärmlichen Lage ihres Vaterlandes.

Georg Bessenyei schwang sich durch seinen idealen Sinn zum geistigen Mittelpunkt seiner Genossen auf. Mit eiserenem Fleiße suchte er die vielfachen Mängel seiner Bildung auszugleichen und nach mehrjähriger Beharrlichkeit konnte er mit seinen Gefährten Abraham Barcsay und Alexander Báróczy als Apostel der ungarischen Sprache und Literatur auftreten. Das Ziel der jungen Patrioten war, der vernachlässigten ungarischen Poesie durch den Geist der französischen Classik neuen Gedankengehalt und Formgefühl zu verleihen.

So wie in allen Literaturen, beschränkte sich auch in Ungarn zunächst der Fortschritt auf Nachahmung. Zunächst wurden die Werke Corneille's, Racine's und Boileau's übersetzt und nachgeahmt, gleichzeitig aber wurden auch die der Dichtkunst nahestehenden Zweige Philosophie und geschichtliche Prosa in ungarischer Sprache geübt.

Die Stärke dieser Richtung bestand in der Schönheit der Sprache, in rednerischem Schwung, in der strengen Beobachtung der formalen Gesetze. Doch zeichnen sich diese Werke nicht durch

neue und große Ideen, nicht durch wahrhaft natürliches und tiefes Gefühl, nicht durch schöpferische Kraft und Gluth der Phantasie aus.

Während Bessenyei und seine Gefährten die ungarische Dichtung durch den Einfluß der Pseudoclassik zu regeneriren strebten, wirkten sie durch ihren Eifer ermunternd auf die Geister im Vaterlande. Männer der Kirche und Schule wendeten sich der ursprünglichen Quelle des Classizismus, der antiken Literatur zu. Sie übersetzten die Griechen und Römer, dadurch wurde die dichterische Sprache edel und kunstgemäß. Die Anhänger der beiden geistigen Strömungen, der französisirenden und der antikisirenden, strebten einem gemeinsamen Ziele zu, die Sprache vielseitig durchzubilden, die Literatur durch die Muster alter und neuer Fremdliteraturen zu bereichern, ihr geistigen Humus zuzuführen.

David Baróti Szabó leitet die classische Schule ein. Er war ein Dichter, der das Formengefühl über die Phantasie stellte.

Seinen Spuren folgte Nikolaus Révai, der durch sein wissenschaftliches Streben der Bewegung ein Programm gab. Revai rief der Nation ihre früheren Dichter durch neue Editionen in's Gedächtniß. Er begann die Gesetze der Sprache und die metrischen Eigenthümlichkeiten zu studiren und zu erläutern und zeigte die weitere Bildungsfähigkeit und Gefügigkeit dieser Sprache, indem er sich in seinen Gedichten mit großer Leichtigkeit der schwierigsten Formen bediente.

Das dichterische Haupt der classischen Schule war jedoch Benedikt Virág, der Sänger der Vaterlandsliebe, der Tugend und Lebensweisheit. Mit ganzer Seele schwelgte Virág in den classischen Formen und wußte in erhabenen Oden und Episteln seiner patriotischen Begeisterung Ausdruck zu verleihen. Dieser Dichter hatte auch Horaz mustergiltig in die ungarische Sprache herübergehoben und sich als den bedeutendsten Geschichtsschreiber jener Zeit bethätigt.

Sowohl die altclassische, als auch die pseudoclassische Schule hatte ihr eigenes Publicum, jene stützte sich auf die Gelehrten, die ihre Bildung der lateinischen Literatur entnommen, diese hingegen auf die französisch Gebildeten. Fehlte auch in den Werken der beiden

Schulen nicht die nationale Richtung, so war sie noch zu schwach, um gestaltend auf die Dichtkunst wirken zu können. Die Theilnahme der großen Menge war diesen Richtungen verschlossen. Eine dritte Schule machte es sich zur Aufgabe, den literarischen Bedürfnissen des Volkes zu entsprechen. Die Männer, die dieser Richtung angehörten, empfanden bitter das Sinken der Nation, die Entfremdung von den alten Gebräuchen, Sitten und Trachten. Sie schöpften ihre Themen aus dem Leben des Volkes und aus der Geschichte des Landes, und wenn sie auch fremde Stoffe zur dichterischen Darstellung erwählten, so wußten sie ihn in ein volksthümliches Kleid zu hüllen, das freilich manchmal recht nachläßig und salopp war. Und weil sie bei den Dichtern der Zeit keine Anknüpfungspunkte fanden, griffen sie ein Jahrhundert zurück und versuchten die anmuthige Erzählungsweise Gyöngyösi's nachzuahmen. Die volksthümlichen Dichter scheerten sich wenig um die Gesetze der Kunst und des ästhetischen Geschmackes. Sie sangen frisch von der Leber weg, und ihre einfachen Lieder, Sagen und Erzählungen hatten nichts vom rednerischen Prunk und der wässerigen Plattheit der Franzosen und nichts vom Ideengehalt und dem Formengefühl der Classiker.

Diese Richtung eröffnete Andreas Dugonics, der seine ersten Arbeiten noch aus dem Stoffkreis der classischen Welt schöpfte, doch später durchaus ungarische Stoffe wählte. Seinen Ruf begründet er durch den Roman Etelka, welcher in der Zeit der Árpáden spielt. Durch dies Werk begeisterte er das Volk für die Vergangenheit. Wohl ist die Dichtung recht mangelhaft, was die geschichtliche Auffassung betrifft, auch ist sein Kunstgeschmack nicht geläutert, indem er volksthümlich sein wollte, wurde er oft roh und pöbelhaft, doch sein unbestrittenes Verdienst besteht in der Stärkung und Verbreitung des nationalen Geistes.

Palóczy Horváth Ádam traf mit einigen Gedichten „Bauernlieder" glücklich den volksthümlichen Ton und Rhythmus, auch haben manche seiner religiösen Lieder im Gesangbuch der Reformirten Platz gefunden. Sein Epos Hunninas, eine gereimte Biographie Joh. Hunyady's, zeichnet sich nicht durch dichterische Auffassung aus. Durch die glückliche Wahl des Stoffes wußte er

jedoch das allgemeine Interesse dafür zu erregen, umsomehr als er es auch verstand der nationalen Eitelkeit zu schmeicheln.

Seine Spottgedichte gegen das Deutschthum konnten damals aus begreiflichen Gründen nicht gedruckt werden und fanden eben aus denselben Gründen im Volksmunde die größte Verbreitung.

Am meisten heimisch in der einfachen Gefühlswelt und in der derben Anschauungsweise des Volkes war eigenthümlicherweise ein Dichter, der vermöge seiner Geburt und Stellung den exclusiven Kreisen angehört. Graf Josef Gvadányi, aus dem italienischen Geschlechte der Guadayni, ein wackerer Reitergeneral von echtem Schrot und Korn, hieb mit seinen urwüchsigen, echt magyarischen Erzählungen mitten in die geschraubten Erzeugnisse eines fremden Geistes hinein, wie mit seinem Schwerte in die Feindesschaaren.

Seinen größten Erfolg hatte er mit der komisch-satirischen Tendenzerzählung in Versen „Die Reise eines Dorfnotars nach Ofen", worin er die Erlebnisse und Abenteuer eines schlichten Dorfmannes, welcher die Hauptstadt des Landes sehen will, in ergötzlicher Weise schildert. Dort wo Herr Zajtay, der Notar von Peleske, den Mittelpunkt des nationalen Wesens zu finden hofft, dort findet er fremde Sprache, Sitten, Gebräuche und Trachten. Ueber diesen Verfall des nationalen Elementes ist der gute Mann arg erbost, bricht in Klagen aus, wird grob, zankt sich und schlägt herum. Nur im heimathlichen Dorf kann er sich von den bitteren Enttäuschungen erholen. Der Gegensatz des urwüchsigen magyarischen Bauernlebens und der verdeutschten Stadt ist köstlich contrastirt. Im Notar von Peleske ist das ungarische Volk geschildert, wie er leibt und lebt, in seiner derben Kraft, zornigen Wildheit, echten Herzensgüte und naiven Beschränktheit; doch alle diese wechselnden Eigenschaften eint das wahrste patriotische Gefühl. Diese gesunde hausbackene Kost, die der gute Gvadányi dem Volke mit seinem Peleskeer Notar und mit seinem noch populäreren Strophenroman „Leben Paul Rontó's, eines gemeinen ungarischen Soldaten und seines Herren, des Grafen Benyovszky", gab, mundete trefflich.

Ein Mitstreber Gvadányi's war Michael Fazékas mit seiner Verserzählung „Ludas Matyi" (Gänse Mathies). Obwohl das

Werk in Hexametern geschrieben ist, besitzt es trotzdem so viel echten Nerv des Populären, daß es völlig in's Volk und in dessen Kreuzerliteratur überging, was in gewisser Beziehung kein geringes Lob ist.

Alle diese Werke hatten solche Beliebtheit erlangt, daß sie auch in der Dramatisirung, als Volksstücke, sich dauernd auf dem Repertoire, namentlich der Provinzbühnen behaupten konnten.

Die markanteste Erscheinung der neuen Literatur war Michael Csokonai.

Der Reichthum seines Geistes offenbart sich in den wechselndsten Formen. Seine lyrischen Dichtungen sind voll Gefühl, seine komischen voll Humor und überall, in den schwungvollen Oden, den volksthümlichen Gesängen und den gluthvollen Liebesliedern äußert sich mit Macht die wahrhaft ungarische Art dieses Dichters. Csokonai war zu früh geboren, daher wurde er von den Zeitgenossen nicht anerkannt. Ohne Halt im bürgerlichen Leben ging er in einem Strudel von persönlichen Verirrungen unter. Dies verbummelte Genie war der erste eigentliche Repräsentant des Volksgemüthes, das übrigens auch in ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen war, denn jene reizenden Volkslieder dichtete er nur so nebenbei, officiell wollte er durch Imitationen fader Schäferidyllen und komischer Epopöen dastehen. Was hätte die Nation nicht von Csokonai erwarten dürfen, wäre er nicht im frühen Mannesalter verdorben und gestorben.

Révai hatte die Anregung zur Sprachneuerung gegeben. Mit dem ihm innewohnenden genialen Instincte suchte er diese Sprache durch strenge Disciplinen aller Beugungsfälle, aller Formen und Wendungen reich und schön zu gestalten. Seine Ideen wirkten befruchtend. Man suchte die arg vernachlässigte Sprache zu reinigen und zu kräftigen. Durch Erweiterung des Gesichtskreises und der Bildung der Nation, durch den Einfluß der fremden Literaturen vermehrte sich nothwendiger Weise der Sprachschatz. Die Entwickelung der Sprache ist wohl das Werk des Volksgeistes, doch manchmal wirken entschieden auf die Bildung des Sprachgebäudes einzelne Elemente Individuen, Dichter und Gelehrte, die neue Begriffe, Ideen und

Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten schaffen und dem allgemeinen Gebrauche zuführen.

Die Apostel dieser Sprachneuerung beobachteten nicht streng genug den Erfahrungssatz, daß die Gesetze der Sprache aus dem Geiste derselben erwachsen müssen. Ihr Eifer stand nicht im Verhältniß zu ihrem Verständnisse. Es fehlten ihnen zumeist die gründlichen Kenntnisse der sprachlichen Entwickelung. Sie versuchten neue Satzlehren zu gründen und fremde Wortfolgen einzubürgern. Gegen diese Willkür bildete sich bald eine Reaction. Publcium und Schriftsteller theilten sich in zwei Lager, das der Neologen und der Orthologen.

Die Neologen oder Puristen errangen schließlich den Sieg, doch noch heute wogt im Schooße der Academie der Kampf zwischen den beiden Richtungen.

Als Haupt und Führer der Neologen gilt Franz Kazinczy, der große Reformator der Sprache. Er war geschmackvoller, zurückhaltender und principiengetreuer als sein Nachtrab. Er bereicherte die Sprache durch Aufnahme neuer Worte, theils aus dem Volksleben geschöpft, oft mit dialectischem Anklang, theils durch Aufnahme veralteter, aber gesunder Worte und durch Neubildungen aus gebräuchlichen Wurzeln.

Sein Hauptfehler war, daß er den individuellen Geschmack als Hauptgesetz in der Sprachbildung gelten lassen wollte.

Die aus dem Widerstreite der Principien und Geschmacksrichtungen gährende geistige Entwickelung Ungarns fand in Kazinczy den ästhetischen Organisateur, der ihr sprachlich wie sachlich die Richtung auf's Moderne gab mit sorgsamer Bewahrung des aus dem Vergangenen Erlernten. Kazinczy verstand es, das Schöne überall auszuspüren und den Gebildeten vorzulegen, und dies gelang ihm dadurch, daß er nachwies, wie das Schöne bei den verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Gestalten sich geoffenbart hat und doch immer schön gewesen. So erschloß er durch Uebersetzungen von Cicero, Shakespeare, Ossian, Molière, Klopstock, Lessing, Geßner, Wieland, Herder und Goethe die Weltliteratur dem Vaterlande. Sein ästhetischer Grundsatz war der

Idealismus, welchen er vorzugsweise in jenen Schöpfungen Goethe's bewunderte, wo sich deutsches Wesen und Gefühl mit antikem Ideengehalte zu einem untrennbaren Ganzen verbindet.

Durch die Verfolgung dieser Richtung wurde Kazinczy der Begründer der sogenannten deutschen oder deutsch-griechischen Schule.

Indem er die Ungarn lehrte, fremde Formen, fremden Geist aufzunehmen, mit unserem Geiste zu durchdringen und für den jedesmaligen Stoff die beste und edelste Form zu finden, bahnte Kazinczy, ohne daß er selbst ein schöpferisches Genie gewesen, der classischen Periode den Weg. Seine Gedichte zeigen geringe dichterische Begabung, zeichnen sich jedoch gleichfalls durch gewaltigen Vortrag aus.

Kazinczy, der sich lebhaft für jede geistige Bewegung interessirt, war ein eifriger Briefschreiber. Zu seinen Zeiten gab es keinen literarischen Mittelpunkt, die Dichter, in den verschiedenen Theilen des Landes lebend, waren auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Im eifrigen Briefwechsel theilten sie sich ihre Ansichten und Pläne von Arbeiten mit, tauschten Meinungen aus und besprachen allgemeine Zustände. Als der eifrige Förderer der jungen Talente stand Kazinczy mit den Meisten in schriftlichem Verkehr, ertheilte ihnen Rathschläge und spornte sie an. Aus seinen Briefen spiegelt sich das Streben der Zeit; sie können als Quelle der Literargeschichte jener Tage dienen. Die Ansichten, die damals in Briefen zur Anschauung gelangten, werden heut im Buch und im Feuilleton verarbeitet. — Es giebt keinen reichen Briefwechsel mehr.

Kazinczy hatte der ungarischen Sprache alle jene Leichtigkeit und Grazie, verbunden mit positiver Knappheit verliehen, die bis dahin ihre Poeten nicht kannten.

Als nun die Sprache wie ein wohlgestimmtes Instrument in allen Registern tönegebend vorlag, entstand auch rasch der Künstler, der sich mit seltenem Geschick dieses Instrumentes bediente.

Mehr mit feinmusikalischem Ohre als eigentlich mit poetischem Gemüth begabt, wußte er seine Zeitgenossen durch die Gewandheit und Grazie und den Wohlklang seines Spieles zu entzücken.

Dieser Künstler hieß Alexander Kisfaludy und mit ihm beginnt die ungarische Dichtung des 19. Jahrhunderts.

Alexander Kisfaludy war poetisch minder begabt als Csokonai, doch besaß er feineres Formgefühl. Durch seine tiefe und warme Empfindung suchte er den Mangel echt volksthümlichen Empfindens zu ersetzen, ja eben in Folge dieses Mangels übte er auf die gebildete Mehrheit seiner Landsleute, die sich vornehm vom Volksleben abgewendet hatten, nachhaltigen Einfluß.

Als junger Officier hatte Kisfaludy den Feldzug der österreichischen Armee gegen die französischen Revolutionsheere mitgemacht. 1796 in Mailand gefangen, wurde er nach Avignon geführt und unter dem Himmel von Vaucluse, inmitten der Erinnerungen an Petrarka erwacht in der Seele des jungen Husaren das Gefühl für die Poesie. Als er in sein Vaterland zurückgekehrt war, weihte er sich ganz der Dichtkunst.

Im Liedercyclus „Himfy's Liebe", einem Roman in Versen, besingt er die Wonnen und Schmerzen der Liebe; im „Liebesleid" eine hoffnungslose Leidenschaft, aus deren Banden er sich nicht befreien konnte; im „Liebesglück" die Freuden des Ehelebens.

Kisfaludy war jedenfalls der erste wirkliche und künstlerisch gestimmte Lyriker seines Volkes und wenn auch heute in seinen Liedern Vieles schon trivial erscheint, so bleibt ihnen für das ungarische Ohr noch immer ein verführerischer Reiz durch die Melodie der Sprache.

Alexander Kisfaludy war kein schöpferisches Genie, kein führender Geist, doch hatte er Glauben in die Zukunft der ungarischen Literatur und sein Beispiel befeuerte kühnere Talente.

Die begabtesten Schüler Kazinczy's, Daniel Berzsenyi und Franz Kölcsey, theilten sich in das geistige Erbe ihres Meisters.

Berzsenyi dichtete seine Oden in antik classischer Form. Ihr Inhalt ist erhaben, ihre Form vollendet, die Sprache von einer bis nun unvermutheten Kraft und Schönheit.

Kölcsey's Dichtungen sind von düsterem Geist, melancholischer Sehnsucht durchweht. Seine Vaterlandsliebe äußert sich in ergreifenden, erschütternden, zornvollen Tönen. Sein Hymnus, welcher

das beliebteste Nationallied der Ungarn ist, nimmt einen kühneren, freudigeren Schwung.

Der einflußreichste Dichter seiner Zeit und zugleich der Bahnbrecher der ungarischen Romantik war Karl Kisfaludy, der jüngere Bruder von Alexander Kisfaludy. Seine elegisch gehaltenen patriotischen Lieder gehören zu den vollkommensten dieser Art und seine volksthümlichen Lieder leben heute noch im Volksmunde.

Karl Kisfaludy gründete 1822 das belletristische Jahrbuch „Aurora“ und wußte die heranstrebenden jüngeren Dichter zu diesem Unternehmen heranzuziehen. So wurde er der Schöpfer, Anreger und Führer der neuen, ganz von nationalem Geist getragenen Literatur. Er war der Mittelpunkt des geistigen Lebens in Budapest, indem er hier mit seiner Aurora und mit seinen täglich zahlreicher werdenden Genossen ein literarisches Centrum zu schaffen wußte.

Seine humoristischen Erzählungen bürgerten eine neue Gattung der Darstellungsform in die ungarische Literatur ein. Die größten Erfolge errang er jedoch als Bühnenschriftsteller.

Die dramatische Kunst in Ungarn war durch Wanderschauspieler vertreten, die mit schlechten Uebersetzungen deutscher und französischer Machwerke ein Repertoire zusammenstoppelten.

Karl Kisfaludy wurde mit seinen zahlreichen Theaterstücken der eigentliche Begründer des Dramas in Ungarn. Aus seiner reichen Weltkenntniß und seiner regsamen Phantasie entwickelte sich ein echt dramatischer Sinn. Den Stoff der meisten Dramen nahm er aus der vaterländischen Geschichte und die ungarische Bühne nahm durch ihn eine poetischere und nationalere Richtung. Jede Zeile in seinen Dramen und Lustspielen ist ungarisch; ungarisch sind die flammende Vaterlandsliebe, die phantastische Anbetung des nationalen Genius und das kriegerische Feuer; ungarisch sind die Schilderungen des modernen Lebens, dessen Schattenseiten und Gebrechen er mild belächelt, über dessen Sünden und Vorurtheile er jedoch energisch die Geißel schwingt. Kisfaludy besaß treffliche Bühnenkenntniß, arbeitete auf den Effect hin und dichtete dem Publicum zu gefallen. In den Lustspielen überrascht er durch die

Lebhaftigkeit des Dialogs, den glücklich erfundenen Situationen, oft sogar durch Witz und Geist.

Wohl hat er im Drama nichts Bleibendes geschaffen, weil er zu überhastet arbeitete, doch hatte er ein Gefühl für das Tragische, und seine Lustspiele, heute freilich veraltet, sind trotzdem von echt komischer Wirkung.

Mit Karl Kisfaludy zugleich trat auch ein anderer Dramatiker auf: Josef Katona. Er schrieb zwar wenig, doch unter diesen Wenigen befindet sich „Bánkbán", das vollendetste und gelungenste ungarische Kunstdrama.

Karl Kisfaludy und Josef Katona legten dadurch, daß sie ungarische Stoffe auf die Bühne brachten, den Grundstein zum wichtigsten Gebäude der Cultur, dem nationalen Theater.

Das ungarische Theater war eine Spätgeburt des vorigen Jahrhunderts und daraus erklärt sich, daß eine so eminent dramatische Nation, wie die ungarische, bis auf Katona kein nationales Drama von Werth besaß. Bei den übrigen Völkern fallen die großen geschichtlichen Epochen mit dem Glanze der Bühnenkunst zusammen, doch die tausendjährige Geschichte, „die thaten-, blut- und thränenreiche ungarische Geschichte", wie Dr. Adolf Silberstein in seiner gehaltvollen Studie über das „nationale Drama" sagt, ist stumm an die ungarischen Dichter vorübergegangen. Was bis heute an ungarischer Dramenliteratur vorhanden ist, das ist nicht national, sondern conventionell, den europäischen Vorbildern nachgeahmt, höchstens mit etwas Localfarbe übermalt. Silberstein schließt sein Essays: „Soll sich das ungarische Drama zur Höhe der Weltliteratur erheben, wie die ungarische Lyrik und das ungarische Epos, dann müssen die Dichter den Faden dort anknüpfen, wo er bei Josef Katona abgerissen."

Der Anfang dieses Jahrhunderts ist erfüllt vom Lärm der französischen Kriege, für welche auch Ungarn seine Blut- und Geldsteuer entrichtete. Doch Napoleon's Sturz brachte keine besseren Tage. Das Bündniß der Fürsten hatte die Herrschaft der Reaction zur Folge. Man glaubte die Zeit gekommen, um auch in Ungarn die Zügel strammer anzuziehen.

Metternich machte die kühnsten Versuche, alles was ungarisch war, zu verdrängen. Durch zwölf Jahre wurden keine Reichstage einberufen, doch die Comitatsversammlungen gaben den Patrioten Gelegenheit, über die Bedürfnisse des Landes und über die Wünsche des Volkes zu sprechen. Daß wenigstens der Rahmen der alten ungarischen Verfassung erhalten blieb, war noch ein großes Glück. Wenn diese Verfassung auch mit geringer Energie functionirte und nicht im Stande war, zu verhindern, daß die absolute Monarchie sich im Lande häuslich niederließ, so war dieser stagnirende Zustand jedenfalls dem offenen Bruch vorzuziehen. Dieses „Symbol" der Staatlichkeit — wie Adalbert Grünwald in seinem hochbedeutenden culturgeschichtlichen Werke „Das alte Ungarn" — die ständische Verwaltung von 1711—1825 nannte, hatte zumindest den Vortheil, daß die Nation, als die Zeiten besser wurden, Schritt für Schritt ihre politischen Rechte reclamiren konnte, ohne den Boden der Revolution betreten zu müssen. Es ist kein Zweifel darüber zulässig, daß in jener Zeit, von welcher Grünwald's Buch handelt, und auch in den späteren Decennien, jeder revolutionäre Versuch im Blute der Nation erstickt worden wäre. Nur eine Methode der loyalen und ruhigen Reformthätigkeit konnte zu einigem Erfolge führen.

Die wiener Regierung gewann nach manchen gescheiterten Gewaltmaßregeln die Ueberzeugung von der Widerstandsfähigkeit der Nation. Kaiser Franz betrat endlich den gesetzlichen Weg und berief im Jahre 1825 den Landtag nach Preßburg. Freilich, dieser verfassungsmäßige Schritt war den Männern des Rückschrittes höchst unbequem. Geutz, der Secretär Metternich's, schreibt: „Ich möchte um den ganzen ungarischen Landtag einen Vorhang ziehen — denn daß es in diesen Zeiten der Auflösung in einem Hauptstaat unserer Monarchie eine Constitution, gar eine Constitution wie diese geben muß, ist ja an und für sich ein ungeheurer Skandal."

Der Reichstag währte von 1825—1827. Die Gebrechen fanden zum Theile ihre Heilung und so wurde allmählich das Vertrauen zwischen der Nation und dem Herrscher wieder hergestellt.

Als auf dem denkwürdigen Reichstage von 1825 über die Errichtung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften debattirt wurde und einer der Redner die ungarischen Magnaten anklagte, daß sie für nichts Höheres Sinn hätten, als für Karten, Pferde und Weiber, erhob sich aus dem Kreise des Publicums ein junger Husarenofficier, Graf Stephan Széchenyi, und bot für die ungarische Akademie sein Jahreseinkommen von 60,000 fl. C. M. Das edle Beispiel wies Viele zur Nachahmung hin und das Zustandekommen der Akademie war gesichert.

Noch bevor Széchenyi auf diesem Reichstage den Vätern des Landes den zündenden Vorwurf machte „weder er noch sie wären mehr ihrer Muttersprache recht mächtig, er wolle jedoch für seine Person den Anfang machen, sie wieder zu erlernen", gab es bereits, wie wir gesehen haben, eine, wenn auch erst beginnende ungarische Literatur, Dichter, die jenes Gefühl der Scham, daß man seine eigene Sprache vergessen könne, in den Massen wachgerufen; gab es schon Journale, Revuen, wissenschaftliche Werke, Unterhaltungslectüre.

Als im Jahre 1830 die Akademie unter dem Patronate des Palatinus Erzherzog Stephan zu Stande kam, konnte erst ein weitverzweigtes wissenschaftliches Streben methodisch betrieben werden.

Die pariser Julirevolution gab das Signal zur Regeneration Europas im freiheitlichen Sinne. Ueberall regten sich die Keime. Da die Nationalitätsfrage in Ungarn schon identisch mit Freiheit, Fortschritt und Constitutionalismus geworden war, so fand auch hier die neue Aussaat gelockerten Boden.

Die Nation, die weit unter dem Niveau der westeuropäischen Bildung zurückgeblieben war, suchte nun mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit das Versäumniß von Jahrhunderten gut zu machen. Führende Rolle in diesem geistigen Kampfe übernahm Graf Széchenyi.

Von jenem Augenblicke an, als er durch seine opferwillige That die Errichtung der Akademie ermöglicht hatte, ging sein ganzes Streben dahin, den Fortbestand der ungarischen Nation zu sichern. Uebrigens war Széchenyi's Reformwerk nicht impro-

visirt, er hatte sich für die öffentliche Laufbahn schon längst, viele Jahre vor seinem Auftreten vorbereitet und im Kreise seiner intimen Freunde die Zustände des Vaterlandes oft besprochen.

Aeußerlich trug die Nation, wie sie aus dem 18. Jahrhundert in das 19. übertrat, alle Merkmale der Greisenhaftigkeit an sich. Die bedeutendsten Geschichtsphilosophen des 18. Jahrhunderts, wie beispielsweise Herder, standen nicht an, das nahe Ende der ungarischen Nation als unvermeidlich zu verkünden. Wer nur nach äußeren Symptomen urtheilte, ohne in die ungarische Volksseele tiefer einzudringen, der mußte ebenso denken. Doch der größte ungarische Reformer dieses Jahrhunderts hatte eben einen tieferen Einblick in das ungarische Naturell und er ersah, daß die Nation trotz der auf ihr lastenden Lethargie doch jung und lebenskräftig sei! Anfangs beschäftigte sich Széchenyi nur damit, die Lebenszeichen anderer Nationen mit denjenigen der ungarischen zu vergleichen, und er bemühte sich zu erkennen, ob es für die Wiederbelebung dieser Rasse noch Hoffnung gebe oder nicht; und als er die sichersten Anzeichen fand, daß die Möglichkeit dieser Wiederbelebung, ja, eines noch höheren Aufschwunges vorhanden sei, that er von dem Augenblick an Alles, was sein Geist ihm zur Erreichung dieses Zweckes eingab.

Die damalige verzagte Nation hat er mit seinen Donnerworten erweckt; mit seinem ruhmvollen Beispiel, seiner patriotischen Begeisterung hat er ihr Selbstvertrauen, Vertrauen in die Zukunft eingeflößt und so die Grundlagen zu dem späteren Aufblühen seiner Nation gelegt; andererseits hat er es aber auch verstanden, seine für die Größe der Nation schwärmenden Empfindungen innerhalb der Schranken des berechnenden Verstandes einzudämmen, denn die Strahlen seiner scharfen Urtheilskraft durchbrachen die Nebelschleier der verlockendsten Phantasie. Auf der einen Seite eiferte er an, auf der anderen Seite hielt er zurück, um so in der Nation ein gesundes Gleichgewicht aufrecht zu erhalten.

Széchenyi schmiedete keine Phrasen, sondern er handelte, schuf, die Feder diente ihm nur zur Ankündigung und Vorbereitung von Thaten. Er war ein großer Charakter, mit einem Energie-Ueber-

schuß, wie er in providentieller Weise nothwendig war, um das große Werk der Neubelebung einer ganzen Nation durchzuführen.

In seinen Schriften „Credit, Welt, Stadium“ (Hitel, Világ, Stadium) legte er hauptsächlich den privilegirten Ständen die Nothwendigkeit der materiellen und geistigen Arbeit an das Herz, weil ohne Pflicht kein Recht existiren kann. Er bezeichnet die Steuerfreiheit des besitzenden geistlichen und weltlichen Adels als die Quelle der allgemeinen Armuth. So wurde er ein leuchtendes Vorbild dem besseren einsichtsvolleren Theile seiner Standesgenossen.

Die lang bestandene Steuerfreiheit des Adels wurde aufgehoben, ein Urbarialgesetz bewilligt, das dem Bauer Ablösung der Feudallasten und ein freies Eigenthum zugestand. Dadurch wurde das Magyarenthum in sich einig und stark.

Graf Széchenyi's Auftreten war anfangs offensiv, seine Politik hinsichtlich der alten Principien und Doctrinen revolutionär, der Ton seiner Schriften scharf angreifend, er sagte dem selbstbewußten aber trägen Volke, gedrungen von jener reinen Vaterlandsliebe, in der er seinen Antheil nahm an Ruhm und Schmach, Tugenden und Sünden seiner Nation, die bittersten Wahrheiten. Er riß nieder, weil er bauen wollte. Die Werke „Credit, Welt, Stadium“ sind die Schöpfungen dieser ersten Periode. Wegen diesen wurde er zur Opposition gezählt, ja er war die gefeiertste Persönlichkeit derselben und seine Volksthümlichkeit war um so größer, eine um so seltenere Erscheinung damals in den höheren Kreisen patriotischer Thätigkeit, Vorliebe für Reformen und Arbeitslust waren.

Széchenyi wirkte auf die Anlage von Communicationsmitteln, wie der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft, und wies auf die vernünftige Pflege der Landwirthschaft und Pferdezucht hin. Durch Errichtung des Nationalcasinos, durch Einführung der Wettrennen begründete er das Vereinswesen. Der Bau der Kettenbrücke in Budapest kam hauptsächlich durch seine Opferwilligkeit zu Stande. Die Straße beim eisernen Thor an der unteren Donau verewigt durch ihren Namen das Andenken ihres Begründers.

So half er durch Wort, Schrift und That heilsamen Ideen

im Leben und in der Gesellschaft zum Sieg. Als Széchenyi seine öffentliche Laufbahn betrat, war Ungarn ein verwahrlostes, in öder Stagnation versunkenes, aber nichtsdestoweniger von jugendlicher Lebenskraft strotzendes Land. War es Stephan Széchenyi, der diese verwahrloste Jugend zu ruhiger Mannbarkeit entwickelte, zur Thätigkeit anspornte und an ernste Selbstdisciplin gewöhnte, oder war es vielmehr die mit Milliarden von Lebenskeimen gesegnete, zu großartiger Entwickelung prädestinirte Epoche, welche durch die ihr innewohnenden geheimnißvollen Kräfte, jenen Geist gebar, der sich Graf Stephan Széchenyi nannte? Wer kann entscheiden, ob es die bedeutenden Männer sind, welche die großen Umgestaltungsepochen herbeiführen oder umgekehrt, die großen Zeiten immer die bedeutenden Männer hervorbringen, deren sie bedürfen. Gewiß ist, daß große Zeiten und große Männer nicht von einander zu trennen sind und daß Epochen, welche keine bedeutenden Talente aufweisen, immer den Charakterzug traurigster Stagnation an sich tragen.

Széchenyi, der Staatsmann und Reformator, hatte der Wiedergeburt Ungarns seine Kraft geweiht. Er war das Herz und die Seele dieses neuen Ungarn. Während seine Hand die Fackel schwang, um in die Finsterniß hineinzuleuchten, zaubert sein mächtiger Ruf die Morgendämmerung herauf.

Zwei Jahrzehnte ist er der Einzige, der für Alle fühlt und denkt und handelt.

Allmählich wurden Gesetze geschaffen, die auf eine kräftige Förderung der Nationalität abzielten. Es wurde durchgesetzt, daß die ungarische Sprache in den niederen und höheren Schulen als Wissenschaft gelehrt werde. Seit 1839 ist der Inhalt der Gesetze ungarisch und nicht mehr lateinisch. Am Landtage 1847—48 sprach der König seine Thronrede ungarisch.

Trotzdem war die Literatur bisher noch auf einen kleinen Theil der Nation beschränkt geblieben. Die eigentliche Verbreitung und Nationalisirung beginnt erst mit dem Erstehen des Journalismus, der in Ungarn nicht nur in politischer, sondern auch in literarischer Beziehung eine tiefer eingreifende Wirkung äußerte als

anderswo. Als Gründer derselben ist der Advocat Ludwig Kossuth zu betrachten, der 1841—1844 in seinem Organe Pesti hirlap (Pester Zeitung) die Lebensfragen der Nation und die Zeitinteressen in eleganter, klarer und anziehender Weise behandelte und dadurch nicht nur das Interesse an dem Nationalleben in alle Schichten des Volkes verbreitete, sondern auch die Nationalsprache erfrischte, belebte und bereicherte. Seinem Programm, dessen Details er mit so hinreißender Kraft zu verdolmetschen wußte, ermangelte jedoch die gehörige Grundlage; mit dem Zwecke mochte er wohl im Reinen sein, aber von den Mitteln besaß er keine klare Vorstellung.

Sowohl Széchényi als Kossuth standen im Dienst derselben Ideen. Beide hatten ihre beste Kraft einem und demselben hohen Ziele zugewendet — der Umwandlung des feudalen Ungarn in ein modernes Gemeinwesen. Doch der Eine, ruhig und klar, erhoffte die Zukunft des Vaterlandes durch sittliche und gesetzliche Reformen, in seinen politischen Träumen sah er immer den Kaiser von Oesterreich als gekrönten König von Ungarn und zwischen diesem Könige und seinen Unterthanen ein verantwortliches Ministerium. Der Andere, ein Mann stürmischer Impulse, ein kühner Drauflosgeher, der den Pelion auf den Ossa thürmt, trat rückhaltlos mit seiner glänzenden Rhetorik, dem Zauber des Wortes und der Pracht des Stiles für eine gewaltige Umwälzung ein.

Kossuth war ein Mann von Geist und Wissen, mehr jedoch was man einen „Blender“ nennt. Souveräner Herr über alle Schlagworte, die auf Massen wirken können, im Nothfalle Sophist, ehrgeizig und eitel über alle Maßen, schwang er sich zum Führer des Volkes auf.

Széchenyi erkannte sofort das Gefährliche dieser Manier und trat in seinem Kelet népe (Volk des Ostens) mit großer Vehemenz gegen Kossuth auf.

Gerade weil Széchenyi planmäßig vorging, weil er in Betreff der Mittel, durch welche er seine Zwecke zu erreichen strebte, vollkommen im Klaren war: mußte er natürlich — so wie früher mit den Leuten des Stillstandes und Rückschrittes, so später mit den Männern der Bewegung in Collision gerathen.

So kam es, daß seine Polemiken, namentlich mit dem Pesti hirlap, und seine in der Akademie gehaltene, den hypernationalen Eifer zurückweisende Rede, endlich seine Annahme der Statthaltereirathsstelle und des Excellenztitels von der Opposition hart angegriffen wurden, und er bei der gedankenlosen Menge seine Popularität einbüßte. —

Neben der politischen Presse betheiligte sich nun auch schon die schöne Literatur an den Tagesfragen. Ein Zweigverein der ungarischen Akademie, die Kisfaludy-Gesellschaft, den Manen Karl Kisfaludy's errichtet, theilte sich mit jener gelehrten Körperschaft in der Förderung der schöngeistigen Literatur. Diese Gesellschaft hat die Herausgabe der vorzüglichsten Originalwerke aus dem Bereiche der schönen Literatur und Aesthetik, so wie gediegener Uebersetzungen ausländischer Classiker zur Aufgabe. Zugleich suchte sie durch Preisvertheilungen die Schaffenslust der jungen Dichter anzuspornen.

Die unter dem Patronate der beiden Institute erschienenen Organe Jeleukör, Társalkadó, Rajzolatok, Aurora, Athenaeum, Életképek u. a. als Quellen der Universalbildung ergossen ihre befruchtenden Kräfte in alle Theile des Landes. So wurden durch Bücher, Almanache, Broschüren und Zeitungen die neuen Ideen dem großen Publicum erschlossen.

Auch das Theater, dies Stiefkind der ungarischen Cultur, begann nun im Nationalleben kräftig Wurzel zu fassen. Die eigentliche Vergangenheit des ungarischen Theaters reicht nicht über das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts; am 25. October 1790 wurde in Ofen die erste öffentliche ungarische Theatervorstellung gegeben. Nach mannigfachem Ungemach hatte sich die erste ungarische Schauspieltruppe wieder aufgelöst, aber der ausgestreute Samen ging nicht verloren.

In Pest versuchten im Laufe der Jahre mehrere solcher Truppen ihr Glück, mußten jedoch über kurz oder lang wieder zum Wanderstab greifen, weil sie keinen ständigen Ort und kein Stammpublicum für ihre Vorstellungen gewinnen konnten. Pest war damals eine beinahe ganz deutsche Stadt, durchaus nicht die Metropole der ungarischen Cultur, deren Strahlen erst zu glänzen anfingen.

Von 1790—1821 lebten die Comödianten auf ihren Kreuz- und Querfahrten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Ort zu Ort ein jämmerliches Dasein. Doch trotz der Ungunst des Geschickes blieben sie der halbverlorenen Sache des ungarischen Theaters getreu. Diese Comödianten wurden nicht nur durch die künstlerische, sondern mehr noch durch die patriotische Begeisterung auf die Bühne geführt, denn sie hatten die apostelhafte Ueberzeugung, die wichtigsten Förderer der ungarischen Cultur zu sein.

Glücklicher waren diese Gesellschaften in der Provinz. Einige Städte waren bemüht, die fahrenden Gesellschaften längere Zeit festzuhalten. Namentlich das Klausenburger Theater hatte sich wunderbar rasch gekräftigt. Kaum daß diese siebenbürger Gesellschaft erstarkt war, sandte sie Tochterschwärme aus nach dem Mutterlande Ungarn. So kamen Ableger dieser Gesellschaft auf ihren Comödiantenfahrten 1807 nach Pest. Im Jahre 1819 erscheint zum dritten Male eine ungarische Wandertruppe in Ungarns Hauptstadt. In diesem Jahre wird auch das erste Stück des eigentlichen Schöpfers des ungarischen Dramas, Karl Kisfaludy's „Die Tartaren in Ungarn“, gegeben, das trotz seiner Schwächen das Publicum begeisterte. Die Gesellschaften kommen und gehen und genießen bald die Gastfreundschaft des deutschen Theaters, bald spielen sie in schlecht und recht adaptirten Localitäten. Allein, alle die Versuche scheitern an dem Gleichmuth der Behörden und der fremdsprachigen Bevölkerung. Im Jahre 1821 wird in Klausenburg ein prächtiges neues Theater erbaut. Die ungarische Muse hatte endlich ein ständiges Obdach.

Die Julirevolution kräftigte und erstarkte das Nationalitätsbewußtsein, es wurde bald der Wunsch allgemein, daß auch im Herzen des Landes ein stabiles ungarisches Theater errichtet werde. Széchenyi hatte sich schon 1831 mit dieser Frage in der Broschüre „Vom ungarischen Schauspiel“, worin er die Gründung eines Centraltheaters und eines Conservatoriums vorschlug, beschäftigt. Die Akademie schrieb im Jahre 1833 die Preisfrage aus: „Wie kann man in Budapest ein ständiges ungarisches Theater errichten?“

Nach und nach reifte in den Herzen der Patrioten die Ueber-

zeugung, daß eine würdige Schaubühne ein nicht zu unterschätzender Culturfactor sei.

Von dieser günstigen Strömung profitirte die Kaschauer Gesellschaft, die um diese Zeit nach Ofen kam. Die Vorstellungen fanden nunmehr großen Zulauf und vielen Beifall. Aus dieser Gesellschaft rekrutirte sich das Personal des neuen ständigen Theaters, das 1837 in Pest zu Stande kam, errichtet von der ganzen Nation für die ganze Nation, ein Denkzeichen für die sieghafte Kraft und Fruchtbarkeit einer idealen Begeisterung.

Die Thätigkeit dieses jungen Institutes gewährt einen erhebenden Anblick. Mit den schwersten Sorgen im Gemüthe, ward unermüdlich gerungen und vorwärts gestrebt, denn es galt noch immer das Gros des Publicums zu erobern, der Concurrenz des berühmten Pester deutschen Theaters zu begegnen. Die verderblichen Traditionen der Wanderbühnen sind abzuschütteln, künstlerisches Streben ist an würdigeren Aufgaben großzuziehen, ein Repertoire zu schaffen, das den nationalen Aspirationen und den künstlerischen Anforderungen in gleicher Weise entspricht. Jeder Einzelne bot all sein Können auf, um seinen Platz würdig auszufüllen und die Gesammtheit trachtete einen Geist zu entwickeln, der Jeden befeuerte und durch die idealen Beweggründe für die Geringfügigkeit der materiellen Entlohnung entschädigte.

Megyeri, Egressy, Tamásy, Szentpéteri, Rosa Laborfalvy, das Ehepaar Lendvay, Bartha, Telepi, Udvarhelyi, Szilágyi erhoben das Theater auf ein solches künstlerisches Niveau, daß der Reichstag vom Jahre 1841 dasselbe als Nationaltheater der Leitung einer Landescommission unterstellte.

Das erste Jahrzehnt war die Blüthezeit des Nationaltheaters, nie haben seither an dieser Bühne so viel vorzügliche Kräfte gewirkt wie damals.

Die Akademie der Wissenschaften versorgte die Gesellschaft mit geschmackvoll übersetzten Werken und schrieb Preise auf Originaldichtungen aus und unterstützte das Theater auch materiell.

Im Gefolge von Kisfaludy, Katona und Vörösmarty entstand eine ganze Generation von dramatischen Dichtern, wie Vachott,

Obernyik, Nagy, Kuthy, Szigeti, Degré, Toth, Gáal, Kovács u. A. Szigligeti legte zu Beginn der vierziger Jahre durch seine Volksstücke den Grund zu einem neuen und originellen Genre.

Die Bühne wurde im edelsten Sinne international, indem sie das Beste der europäischen Production sich zu eigen zu machen versuchte, auch die Kritik wuchs mit ihren größeren Aufgaben.

So nehmen wir denn allüberall ein eifriges Reformstreben wahr. Die Wogen des öffentlichen Lebens rauschten bald hoch auf wie nie zuvor.

Die bewegte Zeit gebar auch einen großen Dichter, Michael Vörösmarty. Er war der Mann, welcher am Altar des Vaterlandes das Feuer der echten Poesie wieder entzündete. Sein Wesen kennzeichnet die feurigste Begeisterung für alles Edle, Schöne und Große, die Hingabe seines Herzens an das Göttliche.

Sein Epos „Die Flucht Zalán's“ (Zalán futása) ist nicht nur eine große poetische, sondern auch eine eminent politische That, eine Tendenzdichtung im besten Sinne des Wortes, ein Weckruf für jene, in deren Herzen die Gefühle für das Vaterland geschlummert.

Der Dichter trat mit diesem Werke 1825 hervor, als nach 12jähriger Pause der Landtag die Rechte der Verfassung vertheidigte.

Vörösmarty wendete sich von der ruhmlosen Gegenwart ab und zeigte der Nation in glänzenden Bildern die ruhmvolle Vergangenheit, um sie zu ermuthigen, an der Wiederherstellung der einstigen Größe zu arbeiten. Kein Wunder daher, daß Jedermann die geistige Verwandtschaft jener Vertheidiger der alten Rechte mit diesem Sänger der alten Herrlichkeit empfand.

So lange als man sich mit den vergangenen Zuständen des Vaterlandes beschäftigte, war Vörösmarty Ependichter; als Széchenyi auftrat und gemäß seinem Wahlspruche: Magyarország nem volt, hanem lesz (Ungarn war nicht, sondern wird erst sein) seine Kraft der Zukunft seines Vaterlandes weihte, wurde Vörösmarty zum Dichter der Empfindungen und der fortschreitenden Handlungen und gab in der Lyrik und im Drama dem Gefühlssturm und dem

Thatendrang seiner Zeit energischen Ausdruck. Vergangenheit und Zukunft standen ihm zu Gebote, weil seine Seele feinfühlend Lust und Wehe der Gegenwart empfand.

Vörösmarty suchte den heiligen Quell der Dichtung in der Geschichte seines Landes und im Gefühle seines Volkes. Sein Hymnus „Szozat“ (Aufruf) wurde das tägliche, inbrünstige Gebet der Nation.

Nicht die gleiche Bedeutung wie als Lyriker und Epiker kann Vörösmarty als Dramatiker beanspruchen. Wie mächtig auch der Drang in ihm lebte, die aus Geschichte und Sage geschöpften Gestalten dramatisch darzustellen, und wie edel und markig auch der dramatische Stil dieses Dichters wahr, so fehlte ihm doch jene packende Gestaltungskraft, welche erst dem Schauspiel wahre Lebensfähigkeit verleiht. Immerhin sind auch in seinen dramatischen Arbeiten hoher Gesinnungsadel und reine Vaterlandsliebe verkörpert.

Vörösmarty beherrschte meisterhaft die Form und Sprache. Durch den Reichthum dichterischer Schönheit hatte er alles übertroffen, was bis nun in dieser Sprache geschrieben wurde, und obwohl er in der Sprachneuerung zurückhaltend war, so sahen die Neologen das Heil ihrer Sache durch ihn gesichert. Bei aller Vornehmheit, Gemessenheit, Würde und Majestät war seine Sprache voll Wärme und Lebendigkeit und von einem seltenen Wohlklang der Melodie. Wir finden in seinen Dichtungen mehr Verstand als Herz, mehr Phantasie als tiefes Gemüth, mehr rhetorischen Schwung und blendendes Colorit als Natürlichkeit und Einfachheit.

Ein edler, unparteiischer Mann war Vörösmarty, strenger gegen sich als gegen andere. Er erkannte die Mängel seiner Begabung und bewunderte neidlos die aufstrebenden Talente.

Als Vörösmarty 1855 starb, gab die großartige Trauerkundgebung Zeugniß von der dankbaren Verehrung der Nation.

Mag auch heute ein Theil seines Ruhmes verblichen sein, dennoch bleibt so viel bestehen, daß er unter den ersten Sternen leuchtet für und für.

Bewundernd schaute das Volk zu dem großen Manne empor, dessen Wirken den Höhepunkt der classischen Kunstdichtung in Ungarn

bedeutet. Doch die Bewunderung, die wir einem geistig höher Stehenden entgegenbringen, lernt uns die eigene Ohnmacht und Kleinheit erkennen und raubt dieser Liebe den innigen, zutraulichen Charakter. Vörösmarty's idealer Sinn und sein würdevoller Pathos war weit entfernt von volksthümlicher Art.

Hie und da wußte er auch einen einfach ergreifenden Accord anzuschlagen, dem das Volk mit verständnißvollem Entzücken lauschte, doch er verklang alsbald in der gewaltigen Fülle seines erhabenen Kunstgesanges.

Mächtig und voll in die Saiten der Volksseele griff ein anderer Dichter und sein hinreißendes Spiel erschütterte und begeisterte eine ganze Nation.

Ein helles und heißes Feuer ward entzündet in jeder Brust, das Feuer, welches aus Petöfi's Dichtung drang und das mit seiner Gluth alle Parteien, Stände, Confessionen zu einer einzigen, für Freiheit, Recht, für die Größe und Unabhängigkeit des Vaterlandes begeisterte Nation verschmolz.

Vörösmarty's erhabener Schwung und geläuterte Darstellungsweise sprachen zu den Auserlesenen des Geistes. Petöfi ist ein Mann des Volkes, er hat aus der Seele dieses Volkes seine Begeisterung geschöpft und ist tief in's Herz desselben gedrungen. Darum ehrte das Volk in Vörösmarty seinen Lehrer, Führer und väterlichen Freund, aber es lernte in Petöfi sich selbst schätzen und lieben.



I.

Die Eltern.

Alexander Petöfi's Eltern und er selbst haben den Namen Petrovics geführt. Der Dichter hatte denselben laut Statthalterei-Genehmigung vom Jahre 1843 auf den Namen Petöfi geändert, und dieser Name war bald bei Hoch und Niedrig, bei Jung und Alt im besten Sinne des Wortes populär, was wohl die Eltern bewogen haben mochte, später gleichfalls den Namen des Sohnes anzunehmen.

Die Familie ist gewiß, wie der Name verräth, serbischen Ursprungs, obwohl darüber alle weiteren Daten fehlen. Seit dem 17. Jahrhundert gehörte die Familie dem kleinen ungarischen Adel, dem sogenannten Bauernadel an, nur wurde im Adelsbrief der Name nach der alten Orthographie Petrowicz geschrieben. Man weiß nicht, wohin das Document gerathen ist, doch in den dreißiger Jahren war es noch im Besitze von dem Vater des Dichters, der die verzeihliche Schwäche hatte, das Pergament gerne seinen Bekannten zu zeigen.

So viel ist gewiß, daß sich der Dichter nie seiner adeligen Abstammung gerühmt, was ein so leidenschaftlicher Demokrat nur mit Verläugnung seiner Principien hätte thun können.

Nach den Matrikeln des Aszóder evangelischen Kirchenamtes kam die Familie Petrovics aus dem Neutraer Comitate von Vá-

gujhely nach Aszód im Pester Comitate und verzweigte sich von hier in's ungarische Tiefland.

In der Familie scheint sich das Gewerbe eines Metzgers vom Vater auf den Sohn vererbt zu haben. So besaß bereits in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Thomas Petrovics eine Fleischbank in Aszód.

Am 21. Januar 1773 heirathete der 30jährige Mann dortselbst die 22jährige Susanna Salkovits. Die Eheleute genossen eines guten Ansehens und hatten es bald zu einem behäbigen Wohlstand gebracht. Die Ehe war mit mehreren Kindern gesegnet. Am 15. August 1791 kam Stephan auf die Welt. Es ist wohl selbstverständlich, daß Stephan, als der Sohn eines einfachen Fleischhauers, keine besondere Erziehung genossen haben mag. Diesbezüglich fehlt ein genauerer Nachweis. Doch ist es zweifelsohne, daß er trotzdem ein paar Gymnasialclassen besucht hat, weil er etwas Latein verstand. So las er z. B. den oberwähnten Adelsbrief, der lateinisch abgefaßt war, und übersetzte und erklärte denselben. Er besaß daher mehr Bildung als zu seinem einfachen Stande gemeinhin nothwendig war. Vater und Sohn übten gemeinsam ihr Gewerbe aus, der Vater als Meister, der Sohn als Geselle, und dies Verhältniß blieb auch bestehen, als der Sohn ein Alter erreicht hatte, das laut den damaligen Zunftgesetzen zur selbstständigen Ausübung der Fleischergerechtsame erforderlich war.

Eben nach jenen Zunftverordnungen mußte jeder Handwerker eine bestimmte Zeit auf der Wanderschaft zubringen, um sich eine gewisse Welterfahrung und Selbstständigkeit zu erwerben. So kam Stephan nach dem Orte Maglód, zwei Stunden von Pest entfernt.

Hier lernte er seine zukünftige Gattin kennen. Maria Hrúz war im selben Jahre wie Stephan in einem Orte des Turocer Comitats geboren. Ihre Eltern waren einfache slovakische Landleute. Maria blieb bis zu ihrem 25. Jahre im väterlichen Hause, fleißig in Haus und Feld beschäftigt. Sie sprach damals nur slavisch, und der slavische Accent machte sich auch später noch bemerkbar, als sie die ungarische Sprache schon schlecht und recht erlernt hatte.

Auf Aufforderung eines alten Oheims, des Schulmeisters in

Maglód, verließ Maria den gebirgigen Heimathsort und zog voll Hoffnungen und Erwartungen in das Flachland.

Doch vorerst sollte das Mädchen in der Fremde eine bittere Enttäuschung erfahren. Der brummige Alte, der sie gedungen hatte, mußte wegen seiner Gebrechlichkeit den Schulunterricht aufgeben, und da er nun selber kaum zu leben hatte, entließ er die Verwandte Knall und Fall aus seinen Diensten. Doch das anstellige Mädchen fand bald beim evangelischen Pfarrer in Maglód, Stephan Martiny, einen Platz. Die Frau des Geistlichen verwendete die Magd in Haus und Küche und schickte sie täglich um's Fleisch in die nahe Fleischbank. So lernte die neue Magd den jungen Bankknecht Stephan Petrovics kennen. Das Herz des kräftigen, untersetzten Burschen pochte heftig beim Anblick der frischen Dirne. Doch umsonst bemühte er sich durch seine derben Schmeichelworte, oder durch Zuwage besonders schöner Fleischstücke, das Herz der Spröden zu gewinnen. Maria liebte einen Anderen, den stattlichsten Burschen des Ortes, Samuel Lányi, den Schustergesellen. Auch Samu war ihr vom Herzen gut, und so warben beide junge Männer um den Besitz des Mädchens. Der Zufall machte diesem Wettstreit ein Ende.

Martiny wurde nach Kis-Körös als Pfarrer berufen. Maria verließ in Folge dessen den Dienst und den Ort und kam nach Pest, wo sie auf Verwendung ihres früheren Brotherrn der Seifensieder Karl Weisz in der Königsgasse in seine Dienste nahm.

Ein Jahr lang verweilte das Mädchen in der Hauptstadt, sie fühlte sich dort wie der Vogel im Käfig. Das lebenslustige Mädchen, das früher bei der Arbeit stets heitere Lieder trällerte, sang nun schwermüthige Weisen. Maria sehnte sich nach dem kleinen Dorfe zurück, wo sie ihr Herz gelassen. Und sie wurde noch trauriger, als sie erfuhr, daß Samuel Lányi, untreu seinen Schwüren und Versprechungen, eine Andere geheirathet. Diesen Schmerz konnte sie nicht so leicht verwinden. Ein Heimweh nach dem Orte erfaßte sie, wo sie ihr Glück und ihr Leid gefunden. Vielleicht hoffte sie, daß die Liebe jenes zweiten Bewerbers dem verwaisten Herzen Trost spenden würde. Sie verließ Pest und kam

nach Maglód. Stephan Petrovics hatte jedoch mittlerweile seine Lehrzeit in der Fremde schon vollendet und war zu seinem Vater nach Aszód zurückgekehrt. Auch Maria ging dorthin und verdang sich im Castell des Baron Podmanitzky als Wäscherin.

Stephan war dem Mädchen treu geblieben; in seiner einfachen, derben Weise suchte er die Geliebte in ihrem Leid zu trösten. Maria, gerührt durch so viele Beweise der Liebe, erwiederte nun vom ganzen Herzen die Neigung des Burschen.

Als Stephan den Erfolg seiner Bemühungen sah, strebte er nach Selbstständigkeit, um mit der Geliebten einen Hausstand zu gründen. Er verließ neuerdings das Geschäft seines Vaters, zog nach Szabadszállás, wo er eine Zeitlang fleißig seinem Berufe oblag und sich dabei so viel zusammensparte, um ein kleines Geschäft zu errichten. Glücklich kehrte er dann nach Aszód zurück, um die Geliebte als sein Weib heimzuholen.

Am 19. September 1819 wurden Stephan Petrovics und Maria Hrúz in Aszód getraut.

Mit verdoppeltem Fleiße ging nun der junge Meister an die Arbeit; hatte er doch nun für ein geliebtes Weib zu sorgen. Maria hinwieder gestaltete durch ihre liebevolle Sorgfalt das Heim ihres Gatten so behaglich als möglich. Der Fleiß und die Sparsamkeit der wackeren Leute trugen Früchte. In ein paar Jahren besaßen sie Haus, Felder und Weinberge.

Im November 1821 übersiedelte das Ehepaar nach der Stadt Kis-Körös, wo Stephan wieder das Recht zum Ausschrotten des Fleisches erworben hatte. Seinen Szabadszállás'scher Besitz hatte er in Pacht gegeben.

Damals wechselten die Metzger häufig ihre Plätze; sobald sich ihnen ein günstigeres Geschäft an einem anderen Ort bot, zogen sie dahin. Wir werden sehen, daß Stephan Petrovics kaum zwei bis drei Jahre an einem Orte seßhaft blieb.

Kis-Körös, ein kleiner unscheinbarer Ort mit engen, zusammengeschobenen Straßen, sieht wohl heute noch so aus, wie vor 70 Jahren. Die kleinen, in der Giebelfront ein- oder zweifenstrigen,

mit Schilfrohr bedeckten Bauernhäuser geben ein rührendes Zeugniß von der Bedürfnißlosigkeit ihrer Bewohner.

Vor den Häusern stehen Akazien, diese charakteristischen Bäume des ungarischen Tieflandes, deren weitverzweigte Wurzelungen den lockeren Sandboden binden. Die frischen Laubkronen dieser Bäume lehnen sich an das modernde Schilf der Dächer.

Auch das Haus, das der Fleischer Petrovics gemiethet hatte, war klein und niedrig wie die übrigen, es stand zwischen den zwei Kirchen, in einer aus nur ein paar Häusern bestehenden, abseits führenden Straße.

Das Haus selber hatte drei Zimmer und eine Küche, das eine Straßenzimmer diente als Fleischgewölbe. Im Wohnraume machte sich in der Ecke ein mächtiger Kachelofen breit, davor war eine rohe Holzbank, vom Alter gebräunt, vom vielen Gebrauche polirt. Die beiden Leute lebten in ihren bescheidenen Verhältnissen so weit glücklich, nur war ihnen das Elternglück versagt. Endlich nach fünfjähriger Kinderlosigkeit beschenkte Maria in der Sylvesternacht 1822 den Gatten mit einem Sohne.

Ladislaus Neugebauer, der berufene Uebersetzer von Petöfi's Werken, hat im Jahre 1880 (bei Gelegenheit der Uebernahme von Petöfi's Geburtshaus durch die Petöfi-Gesellschaft) mit der besten Freundin von Frau Petrovics gesprochen. Die Matrone erinnerte sich aller Vorfälle bei Petöfi's Geburt mit einer Lebhaftigkeit und Genauigkeit, die bei einem Alter von nahezu hundert Jahren wirklich erstaunlich ist.

Es war in einer strengen Winternacht. In den Gassen der Stadt Kis-Körös lag drei Fuß hoher Schnee. Die gute Frau Petrovics saß gemüthlich plaudernd bei ihrer Busenfreundin Frau Eva Dinga, im Nachbarhause quer über die Gasse. Plötzlich fühlte sich Frau Petrovics von einem Unwohlsein angewandelt. Sie machte sich auf den Heimweg, aber ihre Stiefel sanken tief in die frischgefallene Schneedecke ein. Nachdem es ihr an Kraft gebrach allein nach Hause zu gehen, rief sie, so laut sie konnte, nach Frau Dinga, die herbeieilte, sie unter die Arme faßte und sachte die wenigen Schritte nach Hause trug.

Eine Weile darauf — der Nachtwächter von Kis-Körös verkündete soeben laut die Mitternachtsstunde — hatte Frau Petrovics einen Sohn auf die Welt gebracht. Das Neugeborene schrie und zappelte. Der Vater, der sich sehnsüchtig immer nur einen „Buben“ gewünscht hatte, konnte sich in seinem Glücke kaum fassen und hüpfte vor Freude in der engen Stube herum.

Am 1. Januar 1823 lag die bleiche Wöchnerin auf dem thurmhohen Canevaspolster und sah, durch Thränen lächelnd, auf das Kind, das sich nach Leibeskräften den Windeln zu erwehren suchte.

Dort bei der Thür hantirte mit Flaschen und Krügen der behäbige Fleischer, um die glückwünschenden Nachbarn zu bewirthen, ab und zu schaute er mit einem Blick voll Stolz und Liebe auf Mutter und Kind.

Bald kommen sie die Gevattern und Freunde zur Taufe, die der ehrwürdige Priester der evangelischen Gemeinde Michael Martiny, bei dem die glückliche Mutter als Jungfrau in Diensten stand, vollzieht.

In der heiligen Taufe erhielt der Säugling den Namen Sándor (Alexander).

Ich habe mich bemüht, alle Documente, die sich auf Petöfi's Leben beziehen, neu zu sammeln, ohne Rücksicht darauf, ob dieselben an anderen Stellen bereits veröffentlicht wurden oder nicht.

In dieser Bemühung wurden mir nicht nur von den einzelnen Pfarrämtern, Unterrichtsanstalten, Militär- und Civilbehörden die legalisirten Abschriften der Eintragungen über Alexander Petöfi ohne Weiteres ertheilt, sondern manche der betreffenden Amtspersonen haben mir außerdem noch höchst werthvolle biographische Details über Petöfi mitgetheilt, für diese werkthätige Unterstützung sage ich an dieser Stelle meinen aufrichtigsten Dank.

Als erstes Document sei hier die wortgetreue Uebersetzung des Taufscheines von Alexander Petöfi eingeschaltet.

Nr. . . . .

Stempel
50
kr.

Auszug

aus den Matrikeln der Kis-Köröser evang. Kirche Augsb. Conf. Band IV, Folio 127, vom Jahre 1823, d. i.: Eintausendachthundertzwanzig und drei den ersten Januar.

Laufende Nummer	Jahr und Tag		Das Kind					Die Eltern		Name, Wohnung und bürgerliche Stellung der Taufpathen und Taufpathinnen	Der taufende Priester	Der eventuelle Todesfall	Anmerkung
	der Geburt	der Taufe	Name	Geschlecht		ehelich	unehelich	Name, Religion und bürgerliche Stellung	Wohnung, Gasse, Haus-Nr.				
				Knabe	Mädchen								
1	Januar — 18	1 23	Alexander.	1	—	1	—	Stephanus Petrovics Maria Hrúz.	" " "	Levante Nobili Juvene: Carolo Martiny cum sorore sua Ludovica. Nob. Samuele Dinga cum cons. Eva. Joh. Vician, Susanna Kövácsay.	Michael Martiny.		In der Anmerkung steht hineingeschrieben: Vortrefflicher ungarischer Dichter: unter dem Namen Alexander Petöfi.

Daß dieser Auszug Wort für Wort mit den Original-Matrikeln übereinstimmt, bestätigt ämtlich

Kis-Körös, am 21. Februar 1887.

Johann Kemény m. p.,
evang. Pfarrer.

Kis-Köröser Pfarramts-Siegel.

Die heilige Ceremonie ist vorüber, beim darauffolgenden Mahle wurde wohl in manch' kernigem Trinkspruch des Kindes und der Eltern gedacht. Die Gäste haben sich verlaufen, es ist wieder still im Stübchen. Der Vater holt die Familienbibel hervor und trägt mit derben Zügen den Geburtstag des Kindes ein. Die Mutter liegt erschöpft mit geschlossenen Augen, ein glückseliges Lächeln verklärt ihre Züge.

Die Mutter träumt von der Zukunft ihres Kindes.

Freilich, hochfliegend konnten die Träume des einfachen Weibes nicht gewesen sein, ihr geistiges Auge war zu blöde, um die himmlischen Gestalten zu erkennen, die sich dem Neugeborenen genaht. Die Eine hob wie zum Segen die Harfe, die Zweite ein blankes Schwert und die Dritte einen Lorbeerkranz über dem Haupte des unschuldigen Kindes und leise entschwebten die Muse der Dichtkunst, die Göttin der Freiheit, der Schutzgeist des Vaterlandes.

II.

Kinderjahre.

Der gute Fortgang seines Geschäftes machten es Stephan Petrovics möglich, nach dreijährigem Aufenthalte in Kis-Körös die große Fleischbank zu Félegyháza, einem kleinen Städtchen des ungarischen Tieflandes (Alföld), zu übernehmen, auch hatte er gemeinsam mit einen gewissen Habel die Fleischbank von Keczkemét gepachtet.

So verließ die Familie, kaum daß Sándor dem Säuglingsalter entwachsen war, das Donauufer und siedelte sich westwärts von der Theiß, in einem der unvermischtesten magyarischen Districte, in Klein-Kumanien zunächst in Félegyháza an, wo der Sohn die zartesten Knabenjahre mitten im behäbigen Wohlstande verlebte. So ist es zu erklären, daß der Dichter später, in dankbarer Rück-

erinnerung der goldenen Tage seiner Kindheit, Klein-Kumanien als seine engere Heimath bezeichnete; z. B. in dem Gedichte „Heimathserde":

> Wo mich Herz und Seele
> Mächtig hingezogen stets auf's Neu': die Auen
> Meiner Heimatstätte, Klein-Kumanien, durft' ich
> Endlich wieder schauen.*)

Ferner in dem reizenden Gedichte, in welchem er als Refrain eine Zeile aus einem alten ungarischen Ammenliede herübergenommen hatte:

> Hier ließ Gott das Licht der Welt mich schauen,
> In des Tieflands schönen, weiten Auen,
> Hier dies Städtchen ist's, dem ich entstamme,
> Als wär's voll vom Sang noch meiner Amme —
> Längst verhallt, fällt er mir jetzt noch ein:
> „Maikäfer, goldenes Maikäferlein!"

Durch diese Gedichte irregeführt, bezeichnete man eine geraume Zeit hindurch bald Félegyháza, bald Szabadszállás, bald Kis-Körös als den Geburtsort des Dichters. Diesen müßigen Streit, an dem sich auch die drei Gemeinden betheiligten, machte erst im Jahre 1857 der damalige evangelische Pfarrer von Kis-Körös, Johann Sárkány, ein Ende, der im selben Jahre in der Januar-Nummer der Vasárnapi ujság („Sonntags-Zeitung", einem illustrirten Wochenblatt nach der Art von „Ueber Land und Meer") den Taufschein Petöfi's veröffentlichte.

Es gab noch immer Welche, die behaupteten, daß durch die Herbeischaffung des Taufscheines die Frage nicht entschieden sei. Ein Kind, das in Félegyháza geboren, kann ja in Kis-Körös getauft werden. Bis gegen Ende der siebenziger Jahre war kein vollgültiger Beweis erbracht, wo Petöfi geboren.

Diesen unumstößlichen Nachweis finden wir jedoch in den Gemeindeprotokollen von Kis-Körös, wonach Stephan Petrovics in

---

*) Alle jene Strophen aus Petöfi's Gedichten, wo der Name des Uebersetzers nicht angegeben ist, sind der II. Auflage von Ladislaus Neugebauer's „Alexander Petöfi", Leipzig, Otto Wigand, 1885, entnommen.

den Jahren 1821—1823 als Pächter der Kis-Köröser Fleischbank die Zeit über dortselbst verweilte.

Auf die Entwickelung des Knaben war es von großem Einfluß, daß er in einer durch und durch ungarischen Stadt erzogen wurde. Er liebte schon als Kind die weite Ebene des Tieflandes und die Zeichnungen, die er später in seinen Dichtungen von der Pußta giebt, haben schon in den ersten Eindrücken seiner Knabenzeit ihren Ursprung genommen. Und diese Liebe wurde mit jedem Jahre stärker und bewußter.

Der Vater war wohl nur ein einfacher, anspruchsloser Mann, aber auch ein würdiger Vertreter der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des ungarischen Stammes, mit natürlichem Verstand begabt, voll Stolz, Ehrgefühl und Vaterlandsliebe.

Die Mutter war ein herzensgutes Geschöpf und liebte ihre Kinder, — es war mittlerweile noch ein zweiter Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Stephan erhielt — auf rührende Weise.

Noch weniger gebildet, obgleich geistig viel regsamer als ihr Gatte, erkannte dies einfache Weib die seltene Begabung ihres Erstgeborenen und bald entwickelte sich zwischen Mutter und Kind ein inniges und zutrauliches Verhältniß, das noch nach Jahren von solchem Zauber auf den Sohn war, sodaß die Rückerinnerung allein dem unter der doppelten Last des Schicksals und der eigenen Fehler und Irrthümer seufzenden Dichters Trost und Linderung gewährte.

Jene Lieder, die von seinen Eltern und den Jugenderinnerungeu sprechen, sind unstreitig die schönsten und reinsten. Nirgends ist eine Phantasie so reich, die Laune so kindlich, die Stimme so warm und wahr als in diesen einfachen Gesängen.

Nach der Schilderung seines jüngeren Bruders Stephan war Petöfi ein stiller, die Einsamkeit liebender Knabe.

Als solcher zeichnet sich Petöfi im Gedichte „Der Storch“:

Mit dem Storch verlebt' ich meine Kinderjahre,
Galt als ernst schon frühe.
Abends, während meine Spielgenossen jagten
Heimwärtsziehende Kühe,

Hab' ich mich in unsrem Hof am Binsenschober
Sachte hingekauert,
Und der jungen Störche erste Flugversuche
Still für mich belauert.

Die Eltern schalten ihn oft, weil er, wenn Verwandte zu Besuche kamen, sich scheu verbarg; auch fand er wenig Freude an den Spielen der übrigen Knaben. Er vergrub sich in seine Bücher, die ihn schon in frühester Jugend mit magischer Gewalt anzogen. Diese Neigung zur Stille, Einsamkeit und Träumerei war bei dem Knaben mit einem heftigen, starken und trotzigen Willen verbunden. Die Einzelheiten aus Petöfi's Kindheit sind wenig erzählenswerth. Es fehlt auch hier nicht an dem Kranze heiterer Anekdoten, die jedes aufkeimende Poetenleben schmückt, aber an dem Wenigsten, was von dieser Art sich erhalten hat, kann man Charakteristisches erblicken.

Aus dieser Frühzeit weiß sein Verwandter Samuel Orlai-Petrich einige köstliche Anekdoten zu erzählen.

Die Mutter beklagte sich oft über den sonderbaren Geschmack des Knaben, den Kaffee ohne Zucker zu trinken, sie prophezeite ihm demnach, daß auch sein Leben so bitter sein werde wie sein Kaffee.

Einmal beim Mittagsmahl, als gerade ein Gast im Hause weilte, wußte der findige Kleine sein leeres Glas gegen das volle des Gastes auszutauschen, nur die aus dem ungewohnten Weingenusse entstandene übermüthige Laune des sonst so stillen Kindes dämpfte den aufsteigenden Zorn des strengen Vaters.

Zu des Stephan Petrovics' besten Freunden gehörte sein Mitpächter Habel in Keczkemét und der lutherische Pfarrer Martiny in Kis-Körös, dessen Kinder Sándor's Pathen waren.

Wenn die Letzteren zu Besuch nach Félegyháza kamen, entführten sie den Knaben auf längere Zeit nach Kis-Körös. So kam es, daß Sándor den ersten Elementarunterricht im Pfarrhause von Kis-Körös erhielt. Dort lernte er auch Zeichnen, wofür er viel Veranlagung und Neigung zeigte.

Als er aber sein sechstes Jahr vollendet hatte, übergab ihn

der Vater der Fürsorge seines Compagnons in Keczkemét und Sándor besuchte nun zwei Jahre lang die dortige evangelische Normalschule.

Im Jahre 1830 hatten die Eltern wieder ihren Wohnsitz in Szabadszállás genommen, wo nun Petrovics mit der Fleischerei ein kleines Wirthsgeschäft betrieb.

Während dieses zweiten Aufenthaltes in Szabadszállás erfreute sich die Familie eines stets wachsenden Wohlstandes.

Ueber die Art und Größe des Vermögens giebt das Gemeinderegister beiläufigen Aufschluß. Nach dieser Zusammenstellung belief sich Stephan Petrovics' Besitz an Grund und Boden auf fl. 9315, dazu kommt noch der Werth von 20—30 Stück Zucht- und Schlachtvieh. Als Pächter der Szabadszálláser und als Mitpächter der Keczkeméter Fleischbank mag er auch noch Baargeld besessen haben, so daß sein Gesammtvermögen mit 15—16000 Gulden nicht zu hoch gegriffen scheint, was für die damaligen Verhältnisse und für das Leben in einer Provinzstadt immerhin ein schönes bürgerliches Einkommen repräsentirte.

In dem Gedichte „Der brave alte Schenk“ hat Petöfi den Wohlstand, dessen sich sein Vater erfreute, geschildert. Damals, sagte er in dichterischer Uebertreibung, habe sein Vater selber kaum gewußt, wie viele Rosse und Rinder er besessen.

III.

Schuljahre.

Seinem Wohlstande entsprechend, sorgte Stephan Petrovics für die Erziehung und Ausbildung seiner Kinder. Der biedere, knorrige Mann empfand wohl oft den Mangel an Wissen, er wollte wenigstens seinen Kindern Gelegenheit geben sich zu bilden. Er pflegte sie mit den Worten zur Arbeit und zum Studium anzuspornen, als hätte er in die Zukunft geschaut:

„Lernet, Kinder, jetzt können wir noch für euch sorgen, wer weiß, ob wir euch was anderes hinterlassen können, als was wir euch erlernen ließen."

Im Jahre 1831 finden wir Petöfi in der Schule von Szent-Lörincz, dann zu Gyönk im Tolnaer Comitate, hierauf von 1832—1835 in Pest und zwar zuerst in der evangelischen Schule, dann bei den Piaristen, wo er die erste Classe des Gymnasiums besuchte. Was wohl den evangelischen Vater bewogen haben mochte, den Sohn in die katholische Schule zu geben?

Vielleicht weil die Piaristenschule damals zu den besten der Hauptstadt zählte. Der Knabe war kein guter Schüler. Es hat nicht viel gefehlt und er wäre in Pest durchgefallen, denn unter 114 Zöglingen war er der 108. Nur in der ungarischen Sprache erhielt er eine gute Classe. Die Schule befand sich im Piaristen-gebäude am Rathhausplatze; die erste, oder Grammatikalclasse, in dem gewölbten Saale, dessen drei Fenster sich auf die Stricker-gasse öffnen.

Wie oft schweifte wohl der Blick des aus der Schule eilenden Knaben über den nach rechts sich öffnenden Platz, der heute seinen Namen führt. Wie oft tummelte er sich wohl mit seinen Kameraden dort herum, wo sich heute sein Monument erhebt.

Es war anfangs September 1835, als Stephan Petrovics mit seinem 12jährigen Sohne nach Aszód kam, um ihn in's dortige Progymnasium einschreiben zu lassen.

Stephan Koren, damals Professor daselbst, hat vor einigen Jahren in einem Briefe an Ompolyi ein ziemlich anschauliches Bild jener ersten und wichtigsten drei Jahre aus der geistigen Entwickelungsgeschichte des Knaben entworfen. Im Briefe heißt es:

„Petöfi's Vater, Stephan Petrovics, damals Metzger in Szabadszállás, brachte anfangs September den Sándor nach Aszód, aus Pest, wo der Knabe bei den Piaristen die Gramma-tikalclasse absolvirt hatte.

„„Ich habe ihn,"" sprach er „„von den Piaristen weggenommen, weil er sich zu sehr bei den Theatern herumtrieb: bringe ihn nun auf Anrathen seines Pathen, des Herrn Karl Martiny unter die

Hände des Herrn Professors. Ich habe mich um so lieber dazu entschlossen, als Aszód nicht nur mir, sondern auch meiner Frau eine liebe Stadt ist. Die Wohnung des Knaben wird bei Frau Neumann sein, mit der meine Frau, seitdem sie hier gewesen, auf gutem Fuße steht. In Pest ist er bereits confirmirt worden und zwar durch den Pfarrer Johann Kollár.""

Mit dieser Anrede ward Sándor Schüler der 2. Classe der Aszóder Schule und er erwies sich alsbald in seinem ganzen Betragen als ordentlicher, in seinem Fleiße aber als ausgezeichneter Schüler. Auch seine Schrift war schön und unter allen seinen Mitschülern verstand er sich allein auf das Zeichnen. Aus dem ersten unter mir zugebrachten Jahre wüßte ich mich sonst keines besonderen, ihn charakterisirenden Zuges zu erinnern." —

Die Aszóder Lateinschule steht auf einem der hervorragendsten Plätze der kleinen Stadt. Damals befand sich die Schule, die nur zwei Lehrsäle enthielt, in einem langen, mit Schindeln gedeckte Hause.

Im großen Saale wurden die Donatisten (Vorbereitungsschüler) die erst- und zweitjährigen Grammatikalisten*) und die erstjährigen Syntaxisten unterrichtet; im kleineren Saale die zweitjährigen Syntaxisten. Die übrigen Räume dienten dem Professor zur Wohnung.

Unter Stephan Koren blühte die lateinische Schule zu Aszód. Er war ein Lehrer von seltenem Geschicke. Trotzdem er in allen

---

*) Vor 1848 hatten die meisten Gymnasien im Lande sechs Classen, nur die Akademien und die Lyceen hatten acht Classen. Den ausschließlich lateinischen Unterricht gemäß war auch die Bezeichnung der einzelnen Jahrgänge eine lateinische.

Die erste Classe hieß die erstjährige Grammatik,
" zweite " " " zweitjährige Grammatik,
" dritte " " " erstjährige Syntax,
" vierte " " " zweitjährige Syntax,
" fünfte " " Rhetorik,
" sechste " " Poesie,
" siebente " " Logik und
" achte " " Philosophie.

fünf Classen ganz allein unterrichtete, konnte er dennoch große Erfolge aufweisen. Da sich jedoch der Professor nicht mit gleichem Eifer und zur gleichen Zeit allen Classen widmen konnte, bestellte er in jeder Classe die besseren Schüler zu Aufsehern und Classenführern, die mit den schwächeren Schülern die Aufgaben durchzugehen hatten und außerdem noch die Ordnung und Ruhe aufrecht halten mußten.

Damals waren die Schulen noch nicht mit fabriksmäßig erzeugten Lehrbüchern überschwemmt wie heute. Koren erwähnt, daß ihm außer dem Katechismus und der Geographie kein gedrucktes Schulbuch zur Verfügung stand. Er hatte jedoch eine außerordentlich gute Methode und wußte den Knaben die verschiedenen Lehrgegenstände auf eine möglichst einfache Weise mundgerecht zu machen und ihr Interesse dafür lebhaft anzuregen. Bei so mangelhaften Einrichtungen konnten die Schüler freilich nicht eine genaue Erklärung der Aufgaben erwarten, sie waren zumeist auf Selbstarbeit verwiesen, was Manchen zur Entwickelung ihrer Fähigkeiten vom besonderen Vortheile war.

Das Hauptgewicht legte Koren auf Sprachen und Schrift. Er ließ die Schüler fleißig die ungarische, deutsche und lateinische Sprache üben und es gab kaum einen unter den Syntaxisten, der nicht in den drei Sprachen orthographisch geschrieben hätte. Von dem sprachlichen Unterricht wußte er seine Schüler nach allen Seiten in die übrigen Zweige des Wissens hineinzuführen, so daß diese vorbereiteter als alle anderen zu den Obergymnasien abgingen.

Koren's Fleiß war so groß, daß er nebst dem obligaten Classenunterrichte noch 6—10 Schülern das Clavierspiel lehrte, ja sogar mit einigen die Elemente der französischen und slavischen Sprache durchging.

So lernte auch Petöfi bei ihm, wenn auch ohne Erfolg Clavierspielen. Daß er es in dieser Kunst nicht weit gebracht, ist jedoch nicht nur im Mangel an Lust, als vielmehr darin zu suchen, daß Petöfi Zeitlebens keinen Sinn und kein Gehör für Musik besaß.

Petöfi zeichnete sich bald unter seinen Mitschülern durch be-

sondere Aufmerksamkeit aus. Außer den Schulstunden beschäftigte er sich zumeist mit Lectüre. Wie Koren erwähnte, gab's damals keinen eifrigeren Leser als ihn, dabei vernachlässigte er jedoch keineswegs seine Studien, denn der Professor gestattete nur jenen Knaben die Entnahme von Büchern aus der Schulbibliothek, die sich durch Fleiß und gutes Betragen auszeichneten.

Petőfi war, seiner Natur entsprechend, mit außergewöhnlicher Arbeitslust begabt. Er liebte es nicht nur zu lernen, sondern auch andere zu lehren, und da er, was die Sprachen betrifft, geübter war als seine Mitschüler, besserte er ihnen gern die Uebungsaufgaben aus und ertheilte mit Wissen Koren's Unterricht im Zeichnen gegen ein Entgelt von monatlich 10 Groschen.

Mit besonderer Vorliebe zeichnete er den Kopf Wilhelm Tell's und diese Zeichnung ging als Vorlage von Hand zu Hand, bald war die ganze Schule mit Carricaturen dieses Freiheitshelden überschwemmt.

Der Knabe hatte auch eine ausnehmend schöne Handschrift, die meisten Schüler ließen auf ihre Schreibtheken und Schulbücher von ihm in schöner Zierschrift ihre Namen schreiben.

Seine Schreibhefte aus der Aszóder Zeit werden gegenwärtig als theure Reliquien in der Petőfi-Gesellschaft bewahrt. Petőfi's Schrift war schon damals sehr regelmäßig und wies jene charakteristischen Züge auf, die mit der Zeit noch entschiedener schöner und kräftiger wurden.

Der Knabe war nicht nur der Liebling seines Lehrers, sondern auch der seiner Mitschüler. Jener schätzte an ihm die Ausdauer und den Fleiß, diese hingegen den bei allem Ernste seiner Natur zum Durchbruch gelangenden kindlichen Uebermuth.

Der Knabe fühlte sich in der kleinen Stadt sehr wohl.

Dort nahe der Bahnhof-Station, auf dem waldigen Hügel, der heute freilich kahl ist, nahm er die Elstern aus den Nestern, im Garten des „grünen Castells" schlug er die Nüsse von den Bäumen, auf dem Platze um die Kirche herum erlustigte er sich beim Ballspiel. Zur Weinlesezeit zog er mit seinen Kameraden in Koren's Weingarten, der außerhalb der Stadt lag. Sie schnitten

dort die reifen Trauben von den Reben und trugen sie in Holzbutten in das Preßhaus. Trotz der verhältnißmäßig schweren Last sangen die Knaben unterwegs heitere Lieder im Chore. Petöfi war auch ein guter Ballspieler, ein schneller Läufer nnd kühner Kletterer, mit einem Worte, trotz seines unscheinbaren kleberen Körpers ein kräftiger Knabe mit elastischen Muskeln. Zu jener Zeit gab's noch keinen Turnunterricht, doch Spiele, die die körperliche Gewandheit vermehrten, wurden mehr getrieben wie heutzutage, und in solchen Spielen, wo es oft ziemlich wild herging, war Petöfi einer der sogenannten Wähler oder Führer. Wenn er auch für sein Alter klein und zurückgeblieben war, so imponirte er durch seinen Muth auch den Größeren und Stärkeren.

Von seinem Muthe und seiner waghalsigen Kühnheit weiß einer seiner Kameraden ein Beispiel anzuführen.

An einem freien Nachmittag gingen zehn Knaben in den nahen Wald auf Vogelfang. Sie waren noch auf offenem Felde und kein Baum in der Nähe, der ihnen Schutz gewährt hätte, als plötzlich ein von der Heerde verlaufener Stier auf die Schaar losrannte. Die Knaben wollten Reißaus nehmen, bis auf Petöfi, der mit seinem Fokos (Stock mit einem beilartigen Griff) herumschlagend auf das verdutzte Thier losschritt und die Gefährten versicherte, sie brauchten sich nicht zu fürchten, er werde schon das Thier bändigen. Zagend folgten die Knaben diesen Worten, stets auf ihre Flucht bedacht. Der Stier jedoch besann sich eines Besseren und trollte sich davon. Petöfi erwähnte, er hätte mit seinem Stocke dem Stier einen solchen Schlag auf die Kniee versetzt, daß er zu Boden gestürzt wäre. „So pflegen es die Metzger zu machen," fügte er hinzu, auch war er verwegen genug, sein Vorhaben auszuführen.

Ueberhaupt war der Knabe von entschlossenem Wesen, sein entschiedener Wille brachte einmal selbst den Lehrer in Verlegenheit.

Koren pflegte die renitenten Schüler nach damaligem Schulgebrauch körperlich zu züchtigen, auch sperrte er sie über Mittag ein, oder ließ sie knieen. Bald nachdem Petöfi nach Aszód gekommen war, mußte auch er einmal wegen einer Schulversäumniß in der Ecke knieen. Diese Strafe war ihm ungewohnt und em=

pörte sein Ehrgefühl. Kaum daß er einige Minuten gekniet, überraschte er seinen Professor, indem er in entschlossenem, ja in trotzigem Tone bat, dieser möge ihm verzeihen und auf seinen Platz lassen, er werde sich gewiß keine Versäumniß mehr zu Schulden kommen lassen.

„Wirklich nicht?" frug der Professor, ihn streng fixirend. „Nein," antwortete der Knabe in überzeugendem Tone. „Gut denn, steh' auf und vergiß dein Versprechen nicht." — Und während der ganzen drei Jahre ward der Knabe nicht mehr wegen einer Nachlässigkeit bestraft.

Koren erzählt eine Episode, die das Selbstgefühl und die Selbstständigkeit des Knaben charakterisirt.

Als Petöfi nach den Ferien wieder nach Aszód kam, brachte er auch seinen jüngeren Bruder Stephan mit, der die Vorbereitungsclasse des Aszóder Untergymnasiums besuchen sollte und stellte den Knaben mit folgenden Worten dem Professor vor: „Ich habe im verflossenen Jahre erfahren, daß man mich hier ganz gut unterrichtet hat, weshalb ich auch meinen Bruder mitbringe. Ich empfehle ihn Ihrer Theilnahme."

Von 1837 auf 1838 war Petöfi zweitjähriger Syntaxist.

Um diese Zeit zeigen sich die ersten Wolken am Horizonte.

Nicht daß sein Eifer im Lernen erkaltet wäre, doch das schäumende Blut des Knaben verleitete ihn oft zu übermüthigen Streichen, und die Strenge, mit der sein Lehrer sich bemühte, ihn auf den rechten Weg zu bringen, nährte den Trotz, der sich allmählich zu einem Hauptzug seines Charakters ausbildete. Doch alle diese Streiche entsprangen nur der quellenden Lebenslust, keiner ließ auf ein rohes Gemüth oder auf unedle Regungen schließen.

Die Aszóder Gymnasiasten waren ein wildes Völkchen. Je strenger die Schuldisciplin gehandhabt wurde, desto schrankenloser äußerte sich der Uebermuth der Knaben außerhalb der Schule.

Sie hänselten die Handwerksburschen und balgten sich mit ihnen herum, am Liebsten jedoch kühlten sie ihr Müthchen an den armen, damals noch unterdrückten und verfolgten Juden.

Auffallend ist es, daß der lebhafte, ja man kann sagen wilde Petőfi an derlei Ausschreitungen niemals theilnahm.

Schienen ihm diese bübischen Thaten zu unwürdig für einen „Studenten", oder pochte schon damals sein Herz, unbewußt, für die Ideale der Gleichheit und Brüderlichkeit? Genug an dem, als die Studenten an einem jüdischen Feiertage auf das Schindeldach der Synagoge Steine und Erdklumpen warfen, um durch das Gepolter die Andächtigen zu erschrecken, als sie bei einer Judenhochzeit den Zug auflauerten und mit fürchterlichem Gebrüll die Brautleute und Hochzeitsgäste auseinander jagten, als sie die erbärmliche Hütte eines jüdischen Schuhflickers stürmten, befand sich der junge Petrovics nie unter der übermüthigen Schaar, ja er tadelte entschieden diese häßlichen Ausschreitungen.

Doch die jungen Studenten empörten sich auch gegen den Lehrer, und da war er es, der eine Hauptrolle spielte.

Koren war streng aber gerecht, er forderte von den Schülern Fleiß und anständiges Betragen und wußte diesen Forderungen stets den gehörigen Nachdruck zu verleihen. Freilich behaupteten die jungen Bursche, die sich schon als Studenten fühlten, daß er sie noch wie Kinder behandle. Namentlich erbost waren sie darüber, daß er ein strenges Verbot gegen die gemeinschaftlichen Ausflüge ohne seine Aufsicht erließ, bei denen, wie leicht zu denken, allmöglicher Unfug getrieben wurde. Gegen diese „Tyrannei" suchten nun die jungen Revolutionäre zu opponiren. An der Spitze der Bewegung stand Karl Neumann, der Schwager des Professors.

Die Wittwe Neumann, bei der Petőfi wohnte, war damals die beste Kostfrau in Aszód, auch Koren hatte dort seinen Mittagstisch, bis er 1836 die ältere Tochter der Frau Neumann zum Weibe nahm und einen eigenen Hausstand gründete.

Karl Neumann war in seiner Classe der beste Schüler. Um ein oder zwei Jahre älter als Petőfi, war er, wie dieser, ein muthiger und aufgeweckter Knabe. Im 1836—1837er Schuljahre verband ein Schutz- und Trutzbündniß die Syntaxisten. Von diesem Bündniß waren die Donatisten und Grammatikalisten ausgeschlossen. Die Schüler der letzten zwei Classen leisteten einen

heiligen Schwur in die Hand ihres Führers. Das Princip dieser Verbindung war Solidarität in Allem, gemeinsame Opposition gegen jede Ungerechtigkeit des Professors.

So wollten sie auch, den Verboten zum Trotz, die gemeinschaftlichen Ausflüge nicht unterlassen. Obwohl jeder Verrath mit Ausstoßung aus der Verbindung und mit harten Schlägen geahndet wurde, erfuhr Koren die ganze Geschichte; er machte kurzen Proceß und sperrte die ganze Bande über Mittag ein. Stets auf Strafe gefaßt, wußten sich die Gefangenen leicht mit Lebensmitteln zu versehen und feierten bei Wasser, Brod und Wurst ein köstliches Mahl, das Allen trefflich mundete.

Petöfi fühlte sich inmitten dieser Bewegung außerordentlich wohl. Er lernte wohl noch immer mit Feuereifer, doch mächtiger war sein Freiheitsdrang und Unabhängigkeitssinn.

Das Kind ist des Mannes Vater. Es schlummerten schon damals in dem Knaben alle Eigenschaften, Fehler und Vorzüge, die später den Mann so auszeichneten.

Petöfi war kein Wunderkind. Nicht im Entferntesten. Und doch war Etwas, was ihn bemerkbar machte. Alles in Allem war Petöfi ein überspannter Knabe, doch seine Ueberspanntheit war nicht gemacht, war wahr, war der Urquell seines Seins. Ein gewisses Selbstgefühl war bei ihm schon früh ausgeprägt.

Seine ersten dichterischen Versuche fallen, wie er selbst erwähnt, in die aszóder Zeit; durch seine Reimspielereien erwarb er sich die Bewunderung seiner Schulgenossen.

Dies Versemachen war das Resultat einer Knabenliebe. Sein leichtempfängliches Herz flog schon damals schönen Mädchen zu. Nebst Karl Neumann waren Petöfi's beste Freunde noch Alexius Dömek und Max Esztergályi. Alle Viere waren in kleine Schulmädchen verliebt. Petöfi half Karl Liebesbriefe schreiben, die sie durch's Thor der kleinen Therese Droszdik zuwarfen. Ein Liebesbrief fiel zum Leidwesen der jugendlichen Schwärmer in den Schweinetrog, kam so in unrechte Hände und der Professor fühlte die heiße Liebesgluth seines Schwagers mit dem spanischen Rohre. Auch Petöfi und die beiden anderen Kameraden hatten ähnliche

Mißgeschicke. Petöfi schrieb seiner kindlichen Flamme Emilie Canerzyni, der niedlichen Tochter eines verstorbenen evangelischen Geistlichen, glühende Gedichte, die leider gleichfalls an die unrichtige Adresse gelangten. Wie platonisch diese Jugendliebe war, beweist zur Genüge, daß die halbwüchsigen Burschen nie mit ihren Idealen gesprochen hatten. Der Lehrer der Mädchenschule, dem die ganze Geschichte gesteckt wurde, verklagte die Minnesänger bei Koren. Diese wurden ernstlich in's Gebet genommen und mußten eine Zeit lang, zum Gaudium der Uebrigen, auf der Strafbank sitzen.

Im Bunde der Dichtkunst und Liebe durfte bei Petöfi die Schauspielkunst auch nicht fehlen. Der Knabe schwärmte seit seiner Kindheit für das Theater. Diese Neigung brach bei jeder Gelegenheit wie mit elementarer Gewalt durch. Das Theater sollte der Dämon seiner Zukunft werden. Sein Vater hatte ihn ja deshalb von Pest weggenommen, weil er sich zu viel bei den Theatern herumtrieb.

Im Jahre 1838 ward eine ungarische Schauspielertruppe auf ihren Kreuz- und Querzügen auch nach Aszód verschlagen.

Petöfi war wie ausgewechselt. Er ging alle Tage in's Theater und verliebte sich bald bis über die Ohren in eine junge Schauspielerin Namens Borcsa (Barbara). Rasch entschlossen wollte er der Schule den Rücken kehren und zum Theater gehen.

Eines Morgens erschien er bei Koren mit der Bitte, dieser möge ihm das Schulzeugniß herausgeben, weil er Schauspieler werden möchte, der Director ihm jedoch ohne Zeugniß die Aufnahme in seine Gesellschaft verweigere.

Der kugelrunde Professor hob sein glattrasirtes Gesicht empor und starrte verwundert auf den tollen Bittsteller. „Hm, hm, gleich sollst du's bekommen, wie's dir gebührt, warte nur ein wenig." Er vollendete seine Toilette, dann holte er sein spanisches Rohr hervor und schlug frisch auf Petöfi los. „An dies Zeugniß magst du dein Lebelang denken und dein schändliches Vorhaben berichte ich sogleich deinem Vater."

Und der Alte kam auf den Brief des Professors und machte seinem Sohne den Standpunkt nach seiner Weise klar. Ueber diesen tragikomischen Abschluß seines ersten Romans äußerte sich Petöfi

später einem aszóder Schulkameraden gegenüber, dem nachmaligen evangelischen Pfarrer von Kis-Körös, Johann Kemény:

„Mein Vater sperrte die Thür hinter uns ab, dann ging er ruhig aber mürrisch zur Reisetasche, öffnete dieselbe, nahm daraus ein Etwas, mit dem man die Ochsen aufzumuntern pflegt und klopfte mir unbarmherzig den Staub vom Rücken, dazwischen rufend: „Nun, brauchst du eine Borcsa, brauchst du Comödianten?“

Auf solche Weise erweicht, versprach ich ihm Alles, was er nur von mir haben wollte und so endete in der That die Comödie mit Borcsa und den Comödianten von Aszód.“

In seinen Reiseskizzen gedachte Petöfi noch im Jahre 1845 seiner aszóder Erlebnisse mit folgenden Worten:

„1. Hier fing ich an Verse zu machen,
2. Hier war ich zum ersten Male verliebt,
3. Hier wollte ich zum ersten Male Schauspieler werden.

Von dem Willen, Schauspieler zu werden, war nicht so sehr der Ursprung wie die Folge merkwürdig! Merkwürdig und traurig. Mein Professor (Gott segne ihn) fand für gut, den Plan, welchen ich verwirklichen wollte, einem Manne schriftlich mitzutheilen, der die nicht genug zu preisende Eigenschaft besaß, die Schauspielkunst bewunderungswürdig zu hassen. Dieser Mann von so seltener Eigenschaft war zufällig gerade mein Vater, der, wie es einem guten Vater ziemt, auf die Kunde von der Gefahr keinen Augenblick zögerte, zur Rettung seines in den Höllenabgrund versinkenden Sohnes herbeizueilen.

Und wirklich brachten mich von meinem gottlosen Vorhaben seine väterlichen Rath-Schläge ab, die selbst nach Wochen noch sichtbar waren .... auf meinem Rücken und auf einem anderen Theile der irdischen Hülle meiner Seele.“

Aus der Erinnerung seines Bruders wissen wir, daß Petöfi ein ruhiges, stilles Kind von selbstständigem Fühlen und Denken gewesen. Man hätte ihn daher, als er seinen tollen Kindheitstraum verwirklichen wollte, anders behandeln müssen.

Die eiserne Strenge des Vaters und Lehrers mußten das bereits stark entwickelte Ehrgefühl des Knaben verletzen.

Trotz dieses leidigen Zwischenfalles hatte Petöfi seine Studien nicht vernachlässigt. Das Endergebniß von Petöfi's Schulzeit war nach Koren das folgende: „Lateinisch und deutsch sprach er ziemlich correct; lateinische Verse zu schmieden hatte er auch schon hie und da probirt; im ungarischen Stil war er ausgezeichnet, so zwar, daß er mit der damals üblichen Schlußrede (Valediction) betraut wurde, welche er schrieb und vortrug. Unter allen Mitschülern schrieb und zeichnete er am besten und er war der einzige, der die gemeinschaftlichen kalligraphischen Arbeiten mit einem hübschen Kranze zu verzieren vermochte.

Gleichen Schritt mit der Schulbildung hielt die Selbstbildung. Aus der Privatlectüre ist zu ersehen, wie wissensdurstig der 15jährige Knabe gewesen. In den Schulmatrikeln wurden die Namen der Schüler, die Bücher aus der Schülerbibliothek entnahmen, angeführt, daneben sind auch die Titel der Bücher verzeichnet. Der zweijährige Grammatikalist plagt sich zuvörderst mit einem deutschen Briefsteller und liest mit Begeisterung den ungarischen Plutarch. Im folgenden Jahre nimmt er hauptsächlich geschichtliche Werke heraus, wie z. B. ein Buch über die Entdeckung Amerikas. Auch die Uebungen in der deutschen Sprache werden nicht vernachlässigt, er leiht sich wiederholt Campe's Robinson Crusoe und andere beliebte Jugendschriften aus. Im letzten Schuljahre war er der Bibliothekar. Im Catalog sind nun die charakteristischen Züge seiner Schrift zu bewundern. Die Wahl seiner Lectüre zeigt den höherstrebenden Geist des Jünglings. Er behält längere Zeit Cicero's Reden bei sich, am 20. Februar nimmt er Horazen's Oden heraus und behält sie bis zum 20. März, später entnimmt er dies Werk wieder und behält es bis Ende des Schuljahres. Das Matrikel vom Jahre 1837/38 wird als größter Schatz des aszóder Gymnasiums gehütet.

In Aszód wurde der Grund zur Bildung Petöfi's gelegt, eine feste Basis, auf der sich seine künftige Größe aufbaute.

Als Beleg über den Erfolg von Petöfi's Studien diene sein aszóder Schulzeugniß:

Relatio de studiosa iuventute scholarum Aszódiensium anno 1835/36, 1836/37 et 1837/38.

Numerus anni.	Nomen et cognomen, aetas religio.	Gens natio locus natalis et comitatus.	Pater vel tudor eiusque conditio et habitatio.	Annus et schola quam frequentat.	Perfectus in litteris et scientes.							
					Lingua latina	Doctrina religionis	Historia univers.	Historia hungarica	Geographia	Historia naturalis	Lingua et stil hungarica	Arithmetica
1835/1836 33	Petrovics Alexander 13 annorum aug. conf.	Hungaria Kis-Körös.	Stephanuús in Szabadszállás Cumania minor.	Grammatista 2 anni.	e	e	E	—	E	e	e	e
1836/1837 40	Petrovics Alexander 14 annorum aug. conf.	Hungaria Kis-Körös.	Stephanuús in Szabadszállás Cumania minor.	Syntaxista 1 anni.	E	E	E	—	E	E	E	E
1837/1838 41	Petrovics Alexander 15 annorum aug. conf.	Hungaria Kis-Körös.	Stephanuús in Szabadszállás Cumania minor.	Syntaxista 2 anni.	E	E	E	—	E	e	E	E

Für die getreue Copie: Michael Bamkó, Gymnasial-Director.

Aszód, am 15. Februar 1888.

Bisher hatte das Glück die energische, von praktischem Verstande geleitete Thätigkeit und Unternehmungslust des redlichen Fleischers, der nebstbei auch Oeconom gewesen und ein Wirthsgeschäft betrieben, begünstigt. Doch das Wohlleben und die Zufriedenheit blieben nicht an Stephan Petrovics' Haus gefesselt.

Durch Schicksalsschläge aller Art wurde der wohlhabende Mann sozusagen an den Bettelstab gebracht. Der Hagelschlag verheerte seine Ernte, ein Schuldner, dem er auf Treu und Glauben eine bedeutende Summe anvertraut hatte, betrog ihn auf schmähliche Weise und um das Maaß des Unglücks voll zu machen, ging der Rest des Vermögens in den Wellen des Hochwassers zu Grunde. Die Donauüberschwemmung im Jahre 1838 riß ihm das Wohnhaus fort.

Wie ergreifend besang später Pelöfi das Mißgeschick, das seinen Vater verfolgte, im Gedichte „Der brave alte Schenk".

Der brave alte Schenk.

Dahier, wo weit in's Land der Wandrer müßte gehen,
Bis irgend ein Gebirg sein Auge könnt' erspähen;
Im schönen Tiefland leb' ich jetzt voll Selbstvergnügen,
Weil meine Stunden mir in heitrem Glück verfliegen.
Im Dorfwirthshaus allhier ließ ich mich wohnlich nieder;
Ein stilles Haus — nur Nachts zuweilen schallen Lieder.
Ein braver alter Mann, das ist daselbst der Schenke . . .
O daß auf ihn herab sich Gottes Segen senke!

Ich habe Wohnung hier umsonst und Trank und Speise,
Nie ward bewirthet ich auf eine bessre Weise,
Zur Essenszeit wart' ich auf keine Menschenseele,
Doch alle harren mein, wenn ich am Tische fehle.
Nur Eines thut mir weh: Der Alte pflegt zu Zeiten
Mit seinem guten Weib, der Schenkenfrau, zu streiten;
Doch hält's nicht lange an, versöhnt ist bald der Schenke . . .
O daß auf ihn herab sich Gottes Segen senke!

Zuweilen plaudern wir von längst entschwundnen Tagen;
Der alte Schenke weiß von bessrer Zeit zu sagen!
Er hatte Ackerland und Garten, Geld und Pferde,
Und wußte selber kaum die Anzahl seiner Heerde.

Doch hat ihn Menschenlist um all sein Geld betrogen,
Und Heerde, Haus und Hof entrissen ihm die Wogen,
Und so verarmte denn der alte brave Schenke . . .
O daß auf ihn herab sich Gottes Segen senke!

Schon ist im Niederge'h'n die Sonne seiner Tage,
Wie ruht man da so gern von aller Noth und Plage!
Doch ihn, den Armen, wirft das Mißgeschick just heute,
Da er schon alt, der Sorg', dem Ungemach zur Beute.
Er müht sich Tag und Nacht; früh auf und spät zu Bette,
Kennt keinen Feiertag, so geht's in Einer Kette.
Wie dauert mich so tief der alte brave Schenke . . .
O daß auf ihn herab sich Gottes Segen senke!

Ich tröst' ihn, daß sein Loos gewiß sich bessern werde,
Doch schüttelt er das Haupt mit zweifelnder Geberde.
„Ja wohl wird's besser geh'n," spricht er nach einer Pause,
„Hab' ich doch nimmer weit zu meiner stillen Klause." —
Und hin um seinen Hals sink' traurig ich dem Guten,
Und bade sein Gesicht mit meinen Thränenfluthen,
Denn ach — mein Vater ist der alte brave Schenke . . .
O daß auf ihn herab sich Gottes Segen senke!

Durch diese Unglücksfälle war Stephan Petrovics um die Frucht zwei Jahrzehnte langer Bemühungen gebracht. Sein Hab und Gut kam unter den Hammer. Den 20 Joch großen Complex, südlich der Stadt, kaufte die Gemeinde um fl. 5000, um darauf eine Baumschule und den Gottesacker zu errichten; noch heute werden diese Ländereien als Petrovics'sche Gründe bezeichnet.

Im Jahre 1840 zog das schwergeprüfte Ehepaar mit seinem werthlosen Hausrath von Klein-Kumanien, wo es 21 Jahre hindurch glücklich gewesen, donauaufwärts nach Dunavecse, einer trüben Zukunft entgegen.

Im Gemeindeprotokoll vom 21. April 1840 Nr. 218 finden wir über Stephan Petrovics folgende rücksichtslose Bemerkung:

„Stephan Petrovics ersucht, daß man über sein hierortiges Verweilen und über sein Betragen ein Zeugniß ausstelle:

Es ist ihm ein Zeugniß zu ertheilen, laut welchem ersichtlich, daß er eine Zeit lang sich rechtschaffen (becsületes) aufgeführt hat,

später jedoch, nachdem er mehrere Gläubiger zu Grunde gerichtet, wurde auf sein Gesammtvermögen die gerichtliche Sperre verhängt."

Ist's zu verwundern, wenn der ehrliche Mann, der wissentlich Niemanden geschädigt hatte, unter solch harten Schicksalsschlägen und grundlosen Verdächtigungen den Glauben an die Menschheit verlor und immer finsterer und verschlossener wurde?

Der Sonnenstrahl in der trüben Nacht seines Daseins war die Liebe zu den Seinen. Der hartnäckige, starrköpfige, leidenschaftliche Mann fand in seiner sanften, gefühlvollen Frau eine treffliche Ergänzung. Und der Erstgeborene war trotz seines wachsenden Leichtsinnes der Stolz des Vaters und das Herzblatt der Mutter. Hatte er doch ein ausgezeichnetes Zeugniß von Aszód heimgebracht.

Wohl wurde der knabenhafte Trotz und die aufbrausende Heftigkeit durch die übermäßige Strenge des Vaters statt gedämpft, nur genährt, denn wenn zwei harte Steine sich reiben, da giebt's Funken, doch das Erbtheil der Mutter, das weiche Gemüth wurde durch die wahrste und innigste Liebe zu dieser besten aller Frauen stets wach erhalten.

Die meisten Schüler, die das aszóder Untergymnasium mit Erfolg absolvirt hatten, gingen von hier nach Schemnitz (Selmecz) an's Liceum, namentlich in die zwei Jahrgänge Rhetorik und Poesie, weil Professor Stephan Bolemann in diesen Fächern einen Ruf hatte.

Auch Petöfi wollte gerade zur Fortsetzung seiner Studien nach Schemnitz gehen, als über seine Eltern die traurige Vermögens-Katastrophe hereinbrach. Trotzdem der Vater nun ganz verarmt war, sorgte er mit zehnfacher Mühe und Selbstverleugnung, um dem begabten Sohne die Fortsetzung der Studien zu ermöglichen. Wenn auch Vieles, sozusagen Alles verloren war, hielt sich der väterliche Stolz an den letzten Strohhalm. Als der Sohn im Herbste nach Schemnitz abging, hatte er eine recht dürftige Ausstattung, obwohl die gute Mutter die besten Linnenstücke ihres kargen Vorrathes für die Wäsche des Lieblings benützte. Auch steckte sie ihm ein paar Groschen zu, die sie sich mühsam vom Haushalte abgespart hatte.

Am 31. August 1838 wurde Petőfi als Hörer des ersten Obergymnasiums (Rhetorik) eingeschrieben.

Trotz seiner traurigen pecuniären Lage war er glücklich. Der Uebergang aus dem Unter- in's Obergymnasium bezeichnet einen großen Wendepunkt. Der Knabe fühlt sich zum ersten Male als Jüngling, ein gewisses Selbstgefühl erwacht in der jungen Seele.

Bei Petőfi war dies Gefühl noch stärker ausgeprägt als bei seinen Collegen, weil sein Ruf als Dichter in dem Studentenkreise schon fest begründet war. Freilich nährte dieser Stolz auch den Trotz gegen Jene, die seiner Unabhängigkeit, sagen wir es gerade heraus, seiner Unbändigkeit Grenzen setzen wollten.

Petőfi war bei einem pensionirten Kammerhayduken Namens Prosperiny recht erbärmlich untergebracht und lebte mit dessen Familie in einem Zimmer. Der Jüngling ertrug mit Gleichmuth alle Unbequemlichkeit, half ihm doch seine reiche Phantasie über das Elend hinüber.

Prosperiny war ein naturalistischer Dichter, der, wenn er bei guter Laune war, seinem Koststudenten Stegreifgedichte in die Feder dictirte. Petőfi erlustigte sich manchmal höchlich an der unbewußten Komik des „Dichters", doch als sein Hauswirth einige Male betrunken nach Hause kam und im Rausche sich rohe und brutale Späße erlaubte, verlor er jede Achtung vor dem Manne, dem er anvertraut war.

Wenn es das gute Glück gewollt hätte, daß Petőfi in andere Hände gekommen wäre, so hätte seine Laufbahn, ohne Zweifel, eine andere Richtung genommen.

Weit entfernt vom heilsamen Einfluß der Eltern, die gewohnten reichlichen Unterstützungen entbehrend, zwangen ihm das Schicksal und die Verhältnisse eine gewisse Selbstständigkeit auf. Daß dies Leben voll Kummer und Noth in seinem Charakter Spuren hinterlassen, darüber kann sich nur der verwundern, der die Gemüthswelt der Menschen nicht kennt, der nicht weiß, daß das kindliche Gemüth wie eine zarte Blume ist, eine Blume, deren Blätter jede rauhe Berührung verwelken machen.

Wir dürfen unsere Theilnahme, unser inniges Mitgefühl dem

jungen Adler nicht versagen, der sich früh vom Horst erhoben und sich jeden Augenblick an das schroffe Gestein der verwitterten Felsen schlug, bis er endlich in reinerem Aether seine Schwingen zu kühnerem Fluge ausbreiten konnte.

Dem jungen Studenten war bald sein ungemüthliches Heim gründlich verleidet und er floh in gesundere Kreise.

IV.

Geistiges Streben.

Am Schemnitzer Lyceum wurde wie zu jener Zeit an allen ähnlichen Schulen das Hauptgewicht auf das Studium der lateinischen Sprache gelegt. Die ungarische Sprache wurde eigentlich nur als Neben-Gegenstand gelehrt.

Die nationale Bewegung, welche durch Gründung der ungarischen Akademie eine breitere Basis erlangt hatte, rührte die verschiedensten Schichten der Gesellschaft auf und die ungarische Sprache konnte, namentlich auf dem Gebiete der Literatur, bereits namhafte Erfolge aufweisen.

Ein wunderbarer Geistesfrühling war über die Nation gekommen, von dem es tausendstimmig sang und wiederhallte, trieb und blühte. Freilich gab es noch genug Elemente und noch dazu nationaler Abstammung, die sich vom Wehen des Zeitgeistes kaum berührt fühlten. An den Kathetern brach sich die freiheitliche Strömung und die verschimmelte Denkweise der táblabiro's (Gerichtstafelbeisitzer) fand an der beschränkten Gelehrsamkeit der Schulmänner die wirksamste Unterstützung. Es gab wohl auch Ausnahmen und der eine oder der andere Professor war vom edlen Streben beseelt, die Jünglinge im nationalen Geiste zu erziehen. Die Mehrzahl der gelehrten Bonzen kümmerte sich jedoch nicht viel um das Erwachen des Nationalgeistes, auch waren sie nicht die richtigen Hüter und Förderer des ihnen anvertrauten Schatzes.

Die Nationalitätsfrage war schon identisch mit Freiheit, Fortschritt und Reform geworden. Von diesem Strom, dessen Wachsthum sich nicht mehr zurückdämmen ließ, war auch die heranwachsende Jugend erfaßt.

Und weil damals an den Schulen die Wissenschaften ohne Ausnahme in der todten Sprache gelehrt wurden, spornte die nationale Begeisterung die heißblütige Jugend zum eifrigen Studium der Muttersprache an. An den Gymnasien wurden zu diesem Behufe sogenannte „ungarische Gesellschaften“ oder „Selbstbildungs-Vereine“ gegründet.

Die jungen Patrioten wählten einen ihrer beliebtesten Professoren oder einen anderen gebildeten Mann zum Vorsitzenden und gingen mit Lust und Liebe an die Arbeit, um sich durch Lectüre und Eigenschöpfungen in den Geist der Sprache und Literatur zu vertiefen. Die meisten Jünglinge waren von einer solchen Opferwilligkeit beseelt, daß sie das meiste Geld, das sie von Zuhause für Unterhaltungszwecke erhielten, zum Ankaufe von Büchern und Zeitungen verwendeten.

Die erste dieser ungarischen Gesellschaften wurde schon 1790 in Oedenburg gegründet.

Diesem Beispiele folgten später die Selbstbildungsvereine von Preßburg, Schemnitz, Eperies, Pápa u. s. w.

In den evangelischen Schulen waren die classischen Sprachen weniger in den Vordergrund geschoben, wie in den katholischen Gymnasien, wo der Unterricht zumeist in den Händen der Geistlichkeit lag. Darum waren auch die Selbstbildungsvereine an den protestantischen Instituten durchwegs besser, weil die Begeisterung der jugendlichen Seelen nicht durch engherzige Professoren, die einem anderen Geiste dienten, gehemmt wurde.

Ueberall in den „ungarischen Gesellschaften“ waren Bibliotheken aufgestellt. Aus den poetischen Werken schöpften die edlen Jünglinge idealen Schwung und Begeisterung, aus den Geschichtsbüchern das Gefühl für die nationale Größe der Vergangenheit und die Hoffnung auf die Zukunft des geliebten Vaterlandes. Selbst die

Tagesfragen fanden durch Auflage von Zeitungen Eingang in die Hallen der Schule.

Es war eine gährende Zeit. Fast ein jeder Tag gebar eine große Idee und je mehr man die Verwirklichung derselben zu hintertreiben suchte, je unbarmherziger die Nation durch die Wiener Regierung in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt wurde, desto enger schaarten sich die Gläubigen um ihre Apostel und Erfolg und Sieg schienen desto schneller und sicherer. Széchenyi's großartige Pläne hatten nationalökonomische Wunder geschaffen; Kossuth's geniale Publicistik und Wesselényi's gesetzwidrige Gefangennahme verliehen der politischen Oppositiou eine ungewohnte Kraft und die Erbauung und Eröffnung des Nationaltheaters krönte die Reihe der mächtigen Errungenschaften, während die Literatur in Vörösmarty's Meisterschöpfungen schon die höchste Stufe der Vollendung erklommen zu haben schien.

Die Nation war in ihre Blüthezeit getreten, in jene Epoche, in der ihr die größten Staatsmänner, Dichter und Künstler erwuchsen. Und diese glänzende Epoche bewies am schlagendsten, daß der Aufschwung eines Volkes sich nicht nur an einzelnen Punkten, sondern auf der ganzen Linie des geistigen und materiellen Strebens vollzieht.

Die freier sich bewegende, patriotisch gesinnte protestantische Jugend blieb nicht theilnahmslos gegenüber diesen Thatsachen und der ungarische Selbstbildungsverein am Lyceum in der deutschen Bergstadt Schemnitz bewies schon durch seine Existenz, daß das ungarische Element und der ungarische Geist um sich greife.

An Petöfi's hoch empfänglicher Seele konnten solch' mächtige Ereignisse nicht spurlos vorübergehen.

Werfen wir einen Blick auf alle die Neigungen und Grundsätze, die in Petöfi's Dichtungen in wunderbarer Verschiedenheit und künstlerischer Einheit und Uebereinstimmung auftreten, so erkennen wir, daß sie alle, mit Ausnahme der Liebe, ihren Ursprung in den Schemnitzer Tagen genommen haben.

Die häusliche Misère bei seinem Kostherrn und die Kurzsichtigkeit seiner Lehrer hielten den leidenschaftlichen Jüngling in fort-

währender Aufregung, so daß sein Gemüth für jede äußere Regung doppelt empfänglich war; im unvermischt magyarischen Theile des Landes aufgewachsen, nährte hier in der kleinen Bergstadt das Ueberwiegen des slavischen und deutschen Elementes seinen nationalen Stolz und eine gewisse Unduldsamkeit. Seine ohnehin ausschweifende Phantasie sah schon im Geiste das nationale Programm der Opposition, das mit einer, durch jahrhundertelangen Druck erzeugten Erbitterung hinausgeschleudert wurde, verwirklicht. Auch die frühzeitige Neigung zur Dichtkunst und dem Theater entsprang diesen Gefühlen, denn das nationale Ringen zeigte gerade in der Literatur und am Theater die augenfälligsten Erfolge. —

Präsident des Schemnitzer ungarischen Selbstbildungsvereins war Ludwig Szeberényi, einer der besten Schüler des Lyceums. Szeberényi, geboren 1820 im Pester Comitate, war von slavischer Abstammung und lernte erst mit dem achten Jahre ungarisch. Sein Vater war Priester und wollte auch den Sohn auf die gelehrte Laufbahn lenken. So kam dieser nach Schemnitz an's Lyceum, wo er die Gymnasialstudien vollendete. In seiner kümmerlichen pecuniären Lage wußte er sich zu helfen, indem er jüngere Schulkinder gegen einen Groschen tägliches Honorar unterrichtete. — Szeberényi lernte tüchtig und erwarb gute Zeugnisse.

Im Selbstbildungsverein lernte Szeberényi Petöfi kennen und trat mit ihm in eifrigen Verkehr, obwohl Szeberényi dem Freunde um einige Classen und Jahre überlegen war. Die Ursachen dieser gegenseitigen Sympathie erklärt Szeberényi in seiner Broschüre: „Einige Jahre aus dem Leben Petöfi's":

„Wir waren beide arme Bursche, wir liebten die ungarische Sprache und Literatur, wir arbeiteten gemeinsam in der magyar társaság, in welcher mir Petöfi als den Präses derselben eine besondere Achtung erwies; und übereinstimmend waren unsere Wünsche und Gedanken und so ist es natürlich, daß wir uns wie durch gewisse geheime Banden verknüpft fühlten."

Petöfi war, im Gegensatze zu seiner aszóder Schulzeit, kein außerordentlicher Student, aber immerhin nicht so liederlich, wie dies Kertbeny (Dichtungen von A. Petöfi, Brockhaus 1858) und

St. René Taillandier (Bohême et Hongrie, Paris 1869) romantisch schilderten.

Wohl war er kein erster Eminent, kein Professorengünstling, aber doch ein strebsamer Jüngling, der mit Eifer dem Studium der nationalen Geschichte und Literatur oblag, und wenn er auch nicht sehr gewissenhaft die Lectionen büffelte und sich um die geisttödtenden Vorträge seiner Professoren wenig bekümmerte, so legte er doch damals den Grund zu jenen Kenntnissen, die die großen Ideen seiner Seele gebaren.

Er dichtete viel und mit bewußter Strenge und Gewissenhaftigkeit.

Am 7. November 1838 trat er in der „ungarischen Gesellschaft" mit seiner ersten bekannt gewordenen Production, einer Ode „An die Ungetreue" auf. Das Gedicht, an eine nicht existirende Geliebte gerichtet, war nicht besser und nicht schlechter als viele ähnlicher Gattung von anderen Dichtern. Noch ist nicht jedes seiner Gedichte ein Stück Leben. Obwohl ohne den entschiedenen Stempel des Außerordentlichen, zeichnete sich das Werk doch durch Kraft uud sichere Behandlung der Sprache aus und machte eben darum auf seine Commilitonen, die in Folge ihrer deutschen und slavischen Abstammung ein solches Poem nicht zu schaffen im Stande waren, einen ungewöhnlichen Eindruck.

Szeberényi hatte als Präsident das Gedicht zu beurtheilen und er that dies in einer Sitzung auf sehr anerkennende Weise. Der junge Dichter, prophezeite er, werde, wenn er mit seiner Begabung den nöthigen Fleiß verbinde, dereinst einen Platz unter den bedeutenderen Dichtern des Vaterlandes einnehmen. Das Verhältniß zu Szeberényi nahm in Folge dessen einen herzlicheren, vertraulicheren Charakter an.

Es scheint, als hätte Petöfi schon damals an einer Schwäche gelitten, die sich allmählich zu einem Hauptfehler entwickelte. Er freute sich nämlich des Lobes und vertrug keine absprechende Kritik.

Es verging kein Tag, an dem er nicht mit Szeberényi verkehrt hätte. Zusammen lasen sie den gefeierten und beneideten Vörösmarty. Ihr Geschmack war jedoch noch so wenig geläutert,

daß sie daneben auch höchlichen Gefallen an den Uebersetzungen Kotzebue'scher Stücke fanden.

Eine innere Wahlverwandtschaft zog Petöfi zu den volksthümlichen Dichtern Csokonai und zu Gvadányi, dem Verfasser des „Notar von Peleske". „Bei Gott," schrieb er später (1847), „ich gäbe viel darum, wenn ich den „Notar" geschrieben hätte. Ich bin befriedigt, wenn meine Werke Anderen so viel frohe Stunden bereiten, wie mir Gvadányi schon bereitet hat."

Petöfi schrieb viel und las jedes vollendete Werk Szeberényi vor, er erbat sich seine Meinung und verlangte seinen Rath, ohne denselben wohl jemals zu befolgen.

Daß er seine schöpferische Kraft früh empfand, bewies der Wunsch, der sich in ihm von Tag zu Tag lebhafter regte: Etwas von sich gedruckt zu sehen, auch dachte er darüber nach, unter welchem wohlklingenden, echt ungarischen Namen sein erstes Werk erscheinen soll, denn sein Familienname war ihm des serbischen Klanges wegen verhaßt.

Wahrscheinlich entsprang auch sein Hang für's Theater dem Durste nach schnellem Erfolg.

Diese tiefeingewurzelte Leidenschaft, die der Stock des Vaters nicht auszutreiben vermochte, sollte sich in Schemnitz noch verhängnißvoller gestalten als in Aszód.

V.

Gestörte Studien.

Es geschah, daß im Winter eine sogenannte Schmiere, eine deutsche Wandertruppe nach Schemnitz kam, um dort Vorstellungen zu geben.

Petöfi konnte der Versuchung nicht widerstehen und trotz des strengen Verbotes der Schule und trotz seines Geldmangels, der ihn veranlaßte, die Bettwäsche zu veräußern, um sich ein paar Groschen zum Galleriebesuche zu verschaffen, ging er alle Tage in's

Theater. Wie stark diese Neigung in ihm war, kann man wohl daraus entnehmen, daß der, von flammendem Patriotismus beseelte Jüngling, die Vorstellungen einer deutschen Gesellschaft besuchte. Jedenfalls war dies, zu einer Zeit, wo die nationale Idee kaum noch festen Fuß gefaßt hatte, schwerwiegender, als wenn heutzutage sogenannte Patrioten nur mit Selbstverleugnung ein deutsches Theater besuchen. In seinen Träumen sah sich Petöfi als berühmten Menschendarsteller, vom Beifall des Publicums umrauscht. Eine grenzenlose Sehnsucht nach einem freien Wanderleben überkam ihn. Die Erinnerungen an die Kindheit, die er in der schrankenlosen Ebene des Tieflandes verlebt, machten ihm das Leben unter dem Zwang der Schule unerträglich. Die kahlen Mauern drückten auf seinen Geist.

Dem trunksüchtigen Wirthe war das späte Ausbleiben aufgefallen, und da er seinen Pflegebefohlenen auf schlechten Wegen glaubte, verklagte er ihn bei den Lehrern, und in einem Schreiben, in welchem er den Sohn in den grellsten Farben als Tagdieb schilderte, beim Vater.

Die Lehrer fanden es nicht der Mühe werth, die Angelegenheit genauer zu untersuchen, und nahmen den Bericht des versoffenen Kammerhayduken auf Treu' und Glauben. Der feurige und stolze Jüngling stand ohnehin nicht in ihrer Gunst.

Petöfi wurde nun streng vermahnt und hatte viel unter der Kleinlichkeit der erbosten Professoren zu leiden.

Diese unwürdige Behandlung nährte jedoch nur den Geist der Opposition und Petöfi setzte den Theaterbesuch fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Seinen Hauswirth hatte er so gründlich verachten gelernt, daß er mit ihm nicht mehr unter einem Dache leben wollte, er zog daher von Prosperiny weg und miethete sich in ein einfaches Häuschen ein, an dem nun eine Gedenktafel prangt.

Die Professoren hielten den renitenten Studiosus auch für faul und nachlässig, sie behaupteten sogar, er habe keinen Sinn für Poesie, und als er in der Schule eines seiner Gedichte las, wollte sein Lehrer nicht glauben, daß er es geschrieben habe.

Es kam die halbjährige Prüfung anfangs Februar. Petöfi erhielt folgende Classification:

Auszug aus den Schulmatrikeln des Schemnitzer evang. Lyceums vom Jahre 1838/39.

Classe Rhetorik.

Numerus	Cognomen Nomen Aetas, Religio	Natio, Locus, natalis, Comitatus vel Provincia	Pater, Tutor aut. Curator ejusque Conditio et habitatio	Victus ratio	Vitae genus futurum	Classis Morum	Classio in Studiis							
							Poetica	Geographia Antiqua	Interpretatione auct. lat. hungarica	Exercitiis Styli	Lingua Graeca	Doctrina fidei	Antiquitibus Romanis	Historia patriae
21.	Petrovics Al. Ann. 17. Aug. Conf.	Hung., Kis-Körös, Pest	P. Stephanus opifex Szabad-Szállás in Cumania min.	Alumn.	Pol.	1	1	1	1	1	—	1 exult.	1 exult.	2
							Stefan Bolemann*)					Daniel Lichárd*)		

Für die getreue Copie: Joh. Breznyik, Director am evangel. Lyceum in Schemnitz.
Schemnitz, am 29. Januar 1888.

*) Die vortragenden Professoren.

Petöfi, der alle besseren geschichtlichen Werke, deren er habhaft werden konnte, mit Eifer und Verständniß las, und in der vaterländischen Geschichte, in Folge dieses Privatfleißes, bewanderter war, als irgend einer seiner Mitschüler, fiel bei dem Professor Daniel Lichárd in diesem Gegenstande durch.

Lichárd stand im Rufe ein Panslave zu sein, was selbstverständlich in den Augen der heißblütigen Jugend als Verbrechen galt. Der Schüler gab wohl häufig dem Lehrer zu verstehen, daß er ihn nicht achten könne, was wohl begreiflicher Weise dessen Zorn erregt haben mochte. Lichárd trug die ungarische Geschichte in lateinischer Sprache vor und verlangte von den Schülern, daß sie die Lectionen Wort für Wort hersagen müssen. Petöfi wollte sich zu diesem verständnißlosen Büffeln nicht bequemen. Der Professor, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob der Student den Geist des Gegenstandes erfaßt oder nicht, fand erwünschte Gelegenheit, den störrigen Jüngling auf's Empfindlichste zu strafen, indem er ihn durch's Examen fallen ließ.

Petöfi mochte wohl nur zu klar gefühlt haben, daß er von solchen Professoren wenig zu profitiren vermochte, keinesfalls so viel, daß es sich deshalb verlohnt hätte, die pecuniären Sorgen der hartgeprüften Eltern zu vermehren.

Petöfi rächte sich später über die Kleinlichkeit und Voreingenommenheit seiner Professoren in dem mit Schullatein bespickten humoristischen Gedicht „Meine Studentenlaufbahn", worin es heißt:

Einstens hatte ich meine Schulen
Diligenter frequentirt,
Blöde Professores haben
In Secunda mich ponirt,
Und auch aus poesis thaten
Sie es inter alia,
Offenbar ist's ein absurdum,
Daß so etwas mir geschah.

Diese Semestralclassification wurde, mit Randglossen versehen, dem Vater zugeschickt.

Stephan Petrovics war schon durch Prosperiny's Briefe über

den leichtsinnigen Sohn aufgebracht, aus der Classification ersah er, daß jener nur allzurecht gehabt, als er Sándor als einen Lumpen bezeichnete.

Der von so vielen materiellen Sorgen gebeugte und erbitterte Mann sah sich nun in seiner letzten Hoffnung getäuscht. Sein Zorn kannte keine Grenzen und der rasch gefaßte Entschluß, von dem liederlichen und ausschweifenden Sohne die väterliche Hand abzuziehen, war unabänderlich.

„Es mag am 10. Februar gewesen sein," erzählt Szeberényi, „als Sándor ganz verstört bei mir eintrat."

„Was zum Teufel, Sándor, fehlt Dir, daß Du die Flügel so hängen läßt?"

„„Laß mich in Ruh', Kamerad,"" antwortete dieser, „„nie hatt' ich so viel Ursache bekümmert zu sein, als eben jetzt.""

„Nun so sprich, welcher Schlag hat Dich betroffen? Kann ich auch das Uebel nicht ungeschehen machen, so kann ich Dich in Deinem Leide trösten."

„„Da lies,"" antwortete er, und obgleich er sich im Verhältniß zu seinen Jahren sehr männlich zu benehmen pflegte, zitterten dennoch Thränen in seinen Augen, die einzigen, die ich bei ihm gesehen. Und ich las den mit Vorwürfen überfüllten Brief des erbitterten Vaters, in welchem er zum Schlusse erklärte, daß Sándor in Folge seiner Nachlässigkeit, Liederlichkeit und Ausschweifung sich als Sohn unwürdig erwiesen habe, weshalb er für ihn nicht weiter sorgen wolle und ihn seinem Schicksale überlasse.

Ich wollte meinen niedergeschlagenen Freund trösten, hauptsächlich mit der Hoffnung, daß es ihm gelingen werde die falschen Anklagen zu widerlegen und den erzürnten Vater zu versöhnen.

„„Niemals!"" antwortete er, „„ich kenne meinen Vater und ich werde ihn überdies nie um Gnade bitten.""

„Nun wohl, aber was willst Du denn thun?"

„„Was ich thun und wohin ich gehen werde, weiß ich noch nicht; doch das ist gewiß, hier bleib' ich nicht länger.""

Ich wollte ihn unter allen Umständen von seinem Vorhaben, von dem er außer mir und meinem Bruder Niemanden Erwähnung

that, abbringen. Aber als alle Bemühungen vergeblich waren, frug ich endlich:

„Nun, von wo wirst Du Dein Reisegeld hernehmen?“

„„Ich werde zum hiesigen Pfarrer gehen, antwortete er, und ihm sagen, daß ich nach Waitzen zum Bischof wolle, um katholisch zu werden.““

Szeberényi und sein Bruder brachen über diesen Einfall in ein solches Gelächter aus, daß auch Petöfi von dieser Heiterkeit mit fortgerissen wurde. Und von diesem Augenblicke an wußte er seiner ernsten Lage nur die komischen Seiten abzugewinnen. Sein Leichtsinn siegte über die Vernunft.

Den tollen Einfall, zum Pfarrer zu gehen, um sich eine Wegzehrung zu erbitten, führte Petöfi wirklich aus. Konnte sich jedoch der trotzige Bursche nicht zur demuthsvollen Bitte bequemen oder fehlte dem geistlichen Herren der wahre Bekehrungseifer: das Resultat dieses Schrittes stand nicht im Verhältniß zur Mühe. Mit der kleinen Gabe wußte Bruder Liederlich nichts anderes anzufangen als eine Flasche Likör und Backwerke beim Zuckerbäcker dafür einzukaufen, um mit den Brüdern Szeberényi seinen Abschied zu feiern.

Die letzte Nacht blieb er in der Behausung seiner Freunde, damit man seinen Aufbruch aus der Wohnung nicht merke. Die wenigen Habseligkeiten hatte er unter seinem Mantel versteckt mitgebracht. Bis Mitternacht unterhielten sich die Jünglinge. Wohin er jedoch gehen wolle, konnten die Brüder nicht aus ihm heraus bringen, wahrscheinlich wußte er es selbst nicht.

Der jüngere Szeberényi konnte nicht einschlafen und beobachtete den Kameraden. Petöfi schloß kaum die Augen, erhob sich bald wieder, zündete das Licht an und verbrannte Briefe und Papiere. Der Anblick war ergreifend. Das braune hagere Antlitz war von innerem Kampfe bewegt, als er auf die verglimmenden Reste blickte. Dann suchte er rasch seine Siebensachen zusammen, ging zu den Brüdern und wollte aufbrechen.

Ludwig Szeberényi machte den letzten Versuch, den Freund zurückzuhalten.

„Verlange was Du willst," antwortete dieser, „nur das nicht. Ich bin entschlossen; hier kann ich nicht mehr bleiben, drum bitt' ich euch, macht mir das Scheiden nicht schwer."

Darauf wechselten sie Händedrücke und das Versprechen, einander von Zeit zu Zeit zu schreiben.

Es war ein kalter Wintermorgen, der des 15. Februar 1839, an welchem Alexander Petöfi durch das Niederthor von Schemnitz wanderte und die Straße nach Pest einschlug.

Szeberényi ehrte seinen Freund dadurch, daß er am folgenden Tag in der „ungarischen Gesellschaft" eins von den bei ihm zurückgelassenen Gedichten: „Des Dichters Leid" vortrug. Im Protokoll der Gesellschaft steht darüber folgende Bemerkung:

„Unser Herr Vorsitzender las die Arbeit unseres Mitgliedes Petrovics vor, der die Studentenlaufbahn und uns verlassen hat, der dichterische Werth dieser Arbeit war so ausgezeichnet, daß wir ergriffen lauschten und auf einstimmigen Wunsch veranlaßten, daß das Gedicht in das „Buch der Verdienste" eingetragen werde."

Es ist ärgerlich, daß eine räuberische Hand, später, gerade dies Blatt aus dem „Buch der Verdienste" herausgerissen; wahrscheinlich geschah dies bei der Feuersbrunst im Jahre 1851.

VI.

Jugendstreiche.

In Schemnitz mag man oft von der aufstrebenden Landeshauptstadt gesprochen haben, auch die halbverwischten Erinnerungen an jene drei Jahre, die Petöfi als Kind in Pest verbracht hatte, gewannen neuen Glanz und neue Farbe.

Nach Pest lenkte daher der junge Vagabund seine Schritte. Unterwegs kehrte er bei ein paar katholischen Dorfpfarrern ein, um sich auf gleicher Weise, wie in Schemnitz, ein Reisegeld zu erfechten. In seinen Reisenotizen schrieb er darüber: „. . . . Der Eine wischte

mir mit ein paar Groschen die Augen aus, und auch die verlangte er von seiner Köchin, doch der Andere gab mir einen harten Thaler und band mir den guten Vorsatz an's Herz."

Doch das Geld war bald aufgezehrt und Hunger und Kälte waren nun seine Begleiter. Mitte Februar, ohne Geld, zu Fuß eine fremde Gegend zu durchwandern, ist keine kleine Aufgabe.

Sein Gesicht war blau vor Kälte, sein Athem fror an die Lippen, — doch das Blut kreiste frisch durch die Adern und trieb ihn vorwärts, vorwärts, vorwärts! — Aber wohin?

Sein müdes Auge erblickt kein Ziel, keinen Ruhepunkt. Mächtige Gebirge schieben sich drohend zusammen, der weiße Schnee liegt wie ein Leichentuch, von der Hand der Natur gewoben, auf der erstarrten Gegend. Wie gut wäre es, darunter zu ruhen und zu träumen, von dem was das Herz ersehnt und das Leben verweigert.

Von der Vorsehung ist es weise eingerichtet, daß im Winter auf die kurzen Tage die langen Nächte folgen. Der trübe Eindruck, den der bleischwere düstere Himmel dem empfänglichen Gemüthe verursacht, wird durch glückverheißende Träume abgelöst.

Wie sich der Sargdeckel auf das Leichentuch senkt, so breitet sich die finstre Nacht auf die Gegend.

Immer müder und matter wird der einsame Wanderer. Da sieht er ein Licht in der Ferne blinken.

Muthig schreitet er darauf los, er bangt vor keinem Irrlichte, führt doch sein Weg in's Unbekannte. Sein gutes Glück hat ihm ein Wirthshaus in den Weg gelegt. Er kehrt ein und bittet um einen Bissen Brod und um ein Bündel Stroh, auf mehr langen wohl seine fünf Groschen nicht. Bald war er mit dem Wirth, der „an der Schule vorbeigegangen", in ein Gespräch verwickelt, ohne auf die ihm unverständlichen Winke der Wirthin zu achten. Zum Glück wurde der Mann bald hinausgerufen und die gutherzige Frau sagte dem Fremdling nun in aller Eile, er möge sich hüten, mit ihrem Manne, der sich auf seine gelehrte Schulbildung viel zu gute thue, zu streiten, da er durchaus keinen Widerspruch vertrage und im Stande sei, selbst seine Gäste zur Thür hinauszuwerfen.

Sándor ließ sich dies gesagt sein, und als der Wirth wieder eintrat und fortdebattirte, zollte er selbst den unsinnigsten Behauptungen desselben den entschiedensten Beifall. Die Folge war für seinen Magen überaus vortheilhaft. In die beste Laune versetzt durch das Glück, doch einmal einen Menschen gefunden zu haben, der seiner Weisheit unbedingt huldigte, ließ der Wirth seinem Gaste ein ordentliches Mahl und Wein vorsetzen, behielt ihn auch den folgenden Tag bei sich und beförderte ihn am dritten Tage auf seinem eigenen Wagen zur nächsten Station.

Ohne einen Kreuzer gelangte Petöfi nach Pest. Das großstädtische Leben imponirte den Jüngling. Staunend trieb er sich in den Gassen herum. Als er müde war, suchte er das Einkehrwirthshaus auf, wo sein Vater einzukehren pflegte, wenn er zu Jahrmarktszeiten nach Pest fuhr.

Er gehe zu den Osterfeiertagen nach Haus, erklärte er dem Wirth, und wolle hier den Vater oder dessen Wagen erwarten.

Dies schien ganz plausibel, der alte Petrovics war hier wohlbekannt, sein Sohn erhielt ohne weiteres Wohnung und Kost.

Doch das Schicksal sollte bald die Lüge zur Wahrheit machen.

Eines schönen Tages, als sich Petöfi gerade den Kopf zerbrach, auf welche Weise er sich einen Erwerb schaffen könnte, trat der Kellner in sein Zimmer mit der frohen Botschaft, der Herr Vater sei soeben angekommen.

Petöfi sprang auf und wollte rasch davoneilen, um seinem Vater nicht unter die Augen zu treten. Doch als er die Thür zur Flucht öffnete, steht der Vater, den der Wirth mittlerweile von der Anwesenheit des Sohnes benachrichtigte, vor ihm. Daß diese Begegnung, nach all dem Vorgefallenen, für keinen der Betheiligten angenehm war, läßt sich leicht denken. Doch Sándor, der seinen Kopf aus der Schlinge ziehen wollte, kam es nun auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an. Die Osterferien haben begonnen und er wollte mit Erlaubniß der Lehrer nach Hause reisen.

„Aber Ostern ist ja erst in drei Wochen!“

„Ja, doch ich brachte einen Brief von den Professoren mit für den Herrn Vater.“

„Her mit dem Brief!“

„Ich habe ihn bei dem und dem gelassen,“ Sándor nannte einen Bekannten, „ich will ihn gleich holen.“

Der pfiffige Bursche wollte bei dieser Gelegenheit hastig davon eilen, um der väterlichen Zuchtruthe zu entfliehen. Doch der Alte roch den Braten und sagte einfach:

„Ich gehe mit Dir, auch ich habe dort zu thun.“

Dagegen ließ sich keine Einwendung machen, und Arm in Arm schritten Vater und Sohn mehrere Straßen entlang.

Unterwegs hatte Petöfi den Plan zur Flucht ausgeheckt. Vor dem Hause des bewußten Bekannten angelangt, öffnete er dienstfertig das Thor und ließ dem Vater den Vortritt. Doch kaum daß dieser die Schwelle überschritten hatte, so schlug er das Thor hinter ihm zu und rannte auf und davon.

Der Vater war über diese That mit Recht erzürnt.

Die Klagen des Hayduken, die Vermahnungen der Professoren, das schlechte Zeugniß, Alles schien nun vor seinen Augen gerechtfertigt, dazu gesellte sich noch die freche Lüge. Der Junge war nicht mehr auf den rechten Weg zu bringen. Ohne sich weiter um Sándor zu bekümmern fuhr er nach Hause. Dort verbat er sich zornig alle Heulerei. Ja, nicht einmal der Name des verlorenen Sohnes durfte in seiner Gegenwart ausgesprochen werden.

Petöfi fühlte in seinem kindlichen Leichtsinn kaum die Schwere seiner Handlung. Er war nun ganz von dem Gedanken erfüllt, sich die Zukunft gemäß seinen glänzenden Träumen zu gestalten. So ging er denn mit bangem Herzen zum Nationaltheater, um dort eine Stellung zu suchen.

Den kleinen, unscheinbaren Burschen konnte man freilich dort nicht brauchen, man sagte ihm rundweg, daß er nicht das Zeug zum Schauspieler habe. Petöfi gerieth darob nicht in Verzweiflung, er war von seiner Bestimmung zum Schauspieler so felsenfest überzeugt, daß ihn dies harte Urtheil nicht wankend machte.

Gab es für ihn jedoch noch keine Beschäftigung als Schauspieler, so wolle er als Statist alle möglichen Verrichtungen willig versehen, um sich so für seinen eigentlichen Beruf vorzubereiten.

So wurde aus dem künftigen Stolz des Landes ein Statist, und in dieser erbärmlichen Stellung fühlte er sich so weit glücklich und zufrieden. Er führte ein elendes Leben und kam in schlechte Gesellschaft, ohne jedoch den sittlichen Halt zu verlieren. Das Ziel seines Lebens, der Traum seiner Seele hielt ihn aufrecht.

In seinen Reisenotizen schrieb er im Jahre 1845 folgende Reminiscenzen über seine erste Thätigkeit am Budapester National=theater: „Ich trug Rollen aus, stellte Sessel und Sopha's auf die Bühne und lief auf Befehl der Schauspieler in's Wirthshaus um Bier, Wein und Krenwürstl."

Weitere Details aus jener Zeit hat er nicht aufgezeichnet. Nur 1847 erwähnt er noch in seinen „Reisebriefen", „daß er, am Rákos spazierend, 14 Bankozetteln gefunden, als er Statist am pester ungarischen Theater gewesen."

Dieser Fund war wohl ein großer Schatz für den armen Teufel, doch die paar Gulden wurden vielleicht am selben Tage mit lustigen Gesellen durchgebracht, denn Sándor lebte in den Tag hinein, ohne sich viel um die nächste Zukunft zu bekümmern.

Petöfi blieb jedoch nicht lange am Nationaltheater. Er traf mit Michael Salkovics einem Verwandten zusammen und diesem gelang es, den Jüngling mit sich nach Stuhlweißenburg zu nehmen.

VII.

Wieder auf rechten Wegen.

Michael Salkovics war die eigentliche Ursache vom Ruin der Familie Petrovics. Er war jener Schuldner, dem der alte Petrovics eine größere Summe Geldes vorgestreckt und der außerdem noch eine Bürgschaft für ihn übernommen hatte.

Salkovics konnte seinen leichtsinnig aufgehalsten Verpflich=tungen nicht nachkommen. Er verlor nicht nur sein ganzes Ver=

mögen, sondern brachte auch den edelherzigen Gläubiger um das seinige.

Salkovics hatte wohl nicht mit Vorbedacht und in böser Absicht gefehlt, es schmerzte ihn daher, als er den Sohn seines Wohlthäters in solch jammervollen Verhältnissen traf. Da er jedoch selber nicht in der Lage war zu helfen, übernahm sein Bruder Peter die Verpflichtung, für Sándor zu sorgen und die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen.

So kam Petöfi nach Ostfiaszonyfa in das Haus seines Verwandten Peter Salkovics.

Aus dieser und der folgenden Zeit haben wir höchst werthvolle Aufzeichnungen über Petöfi von dessen vieljährigen Freund und Verwandten, dem Maler Samuel Orlai-Petrics.*)

Samuel Orlai-Petrics war vom Jahre 1839 angefangen bis zum 19. Juli 1849 mit Petöfi häufig im Verkehr, oft wohnten und reisten sie miteinander. Zudem waren sie verwandt, und so hatte unser Gewährsmann außer jener persönlichen unmittelbaren Erfahrung noch durch Mittheilungen aus dem Kreise der Familie Gelegenheit, einige Beiträge zum Lebensbilde des Dichters zu sammeln.

Orlai-Petrics erzählt: „Ende Juni 1839 nahm mein Oheim Peter Salkovics mich von Oedenburg, wo ich eben die „Rhetorik“ absolvirt hatte, und seinen Bruder Karl, dem ich im Gymnasium um eine Classe voraus war, auf die zweimonatlichen Ferien zu sich nach Ostfiaszonyfa im Eisenburger Comitate.

„„Dort werdet ihr,““ sagte er, „„auch Alexander Petrovics finden. Er ist zuletzt in Schemnitz in die Schule gegangen, aber er hat sich so viel mit den dort weilenden deutschen Schauspielern herumgetrieben, daß er ihretwegen die Schule vernachlässigte. Die Professoren haben ihm darüber einen Verweis gegeben, und weil das nichts fruchtete, ihn mit Ausschließung aus der Schule bedroht. Auch sein Vater, den um diese Zeit materielle Verluste ruinirt hatten, wurde von der Aufführung seines Sohnes benachrichtigt,

*) Siehe Budapesti szemle Nr. 38 und 39.

und entzog ihm nun seine Unterstützung. Doch anstatt seinem Vater um Vergebung zu bitten, verließ er die Schule und kam, nachdem er sich einige Zeit herumgetrieben hatte, nach Pest, wo er beim Nationaltheater kleine Dienste verrichtete. Mein Bruder Michael, der von Stuhlweißenburg oft nach Pest geht und dann das Nationaltheater zu besuchen pflegt, begegnet ihm da, und nahm ihn zu sich nach Stuhlweißenburg; von dort schickte er ihn zu mir. Wenn ich sehen werde, daß er sich die Schauspieler-Narrethei aus dem Kopfe schlägt, so ist es meine Absicht, ihn studiren zu lassen, und im Herbst schicke ich ihn mit Euch nach Oedenburg. Es wäre Schade, ihn der Schule zu entziehen, denn er ist außerordentlich begabt. Er spricht gut deutsch, versteht die lateinischen Classiker so gut wie die ungarischen Schriftsteller, zeichnet hübsch, hat eine sehr schöne Handschrift, spielt ein wenig Clavier und macht auch Gedichte.""

Mein Oheim Peter Salkovics war Ingenieur und wohnt in Ostfiaszonyfa in einem bequemen Hause. Als unser Wagen in den langen Hof einfuhr und das Gekläffe der Jagdhunde unsere Ankunft signalisirte, kam die aus zahlreichen Mitgliedern bestehende Familie zu unserem Empfang heraus, und darunter ein hagerer junger Mann, mittelgroß, mit braunem Gesicht und mit struppigem, braunen Haar; das Weiße seiner funkelnden Augen war roth unterlaufen; über seiner trotzig aufgeworfenen Lippe begann der Bart eben erst zu sprossen; sein langer Hals ragte zwischen den abfallenden Schultern unverhältnißmäßig hervor; er trug immer Rock und Beinkleider aus grauem Leinenzeug.

Ich zweifelte nicht, daß dies Sándor sei, und er machte auf mich mit seinem ernsten, kalten Gesicht einen unangenehmen Eindruck. Erst als mein Oheim uns gegenseitig mit den Worten vorstellte: „„Seid gute Freunde"" und über Petrovics' Lippen und sein nervöses Gesicht ein freundliches Lächeln glitt und er mir die trockene Hand reichte, zerstreute sich der unangenehme Eindruck; die erste im vertraulichen Gespräch verflossene Stunde verwischte denselben vollständig und bildete den Anfang unserer stets unwandelbaren und innigen Freundschaft.

Die Ferialzeit verlief einfach, wie man dies bei dem ruhigen Dorfleben kaum anders erwarten konnte.

Unsere Beschäftigung beschränkte sich darauf, daß wir dem Oheim bei seinen Schreibereien und Landkartenzeichnungen behilflich waren.

Einmal trübte der muthwillige Gott Amor unser gegenseitiges Verhältniß. Ich hatte als armes Studentchen nicht die Mittel Clavierspielen zu lernen, und begleitete daher meinen Discant mit Guitarregeklimper. —

Mein Oheim hielt offenes Haus, und die Gesellschaft, die bei ihm von Zeit zu Zeit versammelt war, verlangte zuweilen, daß ich ein Lied singe. Bei einer solchen Gelegenheit war auch ein liebes Mädchen aus dem nahen Dorfe Gönyc, Rosa T., zugegen, für die in Sándor's Herz eine Neigung erwacht war. Nachdem die Gesellschaft sich entfernt hatte, fiel Sándor über mich leidenschaftlich her und drohte mir, meine Guitarre zu zerschmettern, wenn ich noch einmal wagte, vor diesem Mädchen zu singen.

Nach langem Zureden gelang es mir, ihn zu beruhigen, daß es mir nicht eingefallen sei, mit meiner zwirndünnen Stimme seine Hoffnungen zu zerstören.

Sándor kam über Kleinigkeiten leicht in's Feuer, beruhigte sich aber bald und konnte zuletzt herzlich lachen. —

Oft erging er sich in Träumereien und dann bezeichnete er als den Gipfel seiner Wünsche, sich in einer schönen Gegend eine Ritterburg zu bauen. Einen Flügel dieser Ritterburg wies er mir zur Wohnung an. Für Burgruinen hatte er große Vorliebe und oft phantasirte er von deren Vergangenheit. Ich besitze heute noch ein kleines Heft, in welches er die Namen der Ruinen Ungarns und deren kurze Geschichte eigenhändig eingeschrieben hat.

Die Ferienzeit ging zu Ende, wir erwarteten die Rückkehr unseres Oheims, — der mit einer Vermessung beschäftigt, abwesend war — damit er wegen unserer Abreise Verfügung treffe. Anstatt seiner kam jedoch ein Brief, der dem Schicksal Sándor's eine unerwartete Wendung gab. Der Brief war an meine Tante gerichtet. Diese gutherzige, sanfte Frau hatte Sándor sehr lieb, verfertigte

Wäsche für ihn und hatte ihm von ihrem ersparten Gelde einige Gulden zugesagt, damit er sich in Oedenburg die nöthigsten Kleider anschaffen könne. Kein Wunder daher, daß der Brief, dessen Inhalt wir später kennen lernten, sie verstimmte. Gegen ihre Gewohnheit verschwieg sie uns den auf uns bezüglichen Theil desselben, ließ aber den Brief auf dem Clavier liegen, wahrscheinlich um so von der persönlichen Mittheilung enthoben zu sein; denn sie wußte, daß Sándor sich täglich unzählige Male zum Clavier begab, und setzte daher voraus, daß er die für ihn bittere Nachricht selbst lesen werde. Und so war es auch, Sándor rief mich aus der Canzlei, wo ich eben beschäftigt war, in's Clavierzimmer und sagte, „„höre, was der Onkel schreibt,““ und hiermit las er mir folgende paar Zeilen vor: „„Samuel und Karl schicke nach Oedenburg, Sándor aber gieb ein paar Gulden; er soll gehen wohin es ihm beliebt, aus ihm wird ohnehin nichts als ein Comödiant.““

Ich konnte vor Schrecken nicht gleich reden, Sándor aber war bleich. Endlich fragte ich ihn, was er jetzt thun werde.

„„Ich habe meinen Entschluß schon gefaßt,““ antwortete er, „„ich gehe mit Euch nach Oedenburg.““ — —

Der Jüngling ist nun 16 Jahre alt. Soll er sich neuerdings in die dumpfe Schulstube sperren lassen? Nein, er bedarf nicht mehr der Schule, die weite Welt wird ihn bilden, das active Leben ruft ihn. Diesem Ruf kann er nicht widerstehen.

VIII.

Soldatenleben.

Einen Tag nach seiner Ankunft in Oedenburg ging Petöfi früh Morgens in die Kaserne und stellt sich noch am selben Tage seinem Freunde Orlai als Soldat vor.

Alexander Petrovics wurde am 6. September 1839 als freiwilliger Rekrut in der I. Compagnie des Regimentes Gollner (heute Großherzog Ernst, 48. Infanterie-Regiment) abgestellt.

Wenn ein Beruf weniger für den freiheitsdurstigen Jüngling gepaßt hatte, so war es das Waffenhandwerk im österreichischen Sold. Er war aus dem Schulzwang zu dem Militärzwang geflohen, kam somit aus dem Regen in die Traufe.

Nicht Drang des Herzens, nicht Ruhm und Ehrsucht hatten ihn zur Fahne getrieben, einzig und allein der Trotz gegen seine Verwandten und die Furcht vor der väterlichen Strenge.

Als Knabe hatte ihn die Züchtigung empört, als Jüngling hätte er keinen Schlag mehr geduldet. Zwischen Vater und Sohn hatte sich die Kluft erweitert. Doch dies änderte sich später. Der Jüngling reifte zum Manne; die stürmischen Gefühle klärten sich und der bittere Trotz wich der dankbaren Regung kindlicher Pietät, als der Sohn einsehen lernte, daß der Vater stets nur sein Bestes gewollt, wenn auch der einfache Mann dazu nicht immer die richtigen Mittel gewählt.

An der Mutter hing Petöfi zeitlebens mit heißer Liebe. Sie wußte durch milde Worte und ihren Thränen den unbändigen Knaben zu zügeln. Freilich oft war der Sohn weit von der Mutter weg und vergaß im Rausche seiner Ungebundenheit den thränenden Blick, doch wenn ihn Kummer bedrückte, wenn ihm das Elend des Daseins unerträglich wurde, dann dachte er an das Mütterchen, das daheim am flackernden Herdfeuer um ihr Herzenskind bangt und weint.

Er diente zwei Jahre, zwei Jahre des Kummers, der Sorgen, der Langeweile. Sein aufbrausender Charakter konnte sich nur schwer der Subordination beugen, das ewige Einerlei des Marschirens, Wachestehens und Kasernenreinigens entsprach selbstverständlich nicht seinen Erwartungen von einem frischen, frohen Soldatenleben.

Ohne die Tröstung durch die Poesie hätte er sich tief unglücklich fühlen müssen. Eine Menge Lieder, die später so volksthümlich geworden, fanden in diesen traurigen Jahren ihren Ursprung, wurden vielleicht mit bebender Hand an das wurmstichige Holz des Schilderhauses, an die verrauchten Wände der Wachstube gekritzelt. Seufzte auch der junge Magyare voll Schmerz und

Zorn unter der Fuchtel eines österreichischen Corporales, so ertrug er doch mannhaft alles Ungemach.

Er hatte sich sein Geschick geschaffen, er war auch der Mann, das selbstverschuldete Leid stolz zu tragen.

So lange das Bataillon in Oedenburg verblieb, war Sándor's Leben erträglich. Dank seiner Intelligenz und seinem Pflichtgefühle, wurde er wohl nicht so streng von den Officieren behandelt wie die übrigen Gemeinen. Wenn er sich auch den harten Arbeiten nicht entziehen konnte und wollte, so hatte er so viele Freiheiten, daß er oft Stunden bei Orlai zubringen konnte und dort mit mehreren Studenten bekannt wurde, so mit Albert Pákh, dem nachmaligen Redacteur des „Pesti hirlap“, der damals, als Student, Bibliothekar des Oedenburger Selbstbildungsvereines gewesen und den jungen Soldaten mit Büchern und Zeitungen versah.

Der junge Petrovics war in den Augen der Studenten eine interessante Persönlichkeit. Die Phantasie der Oedenburger Lyceenisten war selbstverständlich rege und namentlich jene, die den Jüngling schon von früher her gekannt, hofften ihn nun als Helden wiederzusehen und von seinen hochinteressanten Abenteuern zu vernehmen. — Hatte er doch die Schulbücher in die Ecke geschleudert, um in die Welt zu gehen, hatte er doch als Schauspieler mit den ersten Kräften zur gleichen Zeit die Bühne betreten, und dann das Kalbfell umgehangen und das Gewehr auf die Schulter genommen, um ein Held zu werden. Der gedrückte, verlassene, unter der Wucht von Entbehrungen seufzende Jüngling glich jedoch allem eher als einem Helden.

Nach den Berichten seiner Freunde bot Petöfi in seinem Aeußeren die Carricatur eines Soldaten.

Die großen, nachenförmigen Schnürschuhe machten seinen Gang ungeschickt. Die Uniform war viel zu weit und hing schlottrig an dem Körper. Nur allein die Halsbinde war passend und umschloß enge den langen Storchenhals.

Trotz dieses erbärmlichen Aussehens machte er jedoch das Interesse der Studenten nicht zu Schanden. Die Achtung seiner jungen Freunde stieg zur Bewunderung, als sie sahen, wie der

scheinbar schwache Jüngling die harte Arbeit mit Anspannung seiner Muskelkraft verrichtete, ohne zu murren und zu klagen.

Er hatte die Soldatenlaufbahn gewählt, um Niemanden zur Last zu fallen. In seinem Stolze konnte er durch übelangebrachtes Mitgefühl leicht verletzt werden. Darum ließ er es auch nicht gelten, daß er das blinde Opfer der Ereignisse sei, sondern erklärte, da er zu diesem Berufe von Niemanden gezwungen worden, so habe nur er die Consequenzen desselben zu tragen. In Stunden der Einsamkeit gerieth er wohl über seine kummervolle Lage in Verzweiflung, und da gestand er sich, daß er nicht der Mann des freien Entschlusses, sondern der Spielball eines traurigen Geschickes gewesen. Nur den vertrautesten Freunden klagte er sein Leid und gab dem Unbehagen und Mißmuth über den Soldatendienst lebhaftesten Ausdruck. Da er es nie weiter als bis zum Gemeinen brachte, so hatte er beständig niedrige und schwere Arbeiten zu verrichten. Er mußte den Schnee aus dem Kasernenhofe schaufeln, Kochtöpfe in so grimmer Kälte abwaschen, daß ihm der Reibfetzen an die Finger fror, zwei volle Stunden Wache stehen, und wenn die Reihe an ihn kam, Knödel für die Kameraden sieden. Mit den Soldaten hatte er, wenn es der Dienst nicht mit sich gebracht, keinen Verkehr, er mied ihre Gesellschaft und nahm nie Theil an ihren Lustbarkeiten. Dies war wohl begreiflich, wenn man bedenkt, daß in jener Zeit die Soldaten aus zum Waffenhandwerk gepreßten Handwerksburschen, Bauern und dem Abhub der Gesellschaft bestanden. Ein gebildeter Mann konnte sich in solchem Kreise unmöglich behaglich fühlen. Wegen seiner Zurückhaltung und seinen schriftstellerischen Neigungen wurde er von den rohen Genossen als „der gelehrte Soldat, der Tintenschlecker“ verspottet.

Im Winter kam Franz Liszt nach Oedenburg.

Liszt hatte durch sein meisterhaftes Spiel schon einen Weltruf erlangt.

Ein wackerer Sohn seines Vaterlandes, brachte er zu wohlthätigen Zwecken Opfer wie ein Fürst. In Oedenburg, der Hauptstadt seiner engeren Heimath, wollte er damals ein Concert geben.

Diese Nachricht brachte die ganze Stadt in freudige Erregung,

und die musikalisch gebildete und ungebildete Menge drängte sich, ihn zu hören. Auch unser junger Soldat konnte vom Concert nicht fernbleiben. Da er aber keine Hoffnung hatte, von seinem Vorgesetzten einen Urlaub über dem Zapfenstreiche zu erhalten, wohnte er dem Concerte in Civilkleidern bei, die er sich von seinem Freunde Orlai ausgeborgt. Wegen dieser Verletzung der Dienstesvorschriften mußte er eine strenge Strafe erleiden.

Noch ein zweites Mal wurde er straffällig.

Er schlief in der Kaserne mit einem zweiten Soldaten in einem Bette, wie das allgemeiner Brauch war. Dieser Schlafkamerad, ein Zigeuner, war ein roher, fauler Bursche. Das Gute an ihm war, daß er, sobald er sich niederlegte, in tiefen Schlaf verfiel und seinen Bettgenossen nicht weiter molestirte. Petöfi wartete immer bis der Zigeuner eingeschlafen war, dann steckte er in die Oeffnung des Bajonettes, das über dem Bette hing, ein Licht und begann zu lesen. Einmal mitten in der Nacht wachte der Zigeuner auf; als er den verhaßten Kameraden beim verbotenen Kerzenlichte traf, schlug er Lärm. Petöfi in seinem Jähzorn sprang auf, riß das Bajonett von der Wand und warf es nach dem Störenfried. Zum Glück ging der Wurf fehl. Das Bajonett blieb in der Bettwand stecken. Die Folge dieses doppelten Vergehens war, daß Petöfi zum Gaudium der Uebrigen krumm geschlossen wurde.

Da die Verbindungen mit dem Vater und den Verwandten abgebrochen waren, so mußte Petöfi mit der Löhnung von 6 kr. per Tag sein Drauskommen finden. Er klagte nie darüber und machte keine Schulden.

Wenn die besser gestellten Freunde ihn mit Kleinigkeiten bedenken wollten, wies er sie zurück, ja er konnte bei solchen Gelegenheiten leicht schroff werden. Ueberhaupt war er bei Annahme von Gefälligkeiten äußerst zurückhaltender Natur. Er fühlte das Gewicht seiner eigenen Würde und ließ es auch anderen fühlen, er warf sich nicht Jedermann an den Hals und schloß schwer neue Freundschaften.

Orlai wohnte mit ein paar Studenten zusammen, von den jungen Leuten bekam bald der eine, bald der andere Liebesgaben von Daheim, Eßwaaren und Näschereien; bei solchen Gelegenheiten wurden kleine Gastereien veranstaltet, an denen auch jedesmal der Soldat Petrovics theilnehmen mußte. Er übertraf da alle an lustiger Laune, doch heimlich wurmte es ihn, daß er die Gastfreundschaft nicht erwiedern konnte. Einmal kam er mit einem in Papier gehüllten Gegenstand zu den Freunden: „Da habt ihr" — sagte er — „ich will euch auch einmal traktiren," und er wickelte aus dem Papier einen Laib Commißbrot, den die Freunde mit großer Lust verzehrten und dessen Schmackhaftigkeit sie rühmten.

In Oedenburg war 1790 der erste Selbstbildungsverein in Ungarn gegründet. Dieser Selbstbildungsverein war nur für das Obergymnasium bestimmt; einige strebsame Schüler des Untergymnasiums gründeten nach dem bewährten Vorbilde der alten Gesellschaft einen Zweigverein. Da Orlai, Salkovics und die übrigen Freunde Sándor's noch das Untergymnasium besuchten, so interessirte sich dieser hauptsächlich für das Wirken des Zweigvereines.

Auch in diesem Vereine gab's ein „Buch der Verdienste", in welches auf Grund von Abstimmung die besser befundenen Werke eingetragen wurden. Es sollen darin auch Gedichte von Petöfi Aufnahme gefunden haben, obgleich er, als dem Gymnasium fern stehend, kein Mitglied des Vereines werden konnte. Ueber den Verbleib dieses „Buches der Verdienste" fehlt jeder genauere Nachweis. Konnte Petöfi auch an den Sitzungen nicht theilnehmen, so betheiligte er sich im Kreise der Freunde lebhaft an der Besprechung geistiger Fragen, die in Vörösmarty's und Bajza's Athenäum und ähnlichen Blättern aufgeworfen wurden. Seine mit Entschiedenheit geäußerten Ansichten fanden stets die gehörige Berücksichtigung. Hatte auch keiner der Freunde eine Ahnung von seiner glänzenden Zukunft, so erzwang sich doch der einfache Soldat in verschossener Uniform die Anerkennung seiner geistigen Superiorität. Die eigentliche Unterhaltung der strebsamen Jugend drehte sich zumeist um die ungarische Sprache und Literatur.

Petöfi's Lieblingsdichter waren noch immer außer Horaz und

Vörösmarty, Gvadányi und Csokonai, daneben las er mit Vorliebe Baron Josika's Romane im Jahrbuche der Aurora.

Josika war der Gründer des modernen Romans in Ungarn. Er hat das vom Nationalstandpunkte aus nicht genug zu würdigende Verdienst, die Allgemeinheit für ungarische Lectüre gewonnen zu haben. Durch schöne Bilder und Charaktere aus der Geschichte des Vaterlandes gelang es ihm, die meisten Epochen desselben dem großen Publicum anschaulicher und verständlicher zu machen, als dies Historikern von Fach möglich ist.

Außer für die classische und für die nationale Literatur interessirte sich Petöfi auch für die deutsche Literatur, namentlich fühlte er sich von Schiller's Gedankenschwung und erhabenem Pathos mächtig berührt.

Jokai erwähnt in seiner romantischen Studie über Petöfi, daß dieser als Soldat stets Horaz im Tornister und Schiller's Gedichte im Czako mit sich getragen. Beim Wachestehen hätte er diese abgenützten Bücher hervorgeholt.

Die Benützung der Bibliothek der „ungarischen Gesellschaft" war auch Petöfi ausnahmsweise gestattet, er machte von dieser Begünstigung umfassenden Gebrauch und nahm oft drei bis vier Bände auf einmal unter seinen weiten Soldatenmantel in die Kaserne mit. Im Kreise seiner Freunde war er zumeist ruhig und hörte theilnahmsvoll den Gesprächen zu; wenn er sich in Wortstreite mischte, brachte er seine Ansichten knapp und bündig vor.

Petöfi war kein Kartenspieler, er trank wohl Wein, doch war er nie betrunken. So sehr er den Gesang und die Anekdote liebte, so wenig konnte er, der die sangbarsten Lieder dichtete, singen, und was die Anekdote betrifft, fehlte ihm das Geschick des Vortrages und der Erfindung. Sein größtes Vergnügen fand er darin, wenn die Schwächen des einen oder des andern seiner Freunde verspottet wurden. Diese Neigung zum Hänseln ist ein eigenthümlicher Charakterzug der ungarischen Rasse. Einander mit treffenden Worten reizen, Jemanden zum Stichblatt der Gesellschaft machen, Abenteuer verunstaltet erzählen, Spottnamen geben und zurückgeben, sind die gewohnten Würzen geselliger Zusammenkünfte.

Bei solchen Gelegenheiten äußerte sich Petöfi's frohe Laune in herzlichem Gelächter.

Wenn der Mensch lacht, verschönt sich gewöhnlich sein Gesicht. Bei Petöfi war dies umgekehrt der Fall. Wenn er lachte, machte sich ein unangenehmer satyrischer Zug bemerkbar. Der Grund dieser Erscheinung war, daß sein linker Augenzahn, durch die zwei Nebenzähne aus seiner Richtung gedrängt, den unteren Zahn überragte. Diese Unregelmäßigkeit gab beim Lachen seinem Antlitze einen schmerzlich-höhnischen Ausdruck.

Petöfi war nur guter Laune, wenn ein Anderer die Kosten der Unterhaltung trug, er selber nahm jeden Scherz, der sich auf seine Person bezog, leicht übel. Diese Empfindlichkeit weiß Orlai durch ein Beispiel zu illustriren. „Es geschah, daß er (Sándor) zu einer Zeit zu mir kam, als ich ein eingebildetes Herrchen zum Besuche hatte, in solcher Gesellschaft pflegte Sándor wortkarg und verstimmt zu sein. Dem Herrchen fiel dies Betragen auf und er wollte sich mit dem trockenen Gesellen einen Spaß erlauben, klopfte ihm herablassend auf den Rücken und nannte ihn den „melancholischen (bús) Magyaren". Sándor fuhr zornig auf „„Wissen Sie, wer diese traurigen Magyaren gewesen?"" schrie er „„und wenn Sie es nicht wissen, will ich es Ihnen sagen, damit Sie ein andermal wissen, wem Sie solche Titel austheilen!""

Der junge Herr fand in der Eile kaum die Thür, um seinem hitzigen Angreifer zu entfliehen.

Aus Petöfi's Oedenburger Soldatenzeit weiß Jokai einige traurige Episoden zu erzählen, die Petöfi's Person wohl nicht direct betrafen, doch auf sein Gemüth einwirkten.

Im selben Zimmer mit Petöfi lebte mit vielen anderen Soldaten ein sanfter, stiller Bursche, der einmal wegen eines Dienstvergehens vor das Militärgericht citirt wurde. Als er aus dem ersten in den zweiten Stock gehen mußte, wo das Auditoriat amtirte, empfahl er sich so traurig von seinen Zimmergenossen, als würde er sie nimmer wiedersehen. Diese lachten weidlich über den Furchtsamen. — Er kommt doch höchstens auf ein paar Tage in's Loch und daran ist noch Keiner gestorben — spotteten sie. Sándor hatte

sich an das Fenster gelegt, das sich nach dem Hofe öffnete, und schmauchte gemüthlich sein Pfeifchen. Da stürzte sausend ein Körper aus dem obern Stock an ihm vorbei, der ihm bald die Pfeife aus dem Munde geschlagen hätte. Es war sein armer Kamerad, der sich aus dem Fenster gestürzt hatte, um nicht die harte Strafe erdulden zu müssen.

Ein anderer Kamerad litt an furchtbarem Heimweh.

In seinem Dorfe hatte er eine Liebste zurückgelassen, und nun ängstigte er sich darüber, daß sein Mädchen einen anderen Mann nehmen würde, bevor er ausgedient. Er wartete immer auf einen Brief vom Hause und nie kam ein solcher an seine Adresse. Darob wurde der arme Teufel immer bleicher und bleicher. Die Kameraden rissen ihre Witze über den Unglücklichen, er möge sich trösten: ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. Doch der Aermste verrichtete ruhig seine Dienste und wenn er frei war, saß er still und theilnahmslos inmitten der rohen Bande. Eines Tages, als das Bataillon eben auf dem Marsche war, schien der junge Soldat wie ausgetauscht. Er war heiter, sang im Chore mit den Uebrigen und sprang um die Wette über die Pfützen. Die Kameraden waren baß verwundert und glaubten, der Schmerz habe dem armen Teufel um den Verstand gebracht. Unterwegs wurde Halt gemacht. Neben der Landstraße war ein Weingarten und mitten darin stand ein Zwetschkenbaum, der übervoll von Früchten war. „Nimm einstweilen mein Gewehr,“ sprach der Geselle zu Sándor, mit dem er Schulter an Schulter marschirte, „ich muß schauen, ob das Obst schon reif ist.“ Er blieb lange aus. Schließlich kam der Weinhüter einhergestürzt, sich beschwerend, daß ein Soldat Pflaumen stehle. Man eilte zum Baume hin, um den Pflaumendieb herunterzuholen. Armer Bursche, nicht nur daß er den Baum nicht seines Obstes beraubt, sondern er hatte sich selbst an denselben gehenkt.

Petöfi hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, als Soldat zumindest seine sechs Jahre abzudienen. Und weil es zur damaligen Zeit im österreichischen Heere unter den Gemeinen wenig Gebildete gab, konnte er wohl die Hoffnung hegen, Officier zu werden.

Das nächste Ziel seiner Wünsche war, daß sein Regiment nach Italien versetzt werde. Dorthin zog ihn nicht nur der landschaftliche Reiz der Gegend und die glorreiche Cultur der Vergangenheit, sondern hauptsächlich das Vorbild eines berühmten ungarischen Dichters, Alexander Kisfaludy, der als Soldat in Italien seine geistige Wiedergeburt gefeiert hatte. Petöfi nährte den Gedanken, daß seine Soldatenlaufbahn nur den Uebergang zu einem Berufe bilden werde, zu dem ihm nicht nur Neigung, sondern auch glühende Begeisterung zog.

Wohl empfand er schwer seine traurige Lage, doch suchte er sein Leid durch gute Laune zu maskiren und betrug sich stolz und unnahbar. Mit seinem Stand war er einigermaßen ausgesöhnt, als er manche seiner alten Schulfreunde in noch traurigeren Lebenslagen fand, so z. B. als er einmal einen ehemaligen Schulkameraden auf der Gasse traf, der einen mit Colonialwaaren bepackten Handwagen hinter sich nachzog; davon betroffen, frug Petöfi: „Nun, was machst Du da?“ — „Ich bin hier bei einem Specereihändler in der Lehre,“ antwortete dieser. „Nun, mein Junge,“ sagte Sándor, „auch ich habe manches zu erdulden, doch tausch' ich nicht mit Dir.“

Petöfi's Selbstgefühl war außerordentlich ausgeprägt, davon weiß Dr. Stephan Vass zu erzählen, der zu seinen Oedenburger Freunden zählte. Eines Abends gingen Beide, in eifrigen Gesprächen vertieft, vor dem Casinogebäude auf und ab. Sándor sprach seinem Freunde mit Begeisterung von der schönen italianischen Welt, von der Soldatenzeit, die er dort verleben werde, und von den Erfolgen, die er auf dem Felde der Literatur zu erringen hoffe. Als ihn Vass auf die unüberwindlichen Hindernisse hinwies, antwortete er mit Nachdruck:

„Ich fühle es in mir, daß ich nicht zum alltäglichen Menschen geboren bin.“

Auf diese unerwartete und scheinbar unbescheidene Erklärung näherten sich die beiden Freunde der an der Hausecke brennenden Laterne.

„Laß sehen,“ sagte Vass scherzhaft, „ob Du bei der Wieder=

holung dieser kühnen Behauptung nicht erröthest.“ Petöfi blieb stehen, wiederholte in noch überzeugenderem Tone wie früher:

„Ja wohl, ich sag' es nochmals, ich“ u. s. w.

Man denke, ein unscheinbarer Jüngling baut den Erfolg seiner Bemühungen einzig und allein auf das unerschütterliche Vertrauen. Ohne Unterstützung, auf sich selbst verwiesen, der leitenden Hand der Eltern entbehrend, inmitten eines rohen Volkes lebend, das sein Streben unmöglich begreifen kann, unter körperlichen Leiden fast erliegend, vermißt er sich kühn nach dem Höchsten zu ringen.

Er fühlte, daß was in seinem Herzen lebt und in seinem Kopfe webt, dereinst eine Welt entzücken und begeistern wird. In der Nacht seines Daseins sah er den Funken des Genius aufsprühen und er fachte diesen Funken zum strahlenden Lichte an.

Und dies starke Gefühl ließ nie die Kraft erlahmen, die ihn zum Schaffen trieb, diese heilige Ueberzeugung hielt ihn aufrecht in Noth und Elend, so daß er sich durch Sturm und Drang zur reinen Höhe selbstbewußter Männlichkeit emporarbeiten konnte.

Petöfi blieb lang ohne Nachricht vom Hause; ihn bekümmert es, daß er seinen Eltern solch schweren Kummer bereitet. Er sah im Geiste, wie die gute Mutter daheim sich die Augen wund weint um ihr Schmerzenskind; scheu verbarg sie wohl die Thränen vor ihrem Gatten, den das Unglück hart und verdrossen gemacht hatte. Ab und zu erhielt der Sohn als Liebesgabe vom Mütterchen, ein paar vom Munde abgesparte Groschen. Er war tief gerührt von dieser unwandelbaren Liebe, selbst die Erbitterung gegen den Vater wich dem Gefühle der Achtung und Liebe. Auch der Vater daheim war nicht mehr so schlecht auf den Sohn zu sprechen. Sein Entschluß, beim Soldatenstande auszuharren, um dort sich eine Zukunft zu gründen, versöhnte den knorrigen Alten, der selber vom soldatischen Zuschnitte war. Ein Mann der raschen Entschlüsse und gefiel es ihm, daß auch sein Sohn einen raschen Entschluß gefaßt. Bei den Soldaten würde ihm wohl die Neigung zum Theaterleben gründlich ausgetrieben.

Jene Hoffnung, daß das Regiment nach Italien versetzt werde,

hatte sich nicht verwirklicht. Petöfi war darüber tief unglücklich und der Soldatenstand wurde ihm für die Folge gründlich verleidet.

Das Bataillon, in welchem unser Soldat eingereiht war, bekam den Marschbefehl, es solle sich mit dem Regimente vereinigen, das in Bregenz, an der schweizer Grenze lag. Petöfi faßte den waghalsigen Entschluß, einmal in Bregenz angelangt, nach der nahen Schweiz, dem Lande der Freiheit zu entfliehen. (Siehe die autobiographische Skizze.)

Als die Trennungsstunde nahte, malte Orlai, der schon als Jüngling viel künstlerisches Geschick besaß, den Freund auf Elfenbein in Aquarellfarben.

Petöfi hielt den Tag des Abmarsches geheim und ging ohne Abschied von seinen Freunden, um dem Trennungsschmerz auszuweichen.

Den klarsten Spiegel von Petöfi's Geschick giebt ein Brief an Emerich Nagy, dem nachmaligen Geschichtsforscher, der zu jener Zeit Orlai's Wohngenosse war. Dieser lautet:

Geehrter Freund!

Sie glauben, dieser Brief kommt aus den mit Schnee bedeckten Gebirgen des fernen Tyrol? Sie täuschen sich, wie auch mich die Hoffnung getäuscht, jenes schöne Land kennen zu lernen. Das Schicksal will mir nicht wohl, es stellt jedem meiner Schritte Hindernisse in den Weg, vereitelt jeden meiner Vorsätze; mit einem Worte, es ist mein größter Feind. Aus Tyrol hat es mich vielleicht auf ewig verwiesen. Wir kamen nach Gratz — das gegen 20—22 Meilen von Oedenburg entfernt ist (im Monate März den 30. trafen wir daselbst ein), und hier bekamen wir die Nachricht, daß das Regiment Tyrol verlassen habe und nach Croatien in die Stadt Agram und Karlstadt marschire. Wir nahmen diese Nachricht für Erdichtung und hofften. Doch endlich mußten wir erfahren, daß dies ein bestimmter und unabänderlicher Befehl sei. Morgen, d. h. den 1. Mai, verläßt das Regiment Bregenz. Uns ist dieser Befehl zugekommen, zwei Wochen vor dem Regimente in Agram einzutreffen. — —

Was soll ich von mir sagen? Nun empfand ich, wie tief ich gesunken, indem ich die gelehrte Laufbahn verließ und unter fühllosen, ungebildeten Menschen und unter die Krallen einer rohen Tyrannei gerieth. Nur dann und wann erhebt mich aus der Hölle die Dichtkunst, die himmlische, die erhabene. O wenn ich Die nicht im Busen trüge, würde mich die Verzweiflung tödten! Es ist bereits einen Monat her, daß ich hier bin und ich schrieb noch sehr wenig, doch wie soll ich auch schreiben, der Corporal flucht und wettert, wenn er eine Feder in meiner Hand sieht und giebt mir Arbeit. So ist's mit mir bestellt und dennoch verzweifle ich nicht.

Non si male nunc, et olim sic erit. Schreiben Sie sobald Sie können, verehrter Freund, damit mich Ihr Brief noch in Gratz trifft.

Seien Sie glücklich. Vergessen Sie nicht

Ihren wahren Freund Petrovics.

Gratz, am 30. April 1840.

Bei den Herbstmanövern hatte Petöfi Blut ausgeworfen, der lange Marsch in voller Ausrüstung und die mangelhafte Nahrung schwächten den in der Entwickelung zurückgebliebenen jungen Soldaten vollends. Er wurde in's Spital gebracht, wo er lange Zeit in heftigem Nervenfieber lag. Nachdem der Patient nothdürftig hergestellt war, mußte er mit seinem Bataillon nach Agram abgehen. Petöfi war tief bekümmert über das Fehlschlagen aller Hoffnungen. Nun empfand er verdoppelt seine Einsamkeit und Verlassenheit, die Rohheit seiner Kameraden, die Tyrannei seiner Vorgesetzten und die Qualen und Entbehrungen sonder Zahl. Er, der sich stets durch Spott und Ironie über jedes Leid zu erheben vermochte, brach nun zusammen. Vor der gänzlichen Verzweiflung rettete ihn nur die Freundschaft. Ein theilnehmender Soldat, Wilhelm Kuppis, nahm sich voll Liebe des verlassenen Jünglings an. Petöfi kannte Kuppis schon in Oedenburg, aber er war ihm dort nicht näher getreten. Weit vom Vaterlande, entwurzelt der heimathlichen Erde, schloß er sich innig an den Gefährten, der allein sich durch seine Bildung und seinen Charakter über die Uebrigen erhoben. Vielleicht hat auch das warme patriotische Gefühl die Beiden einander näher gebracht. Petöfi fand in Kuppis eine verwandte Seele. Beide

glühten in der verhaßten Uniform der Tyrannenmacht für Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes, nun wies Petöfi nicht mehr die Theilnahme zornig ab, er fand Trost im Mitgefühl.

Wie sehr er den Kameraden geliebt, beweisen die seinem Andenken geweihten Gedichte.

An meinen Freund W. K. (1842.)

Mich hat zum Söldnerdienste verdammt mein Mißgeschick,
Und zweimal kam zum Haine der holde Lenz zurück;
Doch ach, an meinem Herzen ging er nur kalt vorbei,
Bis meine Sklavenfessel brach endlich doch entzwei.
Und hätt' ich auch noch heute zu weinen Grund genug
Ob all der vielen Leiden, die ich so lang ertrug,
Die mich zu Boden drückten mit ihrem Bleigewicht:
Die beiden trüben Lenze bewein' ich dennoch nicht,
Denn jene beiden Lenze, ob allen Schmuckes bar,
Sie haben unsre Herzen vereint für immerdar. . . . .
— — — — — — — — — — — — —

Weiß ich es doch am besten, mein Freund, was Du mir werth,
Ein Freund, wie ihn der Himmel mir niemals mehr bescheert.
Warst Du's nicht, der im Elend vom Mangel selbst bedroht,
Getreulich mit mir theiltest den letzten Bissen Brod?
Du gabst mir Deine Seele mit diesen Bissen Brod,
Vereint durch diesen Bissen sind wir bis in den Tod.
Und Raum, Gewalt und Zeiten sind nimmermehr im Stand
Zu lösen unsrer Seelen geheiligt schönes Band.
— — — — — — — — — — — —

(Max Farkas.)

Kaum an dem Bestimmungsorte angelangt, wurde Petöfi neuerdings auf's Krankenlager geworfen. Zu diesem körperlichen Leid gesellte sich noch das Seelenleid, denn er sah alle die Luftschlösser, die er auf seine militärische Laufbahn gebaut hatte, zusammenstürzen. Im Spital zu Agram war die Spannkraft dieses starken Geistes furchtbar erschüttert. Er war tief unglücklich, denn er hatte das Vertrauen auf die Zukunft und was mehr, das Vertrauen in sich selbst verloren. Hier fehlte auch der wackere Freund, der sich des armen Verlassenen liebevoll angenommen. Den einzigen Trost fand er in der Lectüre.

Der Regimentsarzt Dr. Römer interessirte sich lebhaft für den

gemeinen Soldaten, der Horaz und Schiller im Tornister trug. Er versah ihn mit Büchern und Zeitungen. Auch widmete er dem Seelenzustande seines Patienten volle Aufmerksamkeit.

Ohne diesen Menschenfreund wäre Petöfi vielleicht elend zu Grunde gegangen. Bei der genauen körperlichen Untersuchung des Kranken war für den Arzt von Einfluß die aus den bitteren Entbehrungen und Enttäuschungen des Jünglings geschöpfte Ueberzeugung, daß sich dessen Zustand leicht verhängnißvoll gestalten könnte. Der Blutverlust bei den Herbstmanövern, das Nervenfieber, das er in Gratz durchgemacht, und die Strapazen auf dem Marsch hatten seine körperliche Constitution ganz erschüttert. Das starke Herzklopfen, das sich daraufhin eingestellt, konnte man leicht als die Vorboten eines tieferen Herzleidens betrachten.

Eines Tages frug Dr. Römer seinen Patienten vertraulich, ob er nicht Lust hätte, frei zu werden, er tauge nicht zum Soldaten.

„Mir ist es gleich," antwortete dieser, „ich habe nichts mehr zu hoffen."

Der Arzt sagte nichts darauf, aber nach einigen Tagen erschien er mit einigen höheren Officieren im Spitale und in deren Gegenwart untersuchte der Arzt genau den Kranken und erklärte ihn für dienstuntauglich. Kurze Zeit darauf erhielt Petöfi seinen Abschied.

So war denn Petöfi von den Banden erlöst, die nicht nur den Körper, sondern auch den Geist gefesselt hielten. Doch trotz alledem und alledem war die Soldatenzeit für Petöfi keine verlorene Zeit. Wenigstens lernte der von glühendem Unabhängigkeitssinn beseelte Jüngling die strenge militärische Zucht kennen; wenigstens mußte sich dieser krankhaft selbstbewußte und willenskräftige Geist der eisernen Nothwendigkeit beugen. Die hier folgenden Acten über den Infanteristen Alexander Petrovics wurden durch Vermittelung des königl. ung. Ministeriums des Innern vom k. k. gemeinsamen Kriegsministerium eingehoben.

I. Haupt-Grundbuchsblatt.

Assentirt durch das Heeres-Ergänzungs-Bezirks-Commando, Truppe oder Anstalt	Erscheint im Assent-Protokoll	Mit der laufenden Zahl	Assent-Jahrgang	1839		Blatt Nr.	63.
			Vor- und Zunahme: Alexander Petrovich.				
			Geburts- Ort	Kiß-Körös	Heimathszuständig nach —	Geburtsjahr	1821*)
			Bezirk	—	—	Religion	evangelisch
			Comitat	Pesther	—	Kunst, Gewerbe, sonst. Lebensberuf	Student
—	—	—	Land	Hungarn	—		

Assentirt	Am 6. September 1839 beim Br. Gollner Linien-Infanterie-Regimente Nr. 48 als Gemeiner à 21 fr. CMz. Hand-Geld freiwillig auf 6 Jahre zu Oedenburg angeworben.**)
Eingereiht	—

Personsbeschreibung

(Diese Rubrik ist nicht ausgefüllt.)

Nachgefolgte

Charge	Veränderung	im Jahre	am	Beschreibung
Gemeiner	entlassen	1841	28.	Das Hand-Geld** wurde im Monat September 1839 mit 21 frt. CMz. aufgerechnet. Februar zufolge hoher General-Commando-Verordnung ddto Agram 31. Jänner 1841 RNo 610 u. 586 als Realinvalid seinem Wunsche gemäß mit Abschied.

II. Auszug aus den Befehls-Protokollen des k. k. Baron Gollner Linien-Inf.-Reg. Nr. 48.

1. Bregenz, 15. Septbr. 1839. Standes-Veränderungen. Art. 1. In Zuwachs ist zu nehmen: Der freiwillige Rekrut Alexander Petrovics 1504, den 6. Septbr. 1839 bei der I. Comp.
2. Agram, am 21. Jänner 1841. Art. 5. Alex. Petrovics bis inclusive 20. Jänner verpflegt, aus dem Regiments-Spital reconvalescirt.
3. Agram, am 9. März 1841. Art. 4. In Folge der h. General-Commando-Verordnung ddto. Agram, 31. Jänner 41 R. 610, 586, werden nachstehende Leute als Militair-Realinvaliden und der Realinvalidität sich nähernd, ihrem Wunsche gemäß mit Abschied entlassen:

   Gemeiner Alexander Petrovics der I. Füselier-Comp. den 28. Feber 1841.

   Gemeiner u. s. w. . . . .

Alle drei Tagesbefehle sind von Oberst Moulholand gezeichnet.

*) Bei diesem Grundbuchsblatt ist der Irrthum auffallend, daß als Petöfi's Geburtsjahr 1821 angegeben erscheint. Ich glaube, es liegt weniger ein Schreibfehler vor, als eine absichtliche Irreführung. Petöfi hat sich als älter angegeben, um seiner Aufnahme gewiß zu sein.

**) Das Handgeld ist jene Summe, welche auch noch heutigen Tages jeder Rekrut zur Anschaffung des Nöthigsten erhält.

Br. Gollner 48. Linien-Inft. Regiment.

III. Superarbitrirungs-Liste.

Ueber nachstehenden dem hohen Superarbitrio vorzustellenden Mann.

Compagnie	Des Grundbuchs		Charge	Tauf- und Zuname	Gebürtig		Jahre alt	Religion	Profession	Stand	Hat Kinder	Dienstjahre	Mit oder ohne Capitulation	Hat auf die Capitulation noch zu dienen	Defecten		Hat die Defecten überkommen			Wann und wo er dieselben bekommen, ob auch alle erforderlichen Mittel zu dessen Herstellung angewendet wurden	Conduite und Verdienste	Befund und Beschluß der Superarbitrirungs-Commission
	Heft	Seite			Ort, Comitat	Land									Angebliche Invalidität der Compagnie-Officiere	Aerztlicher Befund	vor der Assentirung	im Dienste mit sein Verschulden	im Dienste ohne sein Verschulden			
1-te Fusl.	3	63	Gemeiner	Alexander Petrovich	Kiß-Körös, Pesther	Ungarn	19	evangelisch	Student	ledig	keine	Den 6. September 1839 freiwillig auf 6 Jahre assentirt	6jährige	$4^{9}/_{12}$ Jahre	Schwächlicher Körperbau.	Schwächlicher Körperbau, Anlage zu Lungenleiden u. Erweiterung der Herzensgefäße.	•	•	\	Hat im Monate Mai u. Juni d. J. das Nervenfieber zu Grätz überstanden, und in Folge dessen nebenstehende Krankheitsformen überkommen, und wurde durch 3 Monate allhier mit allem Erforderlichen fruchtlos behandelt.	gute	Nähert sich stark der Realinvalidität, seinem Wunsche gemäß mit Abschied zu entlassen.

Sig. Agram am 23. Dezember 1840.

Arbitrirt! und obgenannten Mann mit den beigesetzten Gebrechen wirklich behaftet, daher zu ferneren k. k. Feldkriegsdiensten als untauglich anerkannt zu haben, wird anmit bestättigt.

Coram nobis — Sig. ut supra

Kussevich, Gmajor. — Supplicatz, Feldsptlt. — Dr. Römer, Rgtarzt.

Superarbitrirt und von benanntem Mann nach seinem aufhabenden Gebrechen wie oben angemerkt zu klassifiziren befunden. Agram, den 15. Jänner 1841.

Ekher, Fkconf. — Wöber, Fmlt. — Dr. Schlosser, dirigirender Stabsarzt.

Außer diesen Documenten finden sich in Petöfi's sämmtlichen Werken auch einige poetische Belege über seine Militärzeit.

Wie drückend und seiner ganzen Natur widerstrebend, das Soldatenhandwerk auch für Petöfi gewesen war, wie froh er diesem Berufe auch Lebewohl sagte, das Scheiden wurde ihm dennoch schwer, denn er mußte sich von Wilhelm Kuppis trennen, dem Freunde, der getreulich Noth und Entbehrungen mit ihm getheilt und dessen theilnehmende Liebe das Elend erträglich gemacht. Zur Erinnerung an die gemeinsam verlebte Zeit gab ihm Petöfi sein von Orlai in Oedenburg gemaltes Aquarellbildniß.

Noch 1844 gedachte er des Freundes in einem rührenden Gedichte.

Petöfi schrieb später an's Regiment, um sich nach dem Freunde zu erkundigen, doch von dort kam die lakonische Antwort: Ist verstorben. Wer wird sich auch viel um einen Gemeinen bekümmern, er ist nicht mehr im Regimente, ergo ist er todt. Wer daran zweifelt, der möge weiter forschen.

Zeitlebens beklagte Petöfi, daß er mit seinem Scheiden vom Militär nichts mehr über Kuppis erfahren konnte.

Der Jüngling war kaum 18 Jahre alt, als er das Schwert an die Wand hing. Später, wenn Ungarn um seine Unabhängigkeit kämpfen wird, dann wird auch sein Schwert wieder aus der verrosteten Scheide fliegen. In Erwartung dieser großen Zeit konnte dem freiheitsdurstigen Jüngling ein langweiliges Garnisonsleben nicht genügen.

Die Krankheit erlöste ihn von einem Joche, das er sich so leichtsinnig aufgehalst hatte. Im Spital zu Agram war Petöfi wirklich elend und dienstuntauglich, doch dies Leiden war Gott sei Dank nur vorübergehend; als er wieder von den harten Fesseln befreit wurde, gesundete mit der Seele auch der Körper.

IX.

Als Invalide mit Abschied.

Zeitlich im Frühjahre brach der junge Invalide auf. Eisig pfiff der Wind. Der Winter spielte seinen letzten Trumpf aus. Doch der Wettersturm schmiß wohl alles Morsche und Abgelebte zu Boden doch er trieb auch die grauen Wolken auseinander und die Frühlingssonne lockte mit ihren milden Strahlen eine neue Vegetation hervor.

Auch in der Seele des Jünglings keimte wieder die Hoffnung.

Den Abschied in der Tasche machte sich der kaum Genesene zu Fuß auf den Weg nach der Heimath, neue Kraft spannt wieder seine Nerven, er erstarkt im anstrengenden Marsche immer mehr und mehr. Die Vorsehung wacht über ihn, die Vorsehung, deren Schutz daheim die Mutter ihr Kind empfohlen hatte. Täglich schloß sie ihren Herzensjungen in's Gebet. Und das Gebet des armen Weibes ward der Segen, der unsichtbar über ihm schwebte und ihn ermuthigte und aufrichtete, wenn er unter den Mühen der Wanderung zusammenzubrechen drohte.

So steigt der Dichter-Soldat von den schroffen Höhen der Fremde in die fruchtbaren Niederungen der Heimath. Er kommt aus der Fremde, der junge Vagabund, er betritt wieder den heiligen Boden des Vaterlandes. Und wie der Riese Antäus aus der Berührung mit der Erde stets neue Kraft geschöpft, so strömt auf der Heimathserde neue Hoffnung in die Seele des Wanderers.

Doch all den Gram, die Sorge und den Groll,
Von denen oft mein Herz zum Springen schwoll,
Und das Gedächtniß dessen, was verletzt —
Verwischt der Freude heil'ge Thräne jetzt.

Denn da, wo einst ich in der Wiege Schooß
Den Honigseim der Muttermilch genoß,
Lacht deinem treuen Sohn ja wieder zu
Dein Sonnenschein, du theure Heimath du!

So kam Petöfi zu Fuß nach Westungarn zurück. Da er fürchtete, daß sein Vater über den neuerlichen Berufswechsel sich erzürnen würde und da er nicht die Unterstützung seiner verarmten Eltern in Anspruch nehmen wollte, beschloß er, vorerst das Elternhaus zu meiden, so sehr es ihn auch drängte, die heißgeliebte Mutter zu umarmen.

In Oedenburg hoffte er mit Orlai zusammenzutreffen.

Doch dieser hatte bereits diese Stadt verlassen, um seine Studien in Pápa zu vollenden.

Die Oedenburger Freunde begrüßten ihren lang vermißten, nun unverhofft zurückgekehrten Kameraden auf's Herzlichste, namentlich Albert Pákh und Stephan Vass waren glücklich Sándor wieder umarmen zu können. Mit regem Interesse lauschten alle den Episoden aus seiner Soldatenzeit, zum Schlusse seines Berichtes holte der Erzähler seinen „Abschied" hervor und zeigte mit einem gewissen Selbstbewußtsein auf den Satz: „Und hat die Zeit über treu und redlich gedient". Auf Pákh's Bemerkung „Schau, so hast Du dort doch Etwas gethan?" antwortete Petöfi ernst und stolz: „Und mehr als das, Freund, hab' ich gethan, ich wusch und fegte und scheuerte auch dort, wo es mir nicht lieb war, nur zum Kochen verstand ich mich nicht, davon haben mich die alten Bakas (Infanteristen) bald in ihrem eigenen Interesse befreit — Studentenbrei — nannten sie mein Gekoche. Ueberhaupt stach ihnen meine studentische Vergangenheit in die Augen, und Kuppis war der Einzige, an den ich mich in meinem Leid wenden konnte.

In seiner Erzählung wechselten ernste und heitere Episoden ab, daß er seine soldatische Laufbahn in helleren Farben geschildert als er sie erlebt, entsprang seinem Glücksgefühl, war er doch nun frei, ledig aller Fesseln. Er war nun wieder froh und sorglos, die finstere Vergangenheit war vorüber, eine hoffnungsfrohe Zukunft leuchtete ihm, doch wie sich nun diese Zukunft gestalten würde, darüber dachte er nicht viel nach. Der Leichtsinn ist eigentlich eine Gottesgabe. Wie viele Menschen wären unglücklich, wenn sie sich stets ihre traurigen Erfahrungen vor Augen hielten, wenn nicht der Leichtsinn einen dichten Schleier über die Ver-

gangenheit ziehen würde. Es giebt wenige Menschen, die so leichtsinnig waren wie Petöfi, wenige Menschen, denen der Leichtsinn ein solch nothwendiges Bedürfniß gewesen. War eigentlich Petöfi das, was wir als leichtsinnig bezeichnen? Der Leichtsinn setzt einen schwachen, haltlosen Charakter voraus, doch Petöfi trotzte mannhaft allen Unbilden des Geschickes. Wenn er dieser schwache Charakter gewesen wäre, hätte er sich da aus der schlechten Gesellschaft, in die er in seinem an Wechselfällen so überreichen Leben so oft gerathen war, immer wieder losreißen können? Um dies thun zu können, muß er die Kraft der Seele besessen haben, allen Lockungen zu widerstehen. Er wurde oft mitten aus Lust und Freude fortgetrieben, oft mit Aussicht auf Elend und Entbehrung. Und er griff zum Wanderstabe. Er mußte fort, als stünde er unter einem Zwange.

Was war es, was diesen fadenscheinigen, verachteten und darbenden Knaben vorwärts trieb?

War es das Gefühl des eigenen Werthes, das ihn zwang, stets nach Höherem zu streben, opferte er darum die vielen Nächte und die Freuden des Lebens, die ihm ohnehin spärlich zugemessen waren?

In seiner Seele lebte die sichere Hoffnung, daß er, der Unbekannte und Ungenannte, dereinst mit in der Reihe der großen Geister der Nation stehen und die Herrlichkeiten und den berauschenden Duft des Ruhmes mitgenießen werde. Und diese stolze Zuversicht hielt ihn aufrecht, wenn er ermattet zusammenzubrechen drohte.

Nach warmem Abschiede von seinen Freunden machte sich Petöfi neuerdings auf die Wanderschaft, um Orlai aufzusuchen.

X.

Wieder Student.

Orlai war schon im Jahre 1840 als Novitius (Logicus) an das Pápaer Collegium gekommen. Seine Wohnung war bei der Frau eines Koches, der bei seiner Herrschaft auf dem Lande

weilte. In Orlai's Zimmer konnte man nur durch das Zimmer der Hausfrau gelangen und in der Verbindungsthüre war ein sechszölliges viereckiges Guckfenster angebracht.

Anfang März 1841 war Orlai gerade gegenüber diesem Fensterchen mit Schreibereien beschäftigt, als ein Geräusch außerhalb der Thür seine Aufmerksamkeit erregte. Er blickte auf und glaubte zu seiner freudigen Ueberraschung vor der Thür das Gesicht seines Vetters Petrovics zu erkennen. Im Nu sprang er auf, die Thür öffnete sich und in seiner ganzen Wirklichkeit stand Petöfi vor ihm. Er war abgemagert, hatte blaue, enge Beinkleider, Schnürschuhe, einen Uniformfrack und eine flache Mütze aus weißem Tuche an, wie die Soldaten sie beim Abschied zu tragen pflegen. Ein Knotenstock und eine über die Schulter gehängte Tasche aus grober Leinwand war Alles, was er mitbrachte.

Der Freude über den unerwarteten Besuch folgte bald die Sorge nach.

Orlai erkundigte sich, was der Freund zu thun gesonnen sei.

„Ich habe kein Ziel" — sagte dieser — „in Oedenburg habe ich erfahren, daß Du hier seist und ich bin zu Dir gekommen. Ich besitze noch ein paar Gulden, die ich mit meinem Abschied zugleich bekommen habe."

Dann erzählte er das Elend, das er in Karlstadt und in Agram ausgestanden.

Petöfi blieb nun zunächst in Pápa.

Orlai hatte den Freund nicht nur mit offenen Armen und großer Herzlichkeit empfangen, er theilte auch Wohnung und Nahrung mit dem von der langen Wanderschaft ermatteten und halbverhungerten Gast, dem vom Schicksal gehetzten armen Jungen, den er so sehr liebte.

Petöfi kam zur Ueberzeugung, daß er nicht bis zum Schluß des Schuljahres bei Orlai verbleiben könne, sonst hätte er ja dem armen Teufel das Brod vom Munde weggegessen.

In derselben Gasse, auf der anderen Seite, wohnte ein pensionirter blinder Priester, Namens Török, dem einer von Sándor's Freunden, Gabriel Parragh, Mittwoch und Samstag Nachmittags

das Pesti hirlap vorzulesen pflegte. Dieser Jüngling nützte weise die Gewohnheit des blinden Mannes aus. Er würde wohl auch in der Folge dem hochwürdigen Herrn ein-, zweimal in der Woche aus der Zeitung vorlesen, doch er wüßte einen armen Freund, der dies alltäglich besorgen würde, wenn er dafür ein bescheidenes Mittagsbrod bekäme; der hochwürdige Herr würde sich Gotteslohn um den Armen verdienen, dem auch insofern geholfen wäre, daß er sorglos das laufende Studienjahr in Pápa noch ausnützen könnte.

Der gutherzige Priester war mit Freuden bereit und bat Sándor zu sich. Der Jüngling gefiel ihm, und der Pakt war geschlossen. So kam Petöfi zum Mittagstisch in Pápa.

Auch verschaffte ihm Orlai eine Stelle als Schreiber bei einem Advocaten.

Ueber die Nahrungssorgen war der junge Dichter somit hinaus, nun galt es seine Aufnahme in's Collegium zu erwirken, was keine leichte Sache war, da er keine Zeugnisse besaß, und das Schuljahr schon zur Hälfte überschritten war. Auch da wußte Orlai Rath. Vor Jahresfrist war auch in Pápa ein Selbstbildungsverein gegründet worden, und Professor Ludwig Tárczy, der warme Freund der Jugend, ward zum Vorsitzenden gewählt. Dem wackeren Manne lag die Hebung dieses Vereines sehr am Herzen und darauf speculirte Orlai. Er empfahl seinen Freund auf's Wärmste dem Professor, der Verein würde in ihm eine literarisch hochbegabte Kraft gewinnen, wenn der Professor seine Aufnahme in die Schule und in den Verein befürworten würde. Orlai's List glückte, Tárczy ermöglichte es, daß der junge Petrovics als benevolus auditor die Philosophie-Classe besuchen konne.

Nun hörte Petöfi regelmäßig die Vorlesungen und lebte still und zurückgezogen seinen Pflichten.

Seine auffallende Individualität erregte bei seinen Collegen Aufsehen, doch außer den wenigen Freunden, die er bei Orlai kennen lernte, suchte er keinen weiteren Verkehr. Im Gefühle seiner Armuth zog er sich von Allen zurück und benahm sich schroff und unzugänglich, um jede überflüssige Theilnahme von vorneher abzuweisen.

Orlai und Tárczy's Erwartungen, in ihm ein thätiges Mitglied des Selbstbildungsvereines zu finden, sollten sich nicht erfüllen.

„Zuerst muß ich ein solches Gedicht schreiben, mit dem ich mir Ehre einlegen kann," war seine Ausrede, wenn sie in ihn drangen.

„So lebte er ungefähr drei Wochen" — erzählt Orlai — „da kam ihm eines Morgens der tolle Einfall, sich in seine abgelegte Militäruniform zu kleiden und so in die Schule zu gehen. Ich erschrak vor dieser Absicht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil damals eben ein Professor seinen Vortrag hielt, den die Schüler mit Pfeifen, Kukuksrufen und allem erdenklichen Schabernack bis auf's Blut ärgerten, und der alte mürrische Professor nur auf die Gelegenheit lauerte, sich für die vielen Unbilden an einem bei der That ertappten Studenten zu rächen. Ich machte Sándor darauf aufmerksam, daß die unbändigen Jungen, wenn sie ihn in einem solchen Aufzug erblicken, Lärm schlagen, den Vortrag des Professors stören werden, und dieser seine Rache an ihm auslassen dürfte. Aber alles Zureden war vergebens, Sándor antwortete: „„Diese Kleidung ist ehrenhaft, ich habe viel darin gelitten und schäme mich vor Niemand darin zu erscheinen."" — So disputirend gingen wir nach dem Collegium, wo wir in Folge der verschwendeten Zeit zu spät ankamen. Die Vorlesung hatte bereits begonnen. Ich öffnete die Thür und trat in den Saal, ich glaubte, Sándor sei draußen geblieben und werde nicht wagen nachzukommen. Ich täuschte mich, denn einige Minuten später ging die Thür auf, und er trat ein. Die Störenfriede saßen, um ihren Muthwillen ungehindert treiben zu können, gewöhnlich rückwärts in der Nähe der Thüre, als nun diese ihn erblickten, brachen sie in unbändiges Gelächter aus, und der alte Professor fragte, den finstern Blick auf ihn gerichtet: „„Wer ist der Mensch dort?"" als er ihn erkannt, fuhr er ihn mit aller Wuth an, drohte ihm für diese Ruhestörung mit Relegirung und befahl ihm, sich sofort aus dem Saale fortzupacken.

Als ich nach der Vorlesung in unsere Wohnung kam, war Petöfi bereits damit beschäftigt, seine kleine Umhängtasche zu packen.

„„Ich habe Dir es gleich gesagt,"" sprach ich gereizt, „„daß

dies die Folge Deines Uebermuthes sein wird!"" So wie ich aber genauer sah, was er that, fragte ich ihn ahnungsvoll, was er vorhabe. „„Ich verlasse Pápa,"" antwortete er, „„ich tauge nicht für die Schule."" Vergebens bat ich ihn, diese Absicht aufzugeben; alles, was ich erreichte, war, daß er die Reise auf den andern Tag verschob. Die Militäruniform mit Ausnahme der Mütze, die ich zum Andenken behielt, verkaufte er einem Schacherjuden, und so wurde seine Reisezehrung um ein paar Groschen vermehrt. Den andern Tag, an einem heitern Frühlingsmorgen, Mitte April, hängte er sich die Leinwandtasche um, nahm den Knotenstock in die Hand, den er mitgebracht hatte, und machte sich auf den Weg in der Absicht, nach Preßburg zu gehen."

Petöfi hatte auch während seines kurzen Aufenthaltes in Pápa zahlreiche Gedichte verfaßt, die er bald in seinem starken Gedächtniß mit sich herumtrug, bald in ein Heft schrieb, bald wieder zerriß und mit Weglassung einiger, mit der Umarbeitung anderer auf's Neue abschrieb, berechnend, ein wie starkes Bändchen sie im Druck geben würden. Gedichte, die ihm nicht gefielen, verbrannte er ohne Erbarmen. Als Orlai bei Gelegenheit eines solchen Autodafe's sein Bedauern ausdrückte, machte er die humoristische Bemerkung: „Du hast wahrhaftig recht, es ist mehr Spiritus darin, als ich geglaubt habe, sieh nur, wie gut es brennt." Das tiefe Gefühl, das bald darauf in so reicher Quelle hervorbrach, schien damals in ihm noch zu schlummern. Es hatte sich ihm noch nicht der Farbenreichthum erschlossen, der die Kämpfe seines leidenschaftlichen Herzens mit so bezaubernder Weichheit und den Grimm seiner zornigen Seele mit so hinreißender Kraft schilderte. Damals gab er den Bewegungen seines Gemüthes noch selten Ausdruck. Er schrieb über Burgruinen, über historische Helden, zeichnete Genrebilder. Seine Gedichte waren damals mehr lebhaft erzählend und beschreibend, als von Gefühlen getragen. Indeß fesselte er schon die Aufmerksamkeit der Leser durch seine Beherrschung der Sprache, die er bei großer Einfachheit und Verständlichkeit mit ebenso viel Leichtigkeit zu handhaben wußte. Die Form seiner damaligen Gedichte war größtentheils noch die der alten Schule; oft schrieb er in Hexametern oder in andern

classischen Versmaßen. Ueberraschend war jedoch die rapide Entwickelung, die nach seinem Austritte aus dem Militärdienst bei ihm in seinem Denken und Fühlen sich einstellte.

XI.

Daheim.

Als er im Frühjahre 1841 Pápa verließ, hatte er keinen eigentlichen Plan, wie er sich seine Zukunft gestalten sollte. Zum Theater zog ihn seine Neigung, doch wußte er, daß er durch die Wahl eines solchen Berufes seine Eltern betrüben würde. Trotz jener Erklärung, daß er nicht mehr für die Schule passe, lag die Fortsetzung seiner Studien doch nicht außer seinem Programme, wenn er daneben noch die Mittel fände, sein Leben zu fristen. Dies beweisen auch die Worte, die er beim Abschied zum Freunde gesprochen hatte: „Dir ist's leicht, denn wenn Du auch nicht im Ueberflusse lebst, so hast Du wenigstens das Allernöthigste, doch ich weiß nicht, wovon ich mich erhalten soll. Einstweilen" — setzte er hinzu — „will ich unbedingt meine Eltern besuchen, und wenn sie im Stande sind, mir zu helfen, so ist es leicht möglich, daß ich im Herbste nach Pápa zurückkehre."

Er hatte auch die Hoffnung, daß sich sein Vater mit der Idee, den Sohn als Schauspieler zu wissen, versöhnen werde, dann bliebe er doch lieber bei diesem Berufe. Er reiste daher zu seinen Eltern, doch suchte er stets die Gelegenheit, mit einer Theatergruppe zusammenzutreffen. Dazu gesellte sich auch der Wunsch, seinen Freund Szeberényi wieder zu sehen, der, wie er seinerzeit von ihm erfahren, von Schemnitz nach Preßburg übersiedelt war, um dort seine Studien zu vollenden.

Im Monat April des Jahres 1841, und nicht im Mai, wie Szeberényi irrthümlich erwähnte, ging Szeberényi in Preßburg mit einigen Freunden entlang des Donauufers spazieren. Plötzlich kam

ihnen ein junger Mann in höchst defectem Anzuge entgegen und grüßte. Szeberényi traute kaum seinen Augen, es war Alexander Petrovics, der, von Noth und Strapazen herunter gebracht, vor ihm stand. Szeberényi wagte nicht, ihn in Gegenwart seiner Begleiter genauer auszufragen, denn er vermuthete, sein Freund sei desertirt und könnte sich leicht durch eine unbedachte Aeußerung verrathen. Er lud ihn also zu sich in seine Wohnung. Bald erscheint auch Sándor und zeigt, als Szeberényi seine Vermuthung ausspricht, triumphirend seinen Abschied vor. Einige Tage verweilte er nun in Preßburg im lebhaftesten Verkehr mit Szeberényi und einigen Freunden der aszóder Schulzeit, die sich hier zusammengefunden hatten. Die Freunde erlustigten sich an den komischen Schilderungen seiner Soldatenlaufbahn. Ueber seine weiteren Pläne und Aussichten befragt, erklärte er mit aller Entschiedenheit, er wolle zum Theater gehen. Es treibe ihn jedoch früher nach Hause, um den Segen seiner geliebten Mutter zu erflehen, um ihrer Ruhe willen hoffe er sich auch mit seinem Vater zu versöhnen.

Die wenigen Tage in Gesellschaft der guten Freunde waren rasch verflogen, doch da „die Freundschaft", wie er später an Orlai schrieb — „nur der Seele Nahrung gewährt und der Magen über diese Zurücksetzung zu murren begann" — verließ er Preßburg und ging nach Pest. Von hier fuhr er auf einem Bauernwagen nach Dunavecse. Das Wiedersehen mit der Mutter war rührend, die gute Frau war glücklich, den so lange Vermißten wieder an's Herz drücken zu dürfen, auch der Vater begrüßte seinen Sohn herzlich, er war nicht so mürrisch wie ehedem. Sándor war vom Geschicke hart mitgenommen und sah elend aus. Dies rührte den Alten, zudem war ja der Sohn nicht Schuld daran, daß er dem Soldatenberufe entsagen mußte. Er blieb nun daheim bei seinen Eltern. Der Vater ließ anfangs den Sohn gewähren, dieser lebte froh in den Tag hinein, las mit Eifer seine Lieblingsbücher oder machte Ausflüge in die Umgebung. Als jedoch der Alte glaubte, der Sohn hätte sich nun zur Genüge von seinen Strapazen erholt, suchte er ihn zur ländlichen Arbeit in der kleinen Wirthschaft anzuhalten. Er, der von früh bis spät in die Nacht thätig war,

konnte ein solch zweckloses Faulenzerleben nicht vertragen, da jedoch sein Sohn sich bei der Oeconomie nicht anstellig erwies, wollte er ihn im Geschäfte als Metzger verwenden, doch vor diesem Berufe hatte Petöfi eine entschiedene Abneigung, wie das Gedichtchen beweist:

Von Kindheit an, geliebter Vater,
Dein treuer Mund mich ernstlich bat,
Ich sollt', wie Du, ein Metzger werden —
Dein Sohn jedoch ward Literat.

Mit Deinem Werkzeug schlägst Du Ochsen,
Mein Kiel schlägt auf die Menschen los —
Genau genommen ist's dasselbe,
Verschieden ist der Name bloß. J. Goldschmidt.

Wollte der Vater, daß der Sohn das Handwerk erwähle, das den Vater und Großvater redlich ernährte, so hatte die Mutter den Wunsch, daß ihr Sándor dereinst als Geistlicher, Jurist oder sonst auf einer gelehrten Laufbahn seine Zukunft fände. Der Sohn selber, der hatte freilich ganz andere Ideen von seiner Zukunft, doch er versprach der guten Mutter hoch und heilig, sich mit ganzem Eifer dem Studium zu widmen. Als der Vater zur Einsicht gelangte, daß der Sohn zum Handwerk keine Lust und kein Geschick habe, und als dieser allem Drängen einen aus der Tiefe seiner Natur geschöpften Widerstand entgegensetzte, willigte er schließlich darein, daß Sándor seine Studien fortsetzen dürfe, nur sei er nicht im Stande, ihm irgend welche Unterstützung zu gewähren.

XII.

Komödiantenfahrten.

Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Dunavecse (Mai, Juni 1841) entschloß sich Petöfi, nach Pest zu gehen, in der Hoffnung, daß sich ihm dort bis zu Beginn des nächsten Schuljahres vielleicht

eine Gelegenheit zu einer seinen Neigungen und seinen Fähigkeiten angemessenen Thätigkeit bieten werde. Er harrte jedoch vergeblich; so griff er denn wieder zum Wanderstab, setzte bei Füred über den Plattensee und gelangte über Sümeg und Veszprim nach der Ortschaft Ozora im Tolnaer Comitate, wo eine aus 6 Mitgliedern bestehende Schauspielergesellschaft unter der Direction eines gewissen Karl Sepsy Vorstellungen gab. Der Jüngling machte die Bekanntschaft des Directors und ließ sich, von der Poesie des Vagabundenlebens erfaßt, unter dem Namen Ronai (d. h. von der Ebene) engagiren.

Die traurige Romantik der Comödiantenwirthschaft ist in Deutschland schon zumeist geordneten Verhältnissen gewichen, doch in manchen Gegenden treiben sich auch heute noch sogenannte Schmieren herum. Die Mitglieder dieser Wandergesellschaften führen ein höchst beklagenswerthes Dasein.

In Ungarn sind die Theaterverhältnisse in der Provinz heutzutage kaum um Vieles besser als zu Petöfi's Zeiten; denn nur die größeren Städte besitzen ständige Theater.

Das Personal der Wandertruppen rekrutirte sich gewöhnlich aus durchgefallenen Studenten, davongelaufenen Handwerksburschen und noch sonst aus Leuten, die in keinem Berufe etwas taugten.

Gespielt wurde in Scheunen oder Wirthshäusern auf rasch improvisirten Bühnen. Die Beleuchtung bot das Tageslicht oder es wurde auch mit ausgeliehenen Stalllaternen eine glänzende Soffitenbeleuchtung hergestellt. Der Chor wurde an jedem Orte von dem findigen Director aus den Bewohnern zusammengestellt. Der decorative Hausrath, aus ein paar elenden Fetzen und einigen verschlissenen Costümen bestehend, wurde in Zeltwagen expedirt, auf den hochgepackten Wagen hockten die Menschendarsteller, denen das Elend vom Angesicht herabzulesen war — und ließen sich von den elenden Klappern vorwärts schleppen, oder sie humpelten im Koth oder Staub der Landstraße den Wagenfurchen nach.

Die Gagen der Schauspieler richteten sich nach den Einnahmen. Gewöhnlich wurde das Mitglied auf Proportion gesetzt. War z. B. der Schauspieler mit 50 fl. Monatsgehalt engagirt, so

wurde ihm von der täglichen Einnahme im Verhältniß zu seiner Gage ein Betrag ausgefolgt. Auf mehr als die Gage konnte er keinen Anspruch machen, der Vollerhalt war jedoch höchst illusorisch und die Mimen waren glücklich, wenn sie nur ihren kärglichen Tagesbedarf erhielten, oder wenn von den dörflichen Kunstenthusiasten das Entree mit Brod, Speck oder Eiern honorirt wurde. Das Repertoire dieser theatralischen Kunstverschleißer bestand zumeist aus elenden Uebersetzungen schlechter deutscher Comödien und Rührstücken, Kotzebue beherrscht auch auf den ungarischen Winkelbühnen das Reportoire, hin und wieder griff man auch auf ein ungarisches Werk, Vörösmarty's Feenmärchen „Csongor és tünde", Gaal's „Notar von Peleske" und „Ludas Matyi" und Szigligeti's beliebte Volksstücke.

Drei Monate trieb sich Petöfi mit einer solchen Truppe herum, theilte mit seinen Genossen Noth und Entbehrungen. Doch Alles hatte er gern geduldet; was ihn kränkte, war, daß keiner seiner Kameraden einen Funken jener Begeisterung besaß, die ihn zur Kunst geführt. In einem Briefe an Orlai beklagte er sich bitter, daß das Theatergesindel aus rohen seelenlosen Klötzen bestünde, die nicht im Stande wären, die Erhabenheit der Kunst zu begreifen.

Darum war auch der Theaternovize gar nicht bekümmert, als die Unternehmung in Mohacs Schiffbruch erlitt und die Mitglieder der kleinen Gesellschaft sich nach allen Richtungen der Windrose zerstreuten.

Petöfi nahm vom Theater Abschied, „doch mit Gottes Hilfe nicht auf ewig", wie er Szeberényi schrieb.

XIII.

Der Selbstbildungsverein in Pápa.

Er beschloß nun weiter zu studiren und reiste zu diesem Zwecke per pedes apostolorum nach Oedenburg, wo er sich aber bald von der Wahrheit des ex nihilo nihil überzeugte,

„von dort ging ich nach Preßburg; auch hier ging's gerade so; endlich kam ich nach Pápa, und hier begann mein Glücksstern wenigstens einigermaßen zu leuchten.“

So war denn Petöfi im November 1841 wieder nach Pápa gekommen.

Sein erster Schritt war, seinen Gönner, den Professor Tárczy zu besuchen und ihn zu bitten, daß er ihn einer Familie als Hauslehrer oder Correpetitor empfehlen möge, damit er so sein Leben fristen könne.

Dieser verschaffte ihm auch alsbald eine Hauslehrerstelle bei dem Advocaten Stephan Horváth, dessen Töchterchen nun Sándor außer im Lesen und Schreiben noch in einigen Elementar-Gegenständen zu unterrichten hatte. Er bekam hierfür die Kost und eine kleine monatliche Bezahlung.

Im December kam auch Orlai wieder nach Pápa und fand den Freund in behaglichen Verhältnissen. Die Beiden mietheten zusammen ein Zimmer vis-àvis dem Franziskaner-Kloster.

So lange das Geld reichte, das Orlai von zuhause mitgebracht hatte, führten sie ein fröhliches Leben. Petöfis Gemüth wurde durch seine bessere Situation heiterer; seine witzige Laune erwarb ihm unter den begabteren jungen Leuten, die ihn gewöhnlich „Baka“ (volksthümliche Bezeichnung des gemeinen Infanterie-Soldaten) nannten, viele Freunde.

Er wurde ein thätiges Mitglied des Selbstbildungsvereins, wo er gleich bei seinem ersten Auftreten Aufsehen erregte. An den drei Arbeiten, die er bei dieser Gelegenheit vorlas, zeigte sich schon seine spätere Vielseitigkeit.

Auch seine Declamation war originell, indeß konnten seine Genossen sich damit nicht befreunden, sie fanden sie zu theatralisch. Seine Stimme war, besonders wenn er im Declamiren pathetisch wurde, sonor; doch klang ein brummender Nasenton mit.

In einer Versammlung des Vereins meldete er eine Declamation an.

Mit in die Länge gezogenem Gesicht, mit der Miene eines ausgehungerten slovakischen Studenten stellte er sich in die Mitte

hinaus und declamirte, in sentimentalem Ton, mit slovakischem Accent Vörösmarty's Szózat (Aufruf). Alle lachten von Anfang bis zu Ende und der Präsident Professor Tárczy fand Petöfis Declamation nicht weniger belustigend als die Kameraden. Die Versammlung anerkannte, daß er seine Idee in gelungener Weise durchgeführt habe, doch sprach sie zugleich das Urtheil aus, daß dieser Vortrag mit dem Ernste der Gesellschaft nicht vereinbar sei.

Petöfi konnte sich nicht ohne Grund über die Stiefmütterlichkeit seines Geschickes beklagen, auch jetzt schien es ihm seine bessere Lage nicht zu gönnen.

Lenchen, seine Schülerin, starb plötzlich. An einem rauhen Decembertag begrub man das kleine Mädchen. Am offenen Grabe declamirte Petöfi ein Gedicht mit solcher Wärme und innerer Bewegtheit, daß die gerührten Eltern den jungen Dichter weinend umarmten.

Nach dem Tode seiner Schülerin hatte er bei deren Familie nichts mehr zu suchen, er verlor die gute Kost und die sichere monatliche Bezahlung.

Wohl schrieb er dann und wann in Horváth's Kanzlei Acten ab, doch der Erwerb war zu gering zur Bestreitung seiner bescheidenen Bedürfnisse. Er mußte sich auf die Mittagskost beschränken, die der Senior Georg Szij dem armen Studenten für 6 fl. monatlich gab und blieb selbst dafür, als er von Pápa wieder fortging, einen Monatsbetrag schuldig.

Szij mahnte ihn darum nach Jahren, als Petöfi schon berühmt war, und dieser schickte ihm den Betrag mit reichlichen Zinsen.

Trotz alledem war die Pápaer Zeit von großem Einfluß auf Petöfi's Leben, denn sie bildete einen Ruhepunkt. Petöfi machte guten Gebrauch von dieser Erholungszeit, wie der ermattete, fast zusammenbrechende Wanderer, der in kurzer Rast die Kraft zu neuen Strapazen sammelt.

Die Wohnung der beiden Freunde war von der Schule zu weit entfernt, außerdem war das große Zimmer im kalten Winter nicht zu erheizen. Sie zogen daher in ein Häuschen in der Nähe des Collegiums und bewohnten dort ein kleines, weißgetünchtes

Stübchen. Das Zimmer war im Gegensatz zu ihrem früheren so schmal, daß sie zwischen der Wand und den zwei Betten nur hintereinander im Gänsemarsch auf- und abgehen konnten. Das einzige Fenster dieses bescheidenen Raumes ging auf die Gasse.

Zu den zwei Freunden gesellte sich als Dritter im Bunde ein Studiengenosse Moritz Jokai.

Jokai schildert in der Denkrede, die er bei Enthüllung des Petöfi-Monumentes in Budapest am (15. October 1882) gehalten hatte, wie er mit Petöfi bekannt geworden.

„Ich war Student in der Physik-Classe in Pápa, als er zum ersten Male auf der Straße in einem schäbigen schwarzen Kragenmantel, mit zerknittertem Hute und nacktem Halse vor mir erschien. Mein Stubencollege, mit dem ich gerade zur Schule ging, kannte ihn und rief ihm zu: „Guten Morgen, bús magyar!" Das war sein Spitzname. Jeder von uns besaß einen solchen. Mich nannte man Jámbor (der Fromme). Er erwiederte den Gruß nicht und machte Schritte, als ob er im Distanzgehen begriffen wäre. In der Schule begegnete ich ihm nur selten. Drum fing ich an, ihn gering zu schätzen. Anstatt in die Schule zu gehen, schrieb er Gedichte, die er in den Sitzungen des Selbstbildungsvereins declamirte. Da begann ich, ihm neidisch zu werden. Dann lernte ich seine Lebensweise kennen. Von Jedermann verlassen, copirte er Arbeiten für die jungen Herren. Da begann ich ihn zu achten. Als wir auseinander gingen, da liebte ich ihn schon."

Jokai kam alle Tage zu Orlai und Petrovics.

Den jungen Leuten, die sich täglich zusammenfanden, war wohl das Zimmer zu klein, doch ihnen war auch die große Welt zu enge. Jeder dieser drei jungen Leute hatte eine fixe Idee von seinem künftigen Berufe. Samuel Orlai-Petrich glühte für Poesie und Prosa, er nährte die Hoffnung, dereinst als Dichter Ruhm und Anerkennung zu ernten; Moritz Jokai, der nicht übel zeichnete, galt bereits in den Augen seiner Freunde als großer Maler, und Alexander Petrovics träumte von seinen Erfolgen als gottbegnadeter Menschendarsteller. Und nach einigen Jahren hatte das Schicksal die Zukunft der drei Freunde so durcheinander ge-

würfelt, daß Orlai ein tüchtiger Maler, Jokai ein gefeierter Romancier und Petrovics — Petöfi geworden.

„Wenn Orlai zauberhafte Romanzen schrieb, — erzählt Jokai, — declamirte dieselben Sándor, und ich malte die Bilder dazu, Orlai's Gedichte und Sándor's Declamationen waren gerade so außerordentlich wie meine Compositionen."

Die drei Jünglinge hatten gleich den drei Weisen aus dem Morgenlande einen Leitstern: Ruhm.

Dieser Leitstern sollte sie gleichfalls zur Unsterblichkeit in Menschengestalt führen. Ihr Opfer war werthvoller als Ambra, Gold und Myrrhen. Sie opferten die Freuden der Jugend, die süßen Stunden des Schlafes. Während die Collegen sich nach Studentenweise erlustigten, saßen die Freunde im engen Stübchen und studirten. In der elenden Lampe erlosch das Oel, doch in ihrer Brust nicht die Begeisterung.

Zuweilen war das kleine Zimmer von heiterem Lärm guter Freunde erfüllt, die vor der Schule auf einen Klatsch bei Orlai und Petrovics vorsprachen und so lange blieben, bis sie vom Fenster aus den Professor kommen sahen.

In jener Zeit besuchten viele wackeren Jünglinge das Pápaer Collegium. Jokai führt ihrer Zwölfe an, die in verschiedenen Lebensstellungen sich besonderes Ansehen erkämpften.

Doch unter diesen gehörten nur einige zu dem engeren Kreise, der sich um Petöfi geschaart hatte.

Nächst Jokai zählte Gustáv Bárány zu seinen besten Freunden. Dieser regte durch seinen blitzenden Sarkasmus Sándor's Humor an, jenen liebte er wegen seiner sanften, anschmiegenden Natur. Bárány glänzte durch gewisse individuelle Fähigkeiten. Jokai durch seine ausschweifende Phantasie. Sándor prophezeite Beiden eine glänzende Zukunft. Das allgemeine Urtheil der Collegen hatte damals Bárány für das größere Talent gehalten, die spätere Zeit berichtigte das Urtheil.

Karl Kerkápolyi (später Professor und Finanzminister) war Jokai's Wohnungsgenosse und gehörte gleichfalls zum Kreise der Auserlesenen. Petöfi konnte sich nie für die streng logische Den-

kungsweise und für das poesielose und trockene Wesen dieses Jünglings erwärmen. Im Wortgefecht blieb zumeist Kerkápolyi der Sieger, der mit seinen spitzfindigen Vernunftgründen die Widersacher in die Enge trieb.

Zu den vertrautesten Freunden gehörte Alexander Kozma (nun Oberstaatsanwalt). Petöfi, der ein bis zur Grobheit offener Charakter war, liebte an Kozma den geraden, ritterlichen Charakter und dessen Begeisterungsfähigkeit für alles Edle, Schöne und Große.

Unter all diesen Kameraden war Jokai der häufigste Gast der beiden Freunde, er brachte beinahe so viel Zeit bei ihnen zu, als in seiner eigenen Wohnung. Sándor liebte es, dem Freunde seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen, was Jokai in seiner angeborenen Bescheidenheit nicht merkte, oder nicht merken wollte; er beugte sich willig der größeren Fähigkeit des Freundes.

Wenn Petöfi ein Gedicht geschrieben hatte, mit dem er zufrieden war, so declamirte er es Jokai und Orlai vor, und so wurden sie auch außerhalb des Selbstbildungsvereines mit seinen neuen Geistesproducten bekannt.

Orlai pflegte mit Jokai um die Wette zu malen und zu zeichnen. In der Farbenmischung war Jokai der Meister. Was die Zeichnung enbetrifft, war Petöfi's Urtheil, der selbst eine geübte Hand besaß, für die Freunde maßgebend.

Die strebsamen jungen Leute standen mit einigen Professoren auf bestem Fuße. So mit Ludwig Tárczy, dem Präsidenten des Selbstbildungsvereines, der sich nach Kräften bemühte, den Idealismus in die Seelen der Jugend zu pflanzen, auch Professor Bocsor, der mit einem der Schüler, mit Alexander Kozma, verschwägert war, näherte sich freundschaftlichst den Jünglingen.

Petöfi hatte viel zu lernen. In Schemnitz war er während des Schuljahres aus dem Lyceum durchgegangen, man hatte ihn in Pápa als Logikus nur unter der Bedingung aufgenommen, wenn er von den Gegenständen der Poesie-Classe innerhalb der ersten Hälfte des Schuljahres Prüfung machen würde. Diese Prüfung gelang schlecht und recht. In Arithmetik und Mathematik war er sehr schwach.

Er blieb häufig von diesen Vorlesungen weg, weshalb er einmal mit vier Anderen auf einen ganzen Tag in den Carcer kam. In dieser Haft veranstaltete er mit seinen Genossen eine Theatervorstellung und improvisirte dazu ein Stück „Die fünf sauberen Vögel". Der von ihm eigenhändig auf die Wand des Carcer's geschriebene Theaterzettel war da noch nach Jahren zu sehen. Im Allgemeinen war er ein mittelmäßiger Student; um so mehr Fleiß verwendete er jedoch auf Erwerbung von Kenntnissen, die seiner Neigung entsprachen. Er las alle ihm zusagenden Werke, die er nur in der Bibliothek des Collegiums und bei Privaten auftreiben konnte. Für historische Werke und Poesie hatte er das größte Interesse. Von lebenden Sprachen war er damals nur der Deutschen mächtig, doch die in's Deutsche übersetzten fremden Dichtungen hatte er größtentheils gelesen. Damals bekam er Lust, Französisch zu lernen; aber erst später verwandte er hierauf den nöthigen ernstlichen Fleiß. Aus dem Deutschen übersetzte er mehrere Gedichte, von welchen er auch einige im Vereine vorlas. So z. B. „Schiller's Jüngling am Bache", Claudius' „Abendlied des Bauers", Mathison's „Elegie auf die Burgruine" und Heine's „Heimkehr". Schiller, Lenau und Heine liebte er besonders, gegen Goethe hatte er eine Abneigung. In manchen seiner Gedichte aus jener Zeit sieht man den Einfluß Schiller's. Wer hätte wohl im Dichter solcher pathetisch sentimentaler Werke den späteren Sänger der naiv originellen Volkslieder erkannt.

In Pápa gastirte damals eine Provinztheatergesellschaft. Obwohl die Truppe zu den besseren zählte, ging es den Mitgliedern derselben recht schlecht. Elend und Noth waren ja unzertrennlich von dem Begriff des damaligen Künstlerthums. Kozma's Schwester, die Frau des dirigirenden Professors Stephán Bocsor, war, wie ihr Bruder, für alles Schöne und Edle begeistert. Eine ebenso kunstliebende als patriotische Dame, suchte sie nach Kräften die Lage der armen Comödianten zu verbessern. Um der Bürgerschaft ein gutes Beispiel zu geben und um dieselbe für das Theater zu interessiren, lud sie die hervorragenderen Mitglieder der Truppe zu Tische, diesem Beispiele folgten auch andere Familien, und so hatte

damals die Demyén'sche Wandertruppe eine ganz angenehme gesellschaftliche Position erlangt. Bei seiner Schwester wurde Kozma mit den Schauspielern bekannt. Er schrieb über die Vorstellungen dieser Gesellschaft in den Pester belletristischen Zeitungen Theaterkritiken. Petöfi ging fast alle Tage in's Theater, er hatte besonders für ein weibliches Mitglied der Gesellschaft ein tieferes Interesse gefaßt. Schon längst wollte er die Schauspieler persönlich kennen lernen und gab Kozma keine Ruhe, bis ihn dieser nicht hinter die Coulissen führte. Da diese Truppe einen guten Ruf besaß und in künstlerischer Beziehung hoch über jene elende Schmiere stand, der Petöfi eine Zeit lang als Mitglied angehörte, so näherte er sich befangen und respectsvoll den Künstlern. Aber er wurde bitter enttäuscht.

Im Corridor des Gasthauses zum „Greif", wo das Theatervölkchen wohnte, sah er die Gefeierte seines Herzens in einem zerknitterten, schmutzigen Unterrocke, als sie sich eben mit einer Collegin wegen eines Butterbrodes herumzankte. Petöfi und Kozma wollten nicht weiter Zeugen eines Zankes bleiben, der um ihretwillen gar nicht unterbrochen wurde; sie gingen weiter, um einen der Schauspieler zu besuchen. Diesen aber trafen sie in total betrunkenem Zustande. Auf das hin machten die Freunde Kehrt, ohne sich um die Uebrigen weiter zu bekümmern. Unter dem Eindrucke dieser Enttäuschung schrieb Potöfi noch am selben Tage eine Ballade „Schein und Wirklichkeit".

Kozma animirte Petöfi, er möge einige seiner Gedichte nach Pest an die Redaction eines der Blätter senden, mit denen er (Kozma) durch seine Theaterkritiken in Verkehr stand. Als dieser zögerte, packte Kozma drei Gedichte zusammen und sandte sie an den Balladendichter Joh. Garay, dem Redacteur des „Regélö" (der Erzähler).

Garay würdigte die Sendung nicht seiner Aufmerksamkeit. Davon tief verletzt, sandte Petöfi insgeheim ein Gedicht, dessen Titel „Der Zecher" war, an Joseph Bajza, dem Redacteur des Athenäum, in Begleitung folgender Zeilen:

Geehrter Herr Redacteur!

Wenn Sie meine bescheidene Arbeit werth der Veröffentlichung halten, so ersuche ich Sie, dieselbe im Athenäum aufzunehmen. Meine geringe Kraft Ihnen auch für die Folge empfehlend, bin ich

des geehrten Herrn Redacteurs

ergebenster Diener

Alexander Petrovics, Student.

Petöfi hegte keine großen Erwartungen von diesem Schritte und verschwieg ihn selbst seinen besten Freunden. Umso größer war seine Ueberraschung, als eines schönen Morgens das Heft des Athenäum erschien und „der Zecher", von Petrovics, dort prangte.

Petöfi war überglücklich, als er sich zum ersten Male gedruckt sah. Auch die Kameraden blickten mit einem gewissen Respect auf den jungen Dichter. Es war keine kleine Sache, daß in der vornehmsten Zeitschrift des Landes, die vom strengen Kritiker Bajza und dem größten Dichter Vörösmarty geleitet wurde, das Gedicht eines unbekannten Jünglings erschien. „Schaut," sagte Petöfi zu seinen Freunden, „welch ein großer Unterschied ist im Urtheil der zwei Menschen, Garay gab von meinen drei Arbeiten, wovon jede besser war als dieses Gedicht, nicht eine heraus, und Bajza fand selbst dieses der Aufnahme in seiner Zeitung werth."

Voll stolzen Selbstbewußtseins wendete er sich an Jokai: „Nun ruh auch Du nicht eher, Moritz, bis nicht von Dir Etwas erschienen ist."

Nach dem Erscheinen dieses Gedichtes wurde Alexander Petrovics in Anerkennung seines Verdienstes am 30. Mai 1842 zum Kritiker des Selbstbildungsvereins erwählt.

Doch er suchte sich so viel als möglich dieses Amtes zu entziehen, denn gegen die Kritik war er damals schon eingenommen. Er behauptete, daß der Einfluß der Kritik nie wohlthätig sei, weil sie dem Mangel der Begabung nicht abhelfen kann und die wirkliche Fähigkeit verdrossen mache. Auf diesem einseitigen Standpunkt, der Kritik gegenüber, blieb er sein ganzes Leben lang.

Trotz des freudigen Stolzes, den ihm sein erster Erfolg be-

reitet hatte, beschleicht ihn Bangen, ob es wohl möglich wäre, in Ungarn als Dichter sein Brod zu finden. Das Elend der deutschen Dichter war damals schon sprüchwörtlich. Wie würde sich der Beruf erst in Ungarn gestalten, wo die eigentliche Intelligenz mit Vorliebe Werke ausländischer Schriftsteller las, und das Volk sein geringes poetisches Bedürfniß in den Liedern, die auf Feld und Flur erklingen, befriedigte. Alle ungarischen Dichter, bis auf Vörösmarty herauf, hatten die Dichtkunst in Stunden der Muße, der Andacht und der patriotischen Begeisterung geübt, nie aber die Dichtkunst als eigentlichen Lebensberuf erwählt. Uns wird daher die Stelle von Petöfi's Brief an Szeberényi erklärlich:

„Von mir ist im Athenäum ein Gedicht unter meinem eigenen Namen erschienen. (Ich weiß nicht, ob Du es gelesen hast?) Dies war jedoch der erste und letzte Vers, den von mir die Welt gesehen. Ich entsage, Freund, dem Reimeschmieden. Das ist in der heutigen Welt ein undankbares Handwerk für einen armen Menschen, es liefert verdammt wenig in die Küche, ich entsage daher und weihe mich der Prosa, vor der mir einst so sehr schauderte."

Unterschrieben ist der Brief: „Dein wahrer Freund
geschrieben zu Pápa gegenwärtig: Alexander Petrovics, Student,
am 7. Juli 1842. ehemals: Ronai, Schauspieler,
in Zukunft: Sió, Schauspieler und Literator.

Nach diesem Briefe wollte Petöfi wohl der Dichtkunst, doch nicht der literarischen Laufbahn überhaupt entsagen, dies beweist die Unterschrift Schauspieler und Literator.

Zu Ende des Schuljahres feierte der Selbstbildungsverein sein zweites Stiftungsfest, das sich für Petöfi zu einem wahrhaften Triumph gestaltete.

Der Verein pflegte alljährlich einige literarische Preise auszuschreiben. Die preisgekrönten Arbeiten und die Namen der Verfasser wurden in der feierlichen Jahressitzung bekannt gemacht. In diesem Jahre hatte der Novellist Dr. Paul Kovács zwei Ducaten als Preis für eine Ballade ausgesetzt, und dieser Preis wurde Petöfi's „Schein und Wirklichkeit" zuerkannt; eine zweite Ballade „Lehel" und zwei lyrische Gedichte, die belobt wurden, hatten gleich-

falls Petöfi zum Verfasser. Außerdem declamirte er eine Satire von Szálkay, „Der Bleiknüttel", und sein Vortrag ward mit stürmischem Applaus aufgenommen. Diese Satire war gegen die Wähler gerichtet, die bei den Beamtenwahlen mit Bleiknütteln zu erscheinen pflegten, um mit diesen gewichtigen und schlagenden Argumenten für ihre Canditaten zu arbeiten.

Petöfi declamirte das Gedicht in der Tracht eines ländlichen Wählers, in weiten, wallenden Hemdärmeln, den Knüttel mit dem Bleiknopf in der Hand schwingend. Und er declamirte so wirkungsvoll, daß Graf Paul Eszterházy, der zugegen war, den von Petöfi gewonnenen Preis von zwei Ducaten um einen dritten vermehrte. —

Die Handschrift von „Schein und Wirklichkeit" ist noch vorhanden, auf dem Rücken dieses Gedichtes befindet sich folgende originelle Quittung:

„Ich erhob für diesen Fetzen zwei Ducaten von Herrn Cassier Ignatz Horváth. Alexander Petrovics.

Auf jenem Stiftungsfeste gewann auch Orlai den auf eine Erzählung ausgeschriebenen Preis von drei Ducaten.

Da nun die Freunde im Besitz von „ungeheuer vielem" Gelde waren, so beschlossen sie, zumindest einen Ducaten zu verjubeln. — Sie veranstalteten im Wirthshause eines Juden ein kleines Dinumdánum (Saufgelage), zu dem sie die besten Freunde luden, und das so gelungen war, daß selbst der Solideste nach Hause geführt werden mußte, indem Keiner mehr auf festen Beinen stand.

Das Ende des Schuljahres war herangerückt. Petöfi hatte die Prüfungen halbwegs bestanden. Das Zeugniß vom Jahre 1841/42 lautete:*)

No. 32. Alexander Petrovics, 19 Jahre alt, aug. Conf., ung. Abstammung, gebürtig zu Kis-Körös im Pester Comitat; Vater: Stefan, Metzger.

1. Semester.	Sittenlehre (Elsö osztály)	1. Classe = genügend,
	Geometrie (Elsö osztály)	1. Classe = genügend,
	Griechische Sprache (Elsö másod osztály).	kaum genügend,
	Deutsche Sprache (Kitünö)	ausgezeichnet,

*) Das Zeugniß ist entgegen dem damaligen Usus, nicht in lateinischer, sondern in ungarischer Sprache ausgestellt.

	Ungarische Sprache (Kitünö)	ausgezeichnet,
	Lateinische Literatur (Elsö osztály)	1. Classe = genügend,
	Chemie (Jeles)	vorzüglich.
II. Semester.	Sitten (Elsö osztály)	1. Classe = genügend,
	Mathemathik (Elsö utolsók közöl)	ungenügend,
	Geographie (Kitünö)	ausgezeichnet,
	Botanik (Elsö másod osztály)	kaum genügend,
	Deutsche Sprache (Kitünö)	ausgezeichnet,
	Ungarische Sprache (Kitünö)	ausgezeichnet,
	Logik (Elsö utolsók közöl)	ungenügend,
	Griechische Sprache (Elsö utolsók közöl) . .	ungenügend.

Vortragende Professoren: Ludwig Tárczy, Adalbert Széki, Franz Czibor und Stephan Bocsor.

Für die getreue Copie
Pápa, am 5. Februar 1888.

Karl Szilágyi,
Gymnasial-Director.

XIV.

Ferienzeit.

Petöfi und Orlai nahmen in einer lustigen Zusammenkunft Abschied von ihren Freunden und reisten nach Komorn, um Jokai zu besuchen, der einige Tage früher nach Hause gereist war.

Jokai's wackere und herzensgute Mutter empfing die Freunde ihres Sohnes überaus freundlich und ließ sie erst am dritten Tage wieder fort. Von da reisten sie über Pest nach Dunavecse.

Je mehr Petöfi sich der Heimath näherte, desto bewegter wurde er. Er war nun nicht mehr der verlorene Sohn, mit erhobenem Haupte konnte er auch seinem Vater unter die Augen treten. Wenn er der Mutter gedachte, beschleunigte er wohl seine Schritte, um sie je früher an sein Herz drücken zu können. Die Freude dieses Wiedersehens hat er später in so ergreifenden Zügen geschildert:

Auf dem ganzen Weg nach Hause
War ich des Gedankens voll:
Wie ich mein so langentbehrtes
Mütterchen begrüßen soll?

Was ich erst ihr Liebes, Schönes
Sage, wenn sie mich umschmiegt
Mit den Armen, die mich einstens
Schaukelnd in den Schlaf gewiegt.

Viel Gedanken, schön' und schön're,
Kamen da mir in den Sinn,
Stille schien die Zeit zu stehen,
Doch mein Wagen flog dahin.

Und nun stürz' ich in das Stübchen ....
Mich an's Herz die Mutter preßt ....
Und ich häng' am Mund ihr .... sprachlos ....
Wie die Frucht am Baume fest.

Die Freude von Petöfi's Eltern war unbeschreiblich, mit der sie ihren, wie der Vater meinte, auf einen besseren Weg zurückgekehrten Sohn empfingen. Im ersten Augenblick, da sie allein waren, sagte Petöfi zu Orlai: „Giebt's noch eine Mutter auf der Welt, wie meine Mutter?"

Das Herz that einem weh, wenn man das wackere Ehepaar in dem ärmlichen Zustand sah, in welchem es damals lebte. Nur einzelne Möbel und Kleidungsstücke erinnerten an die früheren, besseren Zeiten. In den Zügen der beiden Alten hatte der Kummer tiefe Furchen gegraben. Besonders war dies im Gesichte der Mutter der Fall; selbst ihr Lächeln war nicht frei von einem schmerzlichen Zuge.

Das Haus, in welchem sie zur Miethe wohnten, war klein und hatte niedere Fenster; es bestand aus zwei Stuben, zwischen denen die Küche war. Die auf die Gasse gehende Stube diente als Schenke, in der tagüber nur wenige Gäste erschienen. Die hintere Stube war die Wohnstube. Da lebten sie Alle zusammen eine Woche hindurch. Petöfi's Bruder Stephan war damals nicht zuhause.

Trotz der traurigen Verhältnisse verbrachten sie die Abende, wenn die wenigen Gäste sich verlaufen hatten, in stiller Heiterkeit. Vater und Mutter ließen sich von Orlai umständlich erzählen, wie ihr Sohn die Zeit in Pápa zugebracht habe und strahlten von Glückseligkeit, als sie von seinen Erfolgen im Selbstbildungsvereine

erfuhren und daß schon ein Gedicht von ihm in einem Blatte gedruckt erschienen sei. Der Alte schlug dies zwar nicht hoch an, doch die dräuenden Wolken waren von seiner Stirn immer mehr und mehr geschwunden, ein Hoffnungsstrahl erhellte wieder sein verdüstertes Gemüth und er bat seinen Sohn, nur weiter zu studiren, so könne er noch ein tüchtiger Mann werden. Sándor bot seinen Eltern die zwei Ducaten an, die er noch besaß; sie aber ließen sich durch kein Zureden bewegen, das Geld anzunehmen.

Nach Ablauf der Woche fuhren Orlai und Petöfi auf einem Flosse nach Pest. Das Fahrzeug war mit Gemüse, hölzernen Küchengeräthschäften und Eierkörben hochbepackt. Es war eine billige Reisegelegenheit, doch die Fahrt war ziemlich langwierig, weil das Floß auf der Bergfahrt vom Ufer aus an einem mächtigen Seil von slovakischen Fahrknechten gezogen werden mußte. Auf dem Floß waren außer unseren Freunden einige Bauernburschen und Mägde, die nach Pest fuhren, um sich dort zu verdingen oder ihre Waaren auf dem Markte abzusetzen. Auf dem Floß wurde Feuer gemacht, um das Nachtmahl zu kochen, und um's offene Feuer lagerte sich die ganze Gesellschaft. Eine hübsche Bauerndirne sang Volkslieder, denen Alle mit Aufmerksamkeit lauschten.

Hierauf ließen sich die Freunde in einem Kahne an's Ufer setzen und folgten zu Fuße in herrlicher Mondnacht dem Flosse.

Es war ein stimmungsvoller Anblick, das schwarze Fahrzeug hob sich in scharfen Contouren von dem im Mondenschein gleich Silberstreifen erglänzenden Wellen, die Bäume am Ufer warfen sonderbare Schatten in die bewegte Wasserfluth. Vom Schiffe her ertönte leise verklingend die Mädchenstimme, die nur von den monotonen und gleichmäßigen Zurufen der Slovaken, die das Fahrzeug zogen, unterbrochen wurde.

In Pest angekommen, kaufte sich Petöfi, dessen Anzug hart mitgenommen war, einen dunkelgrünen Rock mit gelben Knöpfen, der ihm sehr gefiel, und einen absonderlichen hohen weißen Hut. So herausgeputzt, stolzirte er mit Aplomb durch die Straßen der Stadt.

Am andern Tag machten sich die Freunde in einer Bauern-

fuhre auf den Weg. Sie fuhren über Czegléd nach Mezö-Berény zu Orlai's Eltern.

Mezö-Berény im Békéser Comitate, damals noch Dorf, jetzt Stadt, liegt in einer fruchtbaren Ebene und ist zumeist von wohlhabenden Leuten bewohnt. Die Intelligenz der Dörfler bewies, daß sie schon ein Casino besaßen, in welchen Orlai und Petöfi ihre meiste Zeit verbrachten. Doch diese Zerstreuung genügte nicht auf die Dauer. Damit die Langeweile nicht ihrer Herr werde, beschlossen sie Dilettantenvorstellungen zu arrangiren. Die Rollen waren schon ausgetheilt, und die Mimen hatten dieselben schon studirt, als die Dilettanten einer wirklichen Theatergesellschaft das Feld räumen mußten. Da jedoch die jungen Leute nicht thatlos sein wollten, so baten sie den Director, daß er sie in einigen Vorstellungen beschäftigen möge. Ein Provinztheater-Director willfahrt gerne solcher Aufforderung, bewirkt doch die Mitwirkung von Dilettanten zumindest einen starken Besuch. Die Freunde und Verwandten der Debutanten ergötzen sich über deren Erfolg oder Mißerfolg. In Gaal's „Notar von Peleske" spielte Petöfi den Baczur Gazci und Orlai den Zaytay Sándor. Bei einer anderen Gelegenheit declamirte Petöfi im Zwischenacte ein Gedicht von Vörösmarty „An die Dame" (az urhölghyöz). Wegen des strömenden Regens bestand jedoch der ganze Damenkreis nur aus einem slovakischen Weibe, an männlichem Publikum war kein Mangel, da die Bühne im großen Wirthssaale aufgeschlagen war.

Ein bemerkenswerther Tag in Mezö-Berény war, als die Freunde die im Weingarten befindlichen Kellereien des Baron Wenkheim besuchten.

Der Küfer, der zugleich Kellermeister war, machte sich den Spaß, den jungen Burschen einen Rausch anzuzechen. Sie schritten von Faß zu Faß, und der joviale Alte ließ ihnen, vom leichten Tischwein angefangen bis zu den feinsten französischen Weinen, jede Sorte aus dem gläsernen Weinheber kosten. Als die jugendlichen Zecher an's Tageslicht traten, ward die Welt vor ihren Blicken wie in einen Schleier gehüllt, und sie mußten im Preßhause geraume Zeit warten, bis sich dieser Nebelschleier gelichtet hatte.

Orlai erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß Petöfi kein starker Weintrinker gewesen. Einen Fall wie diesen konnte er im ganzen ferneren Leben bei Petöfi nicht bemerken. Die Beiden wurden trunken, weil sie wenig Erfahrung besaßen und nicht wußten, daß das Trinken verschiedener Weine leicht gefährlich wird.

In Mezö-Berény schrieb Petöfi einige Gedichte, doch er war gegen sich sehr streng und er nahm nur das Gedicht an Wilhelm K. (Kuppis) in seine sämmtlichen Werke auf. Als er sich an dies Gedicht machte, sagte er: „Heute will ich das Andenken meines verlorenen Freundes verewigen."

Es nahte der Schluß der Ferialzeit. Petöfi wollte, ehe er wieder nach Pápa ging, seine Eltern besuchen. Orlai begleitete den Freund nach Debreczin, sie wollten diese echt ungarische Stadt kennen lernen und zugleich zum Grabe des ersten ungarischen Volksdichters wallfahrten. Lange standen die Freunde wortlos vor der Eisenpyramide, die sich über die sterblichen Reste Csokonai's erhebt.

Ob Petöfi wohl gedacht haben mag: Auch Der, der an deiner Ruhestätte steht, ein Vagabund wie du, gemieden und mißachtet von Vielen und verfolgt vom Schicksale, wird dereinst noch deinen Ruhm überstrahlen.

Am Grabe des unglücklichen Sängers reichten sich die Freunde bewegt die Hände und schieden von einander. Orlai ging zurück in die Stadt und fuhr mit nächster Gelegenheit nach Mezö-Berény, um den Rest der Ferien daheim zu verbringen. Petöfi warf seinen Rucksack über und machte sich auf den Weg.

Er überschritt die mächtige Hortobádyer Pußta in der Nähe von Debreczin. Heiß brannte wohl die Sonne auf die Stoppelfelder, doch rüstig eilt der Wanderer weiter. Die Sonne neigt sich, die Schatten werden länger und länger, schier ein Riese ist's, der sich dort auf die gelbbraunen Flächen des Bodens müde vorwärts schiebt. Die abendliche Kühle spornt die erlahmenden Kräfte des Wandernden neuerlich an.

Es ist Nacht. Ueber die ganze Gegend liegt eine schwermüthige Ruhe gebreitet. Da klingen eigenthümliche, wild weh-

müthige Laute durch die Nacht. Die ganze Lust, der ganze Schmerz eines Volkes in einer unendlichen Melodie ausgedrückt. Braune Zigeuner spielen in einer strohbedeckten Schenke, der Tschárda, ihre ergreifenden Weisen. In der Gaststube am Tische sitzt ein wettergestählter sonnverbrannter Bursche, der Roßhirte, und feuert durch Gesang und Zuruf die Zigeuner zur Ausdauer an. Eine frische Dirne, das Schenkmädchen, kredenzt dem Burschen feurigen Ungarwein. Zum Lohne wird ihr wohl ein Kuß auf die schwellenden Lippen.

Wie Aeolsharfenton klingen die Zigeunerweisen und mischen sich in das Rauschen der Blätter, das Flüstern des Schilfes und das Zirpen der Grillen zu einer einzigen Harmonie.

Solche Bilder mag wohl der müde Wanderer geschaut haben, und jedes dieser Bilder hat eine Saite in seinem Herzen berührt.

Und der Lärm verstummt in der Tschárda, der Roßhirte und die Zecher haben sich müde gesungen und getrunken, sie ziehen hinaus in die finstere Nacht.

Die Zigeuner packen ihre Instrumente zusammen und lagern sich draußen unter freiem Himmel. Dort träumen die heimathlosen Zigeuner von ihrer fernen Heimath, vom Lande der Roma's, oder von irgend einer braunen Dirne mit glühenden Augen und üppig rothen Lippen oder gar von Beute und Geld.

Ein kalter Wind schreckt den Wanderer aus den Träumen auf, ihn fröstelt. Noch flackert das Licht in der Schenke hoch auf, als wollte es bald verlöschen. Er eilt auf die Thür zu und klopft. Die Thür öffnet sich, die Wirthin ist's, die verwundert frägt, wer so spät noch Einlaß begehrt. — Ein müder Wandrer ist's, der um ein Nachtlager bittet. Die Thür öffnet sich. Die Wirthin, ein schönes, üppiges Weib, holt Wein und Brod hervor, um den späten Gast zu laben.

Sie leistet dem Jüngling Gesellschaft. Er erzählt von seiner Wanderschaft und von seinen Erlebnissen. Die Theilnahme des schönen Weibes thut seinem verwaisten Herzen unendlich wohl. Auch das Weib findet Gefallen an dem Jüngling, aus dessen

Augen eine Welt von Leidenschaft lodert. Sie neigt sich auf den Knaben und im innigen Kusse erschließt sich ihm der Himmel.

Hortobádyer Tschárdenwirthin, Engel mein!
Trinken möcht' ich, her mit einer Flasche Wein;
Debreczin von Hortobády liegt ferne sehr,
Durstig war von Debreczin ich bis hieher.

Ungestüme, wilde Lieder pfeift der Wind,
Seel' und Leib vor Kälte mir erstarret sind:
Ei Frau Wirthin, Veilchenblume, blickt mich an!
Daß am Strahl ich Eures Aug's erwarmen kann.

Ei Frau Wirthin, sagt, wo wächst Euch dieser Wein?
Saurer könnten wilde Aepfel auch nicht sein ...
Küsset mir die Lippe doch im Augenblick,
Daß mein Mund am süßen Kusse sich erquick'.

Schönes Weibchen ... Sau'rer Wein ... o süßer Kuß ...
Ich verliere ja den Boden unterm Fuß;
Hei Frau Wirthin, süßes Weib, umarmt mich, ach!
Wartet nicht bis hin ich sink' der Länge nach.

Ei mein Täubchen, wie so rund ist Eure Brust!
Laßt ein Weilchen da mich ruhn zu meiner Lust;
Hart gar ist mein Lager auf der Heide drauß;
Und es stürmet, und so weit hab' ich nach Haus!

Früh Morgens scheidet er vom Liebchen.

Der Rausch ist verflogen. Er eilt weiter. Die wahre Liebe ist der Leitstern, der ihn heimwärts führt — die Mutterliebe.

Unterwegs hat er ein schönes Gedicht geschrieben. Ob es auf einem solchen Vorgang beruht, wie dem eben erzählten, ist bei einem Dichter, der alle äußeren Eindrücke in's Lied hinübersang, wohl möglich.

Das Gedicht von der Hortobádyer Tschárdawirthin ist eines der schönsten und volksthümlichsten Gedichte Petöfi's.

Nach kurzem Aufenthalte bei den geliebten Eltern eilte Petöfi nach Pápa, um dort seine Studien fortzusetzen.

Vorerst galt es eine Beschäftigung zu suchen, die ihn ernähren konnte. Er ging zu dem Advocaten Horváth, dessen verstorbenes Töchterchen er unterrichtet hatte, und der ihn auch später, wegen

seiner schönen Schrift, Acten copiren ließ. Doch dieser hatte bereits einen Verwandten als Kanzlisten angestellt. Petöfi gab sich auch sonst noch redliche Mühe, aber er konnte keinen Broderwerb finden. Außerdem fehlten ihm noch seine beiden vertrauten Freunde, Jokai, der nach Kecskemét abgegangen, und Orlai, der noch nicht in Pápa eingetroffen war.

In Folge dieser Widerwärtigkeiten war ihm Pápa gründlich verleidet. Seine Verzweiflung schildert der Brief an Szeberényi vom 2. November 1842:

Geliebter Freund! Deinen Brief habe ich kurz vor dem Examen erhalten; ich wollte Dir nicht früher schreiben, bevor ich nicht wieder nach Pápa zurückgekommen, denn ich hatte ein schreckliches Omen, als ob mit mir wieder eine große Veränderuug erfolgen würde. Und dies Vorzeichen hat mich nicht getäuscht. Ich kam nach Pápa, Freund; ich kam, um diese Stadt und die Schule für immer zu verlassen. Mich verfolgt das Geschick entsetzlich. Ich stehe vor einem fürchterlichen Abgrund, den ich überschreiten muß und mit diesem Schritt zerreiße ich vielleicht zwei Herzen (meiner Eltern). Und ich kann nicht anders handeln. Siehe, Freund! ich muß Schauspieler werden, ich muß; es giebt keinen anderen Ausweg; meine Eltern können mich nicht unterstützen, und in Pápa finde ich keine Gelegenheit, mir die elenden paar Groschen zu verschaffen, die nöthig sind, um kümmerlich mein Leben zu fristen. Nun zum dritten Male Schauspieler, zum dritten Male Schauspieler! Sehen wir zu, was das Verhängniß noch bringen wird.

Brauche ich es Dir zu sagen, daß nicht nur der tägliche Erwerb mein Ziel ist (denn sonst würde ich Kutscher oder Hirte werden und ich würde mir auf diese Weise ein sicheres Brod verdienen), sondern, daß ich nach Höherem strebe, und dies Ziel wird meinen Augen nie entschwinden. Künstler und Dichter zu werden, das ist's, wofür ich glühe, denn schon lange hat man gesagt, daß ich zu keinem gewöhnlichen Menschen geboren bin: aut caesar, aut nihil!

Ich weiß nicht, ob Du schon erfahren hast, daß ich im Vorjahre im Pápaer Selbstbildungsvereine einen Preis (für eine

Ballade) errungen habe, außerdem wurden noch eine weitere Ballade und zwei lyrische Gedichte belobt (mehr hatte ich nicht eingereicht). Auch das ist genug für einen verabschiedeten Logiker — — Noch heute verlasse ich Pápa. Sobald ich an einem bestimmten Ort sein sollte, werde ich Dich verständigen. Lebe glücklich und liebe Deinen Freund

Pápa, am 2. November 1842.

Alexander Petrovics.

Als Orlai in den ersten Tagen des November nach Pápa kam, fand er seinen Freund nicht mehr vor, wohl aber einen Brief, den dieser für ihn zurückgelassen. In diesem verständigte er ihn, daß er (Petöfi) seine Eltern aufgesucht, die ihm zugesagt, wenn er seine Studien fortsetze, würden sie ihn trotz ihrer Nothlage mit einer kleinen Gabe monatlich unterstützen, doch sein Gewissen gestatte ihm nicht, sie auch nur eines Groschens zu berauben, „und nachdem ich mich in die auf Pápa gesetzten Hoffnungen getäuscht hatte, was blieb mir übrig, als meine Mütze aufzusetzen und nach jener Richtung meinen Weg einzuschlagen, nach welcher der Zipfel der Mütze gefallen."

Zu diesen zwei Briefen bildet jenes Gedicht, das dem Briefe an Szeberényi beigefügt war, eine Ergänzung. Das Gedicht „Die letzte Nacht" ist unter Petöfi's sämmtlichen Gedichten mit einigen Veränderungen unter dem Titel „Trinkspruch" (Felköszöntés) aufgenommen.

Die dichterische Kraft des Jünglings ist hier überraschend, und die verbitterte Stimmung ist so charakteristisch und packend, wie kaum bei irgend einem anderen Dichter am Beginne seiner poetischen Laufbahn.

XV.

Unter dem fahrenden Volke.

Petöfi verläßt die Schule und wendete sich wieder der Bühne zu, stets ein höheres Ziel vor Augen habend.

Kampf und Noth wühlen das Meer seines Lebens zum Sturme auf. Doch auch im Elend bewahrte er die Unbeflecktheit und Reinheit der Seele und unter Kämpfen seine Lebenslust.

Nachdem er den Schulstaub abgeschüttelt hatte, nahm er den Wanderstab zur Hand und wanderte auf gut Glück zur nächsten Theatertruppe, um sich wieder dem ungebundenen Comödiantenleben hinzugeben.

So kam er nach Stuhlweißenburg, wo damals gerade eine Gesellschaft unter Josef Szabó's Direction sich um die Gunst des Publicums bewarb.

Petöfi wurde sogleich engagirt und trat in den am 10. November zum ersten Male im Sensationsstücke „Der Pariser Tagdieb“ auf. Er hatte eine unangenehme Rolle zu spielen, einen Lakaien, der den Tagdieb verlacht und verspottet und in Folge dessen er von diesem mit einem Schlag zu Boden gestreckt wird. Damals schrieb er das Gedicht „Meine erste Rolle“.

Petöfi hatte nun den Theaternamen Borostyán, d. h. Lorbeer angenommen. Doch dem armen Comödianten sollten auf seiner dornenreichen Laufbahn gar wenig Lorbeeren erblühen.

Szabó's Gesellschaft war recht mittelmäßig und dennoch gereichte ihr der Exstudent nicht zur besonderen Zierde. Schon seine äußere Erscheinung paßte nicht für's Theater.

Er war von unansehnlicher Gestalt, sein Antlitz hatte einen beständigen Ausdruck von Hohn und Trotz; sein Lächeln war wie das eines Gequälten. Der Blick seiner schwarzen Augen war düster und verschlossen; die Nase spitz, an der Stirn etwas eingedrückt; die schwarzen Haare standen struppig in die Höhe. Seine Stimme war nicht stark, auch fehlte ihr der Wohlklang.

Das ganze Wesen dieses jungen Mannes machte einen durch und durch unliebenswürdigen Eindruck. Was Wunder, daß ihn seine Directoren stets nur mit untergeordneten Rollen bedachten.

Nach Jokai bereitete er sich daheim auf Hamlet und Coriolan vor, auf der Bühne mußte er Bedientenrollen spielen und statiren, oder wenn er schon mit größeren Rollen bedacht wurde, waren es solche, die von den Andern zurückgewiesen wurden.

Daß er ein gewisses Darstellungs-Geschick besaß, hatte er im Pápaer Selbstbildungsverein bewiesen, wo bei zwei Gelegenheiten sein charakteristischer Vortrag von Gedichten ganz entschieden von theatralischer Wirkung war.

Auf der wirklichen Bühne wußte er keine Erfolge zu ernten, seine Stimme war zu schwach, um die Gallerie zu erschüttern.

Petöfi hatte vielleicht seine Rollen richtig erfaßt, er besaß jedoch nicht die Gabe, sie auf der Bühne wiederzugeben. Stets von heftigen Gefühlen durchglüht, waren seine Gestalten matt und farblos.

Der arme Comödiant verdankte dieser Leidenschaft nur Kummer, keine Freude, nur Niederlagen, keine Erfolge. Und trotzdem kam er nicht zur Einsicht, daß er zu diesem Berufe nicht tauge.

Von Andern zurückgewiesene Rollen wurden gewöhnlich ihm aufgehalst. Manchmal nahm er billige Rache, daß er in stummen Rollen in solch komischer Maske erschien, daß das Publicum darüber in wieherndes Gelächter ausbrach. Auch geschah es, daß er lachte, wo er hätte weinen sollen, und Thränen vergoß, wo nach dem Stücke Gelächter erforderlich war.

Dies war eine traurige Genugthuung für die vielen Bitterkeiten, die er von den Kameraden und dem Publicum erleiden mußte; eine Genugthuung, für welche er oft selbst die Kosten zu tragen hatte.

Petöfi war in Stuhlweißenburg mit 28 fl. auf „Proportion" engagirt. Doch leider reichten hier die Einnahmen nicht hin, um den Mitgliedern der Truppe den kargen Monatsgehalt zu sichern. Die Proportion fiel recht mager aus. Und wenn die Comödianten auch manchmal von mitleidigen Seelen eingeladen wurden, ja wenn sie bei einem Schweineschlachtfest Speis' und Trank im Ueberflusse hatten, so gab's in den Annalen der armen Provinzcomödianten nur wenige solcher Tage. Gewöhnlich war Schmalhans deren Küchenmeister.

Ein solches Fest mit seinen materiellen Freuden begeisterte den Dichter-Comödianten zu dem derbhumoristischen Gedichte „Sautanz". Als Petöfi's Hausherr seine Schweine schlachtete, lud er Petöfi

und dessen Collegen zu sich, damit sich die armen Teufel auch einmal gütlich thäten.

Der Wein floß in Strömen und die Tafel bog sich unter der Fülle des köstlichen Fleisches, der Würste und Schinken. Den armen Hungerleidern war selten ein Tisch gedeckt, sie ließen sich nicht viel nöthigen und aßen und tranken wacker darauf los. Als die gute Laune den Höhepunkt erreicht hatte, sprang Petöfi auf und improvisirte, den vollen Krug in der Hand, ein übermüthiges Gedicht. Er vergleicht das Leben mit einer Wurst und giebt der Freude am sinnlichen Lebensgenuß in schalkhaft derber Weise Ausdruck, wie Uhland's „Metzelsuppenlied".

Die lustige Tafelrunde wurde durch diese Würze des Mahles in erhöhte Stimmung gebracht.

Was Petöfi's pecuniäre Lage betrifft, so litt er furchtbaren Mangel. Den ganzen Winter vegetirte er im ungeheizten Zimmer. Wenn er sich erwärmen wollte, ging er zu seinem Freunde Karl Szupper, einem mitleidigen Berufsgenossen. Zusammen lasen sie in ihren freien Stunden Eötvös' „Karthäuser". Dieser Roman war damals Petöfi's Lieblingslectüre, er schwärmte für das Werk, er studirte und bewunderte es.

Szupper sagte einmal zu dem Freunde, begeistert von dessen gedankenvollen Ansichten: „Armer Sándor! Welche schlechte Laufbahn hast Du Dir erwählt, Du bist zu etwas Besserem geboren. Was wirst Du noch erleiden, wenn Du unter uns bleibst?"

Petöfi befand sich damals in einer solchen Nothlage, daß er, jeden Stolz bei Seite lassend, sich an die Freunde in Pápa um Unterstützung wenden mußte. Orlai hatte rasch bei den Kameraden 10 fl. zusammengebracht und sie dem darbenden Freund zugeschickt.

In die Stuhlweisenburger Zeit fällt die endgiltige Annahme seines Namens Petöfi.

Wir haben gesehen, wie rasch und häufig der junge Mann seinen Namen wechselte. Den Familiennamen Petrovics konnte er wegen des serbischen Klanges nicht leiden. Er fühlte sich als echter Ungar und wollte, daß auch sein Name ein ungarisches Gepräge habe. Bald nannte er sich Dalma (in einem Gedichte an Orlai),

bald Ronai, bald Borostyán (als Schauspieler), bald Sió. Auf einem Buche, das er Szeberényi gegeben hatte, unterfertigte er sich Hilárius Örömfi. Endlich befreite er sich aus diesen Schwankungen in der Wahl seines Namens, daß er seinen Familiennamen Petrovics (Sohn des Peter) auf die natürlichste Weise magyarisirte und so den volltönenden und echt ungarischen Namen Petöfi endgiltig annahm. Unter diesen Namen erschienen fortan seine Gedichte im Athenäum mit Ausnahme einiger Volkslieder, welche er als Paul Kis von Pönöge veröffentlichte.

Mit Josef Bajza setzte er auch von Stuhlweißenburg aus den schriftlichen Verkehr fort. Die Gedichte, die während dieser Zeit im Athenäum erschienen, erregten sogar Vörösmarty's Aufmerksamkeit. Zur Weihnachtszeit übersiedelte Szabó's Gesellschaft von Stuhlweisenburg nach Keczkemét.

Bei dieser Gelegenheit machte Petöfi einen Abstecher nach Pest, um seine Gönner Bajza und Vörösmarty persönlich kennen zu lernen.

Vörösmarty saß am Schreibtische, als der Jüngling bei ihm eintrat. Petöfi, der bei jeder Gelegenheit ein maßloses Selbstgefühl zur Schau trug, nahte sich zagend dem großen Dichter. Der fadenscheinige, fast zerlumpte, abgehärmte Mensch ließ wohl einen Bettler, aber keinen Dichter vermuthen. Zögernd streckte Vörösmarty die Hand nach dem Packete aus, das ihm dieser stumm entgegenhielt. Doch was er staunend entgegennahm, waren Verse und keine Armuthszeugnisse und Bittgesuche. Und der arme zerlumpte Jüngling bat um kein Almosen, er bat um ein strenges, aber gerechtes Urtheil.

Vörösmarty las und las mit steigendem Interesse, bis er die Gedichte zu Ende gelesen hatte. Dann erhob er sich und näherte sich freundlich dem scheuen Gaste.

„Darf ich wissen, wen ich vor mir sehe?"

„Ich heiße Paul Kis von Pönöge."

„Von wem bringen Sie diese Gedichte?"

„Von Alexander Petöfi in Stuhlweißenburg."

„Sie kennen ihn näher, sind vielleicht sein Freund, sein Verwandter?"

„Er ist mein Freund und Berufsgenosse.“

Vörösmarty hatte in seiner ruhigen, väterlichen Art seinen Gast bei der Hand genommen und ihn zum Bleiben genöthigt. Ein langes Gespräch entspann sich. Vörösmarty erkundigte sich genau nach Petöfi's Verhältnissen. Mit inniger Theilnahme hörte er von den Irrfahrten des armen Wanderschauspielers, erzählt von dessen bestem Freunde.

Je mehr dieser sprach, desto röther färbte sich die bleiche Wange, von der Noth und Elend so früh den Blüthenstaub der Jugend abgestreift hatte. Die tiefliegenden Augen glühten voll Feuer, als Vörösmarty mit Anerkennung von den Fähigkeiten seines jungen Dichtercollegen sprach.

Tief ergriffen von der Herzlichkeit, mit welcher der allgemein verehrte und geliebte Mann sich des armen und verkannten Anfängers angenommen, gab er sich ihm zu erkennen.

Eine gleich freundliche Aufnahme fand er auch bei Josef Bajza, dem gefürchteten Kritiker. Ja eigentlich wog für den Anfänger Bajza's Urtheil schwerer als das Vörösmarty's.

In seiner Herzensgüte konnte sich Vörösmarty selten zu einem strengen Urtheil aufraffen. Bajza war strebsamen Kräften gegenüber anerkennend, doch verfolgte er die sich aufbauschenden Mittelmäßigkeiten mit polemischer Schärfe. Die wuchtigen Keulenschläge seiner Kritik haben mehr als einen Dichterling so zu Boden gestreckt, daß er für immer das Aufstehen vergaß.

Dieser Ausflug war von ganz außerordentlich guter Einwirkung auf Petöfi. Sein Selbstbewußtsein und sein Muth empfingen neue Nahrung und er, der vor Kurzem noch behauptet, er werde der Dichtkunst für immer entsagen, ging mit neuer Lust an die Arbeit.

Von nun an erschienen seine Gedichte häufiger in den Spalten des Athenaeum, Honderü, Regélö und jeder Vers verlieh seinem Namen neuen Glanz.

Petöfi war Szabó's Gesellschaft nach Kecskemét gefolgt.

Den Winter verbrachte er dort im größten Elend.

„Ach,“ sagte Jokai, „wie oft erwachte der arme Comödiant,

ohne daß für ihn diesen Tag im Lande Brod gebacken wurde, und doch war er zu stolz, sein Ungemach Anderen zu klagen.“ Nur seiner Laute flüstert er sein Leid zu und fest in ihre Saiten greifend, singt er das Lied von Kummer und Noth.

In den meisten Gedichten, die zu jener Zeit veröffentlicht wurden, ist ein dunkler Zug bemerkbar.

Nur der wachsende dichterische Ruhm und seine Leidenschaft für's Theater hielten Petöfi aufrecht in seinen Drangsalen. Doch nur die Dichtkunst hielt, was sie versprach. Die Bühnenkunst war nur ein Irrlicht, das ihn von Enttäuschung zu Enttäuschung führte.

Die besseren Schauspieler schauten voll Geringschätzung auf den talentlosen Mimen herab. Mehr in Verachtung als Zorn schreibt er an Szeberényi: Meine Theatergenossen lesen im Athenäum Petöfi's Gedichte, doch sie vermuthen nicht, daß ich dies sei. Uebrigens kümmere ich mich nicht viel um sie, die meisten sind asini ad lyram.

Ganz besonders charakteristisch und interessant ist der Brief an Bajza, der denselben Gegenstand berührt und zwei Wochen später datirt ist (14. März 1843). Nach einer literargeschäftlichen Einleitung schreibt er:

„Wir haben Stuhlweißenburg verlassen und sind nach Kecskemét gezogen, wo es unserer Gesellschaft nicht am besten geht. In der Schauspielkunst mache ich, wenn auch geringe, dennoch bemerkbare Fortschritte; ich hatte schon einigemale das Glück, die Aufmerksamkeit des Publicums zu erringen und wurde applaudirt, was für einen Schauspieler von vier Monaten genug ist. Im laufenden Monate, am 23., habe ich mein Benefiz. Mit schwerer Mühe gelang es mir, dafür den „Lear“ durchzusetzen. Ich werde den Narren spielen, was gleichfalls keinen geringen Kampf kostete, denn wie viele Kabalen giebt's bei den Schauspielern, häufig seufze ich auf: göttliche Kunst, warum sind deine Priester Teufel. Da sich eben die Gelegenheit ergiebt (mein Director Josef Szabó ist derzeit in Pest), erlaube ich Ew. Wohlgeboren zu ersuchen, mir gütigst jene Nummern des Athenäums zu übermitteln, in welchen meine Gedichte erschienen sind. Meine Schauspielercollegen zweifeln, daß

ich der Petöfi sei, von dem Verse im Athenäum enthalten sind. Mögen sie immerhin zweifeln, das kümmert mich wenig, ich schreibe nicht für sie. — — — — Indem ich Ew. Wohlgeboren nochmals ersuche, bei der Wahl meiner Arbeiten die größte Strenge obwalten zu lassen, zeichne ich noch als des wohlgeborenen Herrn

ergebener Diener

Alexander Petöfi.

Später, als Petöfi den höchsten Gipfel des Olymps erklommen hatte, war er sehr empfindsam, und seine Zeitungsartikel, Briefe und Reisenotizen, ja selbst manche Gedichte bezeugen, wie leicht erregbar er werden konnte, wenn man seine dichterische Begabung in Frage zog; jetzt begnügte er sich damit, seine Kameraden etwas drastisch asini ad lyram zu bezeichnen.

Petöfi hatte sich auf Keczkemét gefreut, weil er wußte, daß er dort Jokai wiedersehen würde. Sein erster Gang war auch in's Collegium, wo er sich nach ihm erkundigte.

Im selben Moment erblickte er auch das Lockenhaupt des Freundes inmitten der übrigen jungen Leute. Die Schwelle überspringen, auf den Freund losstürzen, ihn umarmen und küssen, war das Werk eines Augenblickes.

Jokai genoß unter den Studenten des Kecskemetér Collegiums in Folge seiner seltenen Begabung und seines liebenswürdigen Benehmens ein besonderes Ansehen. Dadurch, daß er den armen Wandercomödianten so warm an sein Herz gedrückt, wurde auch dieser von allen Uebrigen freundlich begrüßt. Diese kühle Freundschaft schlug jedoch in lodernde Begeisterung um, als sie erfuhren, daß dieser unansehnliche Mensch der Dichter Petöfi sei, der mit seinen Werken bereits die Herzen der Jugend erobert hatte. Alle gingen schaarenweise in's Theater, um auch den Schauspieler Petöfi zu bewundern. Sie wurden jedoch bitter enttäuscht.

Sein feuriges Auge hatte auf der Bühne seinen Glanz verloren, die stolze Haltung, jede Spannkraft, die helle Stimme war dumpf und klanglos. Der ganze Mensch machte einen unbeholfenen und linkischen Eindruck, wie ein Rekrut, der sich zum ersten Male in seiner schlottrigen Kleidung bewegt.

Damit sich die Enttäuschung nicht vermehre, mieden die Studenten jene Vorstellungen, in denen Petöfi beschäftigt war, doch durch eine ergötzliche Episode rief auch der Schauspieler Petöfi wieder das Interesse der Jugend wach.

Am 8. Februar wurde das damals beliebte Rührstück von Halm „Griseldis“ gegeben. Petöfi hatte in diesem romantischen Ritterschauspiel eine unbedeutende Rolle. Er war als Ritter gekleidet, doch konnte für ihn kein Schwert mehr aufgetrieben werden, weil die wenigen Theaterwaffen an die Träger der Hauptrollen vertheilt waren. Petöfi war empört, daß man ihn so wenig berücksichtigte und bestürmte den Theaterschneider, dieser möge ihm das ritterliche Attribut beschaffen. Als er jedoch selbst zur Einsicht kam, daß alle Mühe umsonst sei, steckte er in den Schwertriemen, der leer an seiner Seite baumelte, einen Knotenstock, den das Publicum kaum bemerkt hatte, da die Länge des Stockes so ziemlich der eines großes Ritterschwertes entsprach. In der Scene, wo Ritter Percival sein Weib verstößt, zog Petöfi, der seinen unerschütterlichen Ernst bewahrte, zur Vertheidigung der Unschuld seinen Prügel aus dem Wehrgehänge und hieb damit in der Luft herum, so daß die Schauspieler und das Publicum in homerisches Gelächter ausbrachen, und der Vorhang fallen mußte, zum großen Gaudium Aller. Für dies Extempore erhielt Petöfi wohl eine Geldstrafe, die ihm der Director jedoch am Ende des Monates großmüthig nachsah. Unter den Studenten des Collegiums gab es ein Halloh, als sie das Abenteuer des Ritters mit dem Knotenstocke vernahmen.

Die freie Zeit benutzte Petöfi zum Besuche des Collegiums, auch kam er fast täglich mit Jokai zusammen. Dieser begann gerade seinen ersten Roman „Wochentage“, der ganz mit Kecskemetér Leben getränkt ist. Jokai und Petöfi lasen sich gegenseitig ihre Erzeugnisse vor und ermunterten sich zur Ausdauer, obwohl Beide ihre eigentliche Bestimmung noch nicht erkannten. Jokai nährte immer noch die Hoffnung, ein berühmter Maler zu werden, und trotz aller seiner Mißerfolge wollte Petöfi dem Theater nicht entsagen. Dessenungeachtet sagte Petöfi einmal, als sie wieder von Zukunftsplänen sprachen: „Weiß Gott, Moritz, was aus uns noch wird.“

Petöfi war während der Kecskemetér Zeit sehr productiv. Es wäre schwierig, alle die kleinen Lieder anzuführen, die dort entstanden. Sie hatten sich vermehrt wie die Feldblumen nach einem Frühlingsregen. Doch das letzte Jahr weist in den Gedichten, auch was den Werth derselben betrifft, einen bemerkenswerthen Fortschritt auf. Erst in diesem Jahre beginnt er eine geregeltere Schriftstellerthätigkeit, indem er jetzt erst seine Producte zu sammeln bemüht ist, während aus der früheren Periode, besonders der Soldatenzeit, vieles verloren gegangen war, so namentlich die in antiken Maßen abgefaßten Gedichte, welche noch in die Oedenburger Tage fallen. Einiges hat sich zufällig erhalten oder ist erst in unseren Tagen zum Vorschein gekommen.

Damals waren namentlich Horaz und Martial Petöfi's Lieblinge. Die ungarischen Uebersetzungen einiger Epigramme aus Martial sind noch vorhanden. In der Pápaer Zeit beschäftigten ihn besonders die deutschen Dichter, namentlich Schiller, Claudius, Mathison und Heine.

Es ist sehr zu bedauern, daß Petöfi die Erstlinge seiner Uebersetzungskunst nicht gesammelt hat. Hugo Meltzl behauptet ganz richtig, daß angesichts eines neunzehnjährigen Meisters des elegischen Versmaßes und der sapphischen Ode niemals jene Falschlehre vom Bauerngenie Petöfi's ihr Haupt hätte erheben können.

Schiller's Idealismus hob ihn in eine reinere Sphäre. Der Einfluß Schiller's kam häufig mit seinen natürlichen Anlagen und Neigungen in Wiederstreit. In den Pápaer Gedichten gewinnt bald seine Originalität, bald der Hang zur Nachahmung die Oberhand. Allmählich siegt die Ursprünglichkeit seiner Natur. Seine ungewisse abenteuerliche Existenz, die fortwährenden frischen und wechselnden Eindrücke verwischen nach und nach die greifbaren Reminiscenzen seiner Literaturstudien.

Die aus dem Jahre 1843 stammenden Gedichte sind, was Inhalt, Farbe und Stimmung betrifft, originell und offenbaren volksthümlichen Geschmack und Humor.

Das von seinem natürlichen Instinct geleitete Volk erkannte noch früher als die Literaturgrößen die Bedeutung seines Dichters.

Während Männer wie Vörösmarty, Bajza, Garay u. A. Petöfi noch für ein in Entwickelung begriffenes aber hoffnungsvolles Talent hielten, liebte und sang man seine Schöpfungen bereits in allen Theilen des Landes.

Die kleinlichen Eitelkeiten seiner Kameraden, seine geringen Bühnenerfolge, und die ewigen Gehaltsfatalitäten verleideten Petöfi wieder einmal seinen Stand. Er wurde nachgerade des immerwährenden Hungers satt, verließ die Gesellschaft und machte sich auf den Weg nach Pest.

Von Kecskemét fuhren viele Wagen zu den Wochenmärkten nach Pest, um einige Groschen hätte man ihn wohl gerne mitgenommen, doch das wäre Petöfi als unverzeihlicher Luxus erschienen. Ein guter Kecskeméter Civis gab ihm einen Laib Brod und eine Hammelskeule mit und das war auch Alles.

Unterwegs wurde er krank vor Erschöpfung, er lag irgendwo auf einer Pußta, vielleicht ganz ohne Pflege.

Außer dem trockenen Brode und dem mageren Fleische hielt ihn nur das Bewußtsein von seiner Fähigkeit aufrecht und flößte neuen Muth in seine Seele.

In Pest verweilte er nicht lange, er besuchte seine Gönner Vörösmarty und Bajza, ferner machte er die Bekanntschaft des berühmten Balladendichters Johann Garay, der zugleich Redacteur der belletristischen Zeitung „Regélö“ war. Garay hatte die drei ersten Gedichte, die ihm Petöfi von Pápa aus zugeschickt hatte, einfach in den Papierkorb geworfen und dem Einsender keiner Antwort gewürdigt, jetzt bemühte er sich nach Kräften, von dem beliebten Dichter Beiträge für sein Blatt zu erhalten.

Von Pest ging Petöfi nach Pápa, um die Osterfeiertage mit den alten Freunden zu verbringen. Orlai erzählt mit Behagen das unverhoffte Wiedersehen.

Sándor war abgerissen und verstaubt, aus den zertretenen Schuhen schauten die nackten Zehen heraus; sein Felleisen trug er leicht, denn es war kaum Etwas darin. Dessenungeachtet hatte sein Antlitz einen wohlgemuthen Ausdruck, er fiel den Freunden um den

Hals, küßte sie der Reihe nach und scherzte über ihr Staunen. Zur Feier des Wiedersehens wurde rasch eine Flasche Wein geholt.

> Und weil uns ganz unvermuthet
> Hat vereint der Tag,
> Laßt ihn feiern uns mit einem
> Frohen Zechgelag'.

Glückliche, beneidenswerthe Jugend, die im Genusse des frohen Heute des bitteren Gestern vergißt und sich wenig um das zweifelhafte Morgen bekümmert.

Die Freunde hofften, daß Petöfi wieder seine mehrfach unterbrochenen Studien aufnehmen werde, doch er antwortete, daß er nicht mehr die Absicht habe, eine Schule zu besuchen, er würde jedoch so lange in Pápa bleiben, bis er seiner Freunde oder diese seiner überdrüssig geworden.

Orlai bewohnte bereits mit einem Kameraden sein enges Stübchen, für einen Dritten konnten sie unmöglich mehr Raum schaffen, darum zog Petöfi zu Domanovszky, einem anderen Jugendfreunde. Doch da dieser kein zweites Bett besaß, lieh Orlai seinen großen Schafpelz her, der wurde auf den Boden ausgebreitet, ein Polster darauf gelegt, und die Schlafstelle war fertig.

Wenn Petöfi auch die Vorlesungen nicht besuchte, so nahm er doch die Bibliothek des Vereines in Anspruch und Domanovszky beklagte sich, daß er nicht schlafen könne, da Sándor häufig bis drei Uhr die Unschlittkerzen brennen lasse, um zu lesen.

Im selben Hause wohnte Professor Bocsor. Schon im Vorjahre hatte sich die Gattin des Professors — die, wie wir wissen, Kozma's Schwester war — lebhaft für den genialen Freund ihres Bruders interessirt, heuer lud das Ehepaar Petöfi häufig zu Tische. Frau Bocsor versah ihn auch mit den abgelegten Kleidern ihres Mannes. Da jedoch Bocsor um einen Kopf größer war als Petöfi, so mußte sich die edle Frau noch der Mühe unterziehen, die Kleider für den neuen Besitzer umzuändern. Die Schuhe konnten freilich nicht umgemodelt werden. Petöfi selbst machte über sein übermäßig großes Schuhzeug die ergötzlichsten Witze.

Nach einem Aufenthalte von kaum sechs Wochen wurde seiner

ruhelosen Seele das thatlose Leben zur Last. Eines schönen Tages nahm er, so wie gewöhnlich, ohne viel über seine Pläne und Aussichten zu sprechen, Abschied von den Freunden und ging nach Preßburg.

XVI.

In Preßburg.

Preßburg ist eine nette, freundliche Stadt und macht ganz den Eindruck einer deutschen Mittelstadt.

Was Preßburg ein hohes Interesse verleiht, ist einmal ihre herrliche Lage am Ufer des mächtigen Stromes und dann ihre, bis in das Dunkel der Vorzeit zurückreichende Geschichte. Die verwitterten Ruinen am Schloßberg sind sprechende Reste einer glänzenden Vergangenheit. In den vierziger Jahren war Preßburg noch eine durch und durch deutsche Stadt, nur wenn der Landtag einberufen wurde, centralisirte sich während dieser Zeit das politische und geistige Leben Ungarns innerhalb der Mauern der alten Krönungsstadt.

Auch im Jahre 1843 kam im Gefolge der Volksvertreter ein Heer von Abenteurern, Studenten, Müssiggänger und das übermüthige säbelklirrende Geschlecht der Juraten nach Preßburg. Petöfi schloß sich diesem bunten Schwarm an.

Bei dem lebhaften Pulsiren des nationalen Elementes fand gewöhnlich die ungarische Wandertruppe ihre Rechnung, die dort während der Dauer der Landtagssession ihre Vorstellungen gab. Petöfi wollte bei dieser Gesellschaft Engagement suchen, auch hoffte er interessante literarische Bekanntschaften zu machen.

Auf Flügeln neuer Hoffnung war er nach Preßburg geeilt, doch auch hier erwartete ihn das hohläugige Gespenst der grimmen Noth, das sich wie ein schwarzer Schatten an seine Fersen geheftet hatte.

Gabriel Fekete, der Director der ungarischen Theatertruppe,

hatte schon genug Anfänger in seiner Gesellschaft, auch schien ihm das ganze Wesen des jungen Mannes für's Theater nicht geeignet. Genug an dem, Petöfi fand in Preßburg kein Engagement. Um sich nothdürftig zu erhalten, verdang sich unser Dichter als Tagschreiber. Die damaligen Censurverhältnisse gestatteten nicht, die Reichstagsberichte Wort für Wort in den Zeitungen zu veröffentlichen. Der Geist der Opposition, der sich in schwungvollen Reden kund gab, hätte die Leidenschaften der breiteren Schichten mächtig aufgewühlt, wenn diese „Brandreden“ zur allgemeinen Kenntniß gelangt wären. Da also die gedruckten Landtagsberichte verpönt waren, suchte man diesem Uebelstande durch geschriebene Mittheilungen abzuhelfen.

Das kurze politische Stimmungsbild und die Auszüge der Landtagsreden wurden von dem Publicisten Alois Záborszky redigirt und von Juraten und armen Studenten gegen ein lächerlich geringes Honorar abgeschrieben.

Auch Petöfi suchte und fand solche Beschäftigung bei Záborszky. In seiner freien Zeit, die er sich des geringen Verdienstes wegen karg bemessen mußte, ging er in's Theater und auf die Gallerie des Abgeordnetenhauses und folgte mit fliegendem Athem dem Gang der Verhandlungen.

Von einem Juraten ließ er sich die Männer des Tages zeigen. Lonovics, den gelehrten Bischof, Széchenyi, den großen Patrioten, Eötvös, den bedächtigen Politiker und genialen Romancier, Deák, den weitsichtigen Staatsmann. Petöfi's Herz hob sich in stolzer Genugthuung darüber, daß sein Vaterland so große Männer erzeugt. War er auch von der Bedeutung dieser Männer durchdrungen, so war er doch mit ihrer Politik nicht einverstanden.

Die Bemühungen dieser besonnenen und einsichtsvollen Patrioten zielten auf die Anbahnung eines erträglichen Verhältnisses mit Oesterreich ab, während die waghalsigen Politiker schon damals die Unabhängigkeit Ungarns in's Auge faßten. Der geistige Führer der Opposition war der Advocat Ludwig Kossuth, der in Wort und Schrift, auf der Rednertribüne und in den Spalten seiner Zeitung, Pesti hirlap, diese Ideen vertrat.

In jedem Jüngling wohnt ein revolutionärer Zug. Die strenge Erziehung in Schule und Haus weckt den Geist der Opposition, der selbst in der vernünftigen Beschränkung der Freiheit unerträgliche Tyrannei erblickt. Wenn Ludwig Kossuth im Landtage sprach, war dies ein Festtag für die patriotische Jugend. In hellen Haufen stürmten sie die Gallerieen. Mitten unter den stolzen, übermüthigen Knaben stand ein bleicher, abgehärmter Jüngling. Wenn der Redner unten im Saale mit der ganzen Kraft seiner Ueberzeugung, mit dem ganzen Zauber seiner Beredtsamkeit für die unterdrückten Rechte des Vaterlandes eintrat, da erglühten die bleichen Wangen des Jünglings in tiefer Erregung, die zitternden Lippen sprachen unwillkürlich die Worte des Redners nach, und wenn die Anhänger der Regierung sich aalglatt den Anklagen entwanden oder gleich heftig auf die Opposition einstürmten, da schlug der Hörer in seiner Empörung wohl mit der Faust auf die Brüstung der Gallerie, und manch begeistertes Éljen und manch verächtlicher Schmählaut gaben von seiner tiefen Bewegung Zeugniß. —

Preßburg's Geschichte ist von der Höhe seiner Burg in's Thal gesunken. Leer und kahl ragen die Mauern seines Schlosses in die Lüfte, keine Macht erneut die zerbrochene Form, aus welcher der Geist gewichen ist. Den Uebergang von der heutigen ziemlich nüchternen Stadt zu den zertrümmerten Wahrzeichen der einstigen Größe bilden erbärmliche Häuser, die sich in malerischer Unregelmäßigkeit vom Fuße des Berges bis zum eigentlichen Festungsgürtel hinaufschieben.

In dieses Ghetto mußte der größte Dichter Ungarns sein kummerbedrücktes Herz versenken, damit es vollgetränkt werde von allen Bitternissen des Lebens und seine Seele die Sängerweihe des Schmerzes empfange.

Eine zum Theil in den Fels gehauene Treppe führt zwischen verwittertem Gemäuer und altem Hausgerümpel hinan. An der vierundzwanzigsten Stufe in der damaligen Juden-, der heutigen Petöfigasse, steht die baufällige Hütte, die dem darbenden Sohne Ungarns im Jahre 1843 ein wenig beneidenswerthes Obdach bot.

Hier schrieb er die vielgelesenen Landtagsberichte für Alois Záborszky ab, der ihm für den großen, enggeschriebenen Bogen 25 Groschen zahlte.

Bei dieser Gelegenheit soll Petöfi, der seine linke Hand geschickt zu gebrauchen wußte, abwechselnd mit beiden Händen gegeschrieben haben.

Wie viel Kummer, wie viele Qualen, Qualen, wie sie nur ein Dichterherz erfahren, wie viele Entbehrungen mußte er sich um jene 25 Groschen erkauft haben.

Dieser armselige Bau steht in seiner Erbärmlichkeit noch heute da, wie ein hieroglyphischer Gedenkstein der traurigen Tage aus dem Leben Petöfi's. Und es ist in dieser Winkelstraße dafür gesorgt, daß kein Strich an diesem Gedenkbilde des Elends verwischt werde, jeder Tag gräbt die Züge nur deutlicher ein.

„Mit welch schönen Hoffnungen kam ich nach Preßburg," schrieb er u. A. am 1. Juni 1843 an Bajza, „und Alles, Alles ist dahin. Gabriel Fekete nahm mich nicht in seine Gesellschaft auf, weil, als ich hierher kam, seine Mitglieder schon vollzählig beisammen waren, so blieb mir nichts anderes übrig, als mein Hierbleiben durch Abschreiben zu ermöglichen. Und nun bin ich hier und schreibe den ganzen Tag die von Záborszky redigirten Landtagsmittheilungen, und das Gehalt ist so elend, daß es kaum auf's tägliche Brod hinreicht. Und dabei schwächen sich Brust und Augen, und bei dieser trockenen Beschäftigung meiden mich auch die Musen. Unter solchen Umständen würde ich Preßburg gern verlassen, um irgend eine Theatergesellschaft aufzusuchen, damit ich nicht meine ganze Zeit verliere, denn so länger zu leben wie hier, ist mir unmöglich, ich bin ein Bettler."

Die beim Theater verbrachte Zeit hielt Petöfi noch immer nicht verloren. Zu all dem materiellen Kummer gesellte sich noch ein tiefes seelisches Leid. Eine schmerzliche Sehnsucht nach seiner Mutter hatte ihn erfaßt. Rührend äußert sich diese Liebe. Sein erster, einziger Gedanke ist, ihr all die Kümmernisse, die ihn bedräuen, zu verbergen, denn das Elend des Lebens versagt ihm oft das tägliche Brod.

Den heimwärts ziehenden Freunden ruft er zu:

> ....Freunde zieh'n nach meiner Heimath Hagen:
> Was laß' ich der guten Mutter sagen?
> Lieben Freunde, such't sie auf, ich bitte,
> Führt der Weg Euch hin zu ihrer Hütte.
>
> Saget ihr, daß sie der Thränen schone,
> Freundlich sei das Schicksal ihrem Sohne — —
> Wüßt' sie, was ich leide zum Erbarmen,
> Ach, es bräch' vor Weh' das Herz der Armen!

Die Briefe an Szeberényi und Bajza schildern getreu Petöfi's Erlebnisse in Preßburg. Würde uns jedoch diese aus Petöfi's eigener Feder geflossene Darstellung seines damaligen Aufenthaltes in Preßburg auch fehlen, so stände uns noch eine andere, gleich reine und sichere Quelle zu Gebote, welche nicht nur die Thatsache feststellt, sondern auch die unerquickliche Lage, in der er sich damals befand, die unbändige Stimmung des von hartem Mißgeschick gefesselten Prometheus mit lebhaften Farben schildert.

Als ob Petöfi geahnt hätte, daß ihm die Nachwelt eine ausführliche Lebensbeschreibung lange schuldig bleiben werde, hinterließ er uns in der Gesammtausgabe seiner Gedichte, für die Zeit von 1842 an, die interessanteste Darstellung seines äußeren und inneren Lebens; denn diese Gedichte sind nicht nur nach der Zeit ihrer Entstehung geordnet, sondern jedem Gedichte ist überdies der Ort seiner Entstehung beigefügt. Hier finden wir auch aus dem Jahre 1843 Gedichte, welche in echt ungarischer Weise wilden Zorn und Unmuth athmen. Diese Petöfi's damalige Lage echt charakterisirenden, stachlichen und widerhaarigen Dichtungen ragen aus ihrer Umgebung hervor wie Distelstauden inmitten von Feldblumen, denn unmittelbar voraus geht unter Anderen das in Pest entstandene liebliche Gedicht:

> Die Sonne brennt gar heiß,
> Im Feld die Garbe reift —
> Am Montag zeitlich früh
> Man schon zur Sense greift.

Mein Herz auch brennt gar heiß:
Die Liebe reift darin —
Sei Du, mein holdes Lieb',
Doch ihre Schnitterin!

Man täuscht sich jedoch, wenn man glaubt, daß all die harten Schicksalsschläge Petöfi gebrochen oder gedemüthigt hätten. So wie das Eisen im Feuer sich stählt, so prägte das Unglück gewisse Eigenheiten im Charakter Petöfi's schärfer aus und bildete einen trotzigen und entschiedenen Menschen.

Petöfi hatte schon in Aszód ein gewisses Selbstgefühl besessen. Dies Selbstgefühl des Knaben entwickelte sich mit der Zeit zum Vollbewußtsein des eigenen Werthes. Diese Ueberzeugung hob den Dichter aus dem Dunstkreis des Alltagslebens in die reineren Sphären der Poesie, doch häufig überschritt dies hochentwickelte Selbstbewußtsein die Grenzen der Bescheidenheit. Sein Stolz und seine Empfindlichkeit verließen ihn auch damals in seiner hoffnungslosen Lage nicht und lieber entsagte er einem sicheren Gewinn als daß er einen Wortbruch geduldet hätte.

Bei seinem jüngsten Aufenthalte in Pest hatte er vier Gedichte Garay, dem Redacteur des „Regélö" mit dem ausdrücklichen Ersuchen übergeben, dieser möge die Poesien unter dem Pseudonym „Student Andor" in seiner Zeitung veröffentlichen. Garay hatte ihm dies zugesagt, umso größer war daher Petöfi's Entrüstung, als gleich das erste Gedicht mit Petöfi's vollem Namen unterzeichnet war. Garay wollte durch den Namen des beliebten jungen Dichters das Interesse für sein Blatt heben.

Das „Athenäum" stand mit dem „Regélö" in heftiger Polemik. Petöfi hatte Garay die Gedichte nur übergeben, um darüber in den Spalten des „Athenäums" Bajza's unparteiisches Urtheil zu erfahren. Er war daher nicht nur über die Vereitelung seines Planes empört, es war ihm auch äußerst unangenehm, seinen Namen mit dem des „Regélö" in Verbindung gebracht zu sehen.

„Es lag keineswegs in meiner Absicht," schreibt er über diese Angelegenheit an Bajza, „in jenem Blatte, das ich wegen ver-

schiedener Gründe so wenig schätze, ständiger Mitarbeiter zu sein, darum wünschte ich, daß mein Name ein ewiges Geheimniß bliebe!"

Der Brief schließt: „Ich bitte höflichst, Ew. Wohlgeboren möchten gütigst nachfolgenden Zeilen in der nächsten Nummer des „Athenäum's" Raum gewähren, ich überlasse Ihnen die vollste Freiheit, daran zu ändern, was Sie vielleicht gerade zu ändern wünschen."

Dem Briefe war ein scharfer Ausfall gegen Garay beigelegt.

Diese Polemik wurde wohl von Bajza wesentlich gemildert, war jedoch noch immer rücksichtslos genug, um Garay höchlichst zu erbittern und einen Bruch herbeizuführen.

Erst im Jahre 1848 bahnte Garay eine Versöhnung an, indem er Petöfi in einem schwungvollen Gedichte als den Bannerträger der neuen Zeit feierte.

Petöfi hatte sich nicht viel um Garay's Zorn bekümmert. Für den einen Freund gewann er zwei: Koloman Lisznyai und Alexander Vachott.

Er ging gerade am Donauufer spazieren, als der Dampfer landete. Er schaute auf das Spiel der Wellen unter den Schaufelrädern, auch das Treiben der Menge beim Ausschiffen interessirte ihn.

Mit dem Dampfer war Franz Kubinyi angekommen, der Abgeordnete des Neograder Camitates.

Damals war die Gepflogenheit, daß die jungen Rechtspракticanten, Juraten genannt, die Schreibereien der Advocaten und Abgeordneten besorgten. Kubinyi hatte als Juraten seinen jungen Verwandten Koloman Lisznyai bei sich, von dem schon einige gelungene Gedichte in verschiedenen Blättern erschienen waren.

Petöfi hörte, wie Kubinyi wegen Auslösung der Koffer nach Lisznyai rief, und aus der Menge drängte sich der Träger dieses Namens, ein zierliches junges Männchen, mit spitzem Schnurrbart und hellen, frohen Augen, der in auffallender ungarischer Tracht gekleidet war.

Petöfi wartete ein wenig und als sich die Menge verlaufen hatte, eilte er auf den Gerufenen zu.

„Herr, Sie sind Koloman Lisznyai?"

„Ja, womit kann ich dienen?"

„Lisznyai, der Dichter?"

„Ja wohl, derselbe," antwortete dieser staunend.

„Ich bin Alexander Petöfi und wünschte —"

Kaum daß Petöfi seinen Namen genannt hatte, rief Lisznyai freudig:

„Servus Collega" und umarmte und küßte den armen bleichen Jüngling, so wie er in seiner jovialen Art jene zu herzen pflegte, die er achtete und liebte.

Lisznyai ließ Petöfi nicht aus, er nahm ihn zu sich und theilte großmüthig Geld, Wohnung und Kleidung mit dem neuen Freunde.

Die in Preßburg weilenden Dichter begrüßten Petöfi als ebenbürtigen Collegen. Die Bekanntschaft derselben verdankte er zumeist Lisznyai, der ihn von einem Schriftsteller zum andern führte. Eine innige Genugthuung strahlte vom Antlitze dieses liebenswürdigen Menschen darüber, daß er seinen genialen Freund in den Schriftstellerkreis einführen konnte. So wurde Petöfi mit Alexander Vachott, Alois Degré, Karl Berecz, Johann Pompéry und Ludwig Kuthy bekannt, die ihn freundschaftlichst begrüßten, was Petöfi mit gleicher Herzlichkeit erwiederte. Nichts ärgerte ihn mehr, als wenn ihn der eine oder andere der Collegen mit steifer Höflichkeit empfing. Bei solcher Gelegenheit ließ er den Betreffenden sein Unbehagen ohne Weiteres fühlen. So als er Pompéry vorgestellt wurde und ihn dieser in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit mit der weltmännischen Begrüßungsformel ansprach: „Ich freue mich, daß ich das Glück habe," worauf Petöfi ärgerlich erwiderte: „Freuen Sie sich nur nicht darüber, daß Sie das Glück haben, einen so armen Teufel kennen zu lernen."

Als er bei Kuthy eingeführt wurde, der in den angenehmsten Verhältnissen lebte, fühlte er sich gleich fremd und unbehaglich. Die vornehme Höflichkeit des Hausherrn und die prächtige Wohnung ließen ihn seine Armuth bitter empfinden, nach einigen Minuten des Verweilens kehrte er der Gesellschaft den Rücken.

Für Alexander Vachott, der ihn mit wahrer Hingebung an sein Herz schloß, empfand Petöfi stets die wärmste Freundschaft. Er sprach mit dem Freunde über Vaterland und Literatur. Der tiefblickende und edelmüthige Vachott war es, der Petöfi's ursprüngliches Genie erkannte und auf die richtige Bahn wies. Vachott hatte über die Armuth der ungarischen Volksromanzen gesprochen und den Freund ermuntert, sich auf diesem Felde zu versuchen. Nach ein paar Tagen brachte dieser ein Volkslied, das er mit spielender Leichtigkeit hingeworfen hatte. Und er las das folgende Gedicht dem Freunde vor:

Hoch zu Esel trabt der Hirt,
Streift sein Fuß die Erde;
Groß der Bursch, doch größer ist
Seine Herzbeschwerde.

Saß am Rain und blies sein Rohr,
Ließ die Lämmer weiden,
Plötzlich hört er, daß sein Lieb
Liege im Verscheiden.

Wirft sich auf den Esel, jagt,
Daß er's Dorf erreiche...
Doch zu spät schon kommt er an,
Findet nur die Leiche.

Was erübrigte zu thun,
Da dem armen Thoren? —
Hau't vor Gram den Esel fest
Eines um die Ohren.

Vachott war entzückt von dem Gedichte, in dem der Volkston so glücklich getroffen ist, in seiner Freude umarmte er den Freund und bat ihn, mehr solcher Volkslieder zu schreiben. Je einfacher und kräftiger, desto besser.

Vachott trachtete auch Petöfi's materielle Lage zu verbessern. Als er zum Besuche seiner Braut nach Pest reiste, bemühte er sich, seine Freunde für den genialen Jüngling zu interessiren und lies in den engeren Kreisen des „Athenäums" für den bedrängten Dichter einen Sammelbogen circuliren, auf welchem die für die damalige Zeit nicht ganz unbedeutende Summe von 30 Gulden ge=

zeichnet wurde. Da sich an dieser Collecte Vörösmarty, Bajza, Vachott und deren Angehörige betheiligt hatten, also Leute, die Petöfi innig verehrte, nahm er das Geschenk an, ohne seinem Stolze dadurch etwas zu vergeben. Mit diesem Gelde half er sich aus dem Schlimmsten.

Petöfi's Geschick war wieder an einem Wendepunkt angelangt. Director Fekete, der Petöfi vor einigen Monaten kurzweg abgewiesen hatte, trug ihm nun ein Engagement an. Gabriel Egressy, der berühmte Künstler des Pester Nationaltheaters, gastirte damals gerade in Preßburg und empfahl Petöfi dem Director auf's Wärmste. Zur selben Zeit erhielt Petöfi einen Brief von Ignatz Nagy, dem Herausgeber des „Magazins ausländischer Romane", worin ihm dieser schrieb, wenn er nach der Hauptstadt kommen wolle, so werde er ihm ein Engagement am Nationaltheater auswirken; bis dahin könne er ihn einige Monate hindurch mit Uebersetzen englischer und französischer Romane für sein „Magazin" beschäftigen. Er bekäme als Honorar 16 Gulden für den Bogen.

Diesen Antrag hatte Petöfi der warmen Empfehlung seines Freundes Vachott zu danken, der sich bemühte, Petöfi aus den unwürdigen Verhältnissen zu befreien, um ihm in der Hauptstadt, dem Sitz des geistigen Lebens, den Weg zu ebnen.

In seiner Begeisterung für's Theater hätte Petöfi unbedingt das Engagement Fekete's vorgezogen, nur dem Zureden Vachott's und der übrigen Freunde gelang es, ihn zu bewegen, dem zweiten Antrage Folge zu leisten. Und so begab er sich im Juli 1843 nach Pest mit der Absicht, sein Leben der Literatur zu weihen.

XVII.

In Pest.

In Pest hatte Petöfi einen alten Freund aus der Aszóder Schulzeit, Michael Kemény, der dort die Universität besuchte und in seinen freien Stunden Instructor bei den Kindern des

Porzellanhändlers D. Wankó war, woselbst er auch Wohnung und Kost hatte.

Eines Abends erschien Petöfi bei dem Freunde. In einem kleinen Bündel hatte er seine ganze Habe bei sich. Er bat um Unterkunft, bis er in Pest Umschau gehalten. So verbrachte er zwei Nächte bei dem Freunde. Die Wankó's waren erstaunt, daß der junge Mann, dem sie so viel Vertrauen geschenkt hatten, einen Menschen von so wenig empfehlendem Aeußeren bei sich aufgenommen. Sie beruhigten sich erst, als Kemény, zur Rede gestellt, erwiederte, — „daß dieser unscheinbare junge Mann, sein bester Freund, ein bedeutendes Talent, vielleicht ein Genie sei."

Gleich nachdem Petöfi nach Pest gekommen war, bekam er von Ignaz Nagy einen Vorschuß und zwei Romane zum Uebersetzen. La femme a quarante ans von Charles Bernard und Robin Hood von James. Beide Werke übersetzte er aus der deutschen Uebersetzung, da er der französischen und englischen Sprache noch nicht genügend mächtig war.

Die Uebersetzung des ersteren Romans, der im Ungarischen auf Wunsch der Censur den Titel „Die bejahrte Frau" erhielt, hatte Petöfi bald fertiggestellt, doch nun ließ er sich Zeit, denn die mechanische Arbeit langweilte ihn. Kemény, ein ruhiger, besonnener junger Mann, der durch seinen Ernst selbst Petöfi imponirte, fürchtete, daß die Lauheit, mit welcher sich Petöfi an die Arbeit machte, seinen Brodgeber erzürnen dürfte, er spornte ihn zu größerem Fleiße an und tadelte seinen Leichtsinn in Geldsachen. Petöfi hatte nämlich das Geld, das er für seine Arbeit bekommen, in wenigen Tagen mit lustigen Kameraden durchgebracht und war wieder auf dem Trockenen. Er war nicht erzürnt über die vernünftigen Vorstellungen und erzählte aufrichtig, daß er die meiste Zeit unter guten Freunden verbringe, sich unterhalte und Geld ausgebe. Entweder suche er seine Freunde auf oder kämen diese zu ihm und so könne er nicht arbeiten. Er habe für „La femme à quarante ans" 100 Gulden-Schein*) bekommen, hoffe im Ganzen

*) 100 Gulden-Schein = 40 Gulden Conv.-Münze.

400 Gulden zu erhalten, davon habe er jedoch bereits 200 Gulden verbraucht, bevor Robin Hood noch recht angefangen war.

„Meine Freunde kann ich doch nicht fortschicken."

„Du kannst ihnen jedoch sagen, daß Du zu thun hast, und sie werden Dich verstehen."

„Das thue ich nicht."

„Nun, und wenn ich es ihnen sagte?"

„Das gestatte ich Dir nicht, obwohl ich einsehe, daß Du recht hast."

Kemény rieth ihm, sich auf's Land zurückzuziehen, um dort ungestört zu arbeiten. Petöfi willigte ein, doch sollte der Freund vorher zu Ignatz Nagy gehen und einen weiteren Vorschuß für ihn verlangen. Kemény that dies, und Nagy, der den Boten gar nicht kannte, gab ihm gleichwohl 100 Gulden und fragte nur, ob Petöfi vielleicht krank sei.

Mit dem so großmüthig gewährten Vorschuß zog Petöfi sich nach Gödöllö, nahe der Hauptstadt zurück und da brachte er die Uebersetzung von Robin Hood in kurzer Zeit fertig (in der deutschen Ausgabe war der Roman 900 Seiten stark).

Jetzt hatte er nur mehr 100 Gulden zu bekommen, Nagy gab ihm jedoch das Doppelte. Petöfi war hierüber voll überschwänglicher Freude.

Da er jedoch in Pest einige Schulden zu bezahlen hatte, so verblieb ihm vom Honorar nur mehr ein kleiner Rest. Er fürchtete, daß er eines schönen Morgens nichts zum Nagen und Beißen haben werde. Nagy hatte ihn nicht mit neuer Arbeit betraut und darum zu bitten, war er zu stolz, auch hatte er das Uebersetzen herzlich satt bekommen.

Damals hatte er sich bei einem Freunde auf der Landstraße, dort wo heute sich der Palast des geologischen Institutes erhebt, einquartirt.

Hier lernte er einen Jüngling kennen, dem er sich mit ganzer Seele anschloß.

Ein junger Jurat Namens Anton Várady besuchte eines Tages jenen Freund, bei dem Petöfi Aufnahme gefunden hatte. Zu seinem Erstaunen fand er im Zimmer des Freundes einen bleichen jungen Mann, nur mit einem Hemde bekleidet, auf dem Divan liegen.

Várady grüßte höflich, dieser dankte und damit hatte der Verkehr vorläufig ein Ende.

Petöfi's Gastfreund unterhielt sich lebhaft mit Várady und gab ihm schließlich einige beschriebene Blätter mit den Worten: „Du, Toni, schau Dir mal diese Verse an, Du bist ja ein Freund von solchen Sachen."

Die Gedichte waren in schöner, gleichmäßiger Handschrift, fast ohne jede Ausbesserung auf einzelnen Blättern geschrieben. Várady nahm nachlässig das erste Blatt vom Tische auf und las das kleine Gedicht „Die Sonne brennt gar heiß". „Ah, bah," sagte er, seine Lippen verächtlich kräuselnd, „ein poetisches Gewinsel ohne Saft und Kraft."

Der Jüngling auf dem Divan hatte sich halb aufgerichtet, auf diese strenge Kritik schrak er zusammen und warf dem Sprecher einen zornigen Blick zu.

Petöfi's Gastfreund konnte sich eines Lächelns nicht erwehren und sagte nichts als: „Lies nur weiter."

Und Várady nahm ein zweites Blatt zur Hand und las mit steigendem Interesse:

Hinein ich in die Küche sah,
That Gluth auf meine Pfeife da . . .
Das heißt: ich hätt's gethan — auf Ehr'!
Doch brannte sie von früher her.

Die Pfeife lustig hat gebrannt,
Nicht das war's, was mich festgebannt,
Allein ich hab' im Flug erspäht,
Daß drin ein schmuckes Mädel steht.

Sie hat just Feuer angemacht,
Es flammte auch in heller Pracht,
Doch erst ihr dunkles Augenpaar —
Was das ein Meer von Flammen war!

Und wie sie mich so angeseh'n,
Da war's auch schon um mich gescheh'n!
Entschlummert war der Pfeife Brand,
Mein schlummernd Herz in Flammen stand.

Várady war von dem Gedichte ganz begeistert. „Ah," sagte er, „das ist schon Etwas. Ich habe noch wenig gelesen, was mich so gepackt hätte. In dieser kleinen Dichtung ist der Volkston glücklich getroffen, da ist Kraft und Einfachheit. Wer hat dies Gedicht geschrieben?" frug er ganz erregt. Er bekam keine Antwort. Der Unbekannte auf dem Divan rührte sich nicht, der Freund schwieg. Várady verlor die Geduld.

„Ich entferne mich nicht eher von hier, bis ich nicht den Namen des Dichters erfahren habe."

„Nun," sagte der Freund, „wenn Du's gerade wissen willst, dort sitzt er — Alexander Petöfi ist sein Name." Várady hörte nun zum ersten Male den Namen und als zweifelte er an den Worten des Freundes, wendete er sich direct an den Unbekannten und frug:

„Freund, haben Sie wirklich dies Gedicht geschrieben?"

„Ja," sagte dieser einfach und bescheiden.

„In der That ein schönes Gedicht," wiederholte Várady, Petöfi musternd. Das Aeußere des jungen Mannes deutete auf Armuth und im Antlitze hatten die Leiden tiefe Furchen gezogen.

„Wo wohnen Sie?"

„Mein Freund hat mich hier aufgenommen, ich habe keine Wohnung," antwortete Petöfi.

„Ich bin allein, habe zwei Zimmer, wir haben darin Platz, kommen Sie zu mir, seien Sie mein Wohngenosse," sagte Várady herzlich.

Petöfi erhob sich bei diesen Worten und blickte mit durchbohrenden Augen auf Várady, als wollte er ihm bis auf die Seele schauen. Diese peinliche Scene währte fast eine Minute. Várady kam in Verlegenheit, er bereute die Aufwallung seines edlen Herzens und verlor die Freude an den schönen Gedichten. Auf einmal streckte ihm Petöfi die Rechte entgegen und sagte:

„Danke, von einem solchen Menschen kann ich ein solches Anerbieten annehmen.“ Er kleidete sich hierauf rasch an, packte seine Siebensachen zusammen, nahm vom Freunde herzlichen Abschied und ging mit Várady in dessen Wohnung, in die grüne Baumgasse. Hier fühlte er sich bald ganz heimisch. Der Freund versorgte ihn mit allem Nöthigen. Petöfi hatte noch nie ein solch' behagliches Heim besessen.

Várady war den Tag über sehr beschäftigt. Wenn er Abends heimkehrte, fand er Petöfi stets arbeitend. Ohne ihn zu stören, legte er sich schlafen; und wenn er zufällig später erwachte, saß jener immer noch und schrieb.

Várady, der das Motiv so angestrengter Thätigkeit ahnte, lud seinen Freund eines Morgens zum Frühstück ein, dieser lehnte jedoch ab:

„Ich bin eingeladen.“

„Dann mußt Du wenigstens mit mir zu Mittag speisen.“

„Ich bin wieder eingeladen.“

„Also zu Abend.“

„Ich bin immer eingeladen.“

Nach vielem Zureden gelang es endlich Várady, den auf seine Unabhängigkeit eifersüchtigen jungen Mann zu bewegen, einige Gulden als Darlehen anzunehmen; aber schon am folgenden Tage erhielt er dieselben zurück, denn Petöfi hatte Nachts zwei Gedichte geschrieben und dieselben einem Journale für ein Honorar verkauft, welches gerade zur Tilgung seiner Schuld hinreichte. Thatsache ist, daß er in den ersten Tagen, als er bei Várady wohnte, meist nicht zu Mittag speiste.

Der Dichter war schon allgemein anerkannt, ja bewundert, doch um den Menschen bekümmerte man sich blutwenig, und im erschütternden Ton des Gedichtes „Das letzte Almosen“ wollte Niemand begreifen, daß dies nicht mehr Dichtung sondern Wahrheit, das Vorgefühl eines brechenden Herzens sei.

Die trüben Ahnungen seines fiebernden Herzens sollten sich nur zu bald erfüllen. Bleibt er noch länger, so ist er wieder dem Elende preisgegeben, von dem Almosen seiner Freunde zu leben, ist er zu stolz.

Er will sich wieder dem Theater zuwenden und beschließt, nach Siebenbürgen zu gehen, von wo er nicht eher wieder zurückkehren will, als bis er ein berühmter Schauspieler geworden wäre. Von diesem Entschlusse ließ er sich nicht mehr abbringen. Er besorgte die nöthigen Einkäufe, aus zwei Tricots (einem fleischfarbenen und einem schwarzen), einem Attila, einem Frack und einer schwarzen Hose bestehend. So ausgerüstet, braucht er nicht, wie die anderen Comödianten, bei jeden Auftreten die nöthigsten Kleidungsstücke auszuborgen.

Am Abend vor der Abreise feierte Petöfi mit seinen besten Freunden ein Abschiedsfest im Stadtwäldchen, er ruderte im Teiche, was seine Leidenschaft war, hierauf traktirte er die lustige Gesellschaft. Am nächsten Morgen bestand sein ganzes Vermögen nur mehr aus einigen Gulden.

Petöfi's nächstes Reiseziel war Mezö-Berény, wo er bei seinem Freunde Orlai, der sich bereits dem Malerberufe gewidmet hatte, einige Tage verweilen wollte.

Doch aus den Tagen wurden Wochen, Orlai ließ seinen Freund nicht ziehen. So verblieb dieser bis über die Weinlesezeit.

XVIII.

Ein Winter in Debreczin.

Als Petöfi in Erfahrung gebracht hatte, daß Director Komlossy in Debreczin eine Gesellschaft zusammenstelle, eilte er dorthin.

In Debreczin fand er herzliche Aufnahme bei Albert Pákh, der hier bei einer Beamtenfamilie eine Stelle als Erzieher gefunden hatte. Petöfi hatte Pákh, wie wir wissen, bereits in Oedenburg kennen gelernt. In innigeren Verkehr trat er jedoch mit ihm erst in Debreczin.

Director Komlossy gedachte mit seiner Gesellschaft außer in Debreczin auch in Großwardein und Klausenburg zu spielen. Petöfi

fand bei Komlossy Engagement und trat in Debreczin zugleich mit Fáncsy auf, dem trefflichen Charakterdarsteller des Nationaltheaters, der hier im „Kaufmann von Venedig" gastirte. Petőfi spielte den Prinzen von Marokko, und wurde — ausgelacht. Was kümmert's ihn? Er ist überzeugt, daß die urtheilslose Menge sein Können unterschätze. Leider theilte sein Director die Ansicht des Publicums. Wahrscheinlich war der Mißerfolg die Ursache, daß Komlossy mit Petőfi weniger rücksichtsvoll verfuhr und an ihn das Ansinnen stellte, in den Opernvorstellungen als Chorsänger mitzuwirken.

Petőfi, der sozusagen die Melodie der Sprache in Noten gesetzt, hatte keinen Sinn für Musik. Ein großer Freund des Volksliedes aller Zeiten und Literaturen, hat er nur deren Inhalt, nie aber deren Melodie auf sich wirken lassen. Seine Geringschätzung der Musik ging so weit, daß er nach seinem eigenen Geständnisse nie eine Oper besuchte. Komlossy's Verlangen wies er daher voll Entrüstung zurück. Dieser Zwischenfall führte zum Bruche. Der Director ließ den unbrauchbaren und widerborstigen Comödianten leicht ziehen. Da machte ein armer, halbverhungerter Director Petőfi den Vorschlag, er möge seiner Gesellschaft, die aus fünf Personen bestand, beitreten, er bekäme gute Gage und gute Rollen. Die letzteren konnte der gute Mann leichter versprechen, als das erstere. Nach einem herzlichen Abschied von Pákh verließ Petőfi, der mit seinem neuen Director bald handelseins geworden war, Debreczin.

Die Comödianten zogen vorerst nach Diószegh im Biharer Comitate, wo sie ein paar Wochen verweilten, von hier schlugen sie sich nach Székelyhid, wo sie sich drei Wochen aufhielten.

Petőfi bekam wirklich große Rollen, er war der Beste in der Truppe, die zumeist aus solchen Kräften zusammengesetzt war, die man in anderen Gesellschaften ausgemustert hatte. Petőfi war trotz der Nothlage, in der sich die armen Teufel stets befanden, anfangs guter Dinge, denn er konnte sich so recht vom Herzen ausspielen.

Das Publicum allerorten demonstrirte gegen die höchst fraglichen Kunstgenüsse durch Zischen und Pfeifen und was noch schlim-

mer, durch sein Fernbleiben. Seinem bittren Unmuth machte der Dichter-Comödiant in den Worten Luft:

Ei der häkeligen Menge!
Es ist wahrlich ein Skandal:
Uns're Truppe zu empfangen
Johlend, zischend alle Mal.

Und was man bei dem Fiasko
Ueberdies für Einnahm' hat!
Ganz verschuldet flieh'n die Künstler
Früher, später aus der Stadt.

Zweimal einen Fuchs zu schinden,
Geht, Ihr Herren, doch nicht an;
Werden wir schon ausgepfiffen,
Sei's bei vollem Hause dann!

In Székelyhid trübte sich die Einigkeit zwischen den Mitgliedern und dem Director, in Folge dessen sich die Gesellschaft auflöste.

Petöfi war wieder ohne Brod. Schwerer als je empfand er nun sein trauriges Geschick, das ihn schon seit vier Jahren verfolgte.

Zu den bitteren Entbehrungen gesellte sich hier noch die Krankheit. Schon auf dem Wege von Mezö-Berény nach Debreczin hatte sich ein schleichendes Fieber eingestellt, die Aufregungen und Strapazen des Berufes schwächten ihn vollends, so daß er in Székelyhid nicht mehr auftreten konnte. Er war zum Skelette abgemagert. In dieser traurigen Lage blieb ihm nichts anderes übrig, als nach Debreczin zurückzukehren, dort hatte er wenigstens einen vertrauten Freund.

Eines Abends fand der heimkehrende Pákh auf der Schwelle seiner Thür einen jungen Mann von erschreckender Blässe, in kothiger und zerfetzter Kleidung liegen. Pákh neigte sich über den Ohnmächtigen. Es war Petöfi. Er trug den Freund in's Haus und legte ihn auf sein Bett. Als der Kranke wieder zur Besinnung kam, erzählte er von seinen Erlebnissen, seitdem er den Freund nicht gesehen, von seinen neuen Hoffnungen und seinen neuen Enttäuschungen. Als er Székelyhid verlassen, sei er irgendwo zusammen-

gebrochen und krank liegen geblieben, um sich einige Groschen zu verschaffen, habe er seine Kleidung gegen diese elenden Fetzen eingetauscht, dann habe er sich mit Anspannung aller Kraft hierher geschleppt.

„Ich bin zu Dir gekommen, Freund," sagte er mit matter Stimme, „damit ich, wenn ich sterben sollte, wenigstens Jemanden habe, der mich begräbt."

Er starb nicht. Der schwarze Schatten des Todes umschwebte jedoch sein Lager. Seine stahlharte Natur kämpfte mit dem Fieber.

Mächtige Gedanken kreisten in seinem Gehirn, und was der Kranke im Delirium gesprochen, waren leidenschaftliche Ergüsse einer Dichterseele.

Allmählich erholte sich Petöfi. Kaum dem Tod entronnen, entflieht er auch den Armen des Freundes. Páky lebte kärglich von dem bescheidenen Verdienst als Erzieher. Petöfi wollte dem Freunde nicht zur Last fallen.

Bei einer armen Frau, der Billeteurin des Debrecziner Theaters, fand er mütterliche Pflege und Wartung. Die gute Alte nahm den von Gott und den Menschen verlassenen Comödianten bei sich auf. In ihrer Herzensgüte dachte sie sich, er wird dir die Mühen und Kosten schon vergelten, wenn er einmal zu Geld kommen sollte. Und sie täuschte sich nicht.

Es war ein schrecklicher Winter, den der darbende und sieche Petöfi in Debreczin verlebte. In Vers und Prosa ließ er diese Stadt den ganzen Groll seines Geschickes entgelten.

Ach Debreczin,
Kömmst du mir in den Sinn!
Viel ist's, was ich in dir gelitten habe,
Viel Gram und Pein. — — — — — — — —
In dieser Noth war Eins, was Trost mir bot,
Daß ich erduldet schon viel größ're Noth.

(Max Farkas.)

In seinen Reisebriefen schreibt Petöfi (1847) seinem nachmaligen Freund Kerényi:

„Warst Du schon in Debreczin, Freund? Sahst Du schon

diese Stadt der Wüste oder diese wüste Stadt? Wenn Du im Staub ersticken willst, komme hierher, Du erreichst hier am Sichersten Dein Ziel; doch halte Dir die Nase zu, denn sonst trifft Dich in Folge des Speckgeruches der Schlag noch eh' Du im Staub erstickst. Wie viel Speck, wie viele gemästeten Schweine giebt's hier und der Geist ist doch so mager, daß seine Knochen nur so klappern, wie die der hierortigen berühmten Karrengäule. Wenn man hier auch Bücher kauft, so geschieht dies nur, um in das Papier den Speck zu wickeln. Den Winter 1843/44 habe ich in dieser fetten Stadt zugebracht, hungernd, frierend und krank, bei einer armen aber guten alten Frau. Gott segne sie. Wenn sie nicht für mich gesorgt hätte, müßte ich Dir diesen Brief aus der anderen Welt schreiben. Ich war ein recht verlassener kleiner Wandercomödiant, auf den weder Gott noch die Menschen achteten."

Petöfi war tief unglücklich. Das lange Siechthum hatte seinen Lebensmuth erschüttert, er fühlte seine Kraft erlahmen, noch ehe er das Ziel erreicht, nach dem er mit allen Fibern seiner Seele strebte.

Hunger und Noth sind gar brutale Gesellen, wie Wölfe beißen sie sich bis tief in's Innerste des Menschen durch und zerstören sein ganzes Sein. Seine Brust ist voll himmelstürmender Empfindungen, sein Kopf erzeugt eine gewaltige Idee nach der andern, aber die Blüthe kann nicht reifen, weil der rauhe Nord sie zerstört, weil die Noth am Wege lauert und die Sorge niemals weicht. Und diese Finsternisse sind es, welche dem Genie den klaren Blick rauben, ihm die herrlichsten Bilder trüben und die stolzesten Träume verdunkeln. Petöfi empfand damals wie noch nie das Martyrium des Genies.

Ja wohl, es war ein schrecklicher Winter, den Petöfi in seinem elenden, ungeheizten Zimmer verlebte. Und nicht nur die schlimme Gegenwart, auch die trübe Zukunft bekümmerte ihn. Ein Anderer wäre unter der Last der Entbehrungen und Selbstvorwürfe zusammengebrochen. Doch die Größe des Unglücks vermehrte Petöfi's Energie.

Verlassen und einsam lebte er hier ganz seinen Studien. Er

lernte gründlich französisch und las ästhetische und dramaturgische Werke, wie Tieck's „Dramaturgische Blätter" und Rötscher's „Kunst der dramaturgischen Darstellung".

Ganz am Ende der Stadt, in der letzten Häuserreihe, nahe dem katholischen Spitale, war die Lehmhütte der Frau Fogas. Dort hauste Petöfi in einem kleinen Stübchen. Vom Fenster hatte er die Aussicht auf den Galgen. Oberhalb des Bettes, das mit einem zerfetzten Pferdekotzen bedeckt war, hingen statt der Heiligenbilder die vergilbten Porträts von Vörösmarty und Schiller, den congenialen Meistern des erhabenen Pathos. Als Schreibtisch diente ein alter Herd, zum Kochen gab es ja hier ohnehin nichts, auch war der Bewohner des elenden Gelasses zu arm, um Holz zu kaufen. Der Rauch der Pfeife war der einzige Rauch, der zum Schlott hinaus qualmte, und an dieser Tabakspfeife erwärmte er die erstarrten Finger. Auf dem elenden Herd schrieb Petöfi seine Verse, hier las er beim Schein eines Talglichtes Béranger und Heine. In den sangbaren Liedern dieser Poeten findet er nun seine Vorbilder.

Gleich nachdem Petöfi nach Debreczin zurückgekehrt war, und als er sah, daß er den Winter zwischen den kalten Mauern des „calvinistischen Roms" verbringen müsse, schrieb er an Ign. Nagy und bat ihn um ein Darlehn von 40 Gulden, das er nach Wiedererlangung seiner Kräfte rückstatten wolle. Unter gleichem Datum schrieb er an Bajza und schilderte ihm seine traurige Lage, „die schwärzer noch als seine Tinte". Ob Petöfi das Geld erhalten oder nicht, darüber fehlen die Daten. Hat er es bekommen, so war es viel zu wenig, ihn aus dem Elend zu retten.

Außer mit Nagy und Bajza war er in keiner Fühlung mit den literarischen Kreisen der Hauptstadt. Jedenfalls war dies seine Schuld, denn Vörösmarty und Vachott hegten für ihn große Sympathie und sie hätten sich gewiß nach Kräften bemüht, seine Lage zu verbessern. Petöfi ist ungerecht, wenn er in dem Briefe an Bajza schreibt: „Es giebt noch Einige, die ich sehr schätze und die ich bitten würde, manchmal meiner zu gedenken,

doch ich bin ein viel zu geringes Wesen, eine solche Bitte zu wagen." Der Ton erzwungener Bescheidenheit klingt hier wie Ironie. Wir wissen, daß dieser Brief nicht ohne Antwort blieb, doch ist leider diese Antwort nicht erhalten. Dies Schreiben würde einen interessanten Einblick über den Einfluß, den Bajza auf Petöfi ausgeübt, gewährt haben.

„Die Musen meiden mich, alles, was ich schreiben konnte, seitdem ich Pest verlassen, waren zwei bittere Volkslieder," so seufzt Petöfi in obigem Brief an Bajza.

Doch diese zwei Volkslieder sind das Schönste, was Petöfi bisher geschrieben hatte. Heute kennt und singt sie jedes Kind im weiten Ungarland.

Liebe, Liebe, ach die Liebe
Ist ein Schacht, gar tief und trübe;
Ich auch fiel hinein, — sitz' drinnen,
Taub und blind und halb von Sinnen.

Hör' nicht, wenn mit Glockenklingen
Vaters Schafe mich umspringen;
Seh' nicht, wenn sie in die Saaten,
In die grünenden, gerathen.

Meine Mutter gab die Tasche,
Mir gefüllt mit Brod und Flasche,
Doch ich ließ sie in den Garben,
Und so muß ich kläglich darben.

Theure Eltern, drum verzichtet,
Daß Ihr jetzt durch mich was richtet;
Wenn ich fehle, tragt's mit Ruhe —
Weiß bei Gott nicht was ich thue!

Das zweite Lied lautet:

Meine Flöt' entstammt der Trauerweide,
Deren Wurzel tief in's Grab sich dehnt,
Dort schnitt ich sie ab am Grabeshügel:
Ist's ein Wunder, daß sie traurig tönt?

Dort bist du, mein schöner Stern, versunken,
Nie mehr schaue ich nun deinen Strahl:
Sollte sich nicht meine Welt verdunkeln,
Mir mein Leben da nicht sein zur Qual?

Heimwärts ziehen Abends meine Schafe,
Und ich hin zum Grabeshügel geh',
Hoch der Mond wirft seine blassen Strahlen,
Meine Flöte tönet aus mein Weh.

So lang wird der Gram mein Herz erfüllen,
So lang seufzt mein Leid in meinem Lied,
Bis einmal die Seele mit den Tönen
In die andre Welt hinüber zieht.

(J. Goldschmidt.)

Die Studien, denen er sich mit ganzem Eifer hingab, und der tägliche Verkehr mit Pákh machten Petöfi das Leben in Debreczin einigermaßen erträglich.

Doch diese Freundschaft blieb nicht ungetrübt. Petöfi war ein aufbrausender Mensch, der sich vom Jähzorn leicht hinreißen ließ. Einmal war Pákh gerade mit seinem Schüler beschäftigt, als Petöfi in's Zimmer stürzte und den Freund in trivialer Weise bebegrüßte. Pákh fühlte sich durch dies Benehmen in Gegenwart seines Schülers verletzt und wies Petöfi zur Thüre hinaus. Mehr hatte dieser empfindliche Mensch nicht gebraucht. Am nächsten Tag trat Petöfi ohne ein Wort zu sprechen zu Pákh in's Zimmer, legte ein Blatt Papier auf den Tisch und entfernte sich, ohne den Freund eines Blickes zu würdigen. Auf dem Blatte stand ein wildes Gedicht, in welchem er Pákh die Freundschaft kündigte. Trotz der heftigen Ausfälle gefiel Pákh dies Gedicht so sehr, daß er es in seinem Edelmuthe selbst in's „Athenäum" sandte. Pákh hegte keinen Groll, auch Petöfi sah seine Uebereilung ein, bald war das traute Verhältniß wieder hergestellt. Solche Freundschaft findet sich nicht oft. Petöfi empfand voll Dankbarkeit die Theilnahme, die sich nicht nur in Worten äußerte. Im Verkehr mit dem edlen Freunde gab er sich so wie er war. Seine schwärmerische Seele warf alle Fesseln ab. Er sprach mit ihm von seiner glänzenden Zukunft, und den Erfolgen, die er erringen werde. Vertieft in solche Traumbilder, merkte er kaum das skeptische Lächeln, das unwillkürlich Pákh's Lippen umspielte. Dieser würdigte vollauf die Verdienste seines Freundes, doch war er auch mit Humor begabt, um den Gegensatz zwischen der rauhen Wirklichkeit und den zukunfts=

frohen Träumen zu erkennen, wenn er von dem flammenden und verklärten Antlitz des Poeten auf dessen erbärmliches fadenscheiniges Flausröckchen blickte. Es war nothwendig, daß der arme Teufel seine Lumpen als Adlerflügel betrachtete, und auch so schien sich das Ziel, dem sein Genius mit unruhiger, kühner und doch vollbewußter Kraft entgegenstrebte, in unerreichbaren Fernen zu verlieren.

In Debreczin hatte Petöfi viel über seine Zukunft nachgedacht, durch die vielen Mißerfolge war er endlich zur Ueberzeugung gelangt, daß er nicht zum Schauspieler geboren.

Bajza und Vörösmarty hatten sich schon bei einigen Gelegenheiten günstig über ihn geäußert, auch hatten seine Gedichte beim Publicum bereits Anwerth gefunden, und Adolf Frankenburg, der Redacteur der belletristischen Zeitung „Életképek“ (Lebensbilder), forderte damals Petöfi in einem Briefe auf, gegen entsprechendes Honorar ständiger Mitarbeiter seines Blattes zu werden. Petöfi's Seele dürstete darnach, ein offenes und entschiedenes Urtheil über seine Fähigkeit zu erfahren.

Er stand am Kreuzweg des Lebens. Von seiner Sendung als Dichter war er wohl überzeugt, doch er war ja auch von seinem Können als Schauspieler durchdrungen und hatte dennoch nur Mißerfolge geerntet.

Er beschloß, sich freimüthig an Vörösmarty zu wenden, den er verehrte und liebte. Fiele Vörösmarty's Urtheil günstig aus, dann würde er die Dichtkunst als eigentlichen Lebensberuf erwählen, und sein zielloses Herumstreifen hätte ein Ende. Sein oder Nichtsein war nun die Frage. Und diese Frage mußte sich bald entscheiden. Denn so gestählt und sehnig auch sein Körper war, so stand sein Gemüth dennoch unter den augenblicklichen Eindrücken.

Trotz der grimmigen Kälte ging Petöfi daran, seine Gedichte zu sichten und zu ordnen. Das ordinäre, grünlich gelbe Papier, auf dem er seine Verse mit vor Kälte und Aufregung zitternden Händen niederschrieb, bildet einen ergreifenden Beweis von der Armuth des Dichters. Als er seine Gedichte rein abgeschrieben hatte, konnte ihn nichts mehr in Debreczin zurückhalten. Er mußte

fort, damit seine Seele, die zwischen Zweifel und Hoffnung schwankte, Ruhe fände.

Eines schönen Tages stürmte Petöfi zu Pákh. Er pflegte immer mit der Thür in's Haus zu fallen. Vor ihm stehen bleibend, frug er:

„Hast Du zu mir Vertrauen?"

Pákh bejahte.

„Doch ein so großes Vertrauen, daß Du selbst in das, was ich Dir nun sagen will, keinen Zweifel setzest."

Pákh schwur, daß er dem Freunde unbedingt vertraue.

„Nun denn, nimm Deinen Hut und folge mir."

Wohin und zu welchem Zwecke, davon ließ er kein Wort verlauten, sondern führte Pákh durch die kothigen Straßen der Stadt in's Häuschen, wo er wohnte, dort ließ er ihn am kalten Herde niedersetzen, gab ihm die Feder in die Hand und dictirte:

„Ich, Albert Pákh, verpflichte mich, für den Fall, daß Alexander Petöfi seine Schuld von 150 Gulden-Schein an Frau Fogas nach 45 Tagen nicht zurückzahlen sollte, bis zur Höhe dieses Betrages die Bürgschaft für ihn zu übernehmen und an seiner Statt zu zahlen. Datum u. s. w."

Pákh unterschrieb ohne Weiteres. Frau Fogas faltete das Document fürsorglichst zusammen und legte es in ihren Schublad-kasten. Pákh war nicht in glänzenden Verhältnissen, die 150 Gulden bildeten gewiß den vierten Theil seines Jahreseinkommens. Durch diese Bürgschaftserklärung bewies er in der That, welch' unbedingtes Vertrauen er in seinen Freund setzte. Dennoch konnte er nicht umhin, zu fragen, womit dieser in so kurzer Zeit die fragliche Summe Geldes beschaffen wolle. Petöfi wies auf ein Paquet Schriften und sagte voll Selbstbewußtsein: „Durch meine Gedichte." Dann setzte er hinzu: „Und wenn ich auf den Knieen von Haus zu Haus rutschen müßte, um die Schuld zusammenzubetteln, so kannst Du versichert sein, daß ich Dir das Geld am bestimmten Tag senden werde."

Beim Abschied bereiteten ihm die Schüler des Debercziner Collegiums eine sinnige Ueberraschung. Ein Gedicht von Petöfi

war kürzlich in Musik gesetzt und die „Életképek" hatten in der letzten Nummer die Notenbeilage gebracht, ohne daß Petöfi davon etwas gewußt hatte. Als Petöfi seinen letzten Besuch im Collegium machte, sagten die Schüler: „Stimmen wir nun Sándor zu Ehren ein Lied an." Und sie begannen seine Verse zu singen.

Diese einfache Huldigung that ihm unendlich wohl.

Petöfi drückte den jungen Freunden warm die Hände, nahm Hut und Stock, steckte das Bündel Gedichte zu sich und machte sich auf den Weg.

XIX.

Am Scheidewege.

„Von Debreczin" — schrieb er 1847 — „wanderte ich im Februar 1844 nach Pest, in abgetragenem Gewande, zu Fuß, mit ein paar Zwanzigern und einem Bande Gedichte in der Tasche. Auf diesen Gedichten beruhte all' meine Hoffnung, ich dachte: kannst du sie verwerthen, gut! wenn nicht, auch gut . . . dann wirst du Hungers sterben oder erfrieren und alles Leiden hat ein Ende. Einzig und allein ging ich durch die Hegyalja und traf mit keiner Seele und keinem lebenden Wesen zusammen. Jeder Mensch suchte ein Dach, denn das Wetter war grausig. Der heulende Sturmwind peitschte den mit Schnee gemischten Regen gegen mich. Auf meinem Antlitz froren die Thränen, die mir das Unwetter und das Elend erpreßten."

So wandert Petöfi in gerader Linie bis Tokay, da aber die Theiß ausgetreten war, mußte er den Umweg über Erlau nehmen.

Es schneite in dichten Flocken, die Erde war wie in ein Leichentuch gehüllt. Von der Debrecziner Straße nahte ein Jüngling der Stadt Erlau. Ein sonderbarer Mensch, der bei solchem Wetter auf der Landstraße weilt.

In Erlau ging er geradenwegs in's Liceum und erkundigte sich nach dem Freunde Tárkányi.*)

Tárkányi sei im Priesterseminar zu finden, wird ihm bedeutet.

Auch in's katholische Seminar von Erlau war jener Geist gedrungen, der sich namentlich in den evangelischen Schulen des Landes mächtig rührte und der das patriotische Gefühl in den empfänglichen Seelen der Jugend wach rief. Auch hier hatten die Jünglinge einen Leseverein gegründet, um durch edle Unterhaltung Gemüth und Geist zu bilden. Es wurden patriotische Dichtungen vorgetragen, auch mußte ein jedes Mitglied des Verbandes schriftliche Arbeiten einreichen, die in der Versammlung gelesen und kritisirt wurden. Die Bibliothek wurde stetig vermehrt, Berathungen über den Einkauf neuer Bücher gepflogen, alle nennenswerthen belletristischen Blätter eifrigst gelesen und über die in Bücher und Zeitschriften zerstreuten Werke der nationalen Dichter Meinungen und Ansichten ausgetauscht. So ist's wohl nicht zu verwundern, daß der Name Petöfi den strebsamen Jünglingen bereits geläufig war.

„Petöfi ist hier!“ Diese Worte klangen im Institute von allen Lippen, und alle beeilten sich, den berühmten Sohn des Vaterlandes kennen zu lernen. Tárkányi's Stübchen war bald überfüllt.

Nach seinen Gedichten hatten sich die Seminaristen Petöfi als einen muthigen, kecken und verwegenen Burschen gedacht; wie groß war nun ihre Enttäuschung. Dieser unansehnliche junge Mensch, der kaum zu sprechen wagte, wäre der Dichter der übermüthigen und gluthvollen Trink- und Liebeslieder? Es gab welche, die zweifelnd den Kopf schüttelten. Der Gast wurde zu Tische gebeten. Es war für guten Erlauer Wein gesorgt. Kaum war sein Glas geleert, wurde es auch rasch von dem Tischnachbar gefüllt. Noch immer saß er müde und sprachlos im Kreise der jungen Leute, doch der feurige Wein löste auch seine Zunge. Er hebt sein Haupt, das müde auf die Seite gehangen, mit den Augen, die auf den Boden geschweift,

---

*) Adalbert Tárkányi, der im selben Jahre (1844) seine priesterlichen Weihen empfing, wurde später Secretär und Gesellschafter des Erzbischofs von Erlau, J. L. Pyrker, des Verfassers des langathmigen Epos Thunisias. Tárkányi schrieb einige schöne Gedichte im Volkstone.

überschaut er in gluthvollen Blicken seine Gastgeber, bald läßt er sich mit dem Einen oder Andern in ein Gespräch ein. Die eisige Kruste, die Kummer und Noth um sein Herz gelegt, thaut auf; die gute Laune und der reiche Witz kehren mit sieghafter Kraft zurück und sein Genius offenbart sich in seiner ganzen Größe. Mit einer Bewunderung, die mit inniger Theilnahme gepaart ist, schauen die Jünglinge auf den Dichter.

Die Jugend allerorten, selbst unter der Kutte, begeistert sich ja für alles Schöne und Große. Die Seminaristen erkennen, daß dies in der That jener glänzende Stern sei, der plötzlich am Himmel der Nation aufgetaucht, um nimmer zu verlöschen und dessen Strahlen nun durch die vergitterten Fenster der Klosterschule gefallen und die empfänglichen Herzen der Jugend erleuchtet. In jubelnder Begeisterung umarmen die katholischen Priesterzöglinge den protestantischen Dichter. Das warme Herz und die feurige Begeisterung haben die Schranken der Religion überbrückt. Petöfi war glücklich, es that ihm unendlich wohl, daß die Jugend, die Hoffnung des Landes, seinen Namen schätzte und seine Gedichte liebte. Vergessen war Noth und Elend, alles erduldete Leid und zitternd klang seine Seele wie die Memnonssäule.

Nach Wanderpoetenart lohnte er im Liede die edle Gastfreundschaft. Von der Begeisterung der Freunde hingerissen, improvisirte er ein schwungvolles Trinklied. Hierauf nahm er einige beschmutzte, bekritzelte Papiere aus seiner Tasche und las zur großen Freude seiner Zuhörer einige Gedichte vor.

Es war wohl natürlich, daß die jungen Geistlichen außerhalb der Schule jede freie Zeit mit Petöfi verbrachten, der sich jetzt schon ganz frei und unbefangen unter ihnen bewegte.

Am dritten Tag war Petöfi bereits wieder unruhig und wollte um jeden Preis fort. Nach vielem Drängen gab er noch einen Tag zu. Nachmittags, als die jungen Leute bei den Vorlesungen waren, begann er zu schreiben. Nach der Schule eilten sie zu dem geliebten Gast, der ihnen seinen Dank in drei herrlichen Strophen aussprach.

Des anderen Tages ging er fort, die übrigen Strophen schrieb er auf dem Wege. So entstanden die „Erlauer Klänge“.

Schade, daß Petöfi von den reichen Gelagen nicht auf seiner Reise zehren konnte, er mußte häufig das arabische Sprüchwort befolgen: „Iß in der Oase und faste in der Wüste.“

Die hübsche Stadt und das gastfreundliche Seminar versank im Nebel der Entfernung und der gefeierte Gast irrte wieder zu Fuß auf der zu Stein und Bein gefrorenen Landstraße der Hauptstadt zu. Es mußte ihm wohl Etwas das Herz erwärmen, daß er der grimmigen Kälte nicht mehr achtete. Die flammende Begeisterung der Jugend hatte neue Hoffnung in seine Seele gesenkt. Und diese Begeisterung war ihm nicht nur die Wegzehrung auf qualvoller Wanderung, sie bot ihm auch Aussicht auf Anerkennung. Von den Stürmen der Mátra hart mitgenommen, schritt er muthig fürbaß. Was Kälte und Hunger! Er hat sein Vertrauen in sich selbst wiedergefunden, nun kann er leicht allen Widerwärtigkeiten trotzen.

In Pest suchte er seine alten Freunde auf. Er erzählte ihnen von dem schrecklichen Winter, den er in Debreczin zugebracht. Er sei nach Pest gekommen, um sich mit Vörösmarty und Bajza zu besprechen, eventuell ihre Proctetion zu erbitten, damit seine Irrfahrten ein Ende hätten.

Aus der Garderobe seiner Freunde stellte sich Petöfi eine passende Kleidung zusammen und als der äußere Mensch wieder präsentabel war, steckte er sein Bündel Gedichte in die Tasche und machte sich auf den Weg.

In seinen Reisebriefen schrieb er später:

„Ich stand auf dem letzten Punkte, ein verzweifelter Muth überkam mich und ich ging zu einem der größten Männer Ungarns mit einem solchen Gefühl, mit welchem der Spieler sein letztes Geld auf eine Karte setzt, ob Tod oder Leben. — — — —

Und dieser Mann, dem ich mein Leben verdanke und dem es auch das Vaterland zu danken hat, wenn ich ihm Etwas genützt oder nützen werde, dieser Mann heißt Vörösmarty. — — — —

O mein Leben war überreich an Kümmernissen und wenn ich jetzt glücklich bin, habe ich es redlich verdient. Sechs Jahre war ich von Gott und den Menschen verlassen, ein Vagabund. Sechs

Jahre lang verfolgten mich zwei dunkle Schatten, das Elend und der Seelenschmerz. — Es waren dies jene sechs Jahre, die sonst die schönsten des Lebens, und nur für die Freude geschaffen zu sein pflegen: vom 16. bis zum 22. Jahre. Aber gut, daß es so gekommen ist; wer nie unglücklich gewesen, der kann das Glück nicht schätzen. Und gut, daß ich auf einmal ausgelitten, was Andere durch's ganze Leben hindurch stückweise zu erleiden haben. Je stürmischer der Frühling gewesen, einen um so heiterern Sommer und Herbst darf ich erhoffen."

Als Petöfi wieder mit seinen Freunden zusammentraf, konnten ihn diese kaum erkennen, so sehr hatte das Glück sein Antlitz verklärt. Er fühlte sich verstanden, anerkannt. Vor Freude strahlten seine Augen als er erzählte, wie warm ihn der Alte empfangen und wie lieb und herzlich er ihm nach dem Durchlesen der Gedichte seine Achtung und Bewunderung zu erkennen gegeben. Vörösmarty habe sich vorbehalten, für diese Gedichte selbst einen Verleger zu suchen.

Daß sich Bajza dem jungen Dichter gegenüber nicht so begeistert äußerte wie Vörösmarty, war bei dem kühleren Wesen und dem kritischen Gefühle dieses Mannes wohl selbstverständlich, doch auch er interessirte sich lebhaft für seinen alten Schützling und da er ja durch seinen Briefwechsel mit Petöfi von dessen pecuniärer Lage unterrichtet war, erklärte er sich bereit, einige von Petöfi's Gedichten gegen entsprechende Vergütung im „Athenäum" zu veröffentlichen.

Petöfi war glücklich wie noch nie. Was er in seinen kühnsten Träumen erhofft, gewann nun greifbare Wirklichkeit. Und was sein Herz höher schlagen ließ, war die Aussicht, daß eine halbwegs gesicherte Existenz seinen strengen aber gerechten Vater wieder versöhnen würde.

Vörösmarty sprach im Nemzeti kör (Nationalclub) mit Begeisterung von dem jungen Dichter, dessen Phantasie, Schwung und Leichtigkeit des Schaffens ohne Gleichen sei.

Dieser Club hatte sich aus höchst bescheidenen Anfängen zu einer politischen und literarischen Bedeutung entwickelt.

Vörösmarty, Bajza, Egressy und andere Schriftsteller und Künstler und einige wackere Bürger hatten Abends ihren Stammtisch im Gasthaus zur „Schnecke" auf dem Rosenplatz. Daß sich dieser Kreis immer mehr vergrößerte und daß die Unterhaltung sich wesentlich von der einer gewöhnlichen Wirthshausgesellschaft unterschied, ist leicht begreiflich. Der Gedanke lag nahe, einen Club zu gründen.

Mit dem Aufschwung des öffentlichen Lebens bekam auch dieser Club eine politische Färbung. Hier las Vörösmarty seine patriotischen Dichtungen vor. Später wurde auch ein Taschenbuch (Ellenör) herausgegeben mit Beiträgen der Clubmitglieder.

Vörösmarty war nach 14tägiger vergeblicher Bemühung, für Petöfi's Gedichte einen Verleger zu finden, auf den Gedanken gekommen, den Nemzeti kör, dessen Ziel die Förderung alles nationalen Strebens war, zu bestimmen, die Herausgabe dieser Gedichte zu übernehmen. Darüber sprach er mit Petöfi's wackerem Freund Anton Várady und mehreren anderen Mitgliedern, von denen er ein lebhaftes Interesse für Poesie voraussetzte. Várady, bei dem Petöfi wieder Aufnahme gefunden, war der Secretär des Clubs, er machte selbstverständlich Petöfi's Angelegenheit zu seiner eigenen und bearbeitete mit Vörösmarty und Bajza auch die übrigen Mitglieder. Gleichwohl fand Vörösmarty's Antrag wenig Anklang und wäre ohne Zweifel durchgefallen, wenn nicht Caspar Toth, ein wackerer Schneidermeister, sich erhoben und gesagt hätte: „Was Vörösmarty empfiehlt, kann nicht schlecht sein; darum erkläre ich mich bereit, wenn sich Niemand finden sollte, die Druckkosten zu tragen, ja, ich strecke dem Dichter für augenblickliche Bedürfnisse die Summe von 30 Gulden vor."

Dieser edelmüthige Vorschlag brachte die gegnerischen Stimmen zum Schweigen.

So erschien die I. Sammlung von Petöfi's Gedichten (Petöfi versek, Budán 1844), für welche der Nemzeti kör dem jungen Dichter ein Ehrenhonorar von 150 Gulden zahlte.

Trotz der günstigen Kritiken und trotzdem Várady an sämmtliche vaterländische Lesevereine und Casinos Subscriptions-Auf-

forderungen, die mit Vörösmarty's Unterschrift versehen waren, verschickt hatte, konnten von dieser ersten Ausgabe von Petöfi's Gedichten kaum 700 Exemplare abgesetzt werden, so daß mit schwerer Mühe die Druckkosten hereingebracht wurden.

Petöfi sandte das Geld, das er für seine Gedichte erhalten hatte, nach Debreczin und zwei Tage vor der Verfallszeit hatte Pákh die Summe in Händen, für welche er die Bürgschaft übernommen und deren Beschaffung ihm bereits Sorgen bereitet.

Petöfi pflegte überhaupt sein gegebenes Wort unter allen Umständen zu halten und war in Bezug auf Erfüllung seiner Verpflichtungen stets von peinlicher Genauigkeit.

Bei seinem Gönner, dem Schneidermeister Toth, ließ er sich ein nationales Gewand nach eigenem Geschmack anfertigen und machte sich auf, um nach langer Abwesenheit die geliebten Eltern wieder zu besuchen.

Wenn auch der buchhändlerische Erfolg der ersten Ausgabe von Petöfi's Werken möglichst gering war, um so größer war der moralische Erfolg. Petöfi hat gleich bei seinem ersten Auftreten eine vollständige Umwandlung des herrschenden Literaturgeschmackes bewirkt.

„Bis dahin," sagt der geistreichste Kritiker Ungarns, Paul Gyulai, „würdigte man noch nicht sehr den volksthümlichen Ton, die kindliche Auffassung und die einfache doch energische Composition. Die meisten Gedichte unterschieden sich wenig von den Leitartikeln der von Kossuth redigirten politischen Zeitschrift „Pesti hirlap". Mehrere unserer Dichter hatten zwar sogenannte Volkslieder geschrieben, doch merkte man an ihnen den gelehrten Geruch, die vornehme Herablassung und die Gezwungenheit; und wenn einem der Besten ein solches Lied auch gelang, so hatte das ungarische Volk doch noch nicht jenen Dichter gefunden, der ganz sein eigen sein wollte. Der volksnationale Factor war noch nicht in völliger Reinheit und Stärke zu Tage getreten. Die Symptome wiesen aber darauf hin, daß er sich bereits nähere. Die Zeit machte sich auf seinen Empfang bereit und bahnt ihm den Weg. Die neuere Kritik Ungarns hatte schon ein halblautes Wort zu seinen Gunsten vernehmen lassen.

Erdélyi erklärte sich theoretisch wie praktisch für dies Element und begann seine ästhetischen Forschungen in diesem Gebiete, die dann zur Sammlung und Herausgabe von über 1700 Volksliedern führte. Die Kisfaludy-Gesellschaft schrieb die Preisfrage aus: „„Was ist das Volksthümliche in der Poesie"". Besonders aber regte sich dies Element auf der Bühne; schon hatten Gaal, Ignatz Nagy jenes nationale Volksschauspiel geschaffen, das später durch die so fruchtbaren Szigligeti und Szigeti so üppig aufschoß. Auch der Roman und die Novellistik wandten sich bereits durch Jósika, Ign. Nagy, und Kuthy dieser Richtung zu, Volksscenen schildernd. Im politischen Getriebe spielte der Bauernadel bereits eine große Rolle, und um bei den Wahlen die Stimmen der Massen zu erlangen, mußte man die Volksberechtigung anerkennen, ihr schmeicheln, mit den Bundschuhleuten trinken und singen. Der öffentliche Geist begann seit 1840 sich zwar langsam, doch entschieden den demokratischen Ideen zuzuwenden. Dieser Einfluß zeigte sich sogar in den Kleidermoden, die nicht blos national wurden, in denen man immer mehr dic Bauerntracht verfeinert copirte. Wie die Umgestaltung in der Politik vor sich ging, also auch in der Literatur. Eines wirkte auf das Andre und schob es weiter vor. Der Wendepunkt war nicht mehr fern. Die Gegenwart war im Zerwürfniß mit der Vergangenheit. Da trat ihr Dichter auf, und wie mit einem Zauberschlag war der neue Ton getroffen."

XX.

Petöfi's lyrische Dichtungen.

Wir stehen vor einem Wendepunkte im Leben des Menschen und des Dichters. Es ist ein Abschluß in seinem Ringen, die wüste Sturm- und Drangperiode ist vorüber, sein flammendes Herz gesundet.

Petöfi entsagt für immer dem Vagabundenleben, der Poesie der Landstraße. Er hatte wohl ein jämmerliches Dasein geführt,

harte Tage erlebt, Hunger und Durst gelitten, als er plan- und ziellos von einem Ende des Landes zum andern gewandert, doch freudig hatte er alle Kümmernisse ertragen, war er doch frei, ledig aller Fesseln. Seine Jugend war der Sorgen und Mühen über-voll. Er glich den Tannenbäumen, welche in den Granit des Hoch-gebirges ihre Wurzel schlagen und erst das feste Gestein zermalmen müssen, ehe ihre Fäserchen Kraft aus der Erde saugen können, dafür aber höher aufschießen, denn alle in fettem Boden wurzeln-den Bäume.

Inmitten aller Drangsale und Enttäuschungen sammelte er jene Ideengluth, mit welcher er eine ganze Nation zu erwärmen vermochte, jenen Idealismus, der die ganze Volksseele erleuchtete, jene Vaterlandsliebe, welche kein Fleckchen ungarischer Erde, keinen Ungarsohn unumklammert ließ.

Das zigeunerhafte Herumstreifen blieb nicht ohne Einfluß auf die Bildung von Petőfi's Charakter und seiner Poesie. Alle Lei-denschaften und Gefühle, die der Poet während seines Landstreicher-daseins empfunden, strömten in sangbaren Liedern aus.

Natürlich suchen und finden wir Anklänge an seinen doppelten Beruf in den ersten Gedichten.

Petőfi erzählt, wie er Soldat war, Infanterist, mit grünen Aufschlägen und Messingknöpfen, wie er's nicht weiter als bis zum Gemeinen gebracht, wie er sich bei Zeiten freigemacht, da es ihm sonst schlimm ergangen wäre; denn für solch eigensinnige Leute wie er, sei die Soldatenlaufbahn erschrecklich glatt. Er besingt jenen wackeren Freund bei den Soldaten, der getreulich Noth und Brod mit ihm getheilt.

Zahlreicher sind die Erinnerungen an das Schauspielerleben. Er spricht von mit Thränen gesalzenem Schauspielerbrod. Ein andermal klagt er über den Verfall der Schauspielkunst, über das „Kehricht der Welt", welches beim Theater ein Asyl sucht. Er nimmt Abschied von der Bühne und sagt mit schwerem Herzen dem romantischen Leben Lebewohl; denn die Welt ist ihm ohne Aben-teuer langweilig und wenn auch die Rosen, welche dort wachsen, viel größere Dornen haben, so giebt es doch nirgends schönere.

Die schwungvolle Epistel an den berühmten Schauspieler Gabriel Egressy ist eine Elegie über des Mimen vorüberrauschende Kunst, deren Ruhm an die Gegenwart gebunden, stets von der Parteisucht und ihren schlechten Leidenschaften bedroht ist.

Auch der Charakter des Vagabundenthums im Allgemeinen spiegelt sich in diesen Gedichten. Quellende Freude am Leben, die in zahlreichen Trink- und Liebesliedern aufjubelt und der es beim Faulenzen, das Pfeifchen im Munde, ganz bestialisch wohl zu Muthe ist; dazwischen Klagen über den bitteren Mangel, wie in dem „Winter in Debreczin". So wechselt seine Stimmung, bald aufjauchzend, bald in Thränen zerfließend, wie heller Sonnenschein mit Gewitternacht. Petöfi's Genius athmet denselben wechselvollen Reiz wie die ungarische Musik, in der sich tiefe Wehmuth mit wilder Lebenslust verbindet.

Seine Jugend, sein unstetes Leben, sein früher Tod hinderten ihn, die Lorbeeren des Epikers und Dramatikers zu erringen, doch früh schon schmückt der duftige Veilchenkranz des Lyrikers seine Stirn. Die Lyrik ist ja vorzugsweise die Dichtungsform der Jugend.

Noch hat Petöfi nicht tiefer in die Saiten seiner Harfe gegriffen, noch singt er nicht:

> Von allem Hohen, was Menschenherz erhebt,
> Von allem Tiefen, was Menschenbrust durchbebt.

Dennoch ergreifen seine Gefühlstöne das Herz mit räthselhafter Gewalt.

Seine kleinen Dichtungen sind Feldblumen, die wild am Wegesrande wachsen, benetzt vom Thau der Thränen, gereift im warmen Strahl der Begeisterung. Und der spielende Wind erfaßt diese lieblichen Blüthen und trägt sie fort über die Ebene, über Berg und Thal, und wo sich dieser duftende Blüthenregen niedersenkt, erquickt er Jung und Alt.

Die ursprüngliche Heimath seiner Poesien ist das ungarische Alföld (Tiefland). In einfachen Naturbildern, in köstlichen Genre-Scenen fühlt sich die Phantasie des Dichters zu Hause; hier ist die Lieblingsstätte seiner Gedanken und Träume.

So streift er über die weite Ebene und hält Rast in Bauerngehöften oder in elenden Pußtenschenken, der Tschárda. Seine Tasche ist leer, man giebt ihm zu trinken und zu essen, ist doch die Gastfreundschaft im weiten Ungarlande allbekannt. Oder er übernachtet am glimmenden Lagerfeuer mit den wilden Söhnen der Pußta, den Roßhirten.

Welch ein prächtiger Menschenschlag, der Csikós. Wie auf dem Pferde geboren, ein moderner Centaur, schweift er auf dem feurigen Renner durch die weiten Flächen der heimathlichen Steppen. Seine mächtige Peitsche pfeift durch die Lüfte und trifft die Flanke des rebellischen Pferdes. So wie die wilden Roßheerden, die auf der Pußta leben, weder Stall noch Zaum und Zügel kennen, so kennt auch der Csikós weder Dach noch Fach. Wild lebt er mit seinen wilden Pferden bei Wind und Wetter auf der Haide.

Noch wilder als dieser Roßhirte ist der Betyár, der in Verachtung aller Gesetze sorglos in den Tag hineinlebt. Findet er ein verirrtes Schaf, so schleppt er es mit sich, ohne sich viel darum zu kümmern, welchem Stalle es wohl entlaufen ist. Sieht er eine schönere Stute, einen feurigeren Hengst, rasch springt er der Beute auf den Rücken und eilt davon, ohne rückwärts zu schauen. Das Volk umgiebt den Betyár oder Szegény legény (armen Burschen) mit dem Nimbus einer gewissen berechtigten Romantik. Und wenn der Betyár am Galgen endete, so folgten ihm nicht allein die Thränen der Frauen, die seine Geliebten waren, sondern auch die Theilnahme der großen Menge und das Lob des Volkssängers.

Wenn Petöfi auch über den lockeren Begriff von Mein und Dein des Naturvolkes lachte, so zeigte er auch, wohin solche Ausschreitungen führen. Er ist eben kein pedantischer Moralist, sondern ein echter und rechter Freund des Volkes.

Wie packend ist die kurzathmige Volksballade von Zöld Marczi, dem ritterlichen Räuber der Pußta, der zum Reichen sagt: Her den Beutel! und zum Armen: Nimm den Beutel! Für sein Vergehen erleidet Zöld Marczi die Strafe am vierzackigen Galgen und Raben krächzen ihm das Todtenlied.

Wie ergreifend ist ein anderes Lied vom Betyáren:

> Es war die Wirthin dem Betyáren hold,
> Der aber hat die Wirthin nicht gewollt,
> Der Wirthin Pflegekind, die junge Maid,
> War des Betyáren einz'ge Seligkeit.

Darob wird das arme Mädchen von der eifersüchtigen Wirthin verstoßen und dem Tode preisgegeben. Als Rächer tödtet er die böse Wirthin.

> Darob verfiel dem Henker der Betyár,
> Ihm that's nicht leid, er freute sich sogar;
> Weil er, seitdem sein Mädchen lag im Grab,
> Für's Leben keine Pfeife Tabak gab.

Doch mit den Csikósen und Betyáren ist die lebendige Romantik der Haide noch nicht erschöpft. Jedes Zuchtthier hat seinen eigenen Hirten und jeder dieser Hirten hat seine besonderen Eigenheiten.

Der Gulyás hütet die Rinder auf ausgedehnter fetter Weide. Wie der Csikós, ist auch er gegen die tropische Hitze, wie gegen die nasse Witterung unempfindlich. Der Schweinehirte, Kanász, der wildeste und roheste unter dem Hirtenvolke, haust mit seinen Borstenthieren hauptsächlich in den Sumpfgegenden des Alfölds, und die Fischer oder Halásze wohnen längs der Theiß in einzelnen Uferhütten.

Im Gegensatze zur wilden Ungebundenheit dieser Naturvölker steht noch ein Typus der Haide, der Juhász oder Schafhirte.

In seinem Ernste und seiner unerschütterlichen Ruhe bildet er den Uebergang von dem wilden Pußtenleben zum einfach beschaulichen Leben des Ackerbauers. In den mächtigen Zottelpelz, den Bunda gehüllt, der ihn im Winter gegen die Kälte, im Sommer gegen die Hitze schützt und zugleich als Zelt und Lager dient, steht dieser Philosoph der Pußta auf seinen knorrigen Stab gestützt und blickt in die Weite. Sein Hund hält die Heerde zusammen. Er aber denkt und denkt, doch was er denkt, er weiß es selber nicht. Er empfindet etwas Unaussprechliches, von dem er sich nicht Rechenschaft zu geben vermag und dieses unaussprechliche

und unerklärbare Etwas spiegelt sich auf der feierlichen Ruhe seines Antlitzes.

Von der Pußta kann man die Grundzüge des ungarischen Nationalcharakters herleiten, die tiefe Melancholie, den feierlichen Ernst, das innerliche Vertiefen und Selbstgenügen und dann wieder die jauchzende Lust, die wilde Leidenschaftlichkeit, das schrankenlose Genießen.

Dort, wo die weite Steppe endet, beginnt das fruchtbare Ackerland. Der Bauer hat die wilde Poesie eingebüßt. Das Ideal seines Lebens ist nicht das flackernde Lagerfeuer, an dem sich die von der Tageshitze erglühte Phantasie in der Ausmalung von Bildern voll orientalischer Pracht und Herrlichkeit gefällt, sondern das zahme Herdfeuer, an welchem er von den Mühen des Tages sich ausruht. Der Bauer erzählt keine Zaubermärchen, er liest die Bibel und Geschichte. Er ist mehr reproductiv als selbstschöpferisch. Er weiß seine Gefühle zu beherrschen, ist berechnend, ruhig, nicht aufbrausend und zügellos, nur den Eingebungen des Augenblickes folgend, wie der Nomade.

Gemeinsam ist ihnen Allen, den Hirten, Betyáren, wie den Bauern, die heiße Liebe zur heimathlichen Scholle, die Vaterlandsliebe. Und aus dem geliebten Ungarlande holte Petöfi sich die Gestalten seiner Dichtung. Er ist der glühendste Schilderer und keckste Maler seines Volkes und seiner Heimath.

Auch die magyarische Frauenblume des Tieflands hat in den bunten und farbenglühenden Strauß von Petöfi's Poesien ihren eigenartigen Reiz und ihren Duft bewahrt.

Das ungarische Weib hat eine bestrickende Anmuth der Formen, frei, heiter und schwungvoll ist jede Linie. Ihr Wuchs ist schlank und voll, graziös und üppig. Das Mieder schließt fest um den Leib und zeichnet die Wellenlinien des Körpers. Weite, faltige, halblange Röcke fallen auf die kleinen Stiefel, die prall und kokett die schönen Füße und die Waden umschließen. Das lange Haar ist in dicke Zöpfe geflochten und mit bunten Bändern durchschlungen. Die großen mandelförmigen, tiefschwarzen Augen lodern in eigenartigem Feuer, bald trotzig, bald schmachtend; der Mund mit seinen schwellenden

Lippen hat einen sinnlichen Zug. Das ganze Wesen athmet frohe Genußfähigkeit, die Eigenschaft, Glück zu empfangen und Glück zu gewähren.

In manchen von Petöfi's Gedichten aus der Zeit des Vagabundenlebens herrscht eine leichtsinnige Neigung zu den schönen Schenkmädchen, Zigeunerdirnen und Künstlerinnen wandernder Schauspielertruppen vor. Petöfi's Seele glühte für die Schönheit des Weibes. Und die Schönheit des Weibes riß ihn hin. Leicht empfänglich, fing sein Herz wie Zunder, flammte, brannte und verlöschte. Doch die braunen leidenschaftlichen Dirnen, deren Küsse ihn gleich Feuerwein durchglühen, geben ihm kein volles Genügen, er sehnt sich frühe schon nach der süßen einzigen Schnitterin für die reife Liebessaat des Herzens.

Der Schwung, die Süßigkeit seiner Strophen, welche die Liebe besingen, müssen hinreißen. Auch die Sinnlichkeit feiert ihre Rechte. Wer dürfte sinnlich sein, wenn nicht der Dichter und Künstler? Aber es ist eine Sinnlichkeit, welche innig mit Freude am irdischen Sein zusammenhängt, eine Sinnlichkeit, welche kräftigt, nicht entnervt.

Auf seinen Wanderungen kam der Dichter in der Tschárda zur schönen Wirthin mit den Schlehenaugen. Sie giebt ihm Speis' nnd Trank. Er lohnt ihr auf seiner Weise. Mit seinen sehnigen Armen drückt er das üppige Weib an sein klopfendes Herz, küßt es auf Mund und Augen und sagt ihm Dank dafür in einem schönen Lied.

Abends ist er nicht mehr allein mit dem feurigen Weibe. Die Juhásze und Csikóse umringen die Tafel. Und hier inmitten dieser Schaaren lauscht der Dichter bekannten Lauten, eine Thräne rollt über seine bleiche, abgehärmte Wange, die braunen Söhne der Heimath singen das Lied eines unbekannten Sängers. Es ist sein Lied. So hat die Stimme dieses darbenden Jünglings ein Echo gefunden im Herzen des Volkes.

Der Bursche lispelt seiner Dirne ein übermüthiges Liedchen zu, das Weib trällert die einfach-ergreifender Weise auf Feld und Flur, und in der Spinnstube erklingt's im Chor von frischen Mädchen-

lippen, selbst der Trunkene bei der geleerten Flasche stimmt lallend ein Trinklied an. Alle, alle singen sie die Strophen des wandernden Poeten.

Wenn der Wein in Strömen floß, wenn der kräftige Bursche sein braunes Mädchen zum Tanze führte, dann quoll Feuer durch Petöfi's Adern, er schaute glühenden Auges auf die Tanzenden und lauschte trunken den Zigeunerweisen. Und was er geschaut, und was er erlauscht, das schreibt er nieder in Versen, die in Lust und Schmerz erzittern, die das ganze Empfinden, das ganze Sein des Dichters athmen.

Ein Kuß von frischen Mädchenlippen, ein kräftiger Handschlag und jubelnder Zuspruch mit vollem Becher sind sein Lohn, der einzige Lohn, den er erstrebt. Und höher hebt sich seine Brust und heller leuchten seine Augen und kräftiger klingt seine Stimme. Er trinkt auf das Wohl des Vaterlandes. In die jauchzenden Stimmen fällt der Tusch des Cymbals und der Geigen ein. Die Erinnerung an das geliebte Vaterland beschleicht ihn im Wachen und Schlafen. Die Wirthshausgesänge hätten wohl nie jenen gewaltigen Eindruck gemacht, wenn sie nur von Wein und Liebe gehandelt hätten, wenn sie nicht auch durch die Vaterlandsliebe verklärt und geadelt wären.

Sein Wahlspruch ist:

O glücklich, wem's gegeben
Von des Geschickes Hand:
Für Wein und Weib — das Leben,
Den Tod — für's Vaterland.

Ein ander Mal singt er:

Schon seit lange schlägt den Ungar Gottes Hand,
Selbst die nächste Zukunft ist ihm unbekannt.
Ob ihm je heran ein guter Tag noch bricht?
Soll er lustig, traurig sein — er weiß es nicht.

Doch hat Gott auch diesem Volke Leid bescheert,
Gab er ihm auch, was den Kummer rasch verzehrt.
Wo gedeihen bess're Weine, schön're Frau'n,
Als in Ungarns üpp'gen, anmuthsreichen Gau'n?

Her ein Mädchen, mir ein Mädchen in den Arm!
Daß ich es an's Herz drücke, fest und warm,
Küssend saug' ich seine süße Seele ein,
Und vergesse, ach, so manche bitt're Pein.

Und der Wein? Hei, gebt den Wein mir endlich her!
Weinen mög' in mich das Glas die rothe Zähr'!
Feurig wie der Blitz ist seine rothe Fluth,
Facht erstorb'nes Leben selbst zu neuer Gluth.

Du, Zigeuner, aber spiel' — ich lohn's Dir schon;
Doch spiel' so, daß mir das Herze brech' davon,
Es zerbrech' vor Lust und Wehe ganz und gar...
Hei, nur so — nur so vergnügt sich der Magyar!

Es ist kein Zweifel, daß Petöfi gerade durch solche Gedichte einen so breiten Boden in der Anerkennung seiner Nation gewonnen hat.

„Der Dichter wurzelt tief in seinem Volke", diesen Gedanken stellt ein Freiheitssänger an die Spitze einer seiner schönsten Lieder. Die wirklichen Dichter, deren Verse die Herzen erklingen, die Geister erglühen lassen, wurzeln stets in ihrem Volke. Was sie zu großen Geistern erhebt, das ist die ihnen verliehene Wünschelruthe, mit welcher sie den unermeßlichen Reichthum des Volksgemüthes aus dunklen Tiefen an's Licht zu zaubern verstehen. Kein Poet ist groß durch sich allein, jeder ist es durch seine Nation. Doch jeder zahlt seinen Volksgenossen mit tausendfachem Zinseszins all' das von ihnen entlehnte Edle, Schöne und Große zurück. Er empfängt von seiner Nation Erhabenes und erhebt seine Nation weit über sie selbst hinaus.

Und so ist auch eine jede Zeile in Petöfi's Gedichten ein Goldfaden, gespannt zwischen dem Herzen der Nation und dem des Poeten. Aus jedem seiner Verse weht der Athem des Volkes und was dieses denkt und fühlt, es klingt und singt aus Petöfi's Poesien wie aus einem Musikinstrument wunderbar harmonisch heraus. Wohl wenige Dichter haben der Volksseele so tief auf den Grund geschaut wie Petöfi. Er kennt seine Magyaren, er weiß was ihren Sinn bewegt, und versteht die Empfindungen, die in ihrer Brust wiederhallen, er hört das Pochen ihres Herzens und kennt den Pulsschlag ihrer Gefühle.

Petöfi war der erste Ungar, der die niederen Stände des Volkes sprechend, handelnd und denkend in der Literatur auftreten ließ. Er war der Erste, der an die Stelle der griechischen Mythologie mit ihren Göttern und Helden, der steifen Allegorie und der verlogenen Rococo-Schäfer und Schäferinnen mit ihren bebänderten Hirtenstäben, Menschen von Fleisch und Blut, in ihrem Leben und Lieben volksthümlich und naturwahr schildert. Er fand den Zugang zum tiefverschütteten Born des Volksliedes und wendete sich mit Eifer dem noch wenig angebrochenen Schachte der Volkssprache zu und schuf aus ihr eine seiner Poesie würdige Sprachfarbe. Er zeigte, wie man einfach, kindlich, natürlich und doch hochpoetisch, wie man ungarisch charakteristisch von Dingen sprechen kann, an welchen man sich bisher gezwungen fremdartig in pathetisch-rhetorischem Phrasengeflunker abgemüht hatte.

Als Petöfi auftrat, war das weiland so liederreiche ungarische Volk stumm geworden. Da schlug er seine volksthümlichen Weisen an und mit freudiger Ueberraschung erkannte sich das Volk in seinem Dichter wieder, seine Zunge war plötzlich gelöst und es sang Petöfi's Lieder als seine eigenen und singt sie noch heute und wird sie fortsingen. Auf Wegen und Stegen, in Feld und Flur, auf Haide und Halde erklangen sie; ein köstliches Gemeingut der Gesammtheit war, was der eine Mann ersonnen. Die schlichte Tonart seiner Gedichte und das allgemein giltige Ungarisch seiner Empfindungen machten ihn zum Liebling der Nation. Ein Gefühl des Hoffens und der Zuversicht durchströmt uns, wenn wir die für den Gesang geschaffenen Lieder schlürfen, uns an ihrem einfachen Rhythmus erquicken und an ihrem Zauberklang entzücken.

Wenn wir einen Blick in die Werkstätte des Dichters werfen, so interessirt uns vorweg das Geheimniß, mit dem er den Weg zu unseren Herzen findet und mit dem er bei Lebzeiten seine Zeitgenossen hinreißen konnte. Und dies Geheimniß ist bei ihm wie bei allen großen Dichtern — die Einfachheit. Petöfi ist immer einfach und ungesucht in Sprache, Vers und Composition.

Das zweite Geheimniß seines Erfolges ist die in seinen Ge-

dichten sich ungesucht äußernde Wahrhaftigkeit. Er schreibt nur dann, wenn er innerlich dazu getrieben wird, nur das, was er wirklich fühlt und erlebt. Er singt nicht von Anderer Schmerzen, und freut sich nicht Anderer Freuden. Er legt sich nicht Situationen aus, sondern schafft sie aus seinen Erlebnissen und so giebt er sich selbst in seinen Gedichten. Da ist nichts Erdichtetes, sondern nur Erlebtes und Wahres, nichts Empfindelndes, aber viel tief Empfundenes, kein Zimperlichthun mit Gefühlen, sondern derbes Geradeheraussagen, kein ängstliches Zurückhalten der Empfindung, sondern ein klarer Ausbruch dessen, was im Herzensgrunde lebt und webt. Da ist nichts Verschwommenes und Phrasenhaftes, nichts was bloßer Wortschwall wäre. Alles hat seine bestimmte Farbe, seinen plastischen Ausdruck, und so tritt uns jedes seiner Bilder bestimmt und lebendig vor die Seele.

In seinen Reisebriefen findet sich eine Stelle, in welcher sich Petöfi über die ihm angeborene Wahrhaftigkeit äußert:

„Bei meiner Geburt legte das Schicksal die Wahrhaftigkeit als Windel in meine Wiege und ich werde sie dereinst mit mir als Bahrtuch in den Sarg nehmen. Die Heuchelei ist ein leichtes Handwerk, das jeder Tölpel versteht; doch offen und wahrhaft aus der Tiefe der Seele zu sprechen, wagen nur edlere Herzen. Vielleicht ist dies Urtheil über mich selbst nicht passend und dann lache man mich aus: doch auch darum verdiene ich Achtung, weil ich das, was ich empfinde, frei heraussage."

Petöfi wird in erster Linie als Volksbarde gefeiert, doch er ist mehr als ein Volksdichter, er ist ein nationaler Dichter. Er repräsentirt mit all' der ausgeprägten Physiognomie seines Genius die ganze Nation in ihren Stimmungen und Neigungen, ihrem Wünschen und Streben. Und dadurch, daß Petöfi ein echter nationaler Dichter war, war er zugleich auch ein universaler Dichter; denn nur jener Dichter ist von allgemeiner Wichtigkeit, welcher das Concert der Volksstimmen wirklich um eine besondere und eigenthümliche Stimme vermehrt.

Petöfi hat viel mit Béranger gemein, den er als den größten Dichter der Welt verehrte. Béranger, Frankreichs populärster

Dichter, führte die Muse aus den exclusiven Kreisen mitten unter das Volk, aus dessen Reihen er hervorgegangen. Es sprüht und jubelt, kichert und lacht, grollt und weint aus Béranger's Chansons mit einer Innigkeit und Wahrheit, welche deutlich fühlen läßt, daß in dieser Poesie wirklich das Volksherz klopft. Béranger hat nie etwas Höheres sein wollen, als ein Liedersänger für's Volk. Ursprünglich keine andere Tendenz mit seinem Gesang verfolgend, als heitere Dinge in heiteren Tönen ausklingen zu lassen, erkannte er bald, daß das Lied eine Waffe sei. Seine Angriffslieder, welche in bitteren und scharfen Worten dem Unwillen des Volkes über die trüben Zeitverhältnisse Ausdruck geben, haben wohl seinen Ruhm vermehrt, aber ihr Interesse mit der Zeit eingebüßt, da sie nur unter jenen Zuständen verstanden und empfunden werden konnten. Béranger war die Spottdrossel der französischen Literatur, auch wenn er dräut und grollt, sitzt ihm der Schalk im Nacken.

Petöfi steht höher als Béranger, sowohl als Mensch, als auch als Dichter. Was in Petöfi Bewegung der Leidenschaft ist, das ist in Béranger ihr Spiel. Béranger schmeichelt aus Eitelkeit den Trieben seines Volkes, anstatt die hehrsten Gefühle in die Seele dieses Volkes zu verpflanzen. Sinkt Béranger zum Volke herab, so erhebt es Petöfi zu sich herauf. Petöfi hat wohl Béranger's Refrainlied in die ungarische Literatur eingebürgert, aber trotzdem das Lied selbstständig aus sich heraus geboren, so daß nur von einer Fortzeugung, nicht von einer Nachahmung die Rede sein kann.

Auch Heine gehört zu Petöfi's Lieblingsdichtern, doch hat man Unrecht gethan, ihn wegen einzelner Pointen, die sich in seinen Liedern finden, mit jenem „ungezogenen Liebling der Grazien" zu vergleichen. Solche Pointen sind ja seit Anakreon's Zeiten der Lyrik aller Epochen eigenthümlich. Heine hat ihnen nur jene ätzende Schärfe gegeben, welche wie Scheidewasser das lautere Gold der Gefühle zersetzt; davon ist aber Petöfi's Muse weit entfernt. So gesund und wahr Petöfi als Mensch und Dichter gewesen, so krankhaft, unwahr und verlogen war bei Heine Dichtung und

Leben. Der Herzschlag seiner Poesie war unruhig und fieberhaft. Mit schmerzlich süßem Behagen legte Heine jeden zuckenden Nerv seines Herzens blos, um schließlich über all den wirklichen oder eingebildeten Jammer in eine höhnische Lache auszubrechen. Er ließ die Stimmung nicht in versöhnenden Accorden ausklingen, sondern schloß mitten in der Melodie mit einer schrillen Dissonanz.

Doch trotz alledem und alledem kann man sich dem Zauber seiner Poesie nicht entziehen und nur wer ein Herz von Stein im Busen hat, kann kalt und fühllos bleiben bei diesen wild leidenschaftlichen, süß träumerischen, schrill auflachenden Weisen. So hat die Natur Heine mit glänzenden dichterischen Fähigkeiten begabt, doch sie versagte ihm die schönste Eigenschaft des echten Dichters, jene warme, alles besiegende Menschenliebe, die aus Petöfi's Poesien mit heiligem Feuer lodert. Heine negirt Alles, verspottet das Heiligste und Größte, er ist der wildeste Bilderstürmer des Jahrhunderts. Was dem Genie die heilige Ueberzeugung ist, wurde ihm der Witz, ein Witz, welcher mit der ganzen Welt sein frivoles Spiel treibt und zuletzt den eigenen Herrn zum Sklaven macht. Petöfi hingegen opferte mit inbrünstiger Andacht den Heiligthümern unseres Lebens, der Liebe, der Familie, dem Vaterlande und der Freiheit. Gemeinsam war Beiden, Heine wie Petöfi, die Verbindung der Heiterkeit mit dem Schmerze, — das Lächeln unter Thränen.

Petöfi wußte den Einfluß von Dichtern wie Béranger und Heine so mit sich zu verschmelzen, daß er durchaus originell und echt magyarisch blieb. Seine Muse war eben keine Orchidee, die nur auf fremden Stämmen ihre schönsten Blüthen treibt.

Schon die erste Sammlung von Petöfi's Gedichten enthält alle Keime, die sich später so herrlich entfalten sollten.

Wir begegnen hier seinen ersten landschaftlichen Schilderungen. Die Poesie der Pußta hat schon ihren eigenthümlichen Ausdruck gefunden „Im Vaterland" und im „Tiefland". Welcher Schatz von Poesie liegt in diesen einfachen Naturbildern, die uns wie erlauschte Naturgeheimnisse anmuthen, aus denen beseligend und ermuthigend ein warmes Menschenherz zu uns spricht.

Auch vereinzelte patriotische Klänge finden sich vor, nament-

lich in den „Erlauer Klängen" und den Trinkliedern. Selbst von jenen Klängen elegischer Zerrissenheit, welche den Grundton späterer Sammlungen bilden, treffen wir hier die ersten Spuren.

„Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel", sagt Freiligrath. — „Gift ist, ach! des Liedes Honig", heißt es bei Petöfi.

Dabei fehlt ihm keineswegs das klare Bewußtsein seiner dichterischen Eigenart, er nennt sich „die wilde Blume der Natur" und er trotzt darauf, daß er sich nie den Regeln der Schule gefügt hat.

Die Mehrzahl seiner Gedichte hat freien Blick, frischen Schwung, kecke Naivetät, leidenschaftliche Gluth, Elasticität im raschen Wechsel der Stimmung, kurz alle Eigenschaften der Jugend. Und so ist auch die Form nicht correct, geschult, nicht von Classicitätsgelüsten angeflogen, sondern frisch aus der Seele herausgesungen, mit dem ganzen Arom eines urwüchsigen Genius. Es ist leicht an der Originalität eines Dichters Dies und Jenes auszusetzen, da und dort einen unregelmäßigen Reim aufzuspüren, Inversionen zu Sünden, Wiederholungen zu Verbrechen zu stempeln. Die Gesammtpersönlichkeit des Dichters, des Lyrikers zumal, kann aber solchen kritischen Ausstellungen siegreich Stand halten, wenn sie die Prüfung auf ihr eigenartiges Gepräge und auf ihre Wahrhaftigkeit besteht. Man kann ohne Voreingenommenheit bei Petöfi finden, daß das Wort nicht immer im Zaume geht, aber daß es jederzeit wahr empfunden ist, das merkt man aus jeder Strophe, ob sie nun dem Dichter als Offenbarung aus dem perlenden Glase emporsteigt oder ob er sie zu nächtiger Stunde als Abstraction aus den Erlebnissen des Tages geschöpft. Man fühlt: Hier ist ein Mensch Dichter, vom Scheitel bis zur Sohle, jeder Herzschlag ein Vers, Leib und Seele eines und alles zusammen Poesie, denn so wie seine Lieder war der Mensch. Sein Wort war Musik, sein Leben eine Dichtung.

XXI.

Kindesliebe.

Petöfi's Dichterruhm reichte bis in die fernsten Gauen des Vaterlandes, bis in das Städtchen, wo ein paar arme alte Leute hausten.

O wie sehnt sich der junge Dichter aus dem Gewühle der Welt nach dem kleinen Häuschen am Donaustrande. Lange war er fern, nun drängte es ihn, die geliebten Eltern zu umarmen.

Den Eltern ging's in Dunavecse schlecht und recht, trotz allen Fleißes konnte sich der wackere Petrovics nicht mehr zum behaglichen Wohlstande hinaufarbeiten. Anfangs mußte er sich in der dortigen Fleischhauerei als Bankknecht verdingen. Paul Nagy, ein wohlhabender Realitätenbesitzer, lernte den biederen Mann schätzen und achten und streckte ihm 1400 fl. vor, damit er in die Fleischerzunft wieder als Meister aufgenommen werde, gleichzeitig aber gab er ihm auch die Fleischbank in Pacht, die zu seinen Regalien gehörte.

Die rechte Hand im Geschäfte Petrovics war nun schon sein zweitgeborener Sohn Stephan.

Gegen Ende April 1844 kam Petöfi nach Dunavecse, um sich hier in dörflicher Abgeschiedenheit von seinen Mühen zu erholen.

Wie er nach dritthalbjähriger Abwesenheit von der Mutter empfangen wurde, schildert er auf's Ergreifendste.

Auf dem ganzen Weg nach Hause
War ich des Gedankens voll:
Wie ich mein so langentbehrtes
Mütterchen begrüßen soll?

Was ich erst ihr Liebes, Schönes
Sage, wenn sie mich umschmiegt
Mit den Armen, die mich einstens
Schaukelnd in den Schlaf gewiegt.

Viel Gedanken, schön' und schön're,
Kamen da mir in den Sinn,
Stille schien die Zeit zu stehen,
Doch mein Wagen flog dahin.

Und nun stürz' ich in das Stübchen...
Mich an's Herz die Mutter preßt...
Und ich häng' am Mund ihr — sprachlos...
Wie die Frucht am Baume fest.

Er wird zum Kinde, wenn er das weltmüde Haupt an die Brust der Mutter legen kann, der Mutter, die ihn auch trotz seiner Fehler so namenlos geliebt. Ein Mutterherz versteht ja zu lieben und zu verzeihen.

In der Stille des armseligen Heims möchte er gern seinem Ehrgeiz und seinen glänzenden Träumen entsagen und dankbar segnet er die karge Kost des Vaterhauses:

Grämt, Mutterherz, es Dich vielleicht,
Daß Du mir schwarzes Brod gereicht?
Es mag ja sein, daß weiß'res schon
Bei fremden Leuten aß Dein Sohn.

Doch mache Dir das Herz nicht schwer,
Und gieb' Dein schwarzes Brod nur her;
Das schmeckt weit besser mir zu Haus,
Als weißes in der Fremde drauß.

Wie schön charakterisirt Ladislaus Neugebauer diese zärtliche, rührende Liebe des Sohnes zur Mutter mit den Worten: „Jeder Gedanke an sie ward in seinem Auge zur Thräne, in seiner Brust zum Gedichte."

Auch der gestrenge Vater blickt nun mit Stolz auf den Sohn, den er einst in gerechtem Zorn von seiner Schwelle gewiesen.

Mit warmen Worten schildert Petöfi diese Wandlung:

Ab brach ich mein Zelt und bin hinausgezogen
In die weite Welt, von Ahnungen bewogen:
Finden werd' ich was auf meinen Wanderzügen,
Sprach's in mir, doch *was*? hat Ahnung mir verschwiegen.
Sagte mir nicht mal, *wohin* ich sollte gehen,
Drängte mich nur: Zieh', zieh' hin und bleib' nicht stehen.
Folgsam war ich auch dem Drang, der mich getrieben,

Weit ist hinter mir das Vaterhaus geblieben,
Wie die Träume rasch von dem Erwachten schwinden —
Selbst den Eltern ließ ich keine Nachricht künden.
Tiefem Gram darob verfielen, ach, die Armen,
Gute Nachbarn doch, die kamen voll Erbarmen,
Um mit solchem Trost die Eltern zu bedenken:
„Woll't um Euren Sohn, den Sándor, Euch nicht kränken;
Denn fürwahr! ein so von Gott verlass'ner Range
Ist es gar nicht werth, daß man um ihn sich bange.
Treiben wird er's — nun, so lang' es geh'n wird eben,
Bis man ihn erhängt... was Gott auch möge geben!
Weit bin ich umher schon in der Welt gewesen,
Nichts doch fand ich, das dem Burschen glich im Bösen."
Solchen Trost durch sie die greisen Eltern fanden,
Meinem Mütterchen vor Weh' die Sinne schwanden,
Auf den Bettrand warf sie hin sich und beweinte
Den verlornen Sohn... ihr Herz zu bersten meinte.
Wohl der Vater auch zerdrückte ein, zwei Zähren,
Derbe Flüche doch ließ um so mehr er hören,
Schnörkelte sie aus wie Kürschner-Meisterstücke,
Und zum Schlusse rief er mit grimmig-bösem Blicke:
„Daß der Schandfleck muß an meinem Namen hangen!
Hängt man ihn nicht auf, so schieß' ich todt den Rangen."
Diese Drohung kam auch mir zu Ohren schnelle,
Ich betrat auch nicht des Vaterhauses Schwelle.
Wußt' ich doch zu gut, er würde sein Versprechen,
Das er niemals brach, auch diesesmal nicht brechen.
Oft wohl trieb es mich nach Haus zu meinen Alten,
Doch ich hab' mich stets davon zurück gehalten,
Dann erst eilt' ich hin, als endlich ich errungen
Etwas — Etwas, das durch's ganze Reich geklungen.
Ei natürlich schoß mein Vater mich nicht nieder,
Als ich dann erschien auf seiner Schwelle wieder;
Ach, vor Freude war's ihm weh' fast um die Seele,
Stürmisch pochte ihm das Herz bis an die Kehle.
Und er dacht' nicht dran, zu sagen, wie vor Jahren,
Was für Schmach durch mich sein Name hab' erfahren.
Und was sprachen denn die biedern Nachbarsleute?
„Stets hab' ich's gesagt, Herr Nachbar, noch bis heute:
Laßt nur Euren Sohn, das Glück ist rund auf Erden —
Aus dem Sándor wird ein wackrer Mann noch werden!"

Wir kennen den Alten bereits als einen Mann von ernster Gemüthsart, der durch harte Schicksalsschläge zu einem düsteren,

verschlossenen Menschen wurde. Er beurtheilte jede Stellung nach dem, was sie abwarf. Daß diese praktischen Ansichten mit den oft überschwänglichen Ideen des Sohnes wenig harmonirten, ist wohl selbstverständlich.

Der Dichter sitzt mit seinem Vater beim Tische. Und der Alte trinkt und lauscht den Erlebnissen des Sohnes:

„Ist doch ein Hundeleben
Dies Comödiantenthum!"
So klang des Alten Meinung
Von meines Standes Ruhm.

„Hast viel gedarbt, ich seh' es
Auf Deinen Wangen steh'n.
Möcht' Deine Purzelbäume
Doch auch mal gerne seh'n."

Man darf es dem grobkörnigen Alten nicht verübeln, daß er so geringschätzig vom Schauspielerberuf dachte. Weil er während seines ganzen Lebens auf Jahrmärkten und in Wirthshäusern häufig mit dem Comödiantenpack zusammengetroffen war, und den unordentlichen Lebenswandel dieses fahrenden Volkes somit aus eigener Anschauung kannte, hatte der einfache Mann keine Ahnung, welch' ernstes Streben, welch' unermüdliche Geistesarbeit auch bei diesem Stande zu treffen ist.

Auch auf den Dichter im Sohne bildete er sich nicht viel ein. Sind doch die Dichter zumeist arme Teufel.

Der Sohn meint:

Mich kann's nicht Wunder nehmen:
Er weiß nur Fleisch zu hau'n,
Und Kunst und Wissen machten
Ihm noch kein Haar ergrau'n.

Der Alte trinkt und trinkt, bis er in Schlummer fällt. Da wendet sich die Mutter zum Sohne. Auch sie hat gelauscht der Erzählung und ihr Herz hat gezittert vor Angst und Sorge bei dem, was ihr Herzensjunge gelitten.

Da kam mit hundert Fragen
Mein Mütterchen herbei;
— — — — — —
Und immer wieder fing sie
Mich zu befragen an...
Mir haben diese Fragen
So wohl, so wohl gethan.

Denn jede war ein Spiegel,
Worin es deutlich stund:
Ich hab' die beste Mutter
Auf Gottes Erdenrund.

Petöfi's Genius hat nie kräftigere und ergreifendere Accente gefunden als in seinen Familienbildern. Das warme und innige Gefühl für die Seinen bildet einen wesentlichen Theil seiner menschlichen und dichterischen Individualität.

Es ist eigenthümlich, daß diese Töne so selten in der nationalen Literatur erklangen. Selbst Csokonai, der mit heißer Liebe an seiner edlen Mutter hing und dessen Laute so reich besaitet war, findet für dies Gefühl keine vollen Accorde. Wenn auch die ungarischen Dichter in Lied und Ode, die Heimath und die geliebten Eltern besangen, so war doch die fremde Form und der strenge Rhythmus diesen einfachen und natürlichen Empfindungen abträglich. Der erhabene Gedankenflug contrastirte mit der strohbedeckten Hütte, worin sie geboren, und den einfachen Freuden und Leiden, die sie erlebt.

Die Ausprägung der national-charakteristischen Eigenthümlichkeit in den Literaturen ist zumeist dem Volksliede zu danken. Das Volkslied hat einen engeren Kreis der Vorstellung. Die Vaterlandsliebe des Volksdichters äußert sich in der Liebe zu dem Stückchen Erde, worauf seine Wiege stand, die Liebe zur Nation in der Liebe zu den Leuten, die seinen täglichen Umgang bilden. Und indem er mit dem Feuer seines Herzens das Besondere erleuchten, fällt der Strahl dieses erwärmenden Lichtes auf das Allgemeine.

Schon in Petöfi's ersten Dichtungen quillt das warme Hei-

mathsgefühl. Und dieser innige Ton geht auf die meisten Gedichte über, in denen er der geliebten Eltern gedachte.

Petöfi's Talent für die Charakteristik tritt in diesen Familienscenen überraschend zu Tage. Er spricht zumeist vom Vater in einer ganz anderen Tonfarbe, als von der Mutter. Während er seiner Mutter immer mit tiefer und rührender Liebe und Pietät gedenkt, kann er nicht umhin, sobald er des Vaters erwähnt, seinem Humor freien Lauf zu lassen. Die beschränkten Ansichten des einfachen Mannes finden in dieser gesunden Darstellung ihren klarsten Ausdruck. Und dieser Humor verletzt nie das sittliche Gefühl, weil er wahr und tiefempfunden ist. Doch nur so lange der Sohn, in seinem Unabhängigkeitsstreben den Befehlen und Wünschen des Vaters trotzig entgegenhandelte, mischte sich der Kindesliebe jenes herbe Gefühl bei, das eben im Humor seine Befreiung suchte. Die Härte des Vaters schwand mit der Zeit dahin. Sándor war ja trotz alledem ein tüchtiger Mann geworden und voll Stolz blickte der Alte auf seinen einst vielgeschmähten Sohn. Diese Wandlung übte auch auf Petöfi's Familienbilder ihren Einfluß. In den späteren Gedichten bildet die Liebe zum Vater und zur Mutter nicht mehr einen merkbaren Contrast, sondern sie schmilzt in ein einziges und untrennbares Gefühl zusammen.

Wenn er die Armuth der Eltern sieht, da schneidet's ihm in's Herz. Er schwört, für sie zu sorgen, um ihnen den Lebensabend zu verschönern, was gäb' er drum reich zu sein, was würde er da nicht alles kaufen, um der lieben Mutter, dem guten Vater Freude zu bereiten.

Die Liebe zu den Eltern äußert sich am ergreifendsten in einer poetischen Epistel an seinen Bruder Stephan:

Wie geht es denn daheim Euch allen, Steffi, sprich?
Denkt Ihr so ab und zu ein wenig noch an mich?
Sagt Ihr, wenn lange schon das Abendbrod vorbei,
Und Ihr beisammen sitzt in trauter Plauderei, —
Sagt Ihr zu solcher Stund', wenn's ringsum tiefe Nacht:
Was unser Sándor jetzt um diese Zeit wohl macht?
Und schreib' mir überhaupt, wie's Euch daheim ergeht.
Ich weiß, Ihr müht Euch ab mit Arbeit früh und spät,

Weiß, daß Ihr Tag und Nacht ohn' Unterlassen ringt,
Nur daß Ihr Euch zur Noth das Stückchen Brod erschwingt.
Der arme Vater! ja, wenn er nicht leichter Weis'
Der ganzen Welt vertraut, führt sie ihn nicht auf's Eis:
Es ist ein Ehrenmann, sein Herz ist brav und treu,
Und also glaubt' er auch, daß Jedermann so sei.
Zum Opfer dieses Wahns hat fallen er gemußt,
Und was er sich erwarb, ging wieder in Verlust:
Die Früchte, die er sich im langen Lebenslauf
In bitt'rem Schweiß gepflückt, zehrt jetzt ein And'rer auf.
Warum gewährt mir nicht mein Herrgott doch das Glück,
Daß ich im Stande wär', zu mildern sein Geschick?
Von allem Ungemach sein Alter zu befrei'n:
Welch' süßes Hochgefühl für mich das würde sein!
Nur das ist's, was mich, ach, in Kümmerniß versetzt,
Nur das vergället mir mein friedlich Leben jetzt.
O, thu' für ihn so viel, als Dir nur Kraft verlieh'n,
Sei Du ein braver Sohn, und pfleg' und stütz' Du ihn;
Halt' ihn von einem Theil der Sorgenlast verschont,
Und, Bruder, Du wirst seh'n, daß Dir's der Himmel lohnt.
Und uns're Mutter auch, die süße Mutter, die!
O, Bruder Steffi, lieb', verehr', vergött're sie!
Was sie uns ist, vermag ich auszudrücken nicht,
Weil's mir hiefür am Wort und am Begriff gebricht.
Doch am Verlust — o dann empfänden wir es tief,
Wenn sie von uns'rer Seit' der Himmel abberief' ...
Mit diesem Wen'gen nimm für heute Du vorlieb.
Mein Wille war, daß ich recht heit'ren Tones schrieb;
Doch unwillkürlich ward mit Einemmal so bang',
Von Schwermuth so erfüllt, ach, mein Gedankengang;
Und spänn' ich weiter noch den Faden fort, — gewiß,
Mir bräch' das Herz entzwei, vor tiefer Kümmerniß.
Mein nächster Brief, der soll schon länger sein — voll Scherz,
Und nun sei Gott mit Dir, Du liebes Bruderherz!

Petöfi's Eltern lebten wie gesagt in recht kümmerlichen Verhältnissen, sie hatten nur ein Stübchen gemiethet, welches sie mit ihrem Sohn Stephan bewohnten. Um jedoch ihrem so lange vermißten Erstgeborenen den Aufenthalt in Dunavecse so angenehm als möglich zu gestalten, wandten sie sich an ihren Gönner Paul Nagy und baten ihn, er möge von seinen sieben Zimmern eines dem Sohne auf die Dauer seines hierortigen Verweilens über=

lassen. Nagy, der in der Stille der ländlichen Abgeschiedenheit schon Manches vom erwachenden Ruhm des jungen Dichters vernommen hatte, willfahrte mit Freuden dem Wunsche seines Pächters. Sándor zog in's Herrenhaus hinüber. Er hatte dort ein schönes Zimmer. Vor dem Fenster waren weiße Vorhänge, er schlief in einem Himmelbette, hatte ein breites Sopha, kurz eine Wohnung, die dem bedürfnißlosen Menschen als das non plus ultra der Bequemlichkeit galt.

In solch ungewohnter Behaglichkeit lebte Petöfi gegen drei Monate.

Zu seinen vertrautesten Freunden während dieser Ferialzeit gehörten Stephan Balla, damals Hilfspriester, jetzt Pfarrer von Dunavecse, Karl Bernolak, damals Lehrer, später Gutsbesitzer, und der Rector Johann Szücs. Dies Kleeblatt fand sich Abends gewöhnlich in Petöfi's Wohnung. Sie tranken Wein, schmauchten ihr Pfeifchen, sangen Volkslieder und waren guter Dinge.

Petöfi's Lieblingssport in Dunavecse war Schwimmen und Kahnfahren. Petöfi ruderte gewöhnlich und Szücs saß am Steuer. Häufig mußte jedoch auch Petöfi dem Steuermann in's Handwerk pfuschen, denn der gute Rector steuerte blind drauf los. Einmal wies Petöfi Szücs ärgerlich zurecht, worauf dieser lachend erwiederte: „Also sprach Gabriel Bátori, der Superintendent, zu den Geistlichen in seiner Bestallungsrede: „„Ich bin als Steuermann zu einem Schiffe berufen, an dem ihr Priester die Ruderknechte seid, ihr dürft nicht links, noch rechts schauen, ihr habt nur auf eure Ruder zu achten. Das Schiff zu lenken und zu leiten ist meine Sache.“ “

Auf diesen Sermon antwortete Petöfi in seiner gewohnten Derbheit, er gehöre nicht zu solchen Narren wie jene faulen Pfaffen und wenn er auch das Wasser schaufle, so achte er trotzdem darauf, ob sich sein Kahn dem Ziele nähere oder nicht.

Petöfi besaß eine solche Geschicklichkeit im Rudern, daß er auch den Kahn ohne Steuer dirigiren konnte. Dieser Geschicklichkeit hatte er es zu danken, daß er, als sein Gefährte einmal in die Donau fiel, denselben noch zur rechten Zeit, freilich mit An-

spannung aller Kräfte retten konnte. Petöfi wurde für diese Bravour von ganz Dunavecse beglückwünscht. Die gute Mutter bat in ihrer Herzensangst, er möge nicht mehr rudern, sonst würde auch er einmal in's Wasser fallen und elend zu Grunde gehen. Der Vater schalt ihn ob des gefährlichen Zeitvertreibes, bei dem Gesundheit und Kleidung leicht Schaden nehmen könnten.

Diese Episode brachte Petöfi zu Papier und las sie Tags darauf zum Gaudium seiner Freunde vor: „Hört, Jungens, ich hab' ein Lied gedrechselt."

Mit meinem Kahne plaudern
Die Wellen rings im Kreis;
Ich tauche stramm das Ruder,
Mir perlt die Stirn von Schweiß.

Säh' jetzt mich meine Mutter,
Ich weiß, sie würde fleh'n:
„Mein Gott! schlägt um der Nachen . . .
Es wär' um Dich geschehen."

Und säh' mich jetzt mein Vater,
Ich weiß, es spräch' sein Mund:
„„Was Teufel, Junge, richtest
Die Kleider Du zu Grund!""

Ein andermal waren die drei lustigen Gesellen bei Balla zu Gaste. Spät in der Nacht, als sie gerade fortgehen wollten, brach ein heftiger Platzregen aus. Vom Nachhausegehen konnte keine Rede sein, sie beschlossen daher, die Nacht bei dem Freunde zu verbringen. Um sich die Zeit zu vertreiben, erzählten sie sich Anekdoten, bald versiegte jedoch diese Quelle, nur Petöfi, der bei besonders guter Laune war, erzählte eine Schnurre nach der anderen aus seinem Studenten-, Soldaten- und Comödiantenleben. Die Freunde mußten über diese drastischen Schilderungen in solches Gelächter ausbrechen, daß die Fenster klirrten und die Nachbarn und der Nachtwächter sich die Ursache dieses Lärmes nicht erklären konnten.

XXII.

Die Idylle von Dunavecse.

Daß Petöfi, der in Noth und Elend gesungen hatte, nun in sorgloser Zeit nicht verstummte, ist leicht begreiflich. Umsomehr als er in einem jungen Mädchen seine Muse fand.

Petöfi's Hauswirth Paul Nagy hatte ein Töchterchen von 14 bis 15 Jahren. Sándor wußte sich die herzliche Zuneigung des schönen blonden Kindes zu erwerben.

Bisher hatte er nur lose Verhältnisse gehabt mit Schenkmädchen, Zigeunerdirnen und Schauspielerinnen der wandernden Truppen, Verhältnisse, die nur die Sinne berührten, nicht aber das Gemüth. Ist's zu verwundern, wenn sein Herz beim Anblick des thaufrischen Mädchens heftiger zu pochen begann?

Dies reine und keusche Gefühl begeisterte ihn zu innigen Liebesliedern. Ein kleiner Strauß von Liederblüthen wurde Susannen dargebracht. Und diese Gedichte sandte Petöfi in schöner Reinschrift, in Begleitung eines zärtlichen Briefes und eines einfachen Ringes durch seinen Bruder dem Mädchen.

Diese Gedichte malen mit keuschem Reiz das scheue Entgegenbeben der liebenden Herzen. Er fleht um die Gunst des Anblickes nicht mehr, nicht weniger.

Die sanfte blonde Maid wußte in ihrer kindlichen Unschuld noch nicht, was Liebe sei. Doch die Beiden lebten auf einem Hofe, unter einem Dache, nur getrennt durch eine Wand, so war es wohl natürlich, daß das Verhältniß einen innigen, traulichen Charakter annehmen mußte. Da der Vater des Mädchens dem jungen Manne unbedingt vertraute, verwehrte er ihnen auch nicht das Zusammensein.

Es war im Monate Mai. Die jungen Leute gingen Hand in Hand durch Wald und Flur. Trunkenen Auges schauten sie das Erwachen der Natur und voll Entzücken lauschten sie dem Sang der Nachtigallen.

An der Seite des jungen Mannes schreitet schlank und leicht das anmuthige Mädchen, die blonden Haare umrahmen in reicher Fülle ein liebliches Gesicht, aus den heiteren blauen Augen lacht ein reines kindliches Gemüth. Der junge Mann, sonst steif und verschlossen, wird an der Seite des lieben Kindes selber zum Kinde. Auch er ist heiter und zutraulich. Von der Poesie des Augenblickes mächtig ergriffen, durchströmt ihn nur ein Gefühl, das noch nie in solcher Tiefe sein Herz bewegte. Es war ihm, als müsse er aufjauchzen und sie fest in seine Arme schließen und doch bannte ihn der Zauber der unberührten Jungfräulichkeit, der wie ein Duft über sie ausgegossen schien. Auch im Herzen des Mädchens regte sich fast unbewußt ein mächtiges Gefühl. Von solchen Spaziergängen mögen beide wohl still und bewegt nach Hause gekommen sein.

Petöfi wurde häufig von Susannen's Vater zu Mittag gebeten, auch sonst schickte der Hausherr gewöhnlich nach Tisch seine Tochter mit einem Krug Wein zum Gaste. Darauf bezieht sich das Gedicht:

Nicht bringe mir den Wein,
Nicht bring' ihn, Mägdelein!
Bin so schon trunken ... Alles hat sein Ziel ...
Dein Reiz hat mich bestrickt,
Hat mir den Sinn verrückt,
Ich trink' nicht mehr ... zu viel ist, was zu viel!
Doch bringst Du in dem Wein
Mir auch die Liebe Dein?
Bringst Engel ... Deine Liebe selbst mir dar?
So reich' das Glas nur her,
Sofort trink' ich es leer, —
Und wär's voll Gift, ich tränk es aus fürwahr!

(Ludwig Aigner.)

Im Gedichte „Einsamkeit" äußert sich der Dichter über das ruhige, glückliche Leben in Dunavecse:

Hier im Dorf, dem lauten Weltgetümmel
Meilenweit entrückt,
Will ich künftig leben, wie im Himmel,
Friedlich und beglückt.

Dies bescheidene Glück wäre leicht zu erfüllen gewesen. Petöfi hätte in der dörflichen Abgeschiedenheit mit seiner kleinen Susanne, umgeben vom Wohlstand des Schwiegervaters, sorglos in den Tag hinein leben können, wenn ihn nicht ein kühneres Streben aus dem stillen Heim verjagt hätte.

Doch sein stürmischer Thatendrang war nicht allein die Ursache, daß er den Lockungen entfloh. Er fühlte, daß er die Geliebte nicht glücklich machen könne, er hatte wenig Aussichten; er konnte kaum sich erhalten, sollte er an sein sorgenreiches Dasein dies glückliche Kind ketten, das vom Ernste des Lebens kaum eine Ahnung hatte. Und dann, wenn er die thaufrische Blume an seine Brust drückte, würde sie nicht an der heißen Gluth, die ihn durchwogte, bald verwelken? Hätte das einfache und bescheidene Landmädchen ihm auf die Dauer genügen können?

Den schweren Sieg über sein Herz erleichterte der Stolz. Der alte Petrovics war Susannen's Vater eine namhafte Summe Geldes schuldig. Lieber unterdrückte er sein edelstes Gefühl, als daß man ihn des schnöden Interesses hätte zeihen dürfen. Der Entschluß mag ihm wohl hart angekommen sein; äußerte er doch zu seinen Dunavecser Freunden, wie gerne er Klein-Suschen zum Weibe nehmen würde, und an Albert Pákh schrieb er, „daß ein blondes Mädchen ihn zum glücklichsten Menschen der Welt gemacht."

Es schlug die Scheidestunde.

Petöfi hatte ein Engagement als Hilfsredacteur bei einem Modeblatt erhalten; er mußte nach Pest, um seine Stellung einzunehmen. Mitte Juni packte er seine Schriften zusammen, schied von den guten Kameraden, den geliebten Eltern, dem blonden blauäugigen Mädchen und ging in die Hauptstadt, um dort mit verwaistem Herzen, unter fremden, theilnahmslosen Menschen seinen großen Zielen entgegenzustreben.

Petöfi war tief erschüttert, als beim Abschied das unerwartete Geständniß der Gegenliebe kam. Das schöne Kind, bewegt von namenlosem Schmerze, fiel dem Geliebten um den Hals und weinte bitterlich. Petöfi hatte wohl den Funken der Liebe in das

Herz des kleinen Mädchens geworfen, durch seine Liebesgaben, dem Ringe, dem Briefe und den Gedichten. Darauf konnte das einfache Mädchen nicht antworten, doch in der Trennungsstunde offenbarte sich das Gefühl, das sie tief in ihrem jungfräulichen Busen verschlossen hatte, mit elementarer Gewalt.

Tief bewegt riß sich Petöfi von der Geliebten los.

Als er nach Pest gekommen war und sich als Hilfsredacteur installirt hatte, veröffentlichte er in seinem Blatte in rascher Folge die in Dunavecse entstandenen Gedichte, jedoch unter dem Namen Paul Kis von Pönöge. Es sollte den Anschein haben, als hätte Petöfi sich mit dieser Liebesepisode für immer abgefunden. Wären diese Gedichte unter seinem Namen erschienen, so würde man die Beziehung leicht herausgefunden haben und die neuerlichen Aeußerungen seines tiefen Gefühles hätten die kaum vernarbte Wunde in Susannen's Herz wieder aufgerissen.

Petöfi nahm sich vor, Susannen zu vergessen. Doch er konnte sie nicht vergessen,. nicht in den Stunden des Leids und nicht in Augenblicken des Glückes.

Damals schrieb er in Pest das ergreifende Gedicht:

Nimmer schau' ich, wozu auch? zur Himmelsau'
Meiner Liebsten in das blaue Aug' ich schau',
Aus der Liebsten blauen Augen mein Himmel lacht,
Dorther wärmet mich der Sonne Strahlenpracht.
Diese weite Welt gefiele mir nicht mehr,
Wenn in ihr der Liebsten blaues Aug' nicht wär' u. s. w.

(Max Farkas.)

Und das reizende Volkslied:

Blond ist und wunderlieblich
Die Allerliebste mein,
Und heg' ich keinen Zweifel,
Daß sie auch gut wird sein;
Denn nur im reinen Weizen
Blaublümlein hold gedeih'n —
Und in der Liebsten Augen
Blüh'n solche Blümelein.

(Max Farkas.)

Aus diesen und manch' anderen Gedichten schauen uns die sanften thränenschimmernden Augen der blonden Maid wehmüthig an.

Noch im Jahre 1846 gedenkt er der Tage von Dunavecse in schmerzlich-süßer Erinnerung.

Von meinem Liebchen mußt' ich scheiden —
O herbe Qual, o Trennungsschmerz,
Da ich zum letztenmal sie küßte,
Zum letztenmal sie schloß an's Herz!
Das ist nun lange her; viel Jahre
Verflossen und der Trennung Qual —
Ich fühl' sie nicht; doch ihre Küsse,
Die brennen heut' noch allzumal.
(Hugo von Meltzl.)

Und als Petöfi im selben Jahre, einige Monate später, schon seiner Braut flammende Liebeslieder schreibt, steigt in einem Liede die Gestalt der Jugendgeliebten auf.

Er sprengt zur Braut, da sieht er am Wege einen Schlehenstrauch stehen.

Ein Schlehnaug' hab' ich einst geliebet,
Das hat mir wenig Glück gespendet,
Jetzt hält ein schwarzes mich gefangen,
Ich hoff', daß Gott es gnädig wendet.
(Fr. Szarvady und Mor. Hartmann.)

Ob Petöfi die Geliebte nochmals gesehen?

Nach Dunavecse kam er nicht mehr, denn seine Eltern übersiedelten bald darauf nach Szabadszállás. Im Wäldchen, das zwischen Dunavecse und Szabadszállás liegt, hatte er später noch eine Zusammenkunft mit den Dunavecser Freunden. Nach Susanna hatte er sich damals bei ihnen nicht erkundigt.

Im Jahre 1848 wurde Susanna Nagy die Gattin von Petöfi's Freunde, Stephan Balla, dem Pfarrer von Dunavecse. In den Tagen ihres späteren Glückes gedachte sie oft tief bewegt der Vergangenheit. Das edle Geschöpf war glücklich, daß sie mit ihrer reinen Liebe die Jugendtage des großen Dichters verklärt. Bis an ihr Lebensende bewahrte sie Petöfi's Brief, den einfachen Reif

und die Gedichte, die sie von ihm erhalten hatte, als ihre größten Schätze.

Wie gleichen doch einander die beiden herzerquickenden Idyllen aus der Werdezeit zweier Dichter.

Petöfi's Friederike von Sesenheim war Suschen, das kleine Mädchen von Dunavecse.

XXIII.

Als Hilfsredacteur beim Modenblatt.

Im Jahre 1844 übernahm Emerich Vahot, der Bruder von Alexander Vachott (Emerich schrieb seinen Namen im Gegensatz zu seinem Bruder nur mit einem t und ohne c), von seinem Schwager Joh. Erdélyi die belletristische Wochenschrift „Regélö" (der Erzähler), um dieselbe unter dem Titel „Pesti Divatlap" (Pester Modenblatt) weiterzuführen.

Vörösmarty, der eifrige Gönner und Förderer eines jeden vaterländischen Unternehmens, von dem Plane in Kenntniß gesetzt, rieth Vahot, dieser möge den jungen Dichter Alexander Petöfi an sein Blatt als Mitarbeiter berufen.

Vahot, der in seinen Werken stets für die nationale Richtung der ungarischen Literatur eingetreten war und diese Richtung selbst in ihren Ausschreitungen liebte, war schon selbst auf Petöfi aufmerksam geworden. Von dem echt ungarischen Wesen und der Originalität des jungen Mannes begeistert, versprach er sich durch Heranziehung einer solchen Kraft wesentliche Vortheile für sein Organ.

Es gab wohl gute Freunde, die Vahot vor Petöfi warnten, er sei nicht nur liederlich und leichtsinnig, auch würde er sich kaum der mechanischen Redactionsarbeit unterziehen. Vahot ließ sich jedoch nicht beirren und berief Petöfi als Hilfsredacteur.

Ende Juni kam Petöfi nach Pest. Er stellte sich Vahot vor

in einem hellen, abgetragenen Rocke, ebensolchen Beinkleidern und hohem weißen Hut.

„Mein Name ist Alexander Petöfi," sprach er eher barsch als zuvorkommend, „und bin auf Ihre Aufforderung nach Pest gekommen."

Vahot hieß den eigenthümlichen Bewerber herzlich willkommen und begann mit ihm gleich über die Angelegenheit zu sprechen. „Das „Pesti Divatlap" wird wöchentlich einmal erscheinen. Ihre Obliegenheit ist, in jeder Nummer ein echt ungarisches Gedicht zu veröffentlichen, außerdem haben Sie jedoch unter „Vermischtes" einige Kleinigkeiten zu übersetzen und die Druckfehler zu corrigiren. Werden Sie aber bei dieser gröberen prosaischen Arbeit nicht bald die Lust verlieren?"

„Vielleicht stellen Sie die Frage," entgegnete Petöfi in grollendem Tone mit herbem Lächeln, „weil ich Schauspieler war? Fürchten Sie nicht, ich habe auch das Kalbfell am Rücken getragen und bin an Ordnung und Subordination gewöhnt."

„Um so besser, ich biete Ihnen für die Redactionsarbeit Wohnung, gute Hausmannskost und monatlich 15 Gulden; außerdem honorire ich jedes Gedicht separat mit 2 Gulden, was gleichfalls monatlich 20—30 Gulden ausmachen dürfte. Sind Sie damit einverstanden?

Petöfi bejahte und der Pact war geschlossen. — Nach dieser Berechnung hatte Petöfi Alles in Allem gegen 600 fl. Gehalt bezogen. Jókai behauptet zwar, daß diese Summe kaum 400 fl. betragen mochte, und die Wohnung in der Ungargasse sei so beschaffen gewesen, daß das einzige Fenster zur Hälfte von der Treppe verdeckt war. Paul Gyulai hingegen wirft Vahot vor, daß er Petöfi's Nothlage ausnützend, für ein Gedicht dieses schon berühmten und beliebten Dichters das schnöde Honorar von zwei Gulden ausgeworfen und dennoch die Stirne gehabt habe, sich später als Petöfi's Mäcen zu geriren. Wie dem immer sei, so viel ist gewiß, wenn auch Petöfi als Mitredacteur keine glänzende Stellung besaß und nur ein elendes Stübchen bewohnte, und sein Gehalt kaum 400 fl. betragen mochte, so bleibt Vahot doch das Verdienst unbenommen, dem Dichter Ge-

legenheit geboten zu haben, mit dem Publicum in einen regelmäßigen und ununterbrochenen Verkehr zu treten. Es gab zu jener Zeit wohlfundirte journalistische Unternehmungen in Pest, doch keinem der Herausgeber oder Verleger dieser Zeitungen kam die Idee, dem nach allgemeiner Ansicht sehr fähigen und nach allgemeiner Ansicht sehr bedürftigen jungen Dichter Kost, Wohnung und fixes Honorar anzubieten. Freilich als diese literarischen Geschäftsleute sahen, welchen Aufschwung das „Pesti Divatlap" hauptsächlich den poetischen Arbeiten seines Hilfsredacteurs zu danken hatte, da suchten sie ihn auf alle mögliche Weise zu gewinnen.

Nach den harten Wechselfällen seines Nomadenlebens fühlte sich Petöfi in der verhältnißmäßig gesicherten Stellung soweit zufrieden. Nun hatte er den Passionsweg hinter sich, den das Genie zumeist zurücklegen muß, bis es auf die Höhe gelangt, — wenn es überhaupt dahin gelangt.

Petöfi wendete auch dem mechanischen Dienst der Zeitung große Sorgfalt zu. Er war nach der Versicherung seines Chefs selbst in den kleinsten Dingen von einer Gewissenhaftigkeit, die man ihm kaum zugetraut hatte. Und so wurde aus dem Vagabunden und Abenteurer, dem Betyáren, wie man ihn noch immer bezeichnet, ein ordentlicher und fleißiger Mensch. Im Interesse der Correctur mußte Petöfi täglich eine Reise von einer halben Meile nach Ofen in die Druckerei von Gyurián und Bagó machen.

Unter allen Redactionsarbeiten war ihm das Geschäft der Correctur bald verleidet. Er schuf sich jedoch die Mühen dieses Amtes zu Privaterheiterungen um, indem er, den Schalk im Nacken, verschiedene komische Druckfehler in den guten Satz hineincorrigirte, z. B. anstatt daß es heißen sollte: „Ein Franzose hinterließ dem einen Erben eine Rente von 2000 Livres, dem andern von 3000 Francs" vertauschte er die Worte Livres und Francs mit Livreen und Fräcke.

Ueber einen solchen harmlosen Spaß konnte er sich wie ein Kind freuen.

Außer den Arbeiten, die vertragsmäßig festgestellt waren, lieferte Petöfi größere Uebersetzungen aus dem Deutschen und Französischen,

so übersetzte er Novellen von Paul de Kock und Dumas père für das „Divatlap".

Als Dichter entwickelte er eine unversiegbare Fruchtbarkeit. Jede Woche konnte das Publicum zwei bis drei Gedichte von seinem Liebling lesen. Diese Gedichte flossen nicht so leicht aus seiner Feder, als man wohl glauben mag. Man faßt das Wesen des Genies schlecht auf, wenn man glaubt, daß der Dichter seine Werke zu schaffen vermag, wann er will. Man fühlt überall aus Petöfi's Dichtungen heraus, er habe sich nicht an den Schreibtisch gesetzt, um diese oder jene interessante poetische Aufgabe zu lösen. Eine unwiderstehliche Macht rang ihm seine Gedichte ab. Oft legte er sich in Qualen zu Bette, doch früh Morgens war das Gedicht auch schon im Geiste zurechtgelegt, er brauchte es nur in seiner schönen reinen Handschrift niederzuschreiben. Stieß er den Spund aus, so rann ihm das Erz mit geschmeidigem Fluß in die Form und füllte sie fest anliegend aus, so daß schließlich nur die Fugen abzustemmen waren.

Dabei ließ sich Petöfi durch tiefere literarische Studien die Ausbildung seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten angelegen sein. Petöfi bewahrheitet durchaus nicht die falsche Doctrin, daß das Genie nichts zu lernen brauche, — er ist vielmehr ein Beweis für das richtige Axiom, daß das Genie aus Allem und Jedem lerne. Wenn auch Petöfi zuweilen gern den Ungebildeten affectirte, so trug er doch mehr Bildung im Herzen, als die meisten seiner Zeitgenossen. Und seine Bildung war keine einseitige. Durch seinen außerordentlichen Fleiß hatte er sich die Kenntniß der deutschen, französischen und englischen Sprache zumeist ohne Lehrer zu eigen gemacht, später begann er auch italiänisch zu lernen und hatte auch die Absicht, sich mit dem Spanischen zu beschäftigen.

Er las Schiller und Heine deutsch; Béranger und Victor Hugo französisch; Shakespeare und Byron englisch und Leopardi italiänisch, und lieferte Uebersetzungen mancher Werke der fremden Literaturen. Und diese intensive Beschäftigung mit fremden Geistern, die er in ungarische Laute, in ungarische Verse bannte, kam ihm bei der eigenen Arbeit zu Statten.

Im Gegensatze zu den landläufigen Chauvinisten, die ihr patriotisches Heil im Abschließen von fremder Cultur und Literatur finden, war Petöfi Ungar, aber auch Europäer, warmfühlender Patriot und zugleich Weltbürger.

Im Buch des Schicksals stand geschrieben, daß er nur 26 Jahre alt werden sollte, und darum fand er keine Muße zu ruhen. Und er ruhte auch nicht. Die grimmige Kälte des Winters, die ihm die Finger erstarren machte; das Elend des Lebens, welches ihm oft die nöthigste Nahrung versagte: sie vermochten nicht seine Schaffenslust zu hemmen. Sein Geist arbeitete ebenso unermüdlich unter dem Druck der Leiden, wie in den Stunden der Begeisterung und Freuden.

Trotz seiner wachsenden Beliebtheit hatte Petöfi noch immer die fixe Idee, ein Bühnen-Künstler zu werden. Sein Ruf als Dichter gab ihm jetzt den Muth, der ihm früher gefehlt hatte, im Nationaltheater aufzutreten. Er wählte zu seinem Debut ein beliebtes Volksstück. Als er auf die Bühne trat, wurde er von der begeisterten Jugend mit stürmischem Jubel begrüßt. Doch die warme Theilnahme, die man dem Dichter entgegentrug, machte der Schauspieler bald erkalten. Er sprach so leise, daß man ihn kaum verstand, und gerieth, je weiter er spielte, in immer größere Verwirrung, so daß selbst das theilnahmsvolle Publicum unwillkürlich in helles Gelächter über den unglücklichen Comödianten ausbrach. Ueber dieses, sein letztes Auftreten schrieb er:*)

„Am 10. October 1844 vollzog sich in Pest ein großes Ereigniß, das wohl die Universalhistoriker nicht unerwähnt lassen werden . . . . ich spielte im Nationaltheater den Notar Gémesy in Szigligeti's „Deserteur“. Man sagt, ich sei durchgefallen . . . . Doch das ist nicht wahr, weil . . . . ich es nicht glaube. Und dies ist Grund genug, um jene böswillige Behauptung zu entkräften. Es ist wahr, daß ich anstatt zu sagen: „„Fräulein Julia ist die Braut““, für gut fand zu sagen: „„Fräulein Julia ist der Bräutigam““, doch Lendvay pflegt manchmal noch närrischeres Zeug zu

---

*) Petöfi vegyes müvei: Uti jegyzetek.

sprechen und der ist doch ein leidlicher Schauspieler. Mit einem Worte, ich bin nicht durchgefallen und ging nach dem Theater mit einem gewissen Siegesbewußtsein in's Wirthshaus." —

Das Siegesbewußtsein muß jedoch nicht sehr stark gewesen sein, denn seit dieser Vorstellung hatte Petöfi jede Absicht, Schauspieler zu werden, aufgegeben und wollte nur das sein, was er wirklich war, — Dichter.

Das „Pesti Divatlap" hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Lust und Liebe für ungarische Sitten, Trachten und Gebräuche zu wecken und den Geist der Nation, der auf Abwege gerathen war, in die nationale Richtung zurückzuführen. In diesem Sinne schrieb Vahot seine Leitartikel und Petöfi seine von echt nationalem Geiste und glühender Vaterlandsliebe durchdrungenen Dichtungen.

Dies Blatt hielt somit in seiner Art gleichen Schritt mit dem Streben der liberalen Partei. Dies ersah auch die Regierung und suchte durch die Censur jede freiheitliche Regung im Keime zu ersticken. Von dem furchtbaren Kampfe mit der Censur wurden nächst dem politischen Blatte „Pesti hirlap" Vahot's „Pesti Divatlap" am meisten betroffen. Die Censur beschnitt die Leitartikel und die Gedichte oft dergestalt, daß es unmöglich war, sie in dieser Verstümmelung zu veröffentlichen. Und damit das Blatt nicht am Erscheinen verhindert werde, mußte man für jeden Artikel und für jedes Gedicht, die in der schärferen Tonart geschrieben waren, zahmere Beiträge bereit halten. Oft fielen selbst noch diese dem mörderischen Rothstifte zum Opfer.

Petöfi, der sich keinem Zwang fügen konnte, litt furchtbar unter dieser geistigen Tortur. Einmal schrieb er ein Gedicht „Dem Henker meiner Gedanken" und wollte dies Blatt in das Paquet einschmuggeln, das für die Censur bestimmt war. Noch zur rechten Zeit vereitelte Vahot den übermüthigen Streich, der leicht böse Folgen für das Blatt und seine Redacteure hätte nach sich ziehen können. In seinem Unmuthe benutzte Petöfi dies Gedicht als Fidibus.

Trotz solcher Ausfälle war Petöfi's Verhältniß zu seinem Censor kein schroffes.

Zur Prüfung der schöngeistigen Werke war damals in der

Hauptstadt ein guter alter Herr, ein ehemaliger Professor der Philosophie, Namens Reseta, bestellt, der Petöfi's geniale Begabung erkannt hatte und ihn vom Herzen liebte. Mehr als Freund denn als Amtsperson bat er Petöfi wiederholt, diese oder jene Stelle in seinen Gedichten zu mildern. Dem Zwang hatte Petöfi wohl nicht gehorcht, doch der wohlmeinenden Bitte des klugen Alten verschloß er selten sein Ohr.

Petöfi war sehr aufgebracht darüber, daß die Sprache und Kleidung in Ungarns Hauptstadt fast durchweg deutsch war; einmal äußerte er sich, daß er nicht übel Lust hätte, den Leuten zu zeigen, wie sie sich kleiden sollten. Diese Bemerkung griff Vahot auf und um seinen wackeren Gehülfen für seinen Eifer zu belohnen und zu verdoppeltem Fleiße anzuspornen, führte er ihn eines Tages zu einem Schneider und ließ ihm ein Costüm anmessen, das ganz nach Petöfi's Angabe gemacht wurde.

Nach einigen Tagen stürzte er freudestrahlend in seinem neuen Anzug zu Vahot.

Dieser Anzug bestand in einer pelzverbrämten, bis unter die Hüften reichenden Mente, einer reichverschnürten Weste, engen, in die Cordovanstiefel gezogenen Hosen und einer runden Astrachan-Mütze. An den Stiefeln hatte er klirrende Sporen, in der Hand hielt er Pfeife und Fokos (ein Stock mit einem beilförmigen Griff). „Die Schusterbuben sind mir johlend nachgelaufen," sagte Petöfi, „doch als sie den Fokos in meiner Hand sahen, getrauten sie sich nicht, mich weiter zu verspotten. Irgend jemand hat auch behauptet, daß ich wie der Notar von Peleske aussehe, ein Anderer nannte mich einen Miskolczer Schustergesellen. Nun gut, als solcher will ich mit meinem Meister den zertretenen und zerfetzten Stiefel der Nation gehörig zusammenflicken und verdoppeln."

So schritt Petöfi, unbekümmert um den Spott, mit herausfordernder Miene in seiner auffallenden ungarischen Tracht durch die Straßen der Stadt, als wollte er sagen: „Ich bin das lebende Modebild des Pester Modenblattes, schaut auf mich, den Herold und Propheten der nationalen Umgestaltung, geht hin und thut desgleichen."

Petöfi war stets ein Freund des Bizarren; seine grenzenlose Ruhmsucht und seine kindliche Eitelkeit spornten ihn ohne Unterlaß an, Aufsehen zu erregen. Er wollte nicht nur in der Literatur, sondern auch im Leben eine Rolle spielen. Doch da er in Folge seiner Geburt, seines Charakters und seines Wesens von der Gesellschaft nicht die Beachtung fand, die er beanspruchte, wurde seine angeborene Erbitterung gegen die bevorzugten Stände noch vermehrt. Sehnlichst erwünschte er die Beseitigung der Vorrechte des Adels. Er träumte von einer neuen Welt, die auf den Trümmern des Feudalismus erstehen sollte. Er hätte nicht um die Schätze der ganzen Welt seine Laute in den Sold der Mächtigen gestellt. Dies war sein Stolz. Er besang niemals einen Menschen, dessen Gunst er durch seinen Sang hätte erstreben können. Sein Mäcen war und blieb das Volk, und seine Leier wurde eine Macht.

Bei Petöfi trugen sowohl die Dichtungen zu seiner beispiellosen Volksthümlichkeit bei, als auch seine eigenartige Individualität. In seinen Dichtungen öffnete er sein Herz und erschließt er sein ganzes Leben. Und sein abenteuerliches Vagabundenleben war in aller Mund. Jedermann wußte eine Anekdote von ihm zu erzählen. Er war das Ideal der ungezähmten ungarischen Jugend, die von brausendem Thatendurst erfüllt war und wie er, von der Größe, Macht und Unabhängigkeit des Vaterlandes träumte. Diese Popularität nährte sein ohnehin stark ausgeprägtes Selbstgefühl. Den stolzesten Mann Ungarns mußte man in einem elenden winkeligen Stübchen suchen.

Um Petöfi hatte sich eine ganze Reihe junger Schriftsteller und Künstler gruppirt, die seine Bewunderer waren.

Es war schwer, seine Bekanntschaft zu machen, noch schwerer seine Freundschaft zu erringen. Er konnte mit Jenen, die sich an ihn herandrängten, gehörig grob werden, und gerieth in Wuth, wenn man sich ihm mit herablassender Gönnermiene näherte. Seine rauhe Manier schreckte Viele vom näheren Verkehre mit ihm ab. Petöfi war schwer zu behandeln, er war ungleich in seinem Benehmen, herausfordernd, rechthaberisch, reizbar grob; doch wo er

sich zu Hause fühlte, wo er von der Herzlichkeit der Gesinnung überzeugt war, da thaute er auf und gab sich so, wie er wirklich war. Jókai sagt:*) „Und wem er einmal in Liebe zugethan war, von dem forderte er, daß er sich ihm ganz hingäbe, seine Seele mit der seinigen so verschmelze, wie er es that. Er war der Tyrann dessen, den er liebte. Er gestattete ihm keine abweichende Ansicht und verzieh ihm keine Meinungsverschiedenheit. Er beherrschte seine Freunde dadurch, daß er sie liebte."

Petöfi sprach immer seine Ansichten aus, ohne auf irgend Jemanden Rücksicht zu nehmen. In seinen Behauptungen war er oft ungerecht, übertrieben und überspannt. Er haßte die Scheinheiligen und verspottete die Tugendhelden, er beugte sich keiner Autorität und liebte es, der öffentlichen Meinung, die sich so oft von dem Blendenden täuschen läßt und das wahre Verdienst gering schätzt, Faustschläge zu versetzen. Am meisten verachtete er die Knechtschaft, offenen und versteckten Despotismus und aufgeblasene Größen.

Man konnte Petöfi's Leidenschaftlichkeit verdammen, aber man mußte sein edles Herz schätzen; man konnte sein ungeschicktes, linkisches Wesen verlachen, doch er riß Alle hin, wenn er begeistert war. Sein cholerisches Temperament stieß viele Menschen ab, doch der feste Charakter, die Kindesliebe und die Opferwilligkeit für seine Freunde machten Manches verzeihen. In seinem Gemüthe vermischte sich Sanftmuth mit Wildheit, Erhabenes mit Lächerlichem und das übertrug sich auch auf seine Dichtungen. Sobald wir seine Gedichte lesen, steht der Dichter vor uns. Der Zauber seiner Persönlichkeit umschwebt die Dichtung, mildert ihre Fehler und hebt ihre Schönheiten hervor.

Der Winter von 1844—1845 war Petöfi's lustigste Zeit, da er fast jeden Abend in Gesellschaft heiterer Genossen verbrachte. Das leichtlebige Völkchen der jungen Dichter, Schriftsteller und Künstler kam in irgend einem kleinen Wirthshause zusammen, um

---

*) Gedenkrede, gehalten bei Enthüllung des Petöfi-Monumentes in Budapest am 15. October 1882.

sich nach des Tages Mühen und Plagen bei einem Glase Wein im Freundeskreise zu erholen. Heitere Lieder und drastische Anekdoten würzten die anregenden Abende.

Damals schrieb Petöfi die meisten seiner übermüthigen, lebensfrohen Trinklieder, die ihn in den Verdacht der Liederlichkeit brachten, denn wer ihn nicht kannte, sondern nur nach seinen Versen beurtheilte, mußte ihn wohl für einen Verschwender, Schuldenmacher und Trunkenbold halten.

In der Vertheidigung von Petöfi ging man lächerlicher Weise so weit, zu behaupten, er sei ein Kostverächter gewesen. Petöfi besaß eine frische Genußfähigkeit, ohne im Genusse vollkommen aufzugehen. Er war ein Tafelgenosse, den der Wein wohl begeistern, doch nicht trunken machte. Nach 1845 schrieb er nur noch selten Trinklieder.

Die junge lebenslustige Schaar, die Petöfi täglich umgab, pflegte häufig, wenn der Wein die Köpfe erhitzt und die Sinne erregt hatte, Orte aufzusuchen, wo man auf höchst ungezwungene Weise das „Ewig-Weibliche" studiren kann. Petöfi war kein Freund solcher Orgien, er nahm nie Theil an diesen psychologisch-physiologischen Excursionen. Stets ehrte er im Weibe die Mutter und die Geliebte. Eine Geliebte, die nicht den Körper, sondern das Herz hingiebt. In Stunden der Begeisterung war ihm das Weib eine Göttin, fühlte er sich in seiner Liebe getäuscht, dann sprach er vom Weibe als von einem mitleidbedürftigen, bedauernswerthen Geschöpf. War er verliebt, dann verheimlichte er nie sein Gefühl und las seinen Freunden mit merkwürdiger Aufrichtigkeit seine Briefe und Liebesgedichte vor.

Stets ärgerte er sich, wenn man in seiner Gesellschaft allzu offen über sexuelle Verhältnisse sprach. Lisznyai hatte eine Zeit lang die Laune, sich einer cynischen Ausdrucksweise zu bedienen, darüber erzürnte Petöfi einmal so heftig, daß er ihm die Kaffeeschale nachwarf. Petöfi konnte wohl derb und roh sein, aber er wurde nie gemein. Daher kommt es, daß man alle seine Gedichte jungen Mädchen in die Hände geben darf. Diese Jungfräulichkeit war der Blüthenstaub seiner Poesie.

Petöfi's hochentwickeltes Selbstgefühl und sein extremes und überspanntes Wesen charakterisiren folgende zwei Anekdoten.

Der Dichter Karl Berecz erzählt aus seinen Petöfi-Erinnerungen:

„Es war im Jahre 1844, im Café Pillvax in der Herrengasse saßen am runden Tisch, welcher später, im Revolutionsjahre, „der Tisch der öffentlichen Meinung" genannt wurde, Petöfi mit Pákh und noch einigen Freunden. Ein Italiener, der schöne Figuren feilbot, offerirte seine Gypsstatuen an unserem Tische, Petöfi blickte unwillkürlich in den Korb. „„Schau nur, auch Dein struppiger Kopf ist dort, neben dem von Schiller und Goethe,"" sprach Albert Pákh mit spöttischem Lächeln.

„„Du kannst leicht reden. Ich sage Dir aber nur so viel, daß Du bald den struppigen Kopf in jenem Korb wirst sehen können, und daß ich auch noch eine ganz andere Statue haben werde, vor welcher Ihr alle den Hut ziehen werdet,"" antwortete Petöfi in ernstem, selbstbewußten Ton."

Die folgende Anekdote verdanke ich dem Budapester Buchhändler K. O. Stolp:

Stolp war in den 40er Jahren in der Verlagsbuchhandlung Edelmann angestellt. Edelmann, ein Deutscher, hatte große Sympathieen für Ungarn. Er wußte die von der Wiener Regierung verbotenen Bücher geschickt einzuschmuggeln und zu verbreiten, so war er mit den unzufriedenen Elementen in steter Fühlung. In seinem Geschäfte gab sich „das junge Ungarn" Rendez-vous. Dort wurden die literarischen Erscheinungen besprochen, auch gaben die Tagesfragen Gelegenheit zu lebhaften Discussionen. Im Edelmann'schen Geschäfte lernte Petöfi Stolp kennen, und der conservative Deutsche und der republikanische Magyare schlossen bald Freundschaft mit einander. Die Debatten über Literatur und Politik wurden im Gast- und Kaffeehause fortgesetzt.

Petöfi war im Freundeskreise gewöhnlich ruhig und verschlossen. Nur ab und zu brach seine wilde Laune hervor. War er durch äußere oder innere Ursachen erregt, dann wallte sein heißes Blut auf, und er wurde trotzig und zornig.

Eines Abends saßen die Freunde Petöfi, Pákh und Stolp im Gasthause beisammen, Petöfi war tieftraurig. Auf ihre besorgten Fragen gab er ausweichende Antworten und verfiel wieder in seine tiefsinnige Stimmung. Plötzlich erhob er sich mit den Worten „Heute ist's mir hier zu dumpf und eng, ich muß hinaus in's Freie; wo die Luft leichter ist, dort wird's auch mir leichter um's Herz.“ Die Freunde fürchteten, daß ihm bei seinem excaltirten Wesen in so später Stunde leicht etwas zustoßen könnte und folgten ihm. Petöfi ging mit großen Schritten von Pest über die Schiffsbrücke nach Ofen hinüber und stieg den Blocksberg hinan, ohne sich viel um seine Begleitung zu bekümmern. Als er auf der Höhe angekommen war, wo damals die Sternwarte stand, stellte er sich auf einen Fels und sprach mit flammender Begeisterung eine mächtige Rede auf die im fahlen Mondschein ruhig daliegende Stadt. Er hielt die Arme hoch erhoben, sein Blick strahlte, seine Gestalt schien gewachsen. Wie eine Statue stand er auf dem mächtigen Felssockel.

Pákh war tief erschüttert, und obwohl Stolp der ungarischen Sprache nicht mächtig war, konnte er sich doch einer Bewegung nicht erwehren. Als sie zusammen hinab stiegen, war Petöfi wie aus einem Traume erwacht, ruhig und heiter.

„Ihr haltet mich wohl für einen Comödianten,“ sagte er zu den Freunden, „und glaubt, was Ihr gesehen, sei theatralische Pose gewesen. Doch, was mich tiefinnerlich bewegte, was ich so lange mit mir herumgetragen habe, dem konnte ich vor theilnahmslosen Leuten keinen Ausdruck geben, und ich mußte mir Luft machen.

Pákh klopfte Stolp auf den Rücken und sagte: „Freund, bedaure, daß Du der ungarischen Sprache nicht mächtig bist. Was Der heute gesprochen, war die erhabenste Freiheitsode, die ich je gehört. Solche Worte, so gesprochen, müssen ein Volk zu Thaten entflammen. Schade, daß sie in die leere Luft verhallten.

XXIV.

Größere poetische Erzählungen.

Zunächst auf Vahot's Anregung schrieb Petöfi sein erstes größeres Werk, ein komisches Heldengedicht in vier Gesängen: „A helység kalapácsa“ — „Der Dorfhammer“.

In der erzählenden Dichtung steht Petöfi nicht auf solch' hoher Stufe wie im Liede. Die Lyrik bildet sein ureigenstes Element, hier äußerte sich seine Kunst in vollster Kraft und Schöne.

Das Epos setzt eine gewisse Objectivetät und Ruhe des Schaffens, eine größere Lebenserfahrung und abgeklärte Betrachtung aller Verhältnisse im Leben, in der Geschichte und in der Gesellschaft voraus.

Petöfi fehlten schon vermöge seiner stürmischen, drangvollen Jugend diese Vorzüge ernster beschaulicher Männlichkeit. Seine leidenschaftlich eruptive Natur, seine fixen Ideen und seine, in gewissen Dingen beschränkten Ansichten kamen wohl seiner lyrischen Kraft zu Gute, doch machten sie ihn für das Epos und Drama nicht geeignet.

„Der Hammer des Dorfes“ ist ein komisches Epos schwächerer Art. Das Komische tritt hier als Parodie des Erhabenen auf. Ein kleinlicher, possenhafter Stoff, eine alltägliche Begebenheit wird in der erhabenen Weihe, im ernsten Stil des heroischen Epos dargestellt.

Ein Dorfschmied fällt in der Kirche während des Gebetes in tiefen Schlaf. Der Küster, ein schnöder Intrigant, sperrt den Schlafenden in die Kirche ein und geht triumphirend in's Wirthshaus, wo die schöne fünfundfünfzigjährige Liebste des Schmiedes den Wein ausschänkt. Der Küster verständigt den Cantor, der insgeheim für die bejahrte Dorfschöne glüht, von seinem Streiche und versichert, der Herr Cantor könne nun ohne Bangen der Liebsten seine Leidenschaft gestehen, da der gefürchtete Rival hinter Schloß und Riegel sitzt. Während nun der furchtsame Cantor um die Huld der Spröden wirbt, stürmt der Schmied herein, der

sich aus seinem heiligen Kerker befreit hatte, indem er sich am Glockenseil zum Thurmfenster hinabgelassen. Es entspinnt sich eine große Balgerei zwischen dem Schmied und dem Cantor. Der Schmied findet Unterstützung in einem tapferen Roßknecht und an der Seite des Cantors steht der heimtückische, ränkesüchtige Küster. Der Dorfschuster, ein Freund des Friedens, läuft spornstracks zum wortkargen Richter und zum Gerichtsdiener, den er gerade in seiner liebsten Beschäftigung stört, er prügelt nämlich sein Weib! Die Obrigkeit macht bald Ordnung und Frau Martha, die Gesponsin des verliebten Cantors, packt den Frevler beim Schopf und zieht ihn an ihren Busen, den er nimmer hätte verlassen sollen.

Petöfi legte in diesem Gedichte weniger Gewicht auf die Situation als auf die Darstellung. Die komische Wirkung dieses Gedichtes beruht hauptsächlich auf dem Contraste zwischen dem lächerlichen Stoff und der ernsten Form. Auf poetischen Werth macht diese Dichtung ebenso wenig Anspruch, wie die meisten Werke dieser Gattung, und darum fand diese meist gelungene Parodie weder bei der Kritik, noch beim Publicum Anklang.

Auch eine zweite Dichtung „Der Liebe Fluch", konnte nicht durchgreifen. Nach diesen geringen Erfolgen in der erzählenden Poesie mußte ein gelungeneres Werk kommen, um Petöfi's Befähigung auch für dies Genre nachzuweisen. Und noch im selben Jahre gelang es Petöfi in kühnem Wurfe, ein Volksmärchen zu schaffen, welches alle früheren und späteren volksthümlichen Erzählungen in Bezug auf naive Darstellungsweise und liebenswürdigen Humor weit übertraf.

Gegen Ende des Jahres war Petöfi in Gedanken vertieft, als zerbräche er seinen Kopf über große Dinge. Im Gegensatze zu seiner sonstigen Gewohnheit, blieb er alle Abende daheim, heizte sein Stübchen, machte sich's bequem, zündete seine Pfeife an und dampfte frisch drauflos, dann und wann nahm er einen Schluck Wein und ging ruhelos auf und ab. Die Dienstboten, die an seinem Fenster, das sich auf die Stiege öffnete, vorüber mußten und das sonderbare Benehmen bemerkten, sagten: „Der junge Herr macht's gerade so, als ob er verrückt werden wollte."

Petöfi hatte die Gewohnheit, wenn er einen Gedanken in sich verarbeitete, ruhelos im Zimmer auf und ab zu gehen, nach Jókai spielte er dabei mechanisch mit einem Geldstück, das er in die Höhe warf und wieder auffing, dabei fortwährend mit der Ausgestaltung seiner Idee beschäftigt.

Damals arbeitete er an der Volkserzählung „János vitéz" — „Held János". Er brauchte dazu nur ein paar Nächte. Die einzelnen Theile wurden bei diesen Zimmerpromenaden fertiggestellt und auf einzelne fliegende Papierblätter flüchtig hingeworfen. Dann schrieb er das Gedicht abschnittsweise in einem Zuge nieder, so, daß nur sehr wenige Ausbesserungen vorkamen.

So entstanden die meisten seiner Dichtungen und er beeilte sich, dieselben zum Setzer zu geben, noch bevor er die Fehler erkannte.

Als er mit seinem volksthümlichen Epos fertig war, suchte er einen Verleger dafür zu finden. Seine Mühe war jedoch vergeblich. Darüber wurde er mißmuthig, Vahot frug nach der Ursache seiner Verstimmung. Petöfi erwiderte ärgerlich, er habe ein größeres Gedicht geschrieben und es diesem und jenem Verleger angeboten, doch Keiner wollte davon etwas wissen, trotzdem Vörösmarty es auf's Wärmste empfohlen.

„Ich möchte gerne das Manuscript sehen," sagte Vahot.

Vahot las es und war entzückt. Er habe ein solch köstliches Volksmärchen noch nie gelesen, er erklärte es als einzig in seiner Art und frug Petöfi, um welchen Betrag er es den Verlegern angetragen habe. „Anfangs verlangte ich 100 Gulden dafür, doch als ich sah, daß meine Forderung zu hoch war, hätte ich mich gerne auch mit 50 Gulden begnügt."

„Wissen Sie, Freund," erwiederte Vahot, „beschämen wir diese geizigen und unverständigen Buchhändler, ich gebe Ihnen die verlangten 100 fl."

Petöfi war mit Freuden bereit.

Nun blieb nur mehr die Taufe des neugeborenen Geisteskindes zurück. Petöfi wollte die Erzählung Kukoricza Jancsi (Hans Kukurutz) benennen, Vahot war jedoch damit nicht einverstanden,

der Titel klang ihm zu bäuerisch, und nachdem die volksthümliche Richtung noch nicht festen Fuß in der Literatur gefaßt hatte, wären wohl viele Leser durch den Titel abgeschreckt worden. Schließlich einigten sie sich, und das Werk wurde János vitéz (Held Johann) getauft. Und unter diesem Titel wurde es in 1000 Exemplaren gedruckt, wovon jedoch nur gegen 500 Abnahme fanden, die übrigen blieben dem Herausgeber auf dem Halse.

Vahot, der Petöfi's Leichtsinn kannte, sagte, als er ihm das Honorar für die Dichtung einhändigte: „Verwenden Sie das Geld vernünftig."

„Ich weiß schon, was ich damit machen werde," antwortete Petöfi und stürmte in seinem Glücke davon.

Als Vahot nach ein paar Tagen seinen Hilfsredacteur in dessen Zimmer aufsuchte, fand er dort ein paar einfache Leute, die auf Petöfi warteten, einen untersetzten kräftigen Mann und eine alte Frau mit milden Zügen, nach ihrer ärmlichen Tracht zu urtheilen, schienen es Bauersleute aus der Umgebung zu sein. Bei Vahot's Eintreten erhoben sie sich von ihren Stühlen und grüßten achtungsvollst.

„Entschuldigen der geehrte Herr," sagte der Mann, „wir kommen vom Lande, von Dunavecse, um unseren Sohn, den Sándor, zu besuchen.

Vahot war sehr erfreut, die Eltern seines wackeren Gehülfen kennen zu lernen. Er konnte die alten Leute kaum bewegen, sich niederzusetzen, einen solch' gewaltigen Respect hatten sie vor dem Brodherrn ihres Sohnes. Kaum, daß Vahot mit schwerer Mühe die Rede in Fluß gebracht hatte, stand Petöfi im Zimmer. Ganz hingerissen vor Glück fiel er seinen Eltern um den Hals, die, als sie ihren Sándor in der hübschen ungarischen Tracht erblickten, vor Freude zu schluchzen begannen. Vahot entfernte sich, um nicht als überlästiger Dritter die schöne Scene zu stören. Als er nach einer Weile wieder zurückkam, saß Petöfi zwischen seinen Eltern, aus den verweinten Augen der alten Leute strahlte das reinste Elternglück.

„Hier, theure Eltern," sagte Petöfi auf Vahot weisend, „ist mein Chef, ein wackerer Ungar, der, als mich die reichen deutschen

Verleger mit Kälte von sich wiesen und für mein Werk nicht einmal 50 Gulden zahlen wollten, dafür sogleich 100 Gulden erlegte. Davon brauch' ich jedoch keinen Heller, denn nach langer Nothlage bin ich jetzt in leidlich guten Verhältnissen. Ihr könnt dies Geld besser benöthigen als ich, der es doch nur vergeuden würde. Ich habe Euch, meine lieben Eltern, genug Sorge und Kummer bereitet, ich schulde Euch unendlichen Dank und freue mich, auf diese Weise meiner Sohnespflicht, wenigstens einigermaßen, Genüge zu thun." Auf diese bewegt vorgetragenen Worte waren die Eltern so ergriffen, daß sie keine Worte finden konnten. Dies war einer der schönsten Augenblicke in Petöfi's Leben.

„Held János" ist die gelungenste poetische Volkserzählung der ungarischen Literatur.

Die Volksdichtung überhaupt theilt sich in zwei Richtungen, die eigentlich nebeneinander laufen und sich oft vermischen, in die Sage und die Erzählung.

Die Volkssage fußt auf historischen Erinnerungen und hat die Geschichte einer Zeit oder einer Person zum Inhalt; in die geschichtliche Schilderung sind märchenhafte Züge verwoben. Die Volkssage, zumeist tragischen Charakters, ist die eigentliche Geschichtsquelle der breiteren Massen. Aus den Bruchstücken dieser Sagenstoffe erwuchsen die historischen Balladen der großen Dichter.

Die Volkserzählung ist ein freies Spiel der Phantasie und an keine bestimmte Zeit und Person gebunden. Das Alltägliche mit dem Wunderbaren zu verschmelzen, bildet die Wesenheit der Volkserzählung. Auch hier besteht der eigentliche Inhalt aus Abenteuern und Wundern, doch werden die Leidenschaften nicht so stark aufgewühlt, denn der Hauptzweck ist, das Volk zu unterhalten.

Die Volkserzählung hat zuerst Vörösmarty für die Kunstdichtung verwerthet. Jedoch Vörösmarty's glänzende Diction war zu wuchtig, zu wenig naiv für diese Gattung.

Petöfi's großes Verdienst bestand darin, daß er das Wesen der Volkserzählung getroffen hatte, sowohl in der Conception als in der Composition, in der Farbe wie in der Stimmung. —

Ein junger Bursche, der verliebte János, der seinen Namen

vom Kukurutzfelde erhalten, auf welchem er gefunden wurde, hütet die Schafe seines Herrn am grünen Bergeshang. Nicht weit davon, am Bache, wäscht die blonde Iluska (Helene) das Linnen.

János und Iluska haben sich an dieser Stelle wohl schon oft getroffen. Der Bursche findet unsagbares Vergnügen, die anmuthige Gestalt der Iluska zu bewundern, die mit hochgeschürztem Röckchen im Wasser steht, und ihr Herz zittert vor Freude beim Klang der kräftigen Stimme des Jünglings:

„Komm' doch heraus, mein Engelskind,
Du kleines blondes Weibchen.
Drei Küsse sind ja schnell geküßt,
Mein süßes Turteltäubchen."
— — — — — — —

Er lockt das Mädchen aus dem Bach
Mit seinem Liebesflehen,
Er schlingt voll Gluth den Arm um sie —
Sie kann nicht widerstehen.
Nicht ein-, nicht zehn-, nicht hundertmal
Sie nun einander küssen:
Es kann nur Er, der Alles weiß,
Die Zahl der Küsse wissen.

Die Arbeit geht freilich bei diesem Plaudern und Kosen nicht von der Hand. Die Dirne hat bald einer strengen Stiefmutter wegen der vergeudeten Minuten Rechenschaft abzulegen. Noch schlimmer steht's mit dem Burschen. Fiel der Wolf in die Heerden oder verirrten sich die Schafe? Genug, von der Heerde fehlt gar manches Stück. Ohne in feiges Jammern auszubrechen, denkt er bei sich, was nun geschehen werde:

Wer immer ihm die Schafe stahl,
Genug, er hat sie nimmer,
Und Klagen und Wettern macht
Die Sache doch nur schlimmer.

Gleich trefflich ist folgender Zug. Der Bauer will den ungetreuen Knecht schlagen, doch dieser entläuft den Schlägen.

Er lief darum, weil wohl begriff
Sein ehrliches Gemüthe,

Daß jetzt sein Herr mit vollem Recht
Gen ihn, den Armen, wüthe —
Und, kam's zu einer Schlägerei,
Sollt' schlagen er den Alten?
Der ihm ein zweiter Vater war,
Der ihn bis jetzt erhalten?

Die Nacht bricht herein. János kehrt in's Dorf zurück, er klopft leise an Iluska's Fenster, dann holt er die Flöte hervor und spielt eine einfache Weise. So tief ergreifend war sein Spiel, daß darob selbst die Gestirne der Nacht weinten. All die Thauperlen an den Grashalmen sind ja Thränen der Sterne.

Iluska schlummert. Bei den klagenden Tönen der Hirtenflöte erhebt sie sich vom Lager. Durch's Fenster sieht sie das blasse Gesicht des Geliebten.

O János, meine Seele, sprich,
So bleich ist Deine Wange,
Wie in des Herbstes trüber Nacht
Der bleiche Mond, so bange?
.... Hei, Iluska, ich bin so bleich,
Und mir ist ach so wehe,
Weil ich Dein lieb' Gesicht vielleicht
Zum letztenmale sehe!.......

Die kummervolle Liebe und der Schmerz der Entsagung ist ergreifend geschildert.

Sie schieden, wie die Blätter grün,
Die von den Zweigen scheiden,
Ein rauher, starrer Winter war
In's Herz gedrungen Beiden.
Iluska weinte — kann man auch
Solch' bitt'res Weh gewöhnen?....
Mit seines Hemdes Aermel wischt
Ihr János weg die Thränen.

Er geht mit feuchtem Auge, das Gemüth voll Trauer. Wohin ihn auch der Weg führen mochte, was war ihm daran gelegen!

Nun und so ging er fort und fort,
Von tiefem Leid durchdrungen,
Die schwere Guba hatte er
Sich um den Hals geschwungen,

Ihn däucht, als ob die Guba heut'
Wohl zehnmal schwerer wäre —
Der Arme, und er fühlte doch
Nur seines Herzens Schwere!...

Und Nacht wird's und Morgen. Er aber geht und geht. Als sich die Sonne hob, erblickte János die Pußta ringsherum wie ein weites Meer. Kein Berg, kein Fels, kein Baum, kein Strauch begrenzt den Blick. An den Gräsern glitzert der Thau im Morgenlichte. Der Bach von der Sonne beschienen, leuchtet in voller Gluth. Nicht ein Laut stört die tiefe Stille. János setzt seinen Weg fort, sonder Rast und Ruh, begleitet nur von dem eigenen schwarzen Schatten und seinem schweren Herzeleid. Die Sonne hat's leicht die Pracht der Pußta zu erleuchten, die finstere Nacht im Gemüthe des einsamen Wanderers kann sie nicht erhellen.

In diesem Sange erwacht der großartige Naturschilderer der ungarischen Tiefebene.

Dieser erste Theil der poetischen Erzählung ist eine ländliche Idylle voll Duft und Wahrheit.

Der Reiz der Idylle besteht in der poetischen Schilderung des Menschenlebens in seiner Beschränkung. In der Idylle dürfen wir keine tiefe Charakterzeichnung, keine gewaltigen Leidenschaften suchen: Conflicte sind wohl nicht ausgeschlossen, aber sie dürfen nicht den Rahmen des Genrebildes sprengen.

János und seine Liebste sind mit einigen Strichen trefflich charakterisirt. Wie einfach und natürlich ist die Liebe der beiden Naturkinder geschildert, ohne Sentimentalität, wahr und ergreifend.

Der erste Theil, die ländliche Idylle, ist am gelungensten. Nun folgt die romantische Erzählung, in welcher das Phantastische, Wunderbare und Abenteuerliche vorherrscht. Aber das Abenteuerleben ist mit solch' ergötzlicher Naivetät erzählt, daß der Charakter der Volkserzählung gewahrt bleibt.

Der davongelaufene Hirte irrt in der Welt herum. Er geräth unter Räuber und um sein Leben zu retten, wird er ihr Gefährte. Doch Nachts zündet er die Baracke, in welcher die Mordgesellen Unterschlupf gefunden, an, so daß diese elend zu Grunde gehen.

Dann begegnet er Soldaten. Beim Anblick der schmucken Reiter erwacht in ihm die Lust zum frischen Kriegerhandwerk und darin findet er Trost in seinem Herzeleid.

> Denn wenn ich selbst nicht tödten kann,
> Wird mich der Kummer tödten —
> Ein rechter Krieg mit Blut und Tod
> Der ist mir just vonnöthen.

Es ist charakteristisch für den ungarischen Bauer, daß er, wenn ihn ein großes Unglück ereilt, oder ein Kummer sein Herz bedrückt, entweder Räuber oder Soldat wird.

János wird in die Reihen der Soldaten aufgenommen. Ein Ungar weiß mit Pferden umzugehen. Der junge Hirte ist bald einer der Ersten unter den Husaren. Wie gut kleidet den strammen Burschen die rothe Hose, die fliegende Mente und hei, wie sein Schwert in der Sonne blitzt.

Nun beginnt János' Heldenlaufbahn, und wir hören die an geschichtlichen und geographischen Schnitzern so überreichen Husarenstückchen.

Wenn der Soldat viel in der Welt herumgekommen ist, weiß er wunderbare Dinge von seinen Heldenthaten zu erzählen. Petöfi verwendet dies Element, doch er führt es nicht komisch aus, als Prahlsucht, sondern in ganz volksthümlicher Art mit der Naivetät der Volkserzählung, als ob sein Held Alles wirklich selbst erlebt hätte.

Die ungarische Armee, der nun unser Held angehört, ist auf dem Kriegszuge. Frankreich ist von den Türken bedroht, die ungarischen Waffenbrüder kommen den Bedrängten zu Hülfe! Lang und schwierig ist der Marsch; das Ungarheer muß die Tartarei passiren, das Land der Sarazenen, Italien, wo ewiger Winter herrscht.

> Und ward es ihnen doch zu kalt,
> So stiegen sie zur Erde
> Und — nahmen auf den Rücken frisch
> Und kräftig ihre Pferde.

— — — — — — — — —

Nun und so war die tapf're Schaar
In's Polenreich gekommen,
Von Polen wurde stracks der Weg
Nach Indien genommen,
Franzosenland und Indien,
Die grenzen aneinander,
Doch bietet kein besonderes
Vergnügen hier die Wander.

In Indien warteten ihrer gar mancherlei Beschwerden:

Zu essen gab es nichts als Luft,
Doch die ist hier im Lande
So dicht, daß zu durchbeißen sie
Man schwer nur ist im Stande,
Und stellte dann der Durst sich ein,
So melkten sie gar heiter
(Es klingt beinahe märchenhaft)
Die Wolken wie 'ne Euter.

Ein sonderbarer Weg über Indien nach Frankreich! Was scheert's den ungarischen Bauer. Wo die Pußta endet, beginnt für ihn die Fremde. Er hat vielleicht von Oesterreich, Italien und der Türkei reden hören, denn der Schacherjude, von dem er Pfeifen und Knöpfe kauft, kennt die halbe Welt; wo sich aber diese Länder befinden, darnach fragt unser Bauer nicht viel. Wozu auch?

Petöfi versetzt sich hier an die Stelle seiner beschränkten Zuhörer, er malt dem Bauer die Welt, so wie sich diese in der einfachen Phantasie desselben weitet, und darum führt er die ungarischen Helden nach Frankreich, über die hohe Tartarei, in das Land der Sarazenen und das heiße Indien.

Die Ungarn haben das Glück, Frankreich zu befreien. Gar schlimm sah's in dem Lande aus. Die Türken theilten eben die große Beute. Die Kirchen waren entweiht, die Städte verwüstet, Heu und Hafer aus den Speichern hatten die Rosse gefressen, den Wein aus den Keltern die Ungläubigen gesoffen.

Der König, aus seinem Palaste verjagt, irrt elend zwischen den Ruinen umher auf der Suche nach seiner Tochter.

„Doch ach, mein armes Töchterlein,
Was ist's mit meinem Kinde?

So schrie der König jammernd auf,
Wer sagt, wo ich es finde?
Der grause Türkenführer war's,
Der mir mein Kind entrissen,
Wer immer mir sie wiederbringt,
Mag sie als Frau begrüßen!"

All' die wackern Gesellen wären bereit, für diesen Preis ihr Leben zu lassen. Nur János allein nährt keine Hoffnung. Er liebt seine Bauerndirne, was galt ihm eine Königstochter. Und doch war er es, der den Türkenpascha tödtete und die schöne Prinzessin befreite.

Die Prinzessin fällt dem Retter um den Hals und bietet ihm ihre Hand an, doch dieser ist nicht so unhöflich, sie geradewegs auszuschlagen, und dann —

In János' vollen Adern floß
Fürwahr auch Blut, nicht Wasser!
Ein innerer Kampf mahnt ihn daran,
Daß er kein Weiberhasser —
Wie sehr jedoch sein Herz auch kämpft,
Er bringt den Kampf zum Schweigen,
Denn an sein Lieb' denkt er daheim,
An Iluska treueigen.

Und als ihm auch der König die Tochter zum Weibe geben will, schlägt er sie auch jetzt nicht einfach aus, sondern er sagt, er verdiene ein solches Glück nicht, dann erzählt seine Lebensgeschichte.

Giebt es wohl etwas Rührenderes als die Art und Weise, wie er dabei seiner Liebe in der Heimath gedenkt:

Ich sagte meiner Iluska
Kein einzigmal im Leben,
Daß sie an einen Andern nie
Ihr Herze mög' vergeben,
Auch sie hat nie von mir verlangt,
Daß ich ihr Treue schwöre:
Wir wußten Beide nur zu gut,

Wem unser Herz gehöre....
Und darum, Königsfräulein hold,

Kannst Du auf mich nicht zählen,
Denn Iluska ist mir bestimmt,
Nur sie kann ich erwählen.

Dergleichen ist aus dem innersten Herzen des Volkes herausgedichtet.

Es zieht János mit Gewalt heimwärts. Reich mit Geschenken beladen schifft er sich zur Reise in's Vaterland ein. Aber unser Held ist nicht am Ende seiner Abenteuer. Ein heftiger Sturm bricht los, das Fahrzeug scheitert, die Schätze werden von den Wogen verschlungen. János rettet nur das nackte Leben, er ist so arm wie zuvor. Ach was, wenn er nur seine Iluska wieder findet.

Aber als er zu Hause anlangt, erfährt er, daß sie gestorben; da bricht er in heftiges Schluchzen aus.

Warum erschlug mich Keiner denn
Von diesen Türkenhunden,
Warum hab' ich am Meeresgrund
Nicht auch mein Grab gefunden?

Er wankt zum Kirchhof hinaus. Am Grabe der Liebsten gedenkt er der entschwundenen Zeit. — Als der Schmerz endlich müde geworden, sein Herz zu quälen, zieht János wieder hinaus, um Gefahren zu suchen, um den heißersehnten Tod zu finden. Bevor er das Heimathsdorf verlassen, pflückt er eine Rose vom Grabe der Geliebten.

Wir kommen nun zum III. Theil, in welchem die wunderbaren Elemente ihr Spiel treiben. Dieser Theil ist wohl der schwächste, sowohl was die Erfindung als auch was die Durchführung betrifft.

Auf seiner Wanderung verirrt sich der Held, dessen frischer Humor nur mehr ab und zu durch den Flor der Trauer blitzt, in das Reich der Fabelei.

Er kommt in das Land der Riesen. Im Königspalaste saß man gerade beim Mittagsmahl. Die Riesen nährten sich von Felsblöcken. Nach solchem Mittagsbrod hat Held János kein sonderliches Verlangen. Der König aber, der sich an dieser Mahlzeit gütlich that, sprach also zu dem ungebetenen Gaste:

„Da Du schon hier, so magst Du gleich
An uns're Seite rucken,
Schluck' einmal diesen Felsenblock,
Weil sonst wir Dich verschlucken.
Parirst Du nicht, so kann Dir's noch
Hier auf der Stell' passiren,
Daß, um zu würzen unser Mahl,
Wir Dich zu Brei zerrühren!"

János ist empört, daß man hierzulande so wenig Gastfreundschaft übt. In seinem Zorn schleudert er dem Riesen den Stein an den harten Schädel, so daß jener todt zu Boden stürzt.

„Mit Dir wär' ich im Reinen,
Du rufst mich wohl kein zweites Mal
Zu einem Mahl von Steinen."

Die übrigen Riesen erschrecken darob und wählen den tapfern Mann zum König. Doch János hat nicht Lust, sein Leben hier zu beschließen. Er läßt sich in seiner königlichen Würde vertreten und wandert weiter. Die Riesen haben ihm ein Pfeifchen mitgegeben, sobald er ihrer bedarf, möge er es benutzen, und auf seinen Pfiff würden sie jederzeit zu seinem Schutz erscheinen.

János kommt zu einem großen Wasser, in der Mitte ist die Feeninsel.

Er will in das Reich der Feen. Wie aber über das Meer gelangen? Er pfeift und der größte der Riesen trägt ihn heil hinüber. Nun gilt's einen gewaltigen Kampf mit den Ungethümen zu wagen, die das Thor der Insel bewachen. Er besiegt alle, die Bären, Löwen, Drachen und Schlangen, und zieht in's Feenreich ein, wo die Zaubersöhne und die Zaubermädchen, den Tod nicht kennend, im ew'gen Glücke leben, nicht von irdischer Speise, sondern allein von der Liebe süßem Kusse.

Hier weint kein Schmerz, hier weiß man nichts
Von Kümmerniß und Leide,
Die Feen in dem luft'gen Reich,
Sie weinen nur vor Freude,
Und jede ihrer Thränen fällt
Auf uns're Erde nieder,
Hier aber findet sie der Mensch
Als Diamanten wieder.

Als er sah, wie die Feen glückselig miteinander leben, überfällt ihn ein heftiger Schmerz, daß nur er nicht glücklich sein kann.

> Hier also, in dem Feenreich,
> Im Reich der ew'gen Liebe,
> Soll einsam ich durchwandern jetzt
> Mein Leben bang und trübe?
> Wohin in meinem Liebesleid
> Ich Armer immer blicke,
> Seh' ich, daß Alle, nur nicht ich,
> Erfüllt von süßem Glücke.

Statt sich von den zaubervollen Feen verlocken zu lassen, wird sein Schmerz um die verlorene Geliebte nur täglich tiefer, und je öfter er auf das Rosenzweiglein an seiner Brust blickt, das er von ihrem Grabe gebrochen, desto tiefer schneidet der Schmerz in seine Seele um die ewig Verlorene.

Diesem einsamen Leben will er ein Ende machen. Er kommt zu einem See, zuerst wirft er die Rose hinein, die er an Iluska's Grabe gepflückt, um selber nachzustürzen. Aber, o Wunder! Diese aus der Asche der Gebiebten entsprossene Blume wird durch die belebende Kraft des Zaubersees zur Gestalt der Geliebten verwandelt und Iluska und János sinken sich in die Arme. Groß war die Freude im Feenreiche, größer die Freude der Beiden. Iluska wurde zur Königin und János zum Könige im Feenlande erwählt.

> Und kurz, damit ich Alles Euch
> Mit einem Worte sage:
> Held János lebt im Feenreiche
> Von nun ab gold'ne Tage,
> Und Iluska, das Engelskind;
> Blieb treu ihm stets zur Seite,
> Und — da sie nicht gestorben sind,
> So leben sie noch heute.*)

*) Die Citate sind entnommen aus „Held János". Ein ungarisches Märchen von Petöfi. In deutscher Nachdichtung von J. Schnitzer, Leipzig, 1878. In dieser Bearbeitung erscheint, wie Jókai in der Vorrede sagt, der ursprüngliche Reiz der Originaldichtung in seiner ganzen erfrischenden Duftigkeit gewahrt.

Die strenge Kritik hat mit Recht behauptet, daß das Gedicht unbedeutend in der Erfindung sei, unreif in seinem Gehalte und salopp in seiner Ausführung. Das Ganze sei nicht mehr als eine buntscheckige Compilation von Märchen, Sagen, Schnurren, Ritter-, Räuber- und Soldatengeschichten. Der Dichter habe daher eigentlich weiter nichts gethan, als alle die darin erzählten Wunderdinge und Abenteuerlichkeiten mit gutem Humor noch einmal erzählt und sämmtlich wie Perlen an einen Faden gereiht. Dies alles zugegeben, bleibt doch der „Held János“ ein Meisterwerk der volksthümlichen Poesie. Wie gelungen ist in dieser Erzählung die Charakteristik des Helden. Edelmuth und Güte und ein gewisses herausforderndes Wesen vereinen sich in ihm, doch ohne daß diese Rauheit abstoßend wäre, denn er kann in seiner einfachen Art auch zartfühlend und höflich sein. Mit einem Worte, Petöfi zeichnet in seinem „János“ einen echten Sohn des ungarischen Volkes.

Wie oft fallen die Dichter in den Fehler, daß sie die Gefühle, Empfindungen und den Gedankengang der höheren Kreise auf die einfachen Gestalten übertragen, sie zu Trägern gewaltiger Leidenschaften machen.

Petöfi achtet immer auf die Verhältnisse, in welchen sich sein Held befindet, legt ihm immer Worte in den Mund, die für ihn passen und gerade durch diese Lebenswahrheit wird uns diese Gestalt so sympathisch und anziehend. Eigenartig und urwüchsig, wie alle Gedichte Petöfi's, ist auch sein Volksmärchen. Eigenartig in der Erfindung, in der Form, in der mitunter verwegenen Phantasie der Dichtung, wie in ihrem treuherzigen Ausdruck. Der ungarische Volkshumor ist darin treu wiedergegeben und durch den zauberhaften Vortrag eines echten Dichters verklärt. Meisterhaft malt er mit wenigen Strichen die heimathliche Steppennatur, innig und zart singt er das Hohelied der Liebe. Die herzerquickende Dichtung ist eine Blüthe des jugendfrischen Dranges, sich und seine Phantasie auch einmal zügellos gehen zu lassen.

Johannes Scherr sagt über dies Werk in seiner „Literaturgeschichte aller Völker“:

„Der Dichter geht da gleichsam mit verhängtem Zügel in die himmelblaue Märchenwillkür hinein, die mit souveräner Zaubermacht Unmöglichkeiten aller Art zusammenwürfelt."

Es hat den Anschein, als ob der Dichter beim nächtlichen Hirtenfeuer sein Märchen den Hirten und Bauern erzählen würde.

Diese reiche Gabe des Dichters wurde vom Volke mit hellem Jubel aufgenommen. Das Epos umfaßt ja alle Erinnerungen und Legenden der volksthümlichen Einbildungskraft. Die Figur des Helden entpuppt sich durch alle Lieblingsstadien des ungarischen Volkes. Er ist nach einander Juhász, Betyár, Husar, König, was Wunder also, daß die Erzählung schon deshalb in Ungarn so anheimelte und man mit lachendem Jubel die Abenteuer des muthigen János vitéz nacherzählte?

Nachdem ich so lange bei diesem Volksepos verweilt, genügt es, die übrigen poetischen Erzählungen kurz anzuführen, ich finde ohnehin noch Gelegenheit, auf die eine oder andere Dichtung ausführlicher zurückzukommen.

„Der Zaubertraum" (1846) und „Der Liebe Fluch" (1845) sind allegorische, „Salgó" (1846), „Maria Szécsi" (1848) und das Fragment „Lehel's Horn" (1848) historische Dichtungen, stellenweise voll der wunderbarsten Natur- und Herzensschilderungen. Petöfi war zu subjectiv und modern, um den Geist der Vergangenheit zu erfassen, darum sind auch die Zeitschilderungen in seinen historischen Dichtungen farblos, und sobald er sich in die bunte Märchenwelt verirrt, verliert er leicht den festen Boden unter seinen Füßen. Petöfi war eben ein realer Dichter, der mit all' seinen Sinnen in seiner Zeit und seinem Volke wurzelte, darum blieb auch die Schilderung des Volkslebens seine eigentlichste Domäne. Die poetischen Erzählungen „Szilay Pista" (1846) und „Istók, der Narr" (1847) gehören in das Genre des „János vitéz". Beide Werke sind wohl geschlossener in der Form, aber nicht von so packender Charakteristik, nicht von so quellender Frische der Darstellung und nicht von so volksthümlichem Gehalt wie ihr Vorbild.

Zwei von Petöfi's größeren Dichtungen und zwar seine erste

und seine letzte poetische Erzählung gehören in das Bereich der Tendenzdichtung.

In „Der Hammer des Dorfes" (1844) richtet sich die Spitze gegen den schwerfälligen epischen Stil, die literarische Tendenz äußert sich parodistisch.

In „Der Apostel" (1849) ist der Held ein Herold des Socialismus und Nihilismus, die Tendenz ist hier politischer Natur. Läßt im ersten Werke die eigentliche Erzählung kein Interesse aufkommen, so vergällen im letzteren die unausgegohrenen Ansichten des heißblütigen Republikaners jeden reinen Genuß. Die politische Dichtung zeitigt ja zumeist nur herbe Früchte.

Schlägt auch in Petöfi's größeren Dichtungen nicht überall der rasche dramatische Puls, der diesen Dichtungen eigen sein muß, so herrscht dafür in seinen volksthümlichen Erzählungen wirkliches urwüchsiges Leben.

XXV.

Landschaftsbilder.

Sowie Petöfi in seinen Werken das ungarische Volk in die Literatur eingeführt, so ist er auch der Schöpfer der specifisch ungarischen Naturbilder. Die zahlreichen früheren ungarischen Dichter hatten nur allgemein überkommene Schilderungsmethoden der Gebirgs- und Thalgegenden, der Wälder und der Auen, des Sonnenaufgangs und des Abendroths. Es waren dies aber conventionell gehaltene Bilder, ebenso gut auf Deutschland, England und Frankreich wie auf Ungarn anwendbar. In der ungarischen Landschaft war das Charakteristische und Tiefpoetische noch nicht gefunden. Da kam Petöfi und schwang die Wünschelruthe und plötzlich ersah man herrliche, echt nationale Landschaftsbilder, und in diesen Bildern wies er eine großartige Mannigfaltigkeit nach.

So öde und langweilig das uferlose Meer der Haide auch einem gewöhnlichen Menschen erscheinen mag, eine empfindende Seele

entdeckt in der schwermüthigen Einsamkeit eine Fülle poetischen Reizes. — Auf der gleichförmigen Fläche welch' wechselnde Bilder, — in der tiefen Stille welch' melodische Sprache!

Inmitten der magyarischen Steppenwelt aufgewachsen, wurde Petöfi schon als Knabe vom ganzen Zauber der Pußta erfaßt. Er liebte es, planlos umherzuirren oder mit den Roßhirten die endlosen Weideflächen zu durchjagen und in seine Seele stahl sich unbewußt die Unruhe und Zügellosigkeit des Reitervolkes. Oder er lag am Ufer der Donau, oder der Theiß, wo das Schilfrohr geheimnißvoll flüstert, und sah hinab auf das Spiel der Wellen und hinauf nach den seltsamen Gebilden der Wolken.

In der Ferne verlieren sich die Linien der Gebirge im Blau des Himmels. Als höchste Spitze der Pußta hebt sich nur in scharfen Contouren der Ziehbrunnen ab, dessen Gabel und Schwengel als Wahrzeichen menschlicher Behausung in der Ebene weithin sichtbar ist. Die weiten Grasflächen wogen im Winde; die Moraste und Tümpel, von der untergehenden Sonne beschienen, flammen auf, gleich einem Feuermeere. Hoch in den Lüften schwebt der Reiher; am Ufer stelzt der Storch, auf Atzung lauernd; die Wildgänse des Röhrichts flattern wasserwärts, mit ihren Flügelschlägen die Teichfläche kräuselnd. Dort galoppirt ein Trupp Pferde, vom weithemdigen Csikos gejagt; hier grasen Rinder und Schafe, die in philosophischer Ruhe der Juhász hütet. Der Klang der Abendglocke aus dem nahen Dorfe verklingt, die weite Haide starrt bald in tiefem Schweigen. Und fern am Saum des Horizontes verglühen die Hirtenfeuer.

Trunken von der Weite des Raumes, entrang sich Petöfi das Schlagwort für die Unendlichkeit der Haide und ihres Himmels und er erweckte in seinem Volke, bei dem Gedanken an das ungebändigte Menschen- und Thierleben der Pußta, das starke Gefühl der Freiheit.

Seine Stimmungsbilder sind Juwelen der beschreibenden Poesie. So athmet namentlich das „Theißbild" einen unsagbaren Naturfrieden.

Und diese beschreibenden Gedichte idealisiren im Landschafts-

bilde das Gemüthsleben des Dichters. Er sieht seine Seele zurückgespiegelt aus dem Tiefland, das wie ein offenes Buch vor ihm liegt.

Dort wünscht er zu leben, frei, wie der freie Sohn der Wüste.

> Ach, warum ist mir's vom Schicksal nicht gegeben,
> Auf der Pußta hier die Tage zu verleben,
> Da nur lebt' ich frei und ledig aller Bande,
> Wie der Wüstensohn im Beduinenlande.

Die ungarische Tiefebene bietet auch merkwürdige Naturspiele. Oft sieht man eigenthümliche Luftspiegelungen. Diese „Fata Morgana", in Ungarn Délibáb genannt, erscheint auch in den Dichtungen Petöfi's. Das Délibáb unseres Dichters ist der Enthusiasmus für die Freiheit.

> In der Pußta ich das Bild der Freiheit sehe,
> Und die Freiheit ist der Gott, zu dem ich flehe!
> Freiheit mein Idol! nur deshalb will ich leben,
> Um das Leben einst für dich dahin zu geben;
> Darf ich einst im Kampf für dich mein Blut vergießen,
> Werd' ich segnend mein so elend Sein beschließen.

Petöfi besitzt eine große Empfänglichkeit für die Reize der Natur, der er mit zarter Hand den Gürtel zu lösen weiß. Er trägt einen gesunden Kern in sich und ist zu einer tiefen und gesunden Interpretation des Naturlebens befähigt, weil er noch nicht verlernt hat, sich als einen integrirenden Theil des Schöpfungsganzen zu betrachten.

Was sollte, was könnte auch einem echten Dichter näher stehen, als die Natur? Eine Dichterseele hat zarte Saiten; sie klingen mit bei den Jubelchören des im Frühling auferstehenden Planetenlebens; sie klingen mit bei den herbstlichen Grabchorälen der sturmdurchwehten Ebene! Und was da kommt und was da geht, wiegt sich in Freude und Wehmuth, in Liebe und Haß, in Licht und Dunkel, im eigenlebenden Allleben! Auf das aufgeschlagene Buch der Natur hat der Allmächtige erhabene Gedanken geschrieben. Die Liebe zur Natur lehrt den Dichter in diesem offenen Buche zu lesen.

Petöfi's Naturbilder sind Dankeshymnen, geweiht den Wundern der Schöpfung.

> Und so stand ich da, wie festgewurzelt,
> Regungslos und stumm in mich versunken,
> Tiefen Rausches, — von der ew'gen Schönheit
> Der Natur war meine Seele trunken.
>
> Mächtige Natur! o welche Sprache
> Dürfte wohl den Wettstreit mit dir wagen?
> Groß bist du fürwahr! In tiefstem Schweigen
> Weißt du das Erhabenste zu sagen. — —

Petöfi läßt aus der Landschaft das tiefste und seligste menschliche Empfinden wiederklingen. Er sieht der Natur in's Herz, er besitzt ja den Feiertagblick des Genies.

„Die Natur und ich," schreibt er,*) „wir verstehen einander wunderbar und darum sind wir so gute Freunde. Ich verstehe das Murmeln des Baches, das Brausen des Stromes, das Flüstern des Windes, das Heulen des Sturmes. All' dies lehrt mich die Poesie, diese Grammatik der Weltmysterien."

Das tiefe Gefühl für die Natur ist ein Hauptzug der Dichtung unseres Jahrhunderts. Die Romantiker verstanden es, den tausendfaltigen Reiz derselben auf wundersame Weise zu schildern. Namentlich das dämmernde Zwielicht entsprach ihrer vagen, träumerischen Stimmung. Die Landschaft im Mondschein, mit den verschwommenen Contouren, war das meist variirte Thema ihrer Dichtungen. Doch auch in diese Naturschilderungen hat sich der Wurm der Romantik tief eingebohrt. Wie sie vorzugsweise die unheimlichen Nachtseiten des Seelenlebens zum Vorwurfe der poetischen Darstellung wählte, so verzerrte sie auch das stille Wirken und Weben der Naturwelt zu einer spukhaften Fratze. Sie trug ihre wilden Phantasmen in die Natur hinein und bevölkerte dieselbe mit guten und bösen Dämonen. Da singen die Nixen im Teiche ihre träumerischen Weisen, da kichern die Kobolde hinter jedem Busche, aus den Bergesschlünden huschen die Gnomen hervor, auf der „mond-

---

*) Petöfi vegyes müvei. Uti levelek Kerényi Frigyeshez.

bestrahlten Wiese" schweben die Elfen in luftigen Reigen und hinter dem häuslichen Herde walten geschäftig die Wichtelchen und Heinzelmännchen. Und böse Geister ballen die Wolken zu mächtigen Gebilden, grollen mit Donnerstimmen und schleudern zuckende Blitze hernieder. So lacht und weint und grollt und stöhnt es in tausend Geisterstimmen. Alles in der Natur erhält eine persönliche Bedeutung. Frei und fessellos waltet die Phantasie, die durch ihr holdes Gaukelspiel, durch ihre Liebe zum Ton und Klang sich bemüht, die Poesie in Musik zu verwandeln. Da ist alles Farbe und Stimmung, in Verse gebrachter Mondschein und Blumenduft. Die Gefühle zerfließen in Seufzer, die Bilder in schillernde Arabesken. In Folge dessen hat die romantische Poesie es nie zu körperlicher, markiger Charakterzeichnung, nie zur strammen Contour und plastischen Gestaltung, nie zu einer geschlossenen Composition gebracht.

Reiner und wahrer spricht sich die Naturschwärmerei in Lenau's Dichtungen aus. Ergreifend besingt er die Schönheit und Melancholie der Haide. Seine Schilflieder athmen die Melodie eines leidenden Herzens. Doch dienten ihm seine Landschaftsbilder bloß zu Folien für seine subjective Stimmung. Er wurde beim Anblick der fahlen Einöden nur von Todesgedanken und Weltverachtung ergriffen. Und er fand den gleichen Stoff zu seinen Faustgedanken auf der ungarischen Haide wie im steierischen Gebirge, auf dem Weltmeer wie in den Urwäldern.

Wirklich gesund und kräftig äußert sich das Naturgefühl in den gewaltigen Hochlandsschilderungen Michael Lermontow's und in den stimmungsvollen Natur- und Waidmannsbildern seines Landsmannes Iwan Turgènjew.

Weitaus die gelungensten Naturschilderungen finden wir bei einer deutschen Dichterin. Die Freiin Annette von Droste-Hülshoff wußte der heimathlichen Ebene, der mit Haidekraut bewachsenen rothen Erde Westphalens, wehmüthigen Reiz abzugewinnen.

Auch diese Dichterin vertieft sich wie Petöfi in das ganze Detail der Landschaft, sie malt uns das Moor mit dem Weidengestumpf am Ufer, die unheimlichen Föhren, die Riesenhalme der

Speere, das Pfeifen, Brodeln, Bersten und Wimmern des Sturmes im Röhricht; sie taucht das Ganze in jene Stimmung unendlicher Verlassenheit, durch welche diese Haidebilder unsere Sinne gefangen nehmen. Sowohl bei Petöfi wie bei der Droste finden wir die Vorliebe für das Thierleben bis in seine kleinsten Züge und für das botanische Detail, Beide empfinden jedes Beben der Blätter und jedes Zittern der Grashalme. Ja selbst in den Stoffen begegnen sie sich. Wie die Droste-Hülshoff die Krähe, so besingt Petöfi den Storch. Auf beiden Gedichten ruht der einsam brütende, melancholische Geist der Haide, in welcher das kleine dumpfe Stillleben doppelten Reiz und Werth erhält. Beide wissen uns neue Perspectiven in die weitgestreckte Oede zu gönnen und überraschen durch eine Fülle von Anschauungen, die nicht blos von schärfster Auffassungsgabe, sondern auch von der wärmsten Versenkung in das Kleinleben der Natur Zeugniß geben.

Von merkwürdiger Aehnlichkeit in der Stimmung sind folgende Meisterwerke beschreibender Poesie:

Petöfi besingt die wüste Tschárda:

Wüst und traurig ist da diese Tschárda,
Draußen so wie drinnen,
Hungernd, durstend zieht der arme Wand'rer
Wiederum von hinnen.
— — — — — —

Ganz durch's Stübchen zieht ein langer, schmaler
Tisch sich; diesen stützen
Kraftlos alte Beine, die mit Mühe
Vor dem Fall ihn stützen.
Dran die Bank, dem Tische gleich an Länge;
Mitten zu die Fläche
Ist schon morsch — nicht von der Last der Gäste:
Nur aus Altersschwäche.

Gegenüber steht das Bett. Schon lange
Mag's bereitet stehen;
Doch sich drein zu legen, mochte Jedem
Wohl die Lust vergehen.
Halb schon auf die Schulter ist dem Ofen

Da der Kopf gefallen;
Seine würd'ge Stirn' ist wie gerunzelt
Von den Rissen allen.
— — — — — —

Noch im Hemdchen sprang einher ich, als der
Regen niederträufte,
Der zwei Drittel Tünche von den Wänden
Dieser Tschárda streifte.
Hier und da sind ein paar gelbe Flecke
Uebrig noch geblieben,
Die auch längst mit Kienruß angeschwärzt und
Zeichen vollbeschrieben.

Wirthsschild ist ein Reis an einer Stange,
Wenn mit ihm sich balgen
Wind und Wetter, schwingt es melancholisch
Wie die Leich' am Galgen.
— — — — — —

Wie die Tschárda selbst, ist auch die Gegend,
Wo sich immer wende
Hin der Blick: man sieht nur Flugsandhügel
Ohne Ziel und Ende.
Kaum will's ein- zwei Sträuchern in dem kahlen
Sand zu blüh'n gelingen,
Die im Sommer ihre schwarzen Beeren
Wie verdrossen bringen.

Hieher zieht der Glockenton aus fernen
Dörfern — zu verscheiden,
Der verirrte Vogel blickt um sich und
Eilt den Ort zu meiden.
Selbst die Sonne scheint hier and'rer Weise:
Nicht so hell und munter —
Als säh' mitleidsvoll auf die verwaiste
Tschárda sie herunter.
— — — — — —

Die Droste schildert das öde Haus:

Tief ab im Tobel liegt ein Haus
Verfallen nach des Försters Tode,
Dort ruh' ich manche Stunde aus,
Vergraben unter Rank und Lode;

S'ist eine Wildniß, wo der Tag
Nur halb die schweren Wimpern lichtet,
Der Felsen tiefe Kluft verdichtet
Ergrauter Aeste Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt
Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,
Wie Seufzer streifen durch den Wald,
Am Strauche irre Käfer brummen — — —
Wo an zerrissener Laube Joch
Die langen magern Schlossen streichen,
An wildverwachs'ner Hecke noch
Im Moose Nelkensprossen schleichen,
Dort hat am tröpfelnden Gestein
Das dunkle Naß sich durchgesogen,
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.
Das Dach, vom Moose überschwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fensterloche aufgeschlagen. — —
Und auf dem Herde, wo der Schnee
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,
Von Pilzes Glocken überzogen,
Noch hängt am Mauerpflock ein Rest
Verwirrten Werges, das Seil zu spinnen,
Wie halbvermorschtes Haar und drinnen
Der Schwalben überjährig Nest.

Bei der Droste wird die schwermüthige Monotonie der Haide nur selten durch menschliche Fußstapfen unterbrochen. Und wo sich ja ein Mensch zeigt, dort ist er gleichsam von der Schwermuth rings umher vollgesogen.

Petöfi allein verstand es, das Natur= und Volksleben auf's Glücklichste zu vereinigen. Von dem landschaftlichen Hintergrund heben sich seine kecken und frischen Genrescenen aus dem Bauern=, Hirten=, Zigeuner= und Betyárenleben plastisch ab, diese Gestalten bilden die menschliche Staffage der unendlichen Oede des Alfölds.

Auch mit originellen komischen Typen bevölkert Petöfi das weite Ungarland. Da ist Junker Pinty, sechs Pußtendörfer im

Umkreise, der unvergleichliche Geselle, ein Prahlhans sondergleichen, der sich bei Bekannten zu Gast ladet, von Borg lebt und die Wirthshäuser als Schlafstellen benutzt.

Und Meister Ambrusch, der ängstliche Pantoffelheld.

Welch' köstliche Figur ist Herr Paul Patò, der Vertreter des ungarischen Wahlspruches: „Ei, das hat noch Zeit".

Wie tief ergreifend, trotz des Galgenhumors, ist die Geschichte von Meister Paul, der seine Mütze schief rückt, als er sich entschließt, sein Weib fortzujagen, sie aber dann wieder tief in's Gesicht zieht, als er sich aus Verzweiflung über seine zerrütteten Verhältnisse erhängen will.

Und schließlich die rührende Geschichte mit der tragikomischen Wendung vom Hirten, der zu Esel zur todtkranken Geliebten reitet und nur mehr ihre Leiche findet. In seiner Verzweiflung haut er den Esel jämmerlich über die Ohren und trabt davon.

Alle diese Gedichte sind aus dem frischen, unversiegbaren Quell des Volkslebens geschöpft, realistisch, oft derb und bäuerisch, doch bei aller Derbheit geadelt durch den freispielenden Humor. Nur der Humor vermag das Alltägliche in eine künstlerische Sphäre zu erheben. Und Petöfi's Humor beruhte auf tiefer und liebevoller Menschenkenntniß, die Niemand lächerlich, sondern einige Figuren belächelnswerth findet. Er ist kein Witzling, er meint es leidenschaftlich ernst mit der Menschheit, deshalb verachtet er ihre Laster, sieht aber nicht gleich Laster in ihren Fehlern und Gebrechen.

Eine der besten Genrescenen, voll des köstlichsten ungesuchten Humors, jenes Humors, der unter Thränen lächelt, ist das Gedicht: „Nied're Schänk' am Dorfesende".

Nied're Schänk' am Dorfesende
Lehnt sich hart an's Flußgelände;
Könnt' sich spiegeln in den Wogen,
Käme nicht die Nacht gezogen.

Doch es naht die Nacht schon leise,
Immer stiller wird's im Kreise;
Dort das Seil die Fähre hütet,
Starres Dunkel in ihr brütet.

In der Schänke doch ist's reger!
Haut' drauf los der Cymbalschläger;
Schrill der Bursche Jauchzer schwirren,
Daß die Fenster nur so klirren.

„Hei, Frau Wirthin, gold'ne Kleine,
Schänkt von Eurem besten Weine!
Wie mein Urahn alt — voll Feuer
Wie mein junges Liebchen sei er!

Streich', Zigeuner, streich' die Saite,
Lust hab' ich zu tanzen heute,
Bis ich keinen Heller zähle
Und vertanzt mir hab' die Seele!" —

Draußen pocht es an den Scheiben:
„Laßt das wilde Lärmen bleiben,
Uns're Herrschaft ging zu Bette,
Wünscht, daß sie nun Ruhe hätte." —

„Deine Herrschaft fahr' zur Hölle,
Und Du pack' Dich auf der Stelle!
Streich', Zigeuner — drum erst eben
Müßt' ich Dir mein Hemd auch geben!"

Wieder pocht es an den Scheiben:
„Möchtet Ihr's nicht stiller treiben?
Krank liegt — daß Euch Gott erhalte! —
Mir mein Mütterchen, das alte. . . ."

Keine Antwort drauf. . . . Zum Schweigen
Bringen Cymbal sie und Geigen,
Einen Zug noch aus dem Becher —
Und nach Hause zieh'n die Zecher.

XXVI.

Cypressenlaub.

Zur Zeit als Petöfi den „Held János" dichtete, lernte er ein junges Mädchen kennen, dessen Anmuth ihn entzückte. Etelka (Adele) Csapó, die Schwägerin seines Freundes Alexander Vachott, war

kaum zur Jungfrau herangeblüht, das Ideal des Dichters. In ihr sah er das Glück seiner Zukunft.

Auch das Mädchen war dem Freunde vom Herzen zugethan, obwohl in ihrer kindlichen Seele der Funke der Liebe noch nicht gezündet. Er redet es sich selber ein, daß die kleine Etelka eine zarte Neigung zu ihm gefaßt habe und wiederholt es sich, wie sie ihm aus dem Fenster nachgesehen, wie sie stets in's andere Zimmer entfloh, wenn er kam und auf ihn durch die halb offene Thür blickte.

Es giebt nichts Heiligeres, nichts Zarteres, als die zaghafte Schüchternheit des stürmischen Jünglings, der sich nicht getraut, der reinen Jungfrau seine Liebe zu gestehen. Da starb Etelka plötzlich, kaum fünfzehn Jahre alt. Sie war wie eine holde Blume und starb auch als solche, eine Blume, die der rauhe Hauch eines Herbstabends getödtet.

Erst als das Mädchen gestorben war, trat aus des Dichters Seele das Gefühl, wie sehr er sie geliebt, in voller Stärke hervor.

Inmitten prangender Blumen auf schneeigem Linnenbette lag die welke Menschenblüthe. Das reiche blonde Haar, zu beiden Seiten niedergekämmt, umfloß in glänzenden Wogen fast die ganze Gestalt. Die reine Stirne war mit einem Myrthenkranze geschmückt und in den gefalteten kleinen Händen hielt sie einen frischen Blumenstrauß. Die rothen Lippen schienen noch auf der Bahre selig zu lächeln, und wenn auch die großen Augen schon geschlossen waren, hatte das Angesicht doch einen solch' lieblich heitren Ausdruck, als träumte das unschuldige Kind einen frohen Lebenstraum. Man glaubte sogar, der jungfräuliche Busen hebe sich in leichten Athemzügen. Wie ein reizendes Bräutchen lag sie da — die schon dem Tode vermählt war. Im Anblick seines verklärten Ideales versunken, stammelt der Dichter mit thränenerstickter Stimme:

Und hätt' ich sie nicht geliebt im Leben,
Die holde Maid mit goldenem Lockenhaar:
Ihr hätt' ich in Liebe mich ergeben,
Da sie schon auf der Todtenbahre war.

Wie lieblich lag sie da, ein lichter Engel!
So wie der Silberschwan im Morgenroth,
Wie frischer Schnee auf welkem Rosenstengel,
So schwebte über ihr der bleiche Tod.

(Andor von Spóner.)

Und wieder klagt er:

Warst meines Lebens einz'ge Blüthe,
Bist welk: mein Leben wüst und leer.
Warst Sonnenhelle dem Gemüthe,
Umnachtet ist's. Du strahlst nicht mehr.

Warst Flügel meinen Phantasien,
Du brachst: ich flieg' nicht mehr empor.
Hast meinem Busen Gluth verliehen,
Erkaltetest und ich — erfror.

(Andor von Spóner.)

Schon waren die Leidtragenden versammelt, unter ihnen natürlich Petöfi, aber sie wagten es nicht, die Todtenfeier vorzunehmen. Die Leiche hatte eine so blühende, gesunde Farbe, daß man sie blos für scheintodt hielt, und das Begräbniß ward, in der Hoffnung, daß sie wieder erwachen werde, auf den andern Tag verschoben. Doch alle Hoffnungen waren vergebens, vergebens alle Versuche, sie dem Leben wiederzugeben. Versunken in maßlosen Schmerz hält der Dichter Leichenwache. Am 7. Januar war sie gestorben und am 10. wird sie begraben.

Endlich naht der schreckliche Moment. Man will die liebliche Gestalt in Lacken hüllen und in den Sarg legen. Er stößt sie alle zurück und weinend fleht er um die Gunst, die theure Todte selbst in den Sarg betten zu dürfen.

O, was hätt' ich, schönes blondes
Mädchen, nicht für Dich gewagt,
Meine Liebe zu beweisen
Hat das Schicksal mir versagt.

Alles, was zu erweisen
Meiner Liebe ward erlaubt,
Ist, daß — in den Sarg darf legen
Meine Hand Dein junges Haupt.

(J. Goldschmidt.)

Alles ist zu Ende. Der Priester hat sein Gebet gesprochen. Die Todtengräber haben ihre Arbeit begonnen und vollendet. Die Menge hat sich verlaufen. Er, er allein ist zurück geblieben und wirft sich auf den frischen Hügel nieder, unter welchem die Theure in ewigem Schlafe ruht. Und täglich wandert er hinaus auf den Friedhof, wo bald der kalte Schnee die Erde bedeckt, und eisig zieht's auch durch sein junges Herz.

Wo Trost suchen im Schmerze, wem das Leid klagen? Der Mutter schreibt er in rührenden Strophen die Geschichte seiner Liebe.

Etelka's Zimmer blieb unbewohnt, es wurde pietätsvoll so belassen, wie es bei Lebzeiten der Bewohnerin war. Als Petöfi dies bemerkte, hatte er keine Ruhe bis er Vachott nicht sagte, wie glücklich er wäre, wenn er diesen Raum bewohnen dürfte. Der Freund willigte mit Freuden in diesen Herzenswunsch.

In der Wohnung, wo die Jungfrau gelebt und wo sie ihre Seele ausgehaucht, schrieb Petöfi ergreifende Klagelieder. Aus jeder Zeile zitterte die fieberhafte Erregung des tiefsten Seelenschmerzes. Was Petöfi in der Nacht geschrieben hatte, las er morgens der Schwester seiner Etelka vor.

Er ging auf den Friedhof hinaus, um das Grab zu schmücken und jedem Immortellenkranz fügte er einen Kranz von Versen bei. An die Trauerweiden des Kirchhofs hing er seine Harfe, um nimmer in ihre Saiten zu greifen.

Dort hängt jetzt meine Laute unberühret,
Auf welcher ich gesungen meinen Gram,
Den Gram um Dich, Geliebte meines Herzens,
Die, ach, das Grab in Haft für immer nahm.

Dort hängt jetzt meine Laute unberühret;
Und wenn zuweilen noch ein Ton erklingt,
So ist es nur der Ton von einer Saite,
Der Ton von einer Saite, die — zerspringt.

(J. Goldschmidt.)

Am Grabe der Jugend und Schönheit dachte der Dichter über das ganze Weltgeheimniß nach und alle diese Gedankenblüthen prangten im frischesten Thau der Empfindung.

Der Tod wurde seine schreckliche Muse.

In manchen dieser Elegien wird freilich das Gefühl des tiefen und wahren Schmerzes durch übertriebene Sentimentalität getrübt. So frägt der Dichter seine Geliebte, was sie in der ersten Nacht unter der Erde geträumt. Das gesuchte Phantastische und Ungeheuerliche liegt doch weit ab von dem Wesen tiefer Empfindung. Auch an gespenstischer Beleuchtung fehlt es nicht. Zur Mitternachtsstunde erscheint die Verstorbene dem Dichter als weiße Lichtgestalt, sie sucht ihr verlorenes Leben. In seiner Zerfallenheit wünscht er, daß sein Herz an Etelka's Grab brechen möchte.

Ein tiefer Gram bemächtigte sich Petöfi's, er überließ sich so sehr dem nagenden Kummer, daß seine Freunde um ihn besorgt wurden. Seine physischen Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab und eine finstere Melancholie umschattete seinen Geist. Er mied die Menschen und ließ die Wollust des Schmerzes tief auf sich wirken.

Am wohlsten fühlt er sich bei Etelka's Schwester und deren Gatten ruft er zu:

Und wenn dann und wann ich
Mit den Augen sinnend
An der Schwester Zügen:
Deiner Gattin — hange,
Freund — so wehre mir's nicht! -
Nur der todten Schwester,
Nur Etelka's Züge
Suche ich, nichts weiter.

(J. Goldschmidt.)

Und wenn er sich so das lächelnde Gesicht der Todten zurückgerufen, schließt er die Augen und erzählt sich die Geschichte der heiligen Liebe. Nichts ist ergreifender und wahrer.

Die 36 Gedichte, die im Jahre 1845 unter dem Titel: „Cipruslombok Etelka sirjárol, Cypressenlaub vom Grabe Adelens" erschienen, hatten großen Erfolg, namentlich die Frauen und Mädchen waren vom Leid des Dichters, das so bewunderungswürdigen Ausdruck gefunden, tief ergriffen.

Die Zeit ist ein allgewaltiger Arzt.

Allmählich findet Petöfi die alte Lebenslust wieder. Nach einigen Monaten ist er neuerdings verliebt, nicht in eine Kirchhofsblume, die am Grabesrand erblüht, sondern in eine üppige Rose. Wenn ich wieder liebe, singt er, so ist's nicht, weil ich die todte Jungfrau vergessen. Noch giebt's ja Schnee am Gipfel des Berges, wenn im Thale schon Frühlingsblumen sprießen.

Bei Gelegenheit einer Hausunterhaltung lernte er eine schöne Frau kennen, deren graziöses Tanzen ihn entzückt hatte. Emerich Vahot erzählt ergötzlich, wie begeistert Petöfi von der schönen Mazurkatänzerin gewesen. Ja, er war in das schöne Weib so vernarrt, daß er in aller Eile tanzen lernen wollte und Vahot, der ein guter Tänzer war, ersuchte, er möge ihm die Mazurka beibringen, auch machte Petöfi versuchsweise einige ungeschickte Sprünge im Zimmer, so daß Vahot sich des Lachens über diesen „Narren der Liebe" nicht enthalten konnte. Und damit hatte es auch sein Bewenden.

Eine gleich komische Episode aus Petöfi's Leben fällt in die Zeit, unmittelbar bevor er seinen großen Seelenschmerz erfahren.

Im Spätherbst gab Franz Liszt ein Concert in Pest und riß durch seine Virtuosität wie überall auch die Pester Gesellschaft in den Wirbel des Enthusiasmus. Auch Petöfi besucht jenes Concert, doch da er kein Musiker war, beschäftigte er sich damit, die Gesellschaft im Saale zu mustern. Er entdeckte im Publicum ein reizendes Mädchen, dessen Antlitz von dem erhabenen Genuß förmlich verklärt war. In dem lieblichen Anblicke versunken, konnte Petöfi kein Auge von der anmuthigen Jungfrau abwenden. Seine Freunde sahen dies und einer weckte ihn mit einem Rippenstoß aus dem verzückten Traum. Er möge nicht so tief in die Augen des Mädchens schauen, die Sache könnte für ihn leicht eine schlimme Wendung nehmen.

„Warum?" frug der Dichter voll Stolz.

„Nun darum, weil dieses Mädchen nicht für arme Teufel unsrer Art ist, Fräulein Kappel ist die Tochter des reichsten Banquiers von Pest."

Petöfi's Selbstgefühl wurde durch diese spöttischen Worte

mächtig erregt. Was hat das leidige Geld des Vaters gegenüber den geistigen Schätzen eines Dichters zu bedeuten?

„Ich werde um ihre Hand anhalten," sagte er einfach und bestimmt. Die Freunde glaubten, er scherze, und lächelten über diese Bemerkung. Des anderen Tages ging er zu jenem Freunde, der im Concerte erwähnte, daß er die Familie des Mädchens kenne, und sagte ihm, wenn er sehen wolle, ob Petöfi feiger in Thaten als in Worten sei, möge er ihn zum Haus des Banquiers führen, noch heute werde er die Sache in's Reine bringen.

Der Freund glaubte noch immer an einen Scherz und begleitete Petöfi zu Kappel's Wohnung. Als er aber sah, daß der überspannte Mensch gewillt war Ernst zu machen, suchte er ihn von diesem seltsamen Vorhaben abzuhalten. Jedoch vergebens. Petöfi ging in die Wohnung, stellte sich dem Banquier vor und sagte ohne viele Umschweife, er sei gekommen, um das Mädchen zu werben. Der Banquier, ein gebildeter, liebenswürdiger Mann, der Petöfi schon lange aus seinen Werken kannte und schätzte und auch von den Sonderlichkeiten des jungen Mannes gehört hatte, faßte sich rasch und sagte im herzlichen Tone, er fühle sich durch diesen Antrag sehr geehrt und habe umsoweniger eine Einwendung gegen diese Werbung zu machen, weil er die Entscheidung hierüber ganz seiner Tochter überlasse; ihr möge sich also Petöfi durch irgend einen Bekannten der Familie vorstellen lassen. Nach diesem in freundlichster Weise ertheilten Bescheide verabschiedete sich der Dichter und hatte sehr bald die ganze Angelegenheit vergessen.

XXVII.

Reise in's Oberland.

Petöfi hatte seine Stellung beim „Pesti Divatlap" bald satt bekommen. Vahot übte wohl keinerlei Druck auf seinen Mitarbeiter aus, doch dieser empfand trotzdem mit einer gewissen Bitterkeit das

Untergeordnete seiner Stellung. Er konnte kaum den Augenblick erwarten, um ganz unabhängig zu werden.

Vahot's Blatt hatte seinen Erfolg zum großen Theil den Liedern Petöfi's zu danken, auch die Redacteure der übrigen belletristischen Blätter warben um Beiträge des beliebten Dichters.

Petöfi war nicht leichtsinnig, als er seine Stellung aufgab, er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er sich durch seine poetischen Arbeiten erhalten könne, ohne seine Zeit mit Correcturen und Uebersetzungen zu vertrödeln. Den pecuniären Ausfall hoffte er durch verdoppelte Arbeitslust bald wieder wett zu machen.

Nachdem er sich von seiner Stellung frei gemacht, wollte er sich auch geistig befreien. Welt, Leben und Menschen, Alles war ihm hier verleidet. Wie ihn Zeitlebens die Unrast neuen Zielen zuführte, so konnte er auch jetzt keine Ruhe finden, zudem war dem Sohne der magyarischen Ebene der deutsche Charakter der Hauptstadt immer mehr verhaßt geworden. Der Wandertrieb erfaßte ihn mit Macht. Er bekam Lust, die nördlichen Theile des Landes zu besuchen, wo man den Lieblingsdichter so gerne kennen gelernt hätte.

Am 1. April 1845 verließ er Pest. Ueber seinen Abschied lesen wir in seinen Reisenotizen,*) die er gleich nach seiner Rückkunft veröffentlichte:

„Wo gab es, oder gab es überhaupt auf der Welt je einen Hilfsredacteur, der seine glänzende Stellung satt bekam und auf Reisen ging?

Es ist kein Geheimniß, und darum sage ich es rund heraus, dieser Hilfsredacteur bin ich. Die Abreise geschah am 1. April 1845 mit dem Pest-Eperieser Eilwagen. Dies führe ich nur darum an, damit man nicht glaube, daß ich mit eigenem Gefährte fortgereist sei. Ich halte keine Equipage.

Den Abschiedsabend, eigentlich die Abschiedsnacht, feierte ich mit meinen Kameraden im „Jägerhorn". Ich machte bei dieser Gelegenheit ein Gedicht, was Einige verdroß, die sich darüber aufhielten, daß ich sie Kameraden und nicht Freunde nannte. Ich

---

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

sag' es nochmals, liebe Kameraden, daß die Zeit vorüber ist, wo ich Jemandes Freund gewesen bin.

Endlich dämmerte der Morgen, die Diligence stand vor dem Thore, und ich nahm von den Kameraden Abschied, so warm und mit so schwerem Herzen, wie nur der Freund vom Freunde scheidet. Ach Jungens, ich danke Gott, wenn Ihr mir solche Freunde seid, als ich Euch ein Kamerad bin."

Petöfi war aus Eigenheiten zusammengesetzt, dies war wieder eine seiner absonderlichen Grillen, er wollte die Freunde nicht direct verletzen, aber in seiner Unbesonnenheit bedachte er nicht immer die Folgen. Damals war sein Gemüth von Widerwärtigkeiten aller Art verdüstert, möglich auch, daß er Grund hatte, dem einen oder anderen seiner Freunde zu grollen, nnd daß dieser Groll in ihm den Zweifel erregte, ob er eigentlich wirkliche Freunde besäße.

Die jüngeren Dichter hatten sich wohl um Petöfi, als um den Mittelpunkt der neuen Literatur, geschaart, doch Manche konnten sich, angesichts seiner außerordentlichen Erfolge, eines Neidgefühles nicht erwehren. Ihre Empfindlichkeit wurde noch mehr durch sein extravagantes Benehmen vermehrt.

Bei jener Abschiedsfeier verletzte Petöfi durch seine spöttischen Bemerkungen einige junge Dichter aus der Provinz. Sie seien nur nach Pest gekommen, um ihre Eitelkeit zu befriedigen, damit ihr Porträt als Beilage in einem der Modeblätter erscheine, schrieb Petöfi später in den Reisenotizen.

Dieser Ausfall richtete sich weniger gegen die jungen Talente als gegen die Redacteure der belletristischen Blätter, die aus Reclamezwecken Jagd auf die Soidisant-Berühmtheiten machten, um dieselben, in Stahlstich verewigt, ihren Abonnenten vorzuführen.

Einige der jungen Dichter, namentlich Nikolaus Szemere, der vor Kurzem nach Pest gekommen war, fühlten sich durch diese Anspielung, die sie als Ehrenbeleidigung betrachteten, getroffen. Szemere war ein begabter Dichter, aber ein überspannter Mensch, auch hatte Petöfi's glänzendere Begabung in ihm eine gewisse Verstimmung wachgerufen.

Durch jene, im Grunde harmlose Bemerkung Petöfi's wurde

sein Selbstbewußtsein verletzt und er gab im Beiblatt der „Életképek“ eine Erklärung ab. „Er hoffe,“ schließt die Erklärung, „daß Petöfi in der Folge seinen Freunden gegenüber sich einer anderen Art befleißen werde, seine jetzige Manier sei nicht darnach angethan, sich Freunde zu erwerben oder deren Liebe zu erhalten. Die Freundschaft ist eine heikle Blume, die nur im Thau und nicht im Spühlicht gedeiht.“

Petöfi riß sich von der Stadt los, wo ihn noch Alles an sein todtes Lieb erinnerte, und eilte in die Berge, um sein Herz in der reineren Luft gesund zu baden. Doch der Sohn der Haide fühlt sich dort unbehaglich. Er bewundert wohl die erhabene Natur des Hochlands, die wechselnde Scenerie der Karpathen, aber dort unter den Gebirgskolossen kommt er sich nichtig und erbärmlich vor. Die mächtigen Felsen schieben eine Mauer zwischen den Menschen und die Welt. Tiefe Abgründe öffnen sich zu seinen Füßen. Will er seine Augen in die Weite schweifen lassen, so verwehrt ein Wall zerklüfteten Gesteins den Ausblick. Auf manchen der Felskuppen ragen noch aufrecht die Trümmer eines feudalen Schlosses. Und um diese Zwingburgen heult derselbe Sturm, der über die freie Pußta rast, und schmeißt in seinem Grimme das zerbröckelnde Mauerwerk in die Tiefe. Wenn das morsche Gestein am Fels aufschlägt, erklingt es wie das Klirren der Sklavenketten. Er selber, der Dichter, fühlt sich als Gefangener, eingekerkert zwischen diesen Bergen. Die tiefen Schluchten zwischen den schroffen Höhen bilden klaffende Risse, und diese wilde Zerrissenheit zerreißt auch sein Gemüth. Die wuchtigen Massen drücken auf seine Phantasie, der nur der unbegrenzte Horizont neue Spannkraft verleiht. Auch das Bergvolk ist ihm weniger anheimelnd. Er vermißt an diesem Volke den weiten Gesichtskreis (in geistiger Beziehung), der trotz aller sonstigen Beschränktheit dem Pußtenbewohner eigen ist. Der Sohn der Berge ist ein Mann der Arbeit, der Sohn der Haide ein Mann der That. Die Geschichte kennt kein Bergvolk als weltunterjochend; ein solches Volk wird nur auf der Ebene geboren. Das Hochlandsvolk, dem Walten der mächtigen Elemente preisgegeben, ist demüthig und ergebungsvoll, das Volk der Ebene stolz

und trotzig. Der Hochländer ist reproductiv, der Tiefländer selbst-schöpferisch. Jener wird in der gewaltigen Natur zum Denker und Philosophen, dieser in der lieblichen Niederung zum Dichter und Sänger.

Als Petöfi mit seinen Gefährten bei Eperies auf einer Berglehne ruhte, schlich sich ein polnischer Junge an die lagernde Gesellschaft heran. Petöfi und die Uebrigen gaben ihm ein paar Kreuzer, er kniete sich nieder und wollte ihre Füße küssen.

„O Menschheit, herabgekommene Menschheit," klagte Petöfi*), „wo ist dein Erlöser? Je mehr ich mich den Karpathen nähere, eine desto größere Knechtschaft muß ich sehen, dann entfalte ich die Schwingen meiner Phantasie und fliege hinab auf die heimathliche Ebene, wo die Menschenwürde, selbst in der erbärmlichsten Hütte, hoch ihr Haupt erhebt. O, Hochland! heben sich deine Gebirge darum bis in die Wolken, damit das Zwergenhafte deiner Bewohner umso augenfälliger werde?"

Petöfi wurde auf seiner Reise allerorten wie ein König empfangen, sein Ruf war ihm voraus geeilt. Die Bewohner von Eperies und Käsmark zogen ihm entgegen. Ein Banderium jugendlicher Reiter begrüßte ihn mit Flintenknall und jubelnden Zurufen. Abends wurden dem gefeierten Sänger Fackelserenaden gebracht. Im Gömörer Comitate ernannte ihn die Comitatscongregation zum Táblabiró (Gerichtstafelbeisitzer), im vormärzlichen Ungarn eine bedeutende Würde. Petöfi nahm alle diese Auszeichnungen als schuldigen Tribut entgegen.

„Ich gestehe, daß mich dies nicht überrascht. Nicht aus Uebermaß an Selbstvertrauen, um alle Welt nicht! Als ich meinen Namen noch nicht gedruckt sah, und ich ihn nur für mich hinkritzelte, als ich noch am Pester Nationaltheater Statist war und Stühle und Sophas auf die Bühne schleppte und auf das Geheiß der Schauspieler in's Wirthshaus lief um Bier, Wein und Krenwürstl ꝛc.; als ich Wache stand oder Maisklöße für meine Kameraden, die gemeinen Soldaten, kochte und die Eisengeschirre

---

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

bei solch' grimmiger Kälte wusch, daß der Waschfetzen an meine Finger fror, als ich auf das Geheiß des Corporals den Schnee aus dem Casernenhof hinaustragen mußte, hatte ich jederzeit eine klare Ahnung, was dereinst mit mir geschehen wird und was auch geschah. Ich träumte auf dem nackten Holzbette der Wachstube, daß ich mir einen Namen erwerben werde, einen Namen, den selbst die brüllende Horde der Kritik aller Welt nicht im Stande sein wird zu vernichten. Und mein Traum geht langsam in Erfüllung, nein, schneller als ich gedacht. Wohin ich gehen mag, umarmt und liebt man mich. Und ich darf es der Nation, die mir ihre Theilnahme schenkt, sagen, daß diese Theilnahme nicht verschwendet ist."*)

In Eperies suchte er seinen Freund Friedrich Kerényi auf, den er schon im vorigen Jahre herzlich liebgewonnen hatte.

Kerényi (eigentlich Kristmann) machte sich erst in Jünglingsjahren die ungarische Sprache eigen; er war einige Jahre älter als Petöfi, trat früher im „Athenäum" auf und wurde eine Zeit lang als genialer Dichter gefeiert und dann — fallen gelassen. Kerényi wußte, daß er wohl hübsche Verse zu schreiben vermochte, doch er fühlte auch, daß es ihm an einer kräftigen Phantasie gebrach. Er hatte mit der Sprache zu kämpfen, die nicht seine Muttersprache war, auch empfand er, daß seine Dichtung zu viel fremde Elemente enthalte, um in der neuen volksthümlichen Richtung Erfolge zu erobern. Er sah sich von seinen Zeitgenossen Tompa und Petöfi bald weit überholt, doch mit neidloser Freude bewunderte er die rasche geistige Entwickelung seiner Freunde. Petöfi fühlte sich zu diesem edelmüthigen und weichherzigen Manne hingezogen. Diese Theilnahme that Kerényi unendlich wohl und hob sein Selbstvertrauen. Er war ja schon mit sich zerfallen und verzweifelt ob seines Könnens.

Innig schloß er sich an Petöfi an und ertrug die Launen seines Freundes mit lächelndem Gleichmuth, er ärgerte sich auch nicht, wenn Petöfi in seinem Uebermuthe seine (Kerényi's) Gedichte in slavischem Dialecte, der bei ihm vorschlug, declamirte.

---

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

Kerényi hatte von seinen Eltern ein kleines Vermögen geerbt und lebte damals in Eperies in behaglichen äußeren Verhältnissen.

„In Eperies wohnte ich bei Friedrich Kerényi," schrieb Petöfi,*) „und brachte einen Monat bei ihm zu. Ein glücklicher Bursche, dieser Kerényi. Er kann gemächlich die Welt genießen und auf seinem Divane faulenzend braucht er sich nicht über gewisse Herren, die über ihn das Anathema sprechen, er sei kein Dichter, zu kümmern."

Kerényi hatte 1845—1847 zwei Hefte Gedichte veröffentlicht, die von der Kritik hart mitgenommen wurden. Petöfi nahm stets den Freund, den pedantischen Geschmackspächtern gegenüber, in Schutz.

In Eperies machte Petöfi auch die persönliche Bekanntschaft von Michael Tompa; Beide hatten sich durch ihre Werke bereits kennen und lieben gelernt. Wie sehr Petöfi Tompa's poetische Begabung anerkannte, beweist wohl am besten sein Ausspruch: „Ein Welteroberer sagte, wenn ich nicht Alexander wäre, so wollte ich Diogenes sein, ich aber sage, wäre ich nicht Petöfi, so möchte ich Tompa sein."

Als Tompa sein erstes Gedicht veröffentlichte, hatte die classische Richtung der ungarischen Literatur schon jene Bedeutung verloren, die sie in den vorhergehenden Jahrzehnten besaß. Die volksthümliche Richtung hatte bereits in Petöfi ihren siegreichen Führer gefunden. Bald sollten dieser Richtung in Michael Tompa und Johann Arany zwei kräftige Stützen erwachsen.

Arany saß noch fernab in seinem Dorfstädtchen und theilte seine Zeit zwischen Berufspflichten und eifrigen Studien. Doch schon hat er durch Petöfi's „Held János" die Anregung bekommen, ein classisches Gebilde der nationalen Erzählungsliteratur zu schaffen. Tompa war bereits durch einige gemüthvolle formvollendete Dichtungen bekannt. Freilich waren seine Plaudereien mit den reizumflossenen Blumen des Gartens und der Fluren und die melancholischen Träumereien beim zitternden Strahlenlichte des

---

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

Mondes noch ungeschrieben, doch der junge Mann forschte schon mit Eifer nach den poetischen Ueberlieferungen, um den werthvollen Schatz nationaler Legenden und Volkssagen zu heben.

Petöfi und Tompa sind Kinder eines Volkes und geben der Empfindungswelt und dem Gedankengang dieses Volkes getreuen Ausdruck.

Petöfi und Tompa glichen einander in manchen Beziehungen. Beide waren feurige jugendliche Naturen, bereit, den Kampf des Lebens zu wagen. Doch während bei dem Einen die Freude des Sieges durch die überstandenen Leiden und Mühen noch vermehrt wird, taucht im Anderen häufig der Zweifel auf, ob er noch im Stande sei, einen weiteren Kampf aufzunehmen. Petöfi vertraute seiner jugendlichen Kraft; jedes Ungemach und jedes Hinderniß vermehrte seinen Muth, er behielt stets seine gute Laune, seine Heiterkeit und Frische. Auch Tompa vertraute seiner Kraft, doch er begiebt sich nicht unüberlegt in die Gefahr, er ist kein Mann so stürmischer Impulse, und die Enttäuschungen, die er im Kampfe um's Dasein erlitten, breiteten einen Hauch von Melancholie auf den Menschen und den Dichter.

Auch Tompa verlebte eine kampfreiche Jugend und war frühzeitig auf seine eigene Kraft verwiesen. Im Jahre 1845 hatte er seine Studien vollendet und war nach Eperies übersiedelt, wo er bei der Familie Péchy die Stelle eines Erziehers fand. In Eperies wurde er mit Kerényi befreundet. Er war glücklich, als er vernahm, daß er nun Petöfi persönlich kennen lernen sollte, dem er sich durch eine launige Epistel schon 1844 genähert hatte. Tompa befand sich in höchst bescheidenen pecuniären Verhältnissen.

„Es tröste Dich, Genosse, im Unglück," rief ihm Petöfi zu,*) daß Du mit mir unter einem Sterne geboren bist, mit dem kleinen Unterschiede, daß Du das Stiefkind des Geschickes bist, ich jedoch sein natürliches, aber enterbtes Kind. Dich hat das Geschick von sich gestoßen, ich wurde ihm freiwillig abtrünnig, weil ich von

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

Niemanden abhängen wollte, noch will . . . darum ist es auch gerecht, daß es mir zürnt."

Petöfi wurde bald mit Tompa befreundet, obwohl das Verhältniß zwischen den Beiden nie jenen wirklich innigen und traulichen Charakter bekam, wie zwischen Petöfi und Kerényi. Tompa war nicht von so weicher Gemüthsart wie Kerényi, der zu Petöfi wie zu einem höheren Wesen aufsah.

Bei ihren gemeinschaftlichen Ausflügen suchten die Freunde häufig ein Häuschen auf, das anmuthig im Waldesschatten lag.

Auf Petöfi's Vorschlag beschlossen sie, ihr Zusammensein durch einen dichterischen Wettkampf zu verewigen. Jene Hütte im Walde sollte den Gegenstand eines malerisch beschreibenden Gedichtes bilden . . . Jeder der drei Dichter suchte nach Kräften sich der Aufgabe zu entledigen und thatsächlich zählt das Gedicht „Die Hütte im Walde" in den Werken von Petöfi, Tompa, Kerényi zu deren besseren poetischen Arbeiten.

Petöfi fühlte sich in Eperies unendlich wohl und behaglich. „Es giebt Häuser, in welchen ich mich, sobald ich die Schwelle überschritten habe, gleich wie zuhause fühle. So geht's mir auch mit den Städten. Eperies ist eine solche Stadt, wo ich im ersten Augenblick zuhause war. Weiß Gott, ein solch' liebes Städtchen ist mir das Eperies, vom Ansehen niedlich, schön, geräuschvoll, lustig und freundschaftlich. Wie ein lebensfrohes Weibchen. Und noch dazu die Gegend. In Ungarn mag es keine schönere geben . . .*)

Petöfi verließ Eperies, um seine Reise in's nördliche Ungarn fortzusetzen.

In Iglau verbrachte er bei den Eltern seines Freundes Pákh drei Wochen.

„Dort ist eine Familie, die ich schon lange und die mich schon lange kennen lernen wollte. Liebe, patriarchalische Familie, ich werde Dich nie vergessen."**)

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

**) dtto.

Die jungen Leute dieser Stadt führten den gefeierten Sänger wie im Triumph von einem Orte zum andern.

Petöfi stieg war aus den Regionen des ewigen Schnees zu den sanften rebenbewachsenen Hügeln von Tokai hernieder.

Hier ist er neuerdings Gegenstand des Volksenthusiasmus. Junge Dirnen, die Winzerinnen, reichen dem Sänger des Wein's und der Liebe einen Lorbeerkranz. Er ruft ihnen zu:

Mein Sehnen und Verlangen
Galt nie dem Lorbeerkranze:
Ihr schönen Ungarmädchen,
Bekränzet mich mit Reben.
Der Rebe und dem Dichter
Ward gleiches Loos verliehen,
Da beide ihre Seelen
Der Welt zum Opfer bringen:
Die Rebe in dem Weine,
Der Dichter in dem Liede.
Und wenn wir uns're Seelen
Der Welt dahingegeben,
Verwelken wir und sterben:
Wir sterben und vergehen,
Doch auch in spätern Tagen
Erfreuen sich die Erben
Des Weines und der Lieder.

(Max Farkas.)

Um die nahgelegenen romantischen Burgruinen zu besichtigen machte er einen Abstecher nach Losoncz, wo er mit Ignatz Karády dem späteren Erzieher der Söhne Kossuth's, und einem jungen Advocaten, Anton Steller, zusammen wohnte. Steller erzählt in seinen Denkwürdigkeiten:*)

„Sofort nach unserer Ankunft verbreitete sich in der ganzen Stadt die Nachricht wie ein Lauffeuer: Petöfi sei gekommen und werde hier längere Zeit verweilen. Das Interesse für ihn war allgemein und stieg mit jeder Stunde. Man bestürmte ihn fort=

*) Petöfi a felfödön. irta Berecz Károly. „Egyetértés“ 1882, Oktober 14.—17. (Petöfi im Oberland von Karl Berecz. Feuilletons in der politischen Zeitung „Egyetértés“.)

während mit Einladungen, doch nahm er keine einzige an. Zum Mittag- und Nachtmahl begaben wir uns regelmäßig in das Haus meines Vaters. Hier wurde er schon am ersten Tage so heimisch, daß er meine Schwester, die wir in der Küche beschäftigt fanden und der ich ihn dort mit aller Solennität vorstellte — wofür er mich tüchtig abkanzelte — nicht eher verließ, bis sie die Suppe in's Zimmer brachte.

Nachmittags kamen die Nachbarn und das neugierige Publicum auf einen Augenblick zu uns herein. Es war ein großer Fehler von ihnen, daß sie mit dem Ausdruck einer gewissen Gespanntheit und Zurückhaltung kamen, was Petöfi durchaus nicht gefiel, so daß er sich plötzlich zu mir wendete und rauh sagte: „„Sperrt doch sofort diese Gassenthüre ab, ich bin kein Bär, daß Ihr mich den Leuten zeigen sollet.““

Während der ganzen Dauer seines hiesigen Aufenthaltes herrschte eine wahre Hundstagshitze, doch trotzdem ging er stets in einem ungarischen Anzuge aus schwarzem Tuch. Aber sobald er nach Hause kam, warf er die schweren Kleider ab und blieb in den Hemdärmeln, wenn er auch Besuch bekam.

Während der zwei Wochen, die er in Losoncz verlebte, besichtigte er außer dem Hause meines Vaters nur noch die Familie der Tante meiner damaligen Braut, meine spätere Frau, Selma Plachy. Meine Braut schwärmte als phantasiereiches Mädchen nicht nur für die Poesie, sondern schrieb selbst zahlreiche Gedichte; man kann sich daher vorstellen, wie ergriffen sie war, als sie zum ersten Male mit Petöfi zusammentraf. Es schien, daß meine Braut auf den ersten Blick Petöfi's Sympathie errungen habe, denn er ergriff ihre Hand, blickte ihr lange in's Auge und sprach mit vor Rührung zitternder Stimme zu ihr von seiner Etelka.

Darauf wurden natürlich sowohl meine Braut, als auch die übrigen anwesenden Frauen bis zu Thränen gerührt. Der Ernst Petöfi's gab der ganzen ergreifenden Scene etwas Feierliches. Der Dichter hat seiner damaligen Stimmung auch in dem Gedichte „An Fräulein Wilhelmine P—y“ Ausdruck gegeben. — — —

Eines Tages, als wir uns zuhause plaudernd die Zeit ver-

trieben, erwähnte Karády, daß uns gegenüber eine sehr schöne und sehr gebildete Näherin wohne. Petöfi sagte nichts darauf und schien die Bemerkung Karády's ganz zu überhören. Am nächsten Tage aber fragte er mich: „„Ist diese Näherin wirklich so hübsch, gebildet und tugendhaft?““ Als ich die Frage bejahte, sagte er: „„So komm' mit mir und führe mich zu ihr.““

Wir besuchten am nächsten Vormittag wirklich das schöne Mädchen, ich war aber dann selbst am Mittag nicht im Stande, ihn von ihr wegzubringen. Er entfernte sich nur auf die ernste Bitte des Mädchens und nachdem dasselbe ihm gestattet hatte, am Nachmittag wieder zu kommen.

„„Und Ihr könnt dieses Mädchen nicht zu Euch erheben? Ihr seid seiner aber auch nicht würdig!““ Das war seine einzige Bemerkung, sonst sprach er nicht mehr von der schönen Näherin, besuchte sie aber täglich und verliebte sich in aller Form in sie. Er war zwar ein wenig verletzt davon, daß die Schöne nicht so leicht zu entflammen war, wie er, und seine Liebe nicht erwiederte, doch schrieb er ihr zur Erinnerung das Gedicht „Die schöne Näherin“. Die Kleine wurde später die Frau des Neográder Stuhlrichters Gabriel Kemény.

Petöfi arbeitete in Losoncz oft stundenlang eingeschlossen auf seiner Stube. Er war ein wenig zerstreut, und ich glaube, die schöne Näherin hatte an dieser Zerstreutheit einigen Antheil.“

In Losoncz tauchte das Gerücht auf, daß Petöfi sich verheirathen werde, in seinen Reiseskizzen schreibt er diesbezüglich — er sei genöthigt, die Nachricht als falsches Gerücht zu bezeichnen, „zur Beruhigung aller jener Damen, die vielleicht insgeheim nach mir schmachten und von meiner Gegenliebe ihr Erdenglück erwarten.“

Petöfi wurde, so angenehm er auch seine Tage in der Provinz verbrachte, von Heimweh befallen. „Ich sehne mich nach Pest zurück und was zieht mich hin? Jene guten Kameraden, „die munteren, lärmenden Kameraden — und ein stiller Grabhügel.“

Auf der Reise nach Pest speiste er unterwegs in einem Gasthause mit einem jungen Mann von sympathischem Aeußeren. Kaum wechselten sie einige Worte, so waren sie schon gute Freunde.

„Ich frug," erzählte Petöfi,*) „um seinen Namen. Er nannte ihn und setzte hinzu: „„Ich frage nicht, wer Sie sind, denn ich weiß es, Sie sind Petöfi, nicht wahr?""

„Ja wohl, woher wissen Sie das?"

„„Wer sollte Sie nicht kennen!""

„Er hat Recht, wer sollte mich nicht kennen, dachte ich voll Selbstgefühl. Vielleicht leben meine Kritzeleien länger als ich, vielleicht nicht mal so lang; es ist möglich, daß mein Name noch bei meinen Lebzeiten verklingt, als wäre er nie genannt worden ... doch darum kümmere ich mich nicht. Denn mich tröstet die Gewißheit, daß es eine Zeit gegeben, da ich sagen konnte, wer sollte mich nicht kennen! Wie schön ist es, die Theilnahme des lesenden Publicums, und sei es auch nur für Augenblicke, besessen zu haben, und daß ich diese Theilnahme besaß, wird mich in der Sterbestunde glücklicher machen, als würde ich, unverstanden von meinen Zeitgenossen, jedoch in der Hoffnung sterben, daß ich ein ewiges Leben auf den Lippen meiner Nachfolger führen werde."

Nur auf der heimathlichen Pußta kann er die Ruhe seiner Seele finden. Hier ist er frei, wie aus einem Kerker entlassen, und mit tiefen Zügen saugt er den Athem der Freiheit ein.

Kaum daß Petöfi nach Pest zurückgekehrt war, zog er im Herbst 1845 in das Dorf Szalk-Szent-Márton an der Donau, unweit Kalocsa, wo sein Vater damals als Wirthshauspächter sein Dasein fristete, und verweilte dort längere Zeit in eifrige Studien vertieft. Er war frei und wollte sich auch durch keine Stellung mehr binden, die seinen Neigungen zuwider wäre. Er ist ja nun schon ein vielumworbener Dichter. Hat man früher für eines seiner Gedichte nur zwei Gulden gezahlt, so stiegen dieselben nun im Preise, ja Lazarus Horváth, der Redacteur des „Honderü" und ein eifriger Gegner Petöfi's und seiner Richtung, zahlte aus Geschäftsinteressen einen Ducaten, später Frankenburg einen und einen halben Ducaten für ein Gedicht. Noch später, im Jahre 1848, gab man ihm schon 25 bis 30 Gulden für ein Gedicht.

*) Petöfi vegyes müvei. Uti jegyzetek.

In Szalk-Szent-Márton stellte er seine Reiseeindrücke zusammen, die unter dem Titel „Uti jegyzetek“ (Reiseskizzen) in Frankenburg's „Életképek“ veröffentlicht wurden.

Jedenfalls mögen Petöfi bei seiner Arbeit Heine's Reisebilder beeinflußt haben. Er versuchte es, in Ungarn dies Gemisch von Geist und Nachlässigkeit, von Gemüth und Spott literaturfähig zu machen.

Die „Reiseskizzen“, reich an witzigen Einfällen, sind in einer phantasiegetränkten Sprache, in einer poetisirenden Prosa geschrieben. Vor Allem ist es die Kunst der Naturbeobachtung, die Petöfi in diesen losen Tagebuchblättern auf's Glänzendste documentirt. Petöfi's Reiseskizzen sind nicht mehr und nicht weniger als interessante Plaudereien. Manches ist hübsch ausgeführt, der Stil ist nicht besonders geistreich, aber leicht und flüssig und voll kecker und übermüthiger Ausfälle nach allen Seiten.

Heine's Reisebilder waren ein literarisches Ereigniß. Mitten hinein in die Zeit der politischen und literarischen Versumpfung der zwanziger Jahre schleuderte der Dichter sein Buch, in Form harmloser Reiseerinnerungen. Doch in diesen Erinnerungen wußte er geschickt die haltlosen Zustände in Staat und Literatur mit unerschöpflichem Witze zu verspotten. Mit großer Kunst hatte er diese satyrischen Züge in liebliche Landschaftsbilder verwoben, die mit dem Auge des Poeten geschaut, mit dem Pinsel des Malers farbenprächtig gemalt sind. Indem Heine das, was er bekämpfen wollte, mit seinem schonungslosen Witze einfach lächerlich machte, hat er mehr gethan als der Sittenrichter, der mit dem ganzen Ernst seiner heiligen Ueberzeugung die Uebelstände brandmarkt.

Petöfi's Reiseskizzen blieben sowohl an Werth als auch an Erfolg weit hinter Heine's Reisebildern, die Hiebe, die er nach links und rechts austheilt, hatten keinen höheren Zweck, keine bestimmte Tendenz. Petöfi wurde gleich bei seinem Auftreten von einer scheelsüchtigen und impotenten Kritik verlästert. In den Reiseskizzen nimmt er seine Rache. Mit den Peitschenhieben seines Witzes trifft er jene Kritik, die es gewagt, ihm die geforderte Anerkennung zu versagen. Es ist jedoch ihm nicht darum zu thun die Kritik auf

einen gehaltvollen und unparteischen Standpunkt zu erheben, sondern er verdammt das Wesen der Kritik überhaupt. Daß ein so selbstbewußter und brüsker Mensch auch die poetischen Dilettanten und die gelehrten Pedanten zum Gegenstand seines erbarmungslosen Spottes machen werde, war leicht vorauszusehen.

Die Reiseskizzen haben einen Sturm der verhöhnten Kritik hervorgerufen. Man warf dem Dichter vor, daß er das Publicum zu sehr mit seiner eigenen werthen Person beschäftige, er möge seine schmutzige Wäsche fein zuhause waschen. Der kecke Uebermuth und das starke Selbstgefühl wurden als Betyárismus verschrieen.

Auch im großen Publicum hatten die „Reiseskizzen“ keinen vollen Erfolg. Die Verbindung der Landschaftsschilderung mit den persönlichen Ein- und Ausfällen entsprach wenig dem Geschmack; zudem waren die Reiseskizzen zu unbedeutend, um, wie Heine's Reisebilder, eine Revolution im Prosastil hervorzurufen.

XXVIII.

Liebesperlen.

Neben oberflächlichen Liebeleien faßte Petöfi eine tiefe Neigung zu Bertha Mednyánszky, einem wohlhabenden und geistreichen Mädchen. Sein leichtempfängliches Herz konnte ja nicht lange verwaist bleiben. So sprungweise und antithesenhaft der ganze Mensch war, so war er es auch in seiner Liebe. Bald hielt er mit nervigen Armen irgend ein Kind des Volkes an seine Brust gepreßt, dem er in glühendem Kusse seine gewaltige Leidenschaft einhauchte, bald wurde er vom keuschen Reiz edler Jungfräulichkeit berührt, und seine Liebe war mehr träumerisches Ahnen als glückbeseelte Wirklichkeit. Nun stand dem rücksichtslosen Sohne der Natur eine Weltdame gegenüber, das lockte, das reizte ihn.

Die Eltern des Mädchens lebten in Gödöllö, nahe der Hauptstadt. Petöfi kam oft hinaus und mit jedem Kommen steigerte sich seine Leidenschaft zu dem anmuthigen Mädchen.

Es waren dies anfangs glückliche Tage, die Gödöllöer Tage. Die sonnige Liebe erfrischte und vertiefte sein Gemüthsleben und trieb ihn, die innere Stimme sprechen zu lassen. Er wußte all' die Wonnen und Freuden, die sein Herz durchzittern, in die wunderbarsten Melodieen zu kleiden.

> Niemals liebte, der da wagt zu klagen,
> Daß die Lieb' in's Sklavenjoch uns zwingt:
> Liebe pflegt in Fessel nicht zu schlagen,
> Schwingen leiht sie, hat auch mich beschwingt.

Nur ein Zweifel quält ihn, ob die reiche Jungfrau, für den Entgang weltlicher Freuden, in der Liebe des armen Dichters Genügen fände.

> Mein Geschick mit Deinem zu verknüpfen
> Ist am Ende eine Sünde gar,
> Meines ist so leidvoll und so düster,
> Deines ist so freundlich und so klar.

So bewegen Hoffen und Bangen wechselnd sein Gemüth, und der Dämon der Eifersucht zieht in seine Seele ein. Seine Gedichte spiegeln das Hin- und Herwogen dieser Empfindungen. Seine Phantasie bestiehlt die Träume, um die Wirklichkeit damit zu bereichern; ja er wird humoristisch und witzig, aber es ist der Witz der Verzweiflung.

Ob Bertha die heiße Liebe erwiedert, ob das reizende Dämchen im Genusse aller geselligen Vortheile aufgewachsen, nicht mit dem armen unbeholfenen Jüngling ein kokettes Liebesspiel getrieben, um in aller Unbarmherzigkeit ihrer Mädchenschönheit über sein Herz zu triumphiren? Wohl möglich.

Doch wir müssen auch dem Mädchen gerecht werden. Sie war jung, graziös, reizend. Es lag ein wesentlicher Gegensatz in ihren Lebensverhältnissen.

Zu der vornehmen Gesellschaft paßte der wilde Jüngling durchaus nicht, dessen Gedanken der Natur und der schrankenlosen Freiheit zugewandt waren. Ihr Zartgefühl fand sich wohl durch sein derbes, rücksichtsloses Wesen verletzt. Er mag mit seiner

wilden Leidenschaftlichkeit, mit seinen eifersüchtigen Grillen das arme Mädchen so lange gequält haben, bis die Liebe in ihr erstorben war. Endlich schlägt die Stunde der Entscheidung. Doch er wird von der gekränkten Jungfrau abgewiesen.

Fühlt er sich mehr in seiner Liebe oder in seinem Stolze verletzt?

Der Schmerz wird bald vom Groll abgelöst und in seinem Zorne faßt er den Entschluß, niemals mehr an die Mädchen, diesen seelenlosen Puppen, seine Lieder und Gefühle zu verschwenden.

Wenn früher Liebe mir das Herz durchglühte,
Hab' heil'ge Gluthen ich gefühlt,
Für Engelswesen aus des Himmels Reichen
Ich damals jedes Mädchen hielt.

So glaubt' ich einst . . . jetzt weiß ich es, daß Teufel
Und Engel nicht die Mädchen sind,
Nicht gräm' ich mich, will eine mich nicht lieben, —
Für Eine leicht ich tausend find'.

(J. Goldschmidt.)

Doch bald merkt er, wie sehr er Bertha geliebt. Und wieder steht er an einem Grabe, doch in dies Grab hat er nicht sein todtes Lieb gebettet, in dies Grab hat er all' sein Hoffen, sein Glück, seinen Glauben begraben.

Im zweiten Cyklus aus dem Jahre 1845, den „Liebesperlen", sind die wechselnden Gefühle von seligster Lust bis zu den bittersten Qualen der Verzweiflung auf's Ergreifendste variirt.

Er hofft und bangt, glaubt und liebt, und er klagt und weint, grollt und stöhnt.

Es dringt dem Minnesänger
Das Liederblut aus Herzensgrunde.

Die Gedichte „Liebesperlen" verdienen diesen Namen in der That, denn sie sind wirkliche Perlen der Lyrik und zeichnen sich durch Innigkeit und Gluth, daneben durch Kühnheit und Leidenschaftlichkeit der Empfindung aus.

Neben zarten Gefühlstönen finden sich hier auch schneidende und dämonische Schmerzenslaute, wie solche in einem und demselben

Dichter höchst selten zusammengefunden werden. Wenn man jedoch diese Gedichte aufmerksam studirt, so kommt man zur Ueberzeugung, daß sich in ihnen mehr die Sophistik der Empfindung als die Sprache des tiefen Gefühles äußert. Von dieser Sammlung gilt, was Paul Gyulai sowohl von dem „Cypressenlaub" als von den „Liebesperlen" sagt:

„Es waren Ueberströmungen eines leidenschaftlichen Herzens, das die Wollust der Gefühle etwas blasirt machte, doch das seine tieferen Empfindungen treu hütet und mit der ganzen Gluth seiner ungestümen Natur nach einem Gegenstande sucht." Und diese wahre Liebe, die sein ganzes Herz ausfüllen sollte, glaubte er bei der Todten wie bei der Lebenden, am offenen Grabe Etelka's, wie in der Nähe der Schönen, der er seine Liebesperlen in den Schooß warf, gefunden zu haben. Doch er täuschte sich und Andere in der Tiefe und Wahrheit seiner Empfindungen.

Der unvergängliche Werth dieser Dichtungen besteht nebst ihrem poetischen Gehalt in der unvergleichlichen sprachlichen Schönheit. In den „Liebesperlen" behandelt der Dichter die Sprache wie ein Instrument und weiß ihr Töne von bestrickendem Wohllaut zu entlocken.

XXIX.

Wolken.

Eine Wandlung vollzog sich mit dem Menschen und dem Dichter. Petöfi hat Heine gelesen. Er verlor sich nicht mehr in sentimentalen Liebesklagen, sondern schwang sich, nachdem er seinem Schmerz Ausdruck verliehen, über die trübe Stimmung empor und blickte mit ironischem Spott auf sie herab.

Petöfi fühlte sich tief unglücklich. Und als ob er sich seines Unglückes schämen würde, macht er sich darüber lustig. Aber es ist die Lust der Verzweiflung.

Und so wie Byron von sich sagt: „Alle Zuckungen endigen bei mir in Versen“, so sucht auch Petöfi sich von dieser qualvollen Stimmung in Gedichten zu befreien.

Die Gedichtsammlung „Die Wolken“ zeigt uns den Dichter von einer ganz neuen Seite. Sie besteht aus einer Reihe kurz hingeworfener und mehr oder weniger scharf ausgeprägter Reflexionen über Welt und Leben. Sie sind dem Titel gemäß meist düsteren Charakters.

Diese gnomischen Elegien zeigen von einem Schmerzbehagen, das in seiner Consequenz die Leser unangenehm berühren muß. Da ist in der ganzen Sammlung kaum ein Ruhepunkt, selbst nicht ein einziger, klar ausgesprochener und bestimmter Schmerz. Petöfi hat hier den Schmerz nicht so lange in sich verarbeitet, bis er fähig war, objectiv darüber zu urtheilen. Der Schmerz fordert, daß man ihn fasse; er verlangt ein innerliches Ergreifen, ein Verbeißen, aber nicht ein Wühlen, Sorgen und Grübeln in Gedanken, damit man nicht ende, wie Lenau, Hölderlin endeten.

Wir hören vom Fluch, der auf allem Streben lastet:

> Was ist Ruhm? Ein Regenbogenlicht,
> Der Sonne Strahl, wenn er in Thränen bricht.
> (Hugo von Meltzl.)

Wir erfahren die Nichtigkeit gepriesener Güter.

Die Hoffnung erscheint als eigennützige Buhlerin; die Freundschaft gleicht dem Schatten des Rauches an der Wand; Glückseligkeit ist nur im Grabe.

Der Wirbelsturm der Skepsis ballt die schweren Wolken immer dichter.

Manche dieser Aphorismen sind in einem Lapidarstil von wunderbarer Prägnanz gedichtet, es ist ein machtvoller Genius, der in dieser vorübergehenden Stimmung mit den ewigen Mächten des Lebens grollt.

> Käme ein so großer Sturm nur bald,
> Der entzwei den Himmel risse,
> Und hinein durch diesen Spalt
> Unsern Erdball schmisse. (Ludwig Aigner.)

Selbst ein zerbrochener, weggeworf'ner Topf,
An dem noch wen'ge Speisereste kleben,
Die hungrig abnagt ein zerlumpter Tropf,
Hat auch mehr Werth als das Menschenleben.
(J. Goldschmidt.)

Die Freunde warfen sich an meine Brust,
Mich pressend fest an's Herz — o Seelenlust,
O wie gerührt von so viel Freundschaft stand ich da,
Nicht ahnend noch, was später mir geschah,
Sie schlossen mich so fest in ihren Armen ein,
Zu fühlen blos, wo ich verwundbar möchte sein.
Sie haben gut gesucht,
Nun sitzt am rechten Ort ihr Stahl verrucht.
(Hugo von Meltzl.)

Lös Einer mir das Rechenproblem
Und denke darüber nach:
Vermöchte der Menschheit Thränenfluth
Wegzuwaschen der Menschheit Schmach?
(Hugo von Meltzl.)

O lacht, ihr Mädchenaugen,
O lacht mich schelmisch an;
Wie oft ihr auch belogen,
Ich denke nicht daran.

Man glaubt: ein Himmel sei das Mädchenauge,
Dieweil so blau sein Spiegel, wie der Himmel strahlt;
Doch nur ein Meeresspiegel ist es, voll von Tücke,
Darein der Himmel trüg'risch seine Sterne malt;

Ein süßer Abgrund, der Verderben gähnet,
Verloren ist, was hier den Himmel wähnet.
(Hugo von Meltzl.)

„Die Wolken" hatte Petöfi in Szalk-Szent-Márton geschrieben. Das Buch, 70 Seiten stark, auf Velinpapier gedruckt (vielleicht auf Kosten des Verfassers?), wurde in Commission bei Gustav Emich am 23. April 1846 ausgegeben.

In den deutschen Uebersetzungen finden sich zumeist unter dem Titel „Wolken" ganz andere Dichtungen, als Petöfi unter dieser Bezeichnung veröffentlicht hatte. Die Schuld an dieser Verwirrung trägt Kertbeny, der seine Uebersetzung Petöfi'scher Gedichte in ein-

zelne Abschnitte mit willkürlich gewählten Ueberschriften theilte, als: „Volksromanzen", „Schenkenbuch", „Gestalten", „Naturbilder", „Cypressenblätter", „Liebesperlen", „Dritter Liebe Blüthen", „Tage des Eheglücks", „Rhapsodien", „Wolken" u. s. w. Das Capitel „Wolken" besteht aus in willkürlicher Weise zusammengestoppelten Stücken aus Petöfi's sämmtlichen Dichtungen. Unter der Capitelüberschrift „Sternenlose Nächte" finden sich gleichfalls einige Gedichte aus „den Wolken".

Dem Petöfi-Uebersetzer Hugo von Meltzl gebührt das Verdienst, in diese Verwilderung wieder Ordnung gebracht zu haben, indem er die „Wolken", gemäß der Originalausgabe, sorgfältig übersetzte und mit einer gehaltvollen biographischen Einleitung versehen veröffentlichte.

XXX.

Rhapsodien.

Auch zu Anfang des Jahres 1846 finden wir Petöfi wieder in Szalk-Szent-Márton. Er gedenkt längere Zeit hier zu verweilen und hat sich mit Albert Pálffy in einem Bauernhaus eingemiethet. Der Mittagstisch war den Freunden bei Petöfi's Eltern gedeckt. Hier, entrückt der Welt und ihren Zerstreuungen, lebten sie der Arbeit und dem Studium.

Die Einsamkeit war Petöfi zum Bedürfniß geworden.

Während er in den vorhergehenden Jahren wohl für jedes Ereigniß und Gefühl hoch empfänglich war, so hatten doch die Freuden und Leiden nur vorübergehende Spuren in seinem Gemüthe hinterlassen. Nun ist er empfindlicher für alle Schicksalsschläge, die Täuschungen lassen den Stachel der Bitterkeit in seinem Herzen zurück.

Diese Umwandlung in seinem Geistes- und Gemüthsleben wurde durch seine traurigen Erfahrungen im Leben und im Lieben, durch seine Lectüre verursacht.

Petöfi las damals Byron und Schelley und aus den Tiefen seines Geistes bricht voll Hohn und Schmerz die Zerrissenheit hervor.

Als der eigentliche Chorführer jener Dichtung, die das Ich zum Mittelpunkt des Weltalls erhob, gilt Lord Byron. Auch er war sein eigener Held. Er war Manfred der Denker, der in wahnsinniger Welt-, Menschen- und Gottverachtung über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins grübelte; er war aber auch Don Juan, der Wüstling, dem die Weiber zu Füßen lagen, der seine Seele in wüsten Genüssen ausgab.

Ein Taumel hatte die jugendlichen Geister erfaßt, alle wollten sie so leben, so lieben, so dichten. Das enge spießbürgerliche Leben bot zu dem kühnen Gedankenflug, zu dem welterobernden Thatensturm und zu der maßlosen Genußbegier einen schreienden Gegensatz. Und dieser Gegensatz zwischen dem Wollen und dem Können, dies Ungenügen am Wirklichen zeitigte die Epidemie des Weltschmerzes. Die ihrem innersten Wesen nach pessimistische Dichtung sucht nur die Abgründe der Welt und des Lebens, beleuchtet nur die Kehrseite des Daseins. Mit frevelnder Kraft wirft sich diese Dichtung auf Alles, was dem Menschen hoch und heilig sein muß und tritt es mit Füßen.

Diese Verzweiflungspoesie hatte sich von West nach Ost, von Nord nach Süd Jünger angeworben. In allen Sprachen, in allen Literaturen wurden jene Gedanken ausgesprochen, für welche Byron zuerst den kühnsten, eigenartigsten und unerschrockensten Ausdruck gefunden hat. So Musset in Frankreich, Leopardi in Italien, Puschkin und Lermontow in Rußland und Heine in Deutschland.

Die Epidemie des Weltschmerzes hatte auch Petöfi's Körper durchseucht und sein Inneres gewaltsam durcheinander gerüttelt. Der frühere Ueberschwang der Begeisterung ist im entnervenden Pessimismus umgeschlagen. Hatte er das jubelnde Wort für die Lust gefunden, so fand er nun den blutigen Schrei für das Weh.

Das Leben hat ihn karg gebettet. Er hat den Wermuthsbecher des Daseins bis auf die Hefe geleert, nun hat sich noch der tobende Schmerz als Lebensgenosse zu ihm gesellt. Warum dies Alles mir? so frägt er. Ein Zweifel an die sieghafte Kraft des

Guten, Reinen, Schönen faßt ihn und dieser Zweifel haftet wie Mehlthau an jedem einzelnen Gedanken.

Wohin er auch blicken mag, in das eigene Herz, in's Leben, die Geschichte und in die Nation, überall sieht er das Licht schwinden, ahnt er in der Blüthe den Wurm, im hellen Himmelsblau die nahende Nacht. Eine nicht zu bannende Sehnsucht erfaßt ihn, von der Sonne hinweg in die tiefsten Schatten zu schauen, er sucht die Abgründe der eigenen Brust zu erforschen und klopft mit wahnwitziger Kühnheit an die verschlossenen Pforten der Ewigkeit.

Dieselbe Stimmung, die schon in den „Wolken" poetischen Ausdruck gefunden, bemächtigte sich nun seiner in verstärktem Maße.

In einer bestimmten Zeit seiner Entwickelung wird jeder große Dichter von dieser Stimmung ereilt, die Petöfi länger als ein halbes Jahr in Banden hielt und deren Einfluß sich in allen Dichtungen dieser Periode wiederspiegelt.

Er denkt und philosophirt über Leben und Tod, Gott, Schöpfung und Jenseits, daher könnte man diese Gedichte mit dem Namen „metaphisische Lyrik" bezeichnen. Der Geist des Kain und Manfred und der Feenkönigin Mab geht in diesen Gedichten um.

Diese Stimmung hatte Petöfi schon längere Zeit in sich getragen, denn das Gedicht „Der letzte Mensch" trägt die Jahreszahl 1845.

In dieser Dichtung ist der Tod mit mächtigen Farben al fresco gemalt, wie der Triumph der Todes auf dem Gemälde von Orcagna im Campo Sauto zu Pisa.

Der Himmel ist das Grab, in welchem der riesige Sarg, die Welt ruht. Die Fackel des Sarges ist die Sonne, deren matte Strahlen das Dunkel der Nacht mit fahlrothem Scheine erhellt. Schreckliche Ruhe allüberall, man hört nur die Würmer die Leiber benagen. Alles was menschlich war, Sünde, Tugend, Kraft und Schwäche, ist in diese düstern Grabgewölbe eingebettet. Alles schläft, geschlossen sind die Augen, erstarrt die Herzen. Nur Einer lebt, der letzte Mensch! — Der Dichter wacht in der schrecklichen Oede der Gruft.

Nur ich allein bin noch am Leben,
Allein im ungeheuren Grabesraum,
Mit bangem Harm, mit Ungeduld den Gast
Erwartend, der saumselig nicht erscheinen will, den Tod.
O Tod, warum erscheinst du nicht, was säumst du so?
Du fürchtest gar, daß ich mit dir mich messe?
O fürchte nicht! Der bin ich nicht mehr, der ich war;
Der tollkühn einst die Brust entgegenstemmte
Dem Schicksal und der Welt.
O komm getrost. Ich ringe nicht mit dir.
Ich folge willig. Bin ja nur ein schwacher Hall.
Du sei der Sturmwind. Hauch mich fort!

(Hugo von Meltzl.)

In der Dichtung „Licht" spricht Petöfi von der Bestimmung des Menschen und von dem Problem der Welt. Hier erkennt man, welch' tiefer Denker Petöfi zu Zeiten sein konnte; wie auch ihn der Gedanke beschäftigte, der in Shakespeare's „Hamlet", Dante's „Divina comoedia", Goethe's „Faust" und Byron's „Manfred" so kunstgemäßen Ausdruck gefunden.

Der Dichter kommt zur Einsicht, daß die menschliche Vernunft sich vergeblich bestrebt, das Räthsel des Daseins zu ergründen. O, sag', ruft er der Vernunft zu, die sich als den führenden Strahl im Leben des Menschen gebärdet, sag', was bin ich und wozu bin ich? Wird der Mensch in sich geboren, weil er in sich selbst eine Welt ist, oder ist er nur ein Ring in der unendlichen Kette, deren Name „Menschheit?"

Und wieder klagt er:

O gäb's ein Ziel in dieser Welt,
Darauf zu warten sich verlohnte;
Danach sie vorwärts, immer vorwärts strebte,
Bis endlich der Erfüllung Stunde da.
Ach, aber wenn's ganz anders ist!
Wenn wir der Frühlingsblume gleich erblüh'n,
Und kaum erblüht, verblüh'n;
Wenn wir der Woge gleich im raschen Schwall ersteh'n,
Erstanden kaum, vergeh'n;
Dem Steine gleich, der hohen Wurfs emporgeschnellt
Rasch niederfällt;
Dem Wand'rer gleich, der einen Berg erklimmt

Und oben angelangt
Hinabeilt wieder thalwärts
Und das ging' in alle Ewigkeiten so:
Hinauf, hinab — hinauf, hinab, — —
O Graus, o Graus!
Wer nie erwogen und gefühlt, was das bedeutet,
Ihn hat noch Eiseskälte nie berührt,
Der weiß noch nicht, was Frost ist, Schauerfrost,
Der eiseszapfengleich, wie eine Schlange,
Die an der Brust heraufgeglitten,
Das Blut macht stocken: — plötzlich schnellt empor sie
Und umschnürend die Kehle
Versetzt sie uns den Todesbiß. (Hugo von Meltzl.)

Petöfi warf die Frage auf, die bisher noch Niemand zu beantworten wußte: „Was ist Glück?“ In dieser Dichtung, die mit der erhabensten Philosophie getränkt ist, erklärt er die Weltbestimmung ganz im Geiste des Pessimismus.

Obwohl der Geist der skeptischen Weltbetrachtung nicht dem ungarischen Boden entsprossen ist, so verstand es Petöfi, diese Klänge mit einer Genialität anzuschlagen, welche dieselben augenblicklich in die ungarische Poesie einbürgern mußten.

Das gewaltigste Werk dieser pessimistischen Stimmung ist die rhapsodische Dichtung „Der Wahnsinnige“, mit der sich Petöfi, nach Anton Várady's Behauptung, schon im Herbste 1845 getragen hatte, die jedoch erst im Januar 1846 in Szalk-Szent-Márton vollendet wurde.

Diese Dichtung offenbart die grenzenlose Welt- und Menschenverachtung. Wir finden in dieser Dichtung eine seltene Harmonie zwischen Form und Inhalt. Petöfi's Bitterkeit hatte keinen gewaltigeren Ausdruck finden können, als in diesem Monolog eines Narren und keine bessere Form für diesen Monolog als die Rhapsodie.

Das bruchstückartige, abgerissene, dramatisch vorstürmende, das Ueberspringen der Leidenschaften, das Durcheinander entgegengesetzter Stimmungen entspricht vollkommen den Erfordernissen der Rhapsodie und ist in dieser Dichtung schon allein dadurch berechtigt, daß der Träger dieser Gedanken ein Wahnsinniger ist.

In diesem Monologe ist die Nachtseite des menschlichen Geistes mit erschütternder Wahrheit gezeichnet. Petőfi schlägt die verschiedensten Gefühlstöne an: Wuth, Schadenfreude, Verachtung, Ekel, Abscheu, Gleichgiltigkeit, glühenden Haß, erhabenes Pathos, warme Begeisterung und tiefen Schmerz. So steigt er die ganze Stufenleiter menschlicher Empfindung auf und ab.

Es lohnt sich wohl, diese Dichtung, in der sich der Pessimismus des Dichters mit erschreckhafter Kraft entfaltete, näher zu betrachten.

So wie sich die Tobsucht plötzlich, ohne Uebergang äußert, so beginnt der Dichter ohne jede Einleitung. Mit einem Rucke reißt er den Schleier weg, der das zuckende Herz und das brandige Hirn verhüllt.

— — — — Was stört Ihr mich?
Trollt Euch von hier nur fort!
Ich steck' in großer Arbeit und hab's eilig.
Eine Rute flecht' ich, aus Sonnenstrahlen eine Flammenrute,
Nach Herzenslust die Welt damit zu peitschen!
Sie sollen jammern und ich werde lachen,
Wie sie gelacht, da ich gejammert habe.
Hahaha!
Denn so ist's Leben. Weinen bald, bald Lachen.
Der Tod jedoch befiehlt uns: Still!

Das Leben ist dem armen Narren nur ein Possenspiel von Elend, Jammer, Schreck und Grauen. Alles, was diese reich und kräftig besaitete Brust einst durchströmte, führt nun einen bacchantischen Reigen auf. Es verkehren sich die edlen Gefühle in Hohn und Spott, die Freude steigert sich zu toller Trunkenheit, die Liebe artet in Wollust aus und der Witz verzerrt sich in infernalischen Cynismen. Furchtbare Enttäuschungen haben den kühnen Geistesflug dieses Menschen gelähmt. Die Treulosigkeit und Hinterlist, die er von seinen Freunden erfahren, ist in derben Strichen entworfen, mit grellen Farben gemalt.

Auch ich war schon einmal gestorben.
In's Wasser hatten Gift sie mir geschüttet,
Sie, die mir ausgetrunken meinen Wein.

Und wißt Ihr, was dann meine Mörder thaten,
Auf daß verborgen ihre Schandthat bleibe?
Als ich so lag, als Leiche aufgebahrt,
Da warfen sie sich über mich und schluchzten.
Wie gerne wär' ich aufgesprungen,
Um ihnen abzubeißen ihre Nasen.
Doch beiß' ich sie nicht ab! So dachte ich,
Sie mögen Nasen haben, um's zu riechen,
Wenn ich verwese und dran zu ersticken.
Hahaha!

Mit einer überraschenden Wendung zeiht er sich selber des Undankes.

Und wo begruben sie mich denn? In Afrika.
Das war mein Glück,
Denn aus dem Grabe scharrte eine Hyäne mich.
Dies Thier, es war das einz'ge Wesen, das mir Gutes that.
Betrogen hab' ich's auch.
An meinem Schenkel wollt' es nagen;
Ich gab ihm hin mein Herz,
Das war so bitter, daß es dran verreckte.
Hahaha!

Wir können diesem Menschen unser Mitgefühl nicht versagen, dessen unausgespochenes, namenloses Unglück die Grundlagen eines großen Geistes unterwühlt hat.

Die grollende Stimmung weiht dem tiefen Schmerz. Als würde in der Tobsucht Stillstand eintreten, Spott und Hohn verlieren ihre Schärfe.

Doch mit der Wildheit erlahmt auch der Geistesflug.

Mitten im wilden Schmerz über die erbarmungslose Welt bricht der Nachhall des Glaubens hervor.

Hahaha!
Allein was lach' ich fort, als wäre ich der Narr,
Ich thäte besser wohl zu weinen,
Zu weinen, daß die Welt so elend ist,
Weint doch auch Gott aus seinen Wolkenaugen
In Reue oft, daß er sie schuf.
Wozu ist aber nütz die Himmelsthräne?
Zur Erde fällt sie, auf die schmutz'ge Erde,

Wo sie die Menschen nur mit Füßen treten,
Und was wird dann aus ihr,
Was aus der Himmelsthräne? Dreck.
Hahaha!

Der Narr wird wieder bitter, wenn er vom Weibe spricht, wie ergreifend ist der Schmerz der getäuschten Liebe geschildert.

Ein schönes Thier ist diese Weibesbestie,
Schön und verderblich auch,
Vergiftetes Getränk im Goldpokal,
Ich habe dich getrunken, Liebe!
Dein Tröpflein, winzig nur wie eine Perle Thau,
Ist süßer als ein Honigocean,
Doch mörderischer auch ist solch' ein Tröpflein,
Als wie ein Meer, das sich in Gift gewandelt.

Zum Schlusse schwingt er sich wieder zur dämonischen Weltverachtung auf, die sich in wahnwitziger Zerstörungswuth äußert.

Sobald die Frucht gereift, fällt sie vom Baume.
Gereifte Frucht bist du, o Erde: Fallen mußt du.
Noch warte ich bis morgen;
Erscheint auch morgen nicht der jüngste Tag:
Dann grab' ein Loch ich bis zur Erdenmitte,
Füll' es mit Pulver an
Und sprenge in die Luft
Die ganze Welt . . . Hahaha!

(Heinrich Glücksmann.)

Man hat Petöfi den Vorwurf gemacht, daß „Der Wahnsinnige“ keine Dichtung sei, weil er hier den metrischen Gesetzen nirgends entsprochen hat. Wer dies behauptet, bewies nur, daß er die Wesenheit der Rhapsodie nicht begriffen. Wäre es nicht lächerlich, wenn der Dichter den Gefühlsausbruch eines Narren, der ja in seiner Person die Maßlosigkeit, den Sturm und das Chaos verkörpert, in schöner, ruhiger, gesetzmäßiger, Maß und Rhythmus streng beobachtender Form gezwängt hätte. Kann das wilde Pathos in tadellose Versfüße und in fehlerfreie Reime gebracht werden? Entweder Petöfi mußte seinen Stoff so behandeln, wie er ihn behandelt hatte, oder ganz fallen lassen.

Die einzige Form, die halbwegs in diesem formlosen Gedicht

gewahrt ist, ist die Strophenform. Das Hohngelächter am Schlusse einer Gedankenreihe theilt das Gedicht in Abschnitte. Aber auch hier kann von keiner gewissen Ordnung und von keiner gleichen Zahl der Zeilen gesprochen werden. Und doch dient dies Gelächter als Ruhepunkt, als Uebergang, der die zusammenhanglosen Vorstellungen, gleichsam trennend, verbindet.

In diesem Gemälde zeigt der Dichter, wohin das Versenken in die trübe Stimmung, das Hineinleben in den Pessimismus den schwachen und haltlosen Menschen führen mag.

Wesen, die in ihren heiligsten Gefühlen bittere Enttäuschungen erfahren haben, werden von namenlosem Weltekel erfaßt. Sie rütteln in ohnmächtiger Wuth an allen Stützpfeilern des Weltenbaues und planen einen Rachefeldzug gegen alles Bestehende.

Petöfi hat kaum einen solchen Narren gekannt, daß er den Wahnsinn trotzdem mit solch' erschreckender Wahrheit zu zeichnen vermochte, ist ein Beleg von der intuitiven Macht des Dichtergeistes, der auch nie Gesehenes mit packender Treue zu schildern weiß. Das Genie selbst ist ja eine Art göttlichen Wahnsinnes, der blindlings das Richtige trifft. Poetisches Schauen grenzt immer mehr an die Hallucinationen eines Geisteskranken, als an die psychische Normalstimmung eines Gesunden.

Im „Wahnsinnigen" erklimmt Petöfi den höchsten Gipfel einer tragischen, ja verzweifelten Weltanschauung, und im Ausdruck derselben, durch Kühnheit der Bilder und Ideenverbindungen, wetteifert er mit Shakespear'scher Diction. Das Leid, das Petöfi erlitten, die Enttäuschungen, die er erfahren, Alles hat wohl den überspannten Menschen nur zu oft in eine Stimmung versetzt, so daß er das gefühlt haben mochte, was er seinem „Wahnsinnigen" sagen ließ.

Doch Petöfi ist nicht mehr allein der subjective Dichter, in manchen Dichtungen dieser Periode wächst sein eigenes Leid zum allgemeinen Menschenleid. Seine Muse ging bisher in seinem persönlichen Geschicke auf, jetzt wendet sie sich mehr der Welt zu, sie wird ideenreicher, läßt ihre Klänge in volleren Strömen einherbrausen und gefällt sich in breiter ausgemalten Schilderungen. Seine Dichtung gewinnt an Tiefe, was sie an Naivetät verlor.

Im Auge die Thräne, an der Stirne dunkeln Schimmer, wendet er sich den großen Fragen der Zeit wie seiner Nation zu. Glühende Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Freiheit, bitterer Schmerz über das bisherige Schicksal Ungarns und die Leiden der Menschheit überhaupt, übersprudelnder Drang für Herbeiführung einer besseren Zukunft zu kämpfen und sterben, das sind die Töne, die am lautesten und kräftigsten aus seinen Gedichten wiederhallen und die ein umso höheres Interesse in Anspruch nehmen, als sich die bewunderungswürdigsten Seherblicke in die Zukunft darin offenbaren.

Mitten in der schwülen Zeit, vor dem großen Sturm, giebt der Dichter auf ergreifender Weise dem Wunsche Ausdruck, den Schlachtentod für die Weltfreiheit zu sterben.

Nur Eines macht mich kummervoll,
Daß ich im Bette sterben soll!
Dahin zu welken, hoffnungslos verzagt,
Der Blume gleich, geheim vom Wurm benagt;
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in verlassener, öder Kammer steht.
O Du mein Gott, erhör' mein Fleh'n:
Laß mich nicht so zu Grabe geh'n!
Ich sei ein Baum, durch den ein Blitzstrahl zündend wett're,
Ein Baum, den der Orkan entwurzle und zerschmett're,
Ein Felsen, den vom Berg der Donner löse
Mit Erd' und Himmel schütterndem Getöse . . .
Wenn all' die Sklavenvölker zieh'n,
Des Joches müd', zur Wahlstatt hin,
Das Antlitz geröthet, mit rothem Panier,
Auf welchem die heilige Losung als Zier:
„Für die Weltfreiheit!“
Und diese man weit
Hinausposaunt von Ost nach Westen dann,
Sich ihnen stellt zum Kampf der Tyrann:
Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld,
Ja, dorten mein Blut mir, das junge, entfließe,
Und wenn ich dann jauchzend mein Ende begrüße,
So werd' es verschlungen von Schwertergeklirr,
Drommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und da, wo ich lieg',

Man über mich flieg'
Auf schnaubenden Rossen zum glänzenden Siege,
Mich lassend zertreten im Feld, wo ich liege — —
Und mein verstreut Gebein man sammeln mag
Erst dann, wenn der Bestattung großer Tag
Erscheint, und unter feierlichen Klängen
— Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
Zu Grab' man trägt die Helden all', die sich geweiht
Dem Tod für dich, du heilige Weltfreiheit!

Die Rhapsodie wird hier durch die Kühnheit der Gedanken und Bilder und durch den Schwung des Ausdrucks zur Ode gestempelt.

Wohl verstand es Petöfi, die Menschenseele zu erschüttern und sein Inneres mit dämonischer Macht zu entfalten, doch im Großen und Ganzen war er kein philosophischer Dichter.

In manchen Dichtungen, in welchen er in die Tiefe der Dinge zu dringen sucht, sieht man seine Kraft erlahmen. Seine Einbildungskraft hält nicht immer mit seiner Urtheilskraft, seine feurige Zügellosigkeit nicht mit der Sicherheit seines Kunstsinnes gleichen Schritt. Sich zu einer höheren Weltanschauung emporzuschwingen, fehlte ihm die eigentliche Tiefe.

Jemehr er sich in die pessimistische Stimmung hineinlebte, desto mehr verlor seine Dichtung den einfachen Reiz und den classischen Halt, sie wurde gekünstelt, effecthaschend, die schöne einfache Ausdrucksweise wurde häufig von Victor Hugo'schem Bombast abgelöst. Gluth und Frost, echte Größe und Wortschwall stehen oft dicht neben einander. Die erratischen Gedankenblöcke aus den Höhen der Speculation nehmen sich seltsam aus in den lachenden Gefilden seiner Poesieen.

Wenn jedoch Petöfi in den angeführten Gedichten bewiesen hat, daß er auch eines mächtigen Gedankenfluges fähig sei, so ist dies der Ausfluß der freien Naturkraft, die vom göttlichen Geiste beseelt ist. Instinktiv einem inneren Drange folgend, spricht der Dichter aus, was tief im Herzensgrunde und im Gedankenschachte lebt und webt. Oft äußert sich diese Naturkraft stürmisch. Aber das drangvolle Ungestüm findet sein Maß in sich.

Diese weltschmerzliche Stimmung konnte Gott sei Dank nicht auf die Dauer in Petöfi Oberhand gewinnen. Der Hang zur hirnzerfressenden Skepsis war dieser frischen und gesunden Natur nicht ureigen. Der Faustische Drang blieb nicht ungelöst, die zwei Seelen in seiner Brust versöhnten sich allgemach.

So wie Goethe sich über das Wertherfieber lustig gemacht, das sein Roman hervorgerufen hatte, so verspottete Petöfi den Weltschmerz, der so wenig zum ungarischen Charakter paßt und der trotzdem von den meisten jungen Dichtern gehegt und gepflegt wurde.

O Gott im Himmel, Teufel in der Höll'!
Wohin wird's bringen wohl die Erde noch?
Es lauert Weltschmerz hinter jedem Strauch,
Es nistet Menschenhaß in jedem Loch!
— — — — — — — — —

Habt Ihr denn je geliebt, daß Ihr so sehr
Jetzt grimmig hassen müßt — ihr Jungens, hört! —
Und je gebetet für der Menschheit Heil,
Daß Fluch an Fluch Ihr auf sie niederschwört?
— — — — — — — — — — —

Auch ich, ich war voll Haß — und war's mit Recht,
Doch seit dies dumme Byron-Conterfei,
Den bastardgleichen Troß ich grinsen sah,
Ist's mit dem Haß der Welt bei mir vorbei!

Seit diese Sudler stets den Erdenball
So schwarz bepinseln — nun, ich muß gesteh'n —
Gefällt mir besser, besser diese Welt,
Ich kann sie nur voll lichter Punkte seh'n.

Fürwahr, die Welt ist schön, ist wunderschön,
Erwacht in neuem Lenz ja immerfort,
Und schöne Kinder hat ein jedes Dorf
Weint hier ein Mensch, so lacht ein anderer dort!

Und selbst der Schmerz, wie lustig spielt er doch
Durch Kopf und Herz, — er wechselt immerdar:
Schwarz färbt das unschuldweiße Herz er hier,
Dort weiß wie Schnee das schwarze Lockenhaar!

(Hugo von Meltzl.)

Einen ähnlichen Ausfall gegen die welt- und menschenfeindliche Stimmung finden wir an anderer Stelle.

— — Die größte aller Sünden ist
Verzweifelter Pessimismus,
Er ist, wie man ihn immer dreht,
Der wahre Atheismus.

Verzweiflung ist der Hölle Lied,
Das an den Himmel sie richtet;
Es sei kein Gott da oben, der
Der Menschen Schicksal lichtet!

Wahrhaftig, wer in solcher Art
Bezweifelt Gottes Gnade,
Verdient, daß ihn der gute Gott
Mit seinem Zorn belade.

Denn einen Vater hat die Welt,
Und freut sich seiner Pflege;
Das weiß jedweder fromme Mensch,
Der da suchet Gottes Wege.
(Aus „Istók der Narr", übersetzt von Adolf Dux.)

Daß Petöfi so rasch den Sieg über sich selbst gewann, hat er zumeist seinem warmen Naturempfinden zu danken. An dem Busen der Natur findet er Trost in seinem Leid. Die Natur ist ihm der erhabene Tempel, den er aufsucht, um das wunde Herz mit saftigem Gras und weichen Rosenblättern zu bedecken. Und er gesundet nach und nach. Freilich durchzuckt ihn noch manchmal ein Fieberschauer, doch der wilde Schmerz lindert sich zu stiller Wehmuth und die Dissonanzen lösen sich in eine ergreifende Harmonie auf. Die Gewitterstürme haben ausgetobt, milde Herbststimmung ist über die Gegend gebreitet.

An das Bild des Herbstes knüpft er den Gedanken über die Vergänglichkeit des Irdischen. Der Reif ist gefallen, welke Blätter bedecken den Boden. Bald legt sich auf die ersterbende Natur die hüllende Schneedecke. Auch im Menschen erstirbt das Gefühl des Schmerzes. Das wissende Sein löst sich in das ruhige, lärmlose Nirwana auf. Die Winterstarre in der Natur ist die Gewähr des neuen, sprießenden Lebens. Und diese befreiende Ruhe zieht in das

Gemüth des Dichters ein. Petőfi hat alles gesungen, was er gelitten, um wie viel unglücklicher sind Jene, welche wirkliches Leid, das auf ihnen lastet nicht einmal ergreifend auszudrücken vermögen. So wie Goethe hat sich auch Petőfi befreit von allen Bitternissen, indem er sie aus seiner Seele in's Lied hinübersang.

Auch eine pecuniäre Frage, die Petőfi sehr bekümmerte, fand um diese Zeit eine glückliche Lösung. Die guten alten Eltern sollten von einem gewissenlosen Wucherer wegen einer Schuld von einigen Hundert Gulden aus ihrem Pacht vertrieben werden. Petőfi hatte seine Eltern stets unterstützt, freilich mit einer so großen Summe konnte er ihnen nicht beispringen. Um das Loos der Aermsten zu erleichtern, machte er Schritte, sich das Geld von einem guten Freund zu verschaffen. Als er von dieser erfolglosen Bemühung zurückkam, mag sich der ganze Schmerz über das traurige Geschick seiner Eltern auf seinem Gesichte gespiegelt haben, denn ein Bekannter, der Verlagsbuchhändler Gustav Emich, hielt ihn auf der Straße mit den Worten an, was ihm denn fehle, daß er ein so finsteres Gesicht mache. Petőfi erzählte das Mißgeschick seiner Eltern. Emich nahm die Sache leicht, Petőfi möge sich nicht kränken, er, Emich, wolle alsogleich 500 fl. a Conto erlegen, wenn er ihm dafür den Verlag aller bisher erschienenen Gedichte zusagen würde. Petőfi war mit Freuden bereit, und die armen Eltern brauchten nicht zum Bettelstab zu greifen.

XXXI.

Petőfi und die Kritik.

Petőfi hat durch seine Rhapsodien den Nachweis erbracht, daß er nicht nur ein realistischer Kleinmaler, ein Bauerndichter ohne alle Schule, ein Pußten-, Tschárden- und Betyárensänger gewesen sei, wie dies von der damaligen Kritik fast ausnahmslos behauptet wurde. Petőfi hat bewiesen, daß er sich auch zu höherem Fluge aufzuschwingen vermochte. Und wenn der geläuterte Geschmack

gerade in den einfachen Gedichten die Größe und Bedeutung des Dichters erkennt und lieber nach den bescheidenen Veilchen seiner Volkslieder langt, als nach den üppigen, aber duftlosen Gedankenblüthen, so haben doch nur diese Dichtungen die irrigen und einseitigen Ansichten über Petöfi verstummen gemacht.

Als der erste Band von Petöfi's Gedichten erschien, bedauerte die „gebildete Kritik“ vornehm die Verirrung eines mittelmäßigen Talentes, dem nur die Bescheidenheit abging, um Etwas zu werden, sie ignorirte bald einen Menschen, der nicht mehr Adel in sich habe, als nur Lieder für das gemeine Volk zu dichten. Dies gemeine Volk aber griff zu wie ein Blinder, unbewußt angezogen vom aromatischen Dufte dieser Poesien und kurze Zeit nachdem sie gedichtet, wurden sie auf eigenen, schnell dazu erfundenen Melodien gesungen. Schließlich glaubte das Volk, es habe diese Lieder selbst ersonnen, so ursprünglich waren sie, so aus dem Leben des Volkes entnommen. Als die Kritik sah, daß man auf die Dauer eine so eigenartige und augenfällige Erscheinung nicht todtschweigen könne, suchte sie durch abfällige Urtheile den stets wachsenden Einfluß Petöfi's zu untergraben. Sie ermangelte nicht zu wiederholen, daß das Gold seiner Dichtkunst mit Schlacken gemengt sei; man warf ihm Rohheit vor, Trivialität und Nachlässigkeit. Er sei nicht immer Herr der Form, er lasse sich Uebertreibungen zu Schulden kommen, die nicht mehr Originalität, sondern Verwilderung und Zügellosigkeit bedeuten.

Es wird wohl interessant sein, zu untersuchen, was wohl die Ursache war, daß man in Ungarn, wo man das unscheinbarste Talent freundlich anerkennt, gerade den Feuergeist mißverstanden hat, warum gerade er in den höheren literarischen Kreisen verleugnet wurde.

Seit Beginn des Jahrhunderts war das edelste Streben der Nation, sich der westeuropäischen Cultur zu nähern. Darum war man nach Kräften bemüht, die ungarische Literatur zu entwickeln, denn die Bildung einer Nation findet ja in ihrer Literatur den sprechendsten Ausdruck. Da sich jedoch in Ungarn die Literatur nicht aus Innen heraus entwickelte, so mußte sie ihre Vorbilder der ausländischen

Literatur entnehmen und so charakterisirt das erste Stadium des Wiederaufblühens der ungarischen Literatur, Uebersetzung und Nachahmung. Jedoch Uebersetzung und Nachahmung kann nur die gebildeten Kreise interessiren und diese kannten die Originale, denn die Erziehung in Ungarn war lateinisch, deutsch, zum Theil französisch, nur nicht ungarisch.

In Folge der damaligen Schulerziehung waren die classischen Metren in Fleisch und Blut der Studenten übergegangen. Berzsenyi hauchte seine patriotischen Klagen in der Alkäischen Strophe aus, ja, Fazékas schrieb sogar die volksthümliche Geschichte von Ludas Matyi in Hexametern. Auch Vörösmarty's geläuterter Geist benützte anfangs zumeist die metrischen Gesetze der alten Welt; Alexander Kisfaludy, der sich ausschließlich im Reimspiel gefiel, ohne viel die Maße zu berücksichtigen, errang nur vorübergehendes Interesse. Vörösmarty, Czuczor und Bajza acceptirten schließlich jene Formen, die sich in England und Deutschland als am entsprechendsten eingebürgert hatten. Die kleinen Talente schaarten sich um diese Säulen der Literatur, namentlich Vörösmarty war ihr Vorbild. Wie er sich räuspert und spuckt, das hatten sie ihm abgeguckt. Der erhabene Schwung dieses Großmeisters der ungarischen Literatur artete bei dem poetischen Nachtrab in declamatorischen Wortschwall aus. So wenig Charakter diese Menschen hatten, so charakterlos war auch ihre Poesie. Sie mühten sich ab, ihre saft und kraftlosen Gedanken in absonderliche Formen zu zwängen; ihre Dichtkunst war eine Kunstdichtung und besaß alle Fehler und die wenigen Vorzüge einer solchen.

Die künstlichen Formen konnten sich selbstverständlich keine Volksthümlichkeit erzwingen. Das Volk bekümmerte sich nicht um Kazinczy, Virág, Czuczor, doch es liebte Gvadányi und Csokonai.

Die Kritik wieder wandte sich vornehm von diesen Sängern ab, weil sie oft derb waren, wenn sie volksthümlich sein wollten. Die Kritik betonte hauptsächlich die Meisterschaft der Form und verfolgte nachsichtslos die niedrige Ausdrucksweise, die Nachlässigkeit im Reim und Rhythmus. Sie ging von dem Grundsatze aus, daß in der Literatur ein erhabener edler Ton herrschen müsse,

damit Ungarn nicht immer von den gestrengen deutschen Literarhistorikern des Barbarismus geziehen werde. Die kritische Aftergelehrsamkeit schoß häufig über's Ziel hinaus und verhimmelte die geistige Impotenz, die sich in geschraubtem Ideengang bewegte und in gefälliges Formenkleid hüllte.

Da trat Petöfi auf. Und sein Auftreten bedeutete eine gewaltige Revolution auf dem Gebiete der Nationalliteratur. Dieser kühne Dichterjüngling, dem die Schulgelehrsamkeit wenig galt, empfand es intuitiv, daß mit dem herrschenden Geschmack gebrochen werden müsse. Im Gegensatze zu den Männern, die behaupteten, daß die Literatur nur für die Vornehmen und Gelehrten sei, führte er das Volk in die Literatur und dadurch die Literatur in's Volk. Petöfi brach mit den herrschenden Regeln und Gesetzen und kümmerte sich nicht viel um Autorität und Ansehen. Er dünkte sich stark genug, Eigenes, Neues zu schaffen. Natur und Freiheit war sein Wahlspruch. Im Vollbewußtsein seiner Kraft duldete er nicht Zaum und Zügel.

Alles in Allem war Petöfi ein echt nationaler Dichter, der mit Fug und Recht singen konnte:

Nicht ein englisch Roß, mit schmalem Nacken,
Hohen Beinen ist mein Pegasus;
Auch kein deutsches Lastthier ist er, mit dem
Breiten Rücken und dem Bärenfuß

Nein, mein Pegasus ist ungrisch Füllen,
Echter ungarischer Raff' entstammt:
— — — — — — — — —

Nicht im Stalle wurde es gezogen,
Auch nicht in die Schule viel es ging,
Draußen ward's geboren, auf der Pußta
Klein Kumaniens ich ein es fing.
— — — — — — — —

Auf die Pußta trägt es mich am liebsten,
Denn die Pußta ist sein Heimathsland,
Wenn dahin ich lenke seinen Zügel,
Kann es kaum bewält'gen meine Hand.

(J. Goldschmidt.)

Petöfi sang im Ton und Metrum des ungarischen Volksliedes, hier und dort brach auch die Derbheit des Volkes durch. Um die Form scheerte er sich blutwenig, auch vermied er nicht die Nachlässigkeit.

Die Fruchtbarkeit seiner Lyrik, die immer neue und neue Stoffe in die Dichtung einführte, sein subjectives Empfinden, der Durst nach Anerkennung, der ihn beseelte, die Kühnheit, Schroffheit und Exaltirtheit seines Wesens stand, wie gesagt, in unvermitteltem Gegensatze zu der charakter- und gesinnungslosen Poesie der Zeit.

Binnen Kurzem begann der Kampf der beiden Richtungen, deren eine, die volksthümliche, in Petöfi einen siegreichen Führer gefunden. Seine Gegner, die bisher den literarischen Ruhm in Pacht genommen hatten, verdammten Jedermann, der ihre Ansichten zu bezweifeln wagte, und aus diesen Reihen entstanden jene Kritiker, die in Petöfi's Dichtungen hauptsächlich die Volksthümlichkeit bekämpften und sie rüppelhaft, bäuerisch, geschmacklos nannten.

Der geistreichste und gesinnungstüchtigste Kritiker jener Zeit war Josef Bajza.

Bajza, der selber in classischen Formen dichtete, fürchtete sich, daß wenn die Kritik Petöfi's Richtung unterstütze, Unkraut in das Feld der Literatur gepflanzt würde. Wir haben Bajza als Petöfi's warmen Gönner kennen gelernt, doch je weiter sich Petöfi in jene Dichtung hineinlebte, die dem akademisch gebildeten Mann als Ausartung gelten mußte, desto mehr zog er sich von Petöfi zurück. Bajza hatte die Ueberzeugung, daß es für Petöfi ein Leichtes wäre, seinen Dichtungen eine regelrechte Form zu geben und daß er nur aus knabenhaftem Uebermuth das Gegentheil that. Es ist leicht begreiflich, daß ein solch' kühner Neurer auf Widerstand stoßen mußte; ist doch das Alte stets der Feind des Neuen.

Die vornehm abweisende Stellung des einflußreichsten Kritikers berührte Petöfi wenig. Er hatte sich ja nie viel um Autoritäten bekümmert. Petöfi war nur über jene Kritik empört, die unlauteren Motiven entsprang, die nicht literarischen Grundsätzen, sondern gewissen persönlichen Beziehungen entsprang.

Eine traurige Erfahrung machte Petöfi mit einem seiner ältesten Freunde und Studiengenossen.

Die großen Erfolge Petöfi's hatten in Ludwig Szeberényi andere Gefühle geweckt, als die der aufrichtigen, neidlosen Freude über den, von der Nation mit Jubel begrüßten Aufschwung seines Jugendfreundes. Er fühlte sich also plötzlich berufen, in Verbindung mit Josef Dömjén, der gleichfalls Petöfi's Schemnitzer Schulgenosse gewesen, im Preßburger „Hirnök" (Bote) als Kritiker von Petöfi's Poesien aufzutreten: „Der Grund, warum die ungarische Poesie" — das ist das Resumé jenes „Etöfi Andor" unterzeichneten Artikels — „bisher nicht recht in das Blut des Volkes übergehen konnte, war der Mangel an nationalem Colorit und volksthümlichem Arom. Petöfi's Poesie theilte diesen Mangel nicht, daher ihre Popularität, aber sie verfällt in das entgegengesetzte Extrem, sie wird bäuerisch und sie sündigt gegen den guten Geschmack." Außerdem wird dem Dichter Nachahmung, besonders Heine's vorgeworfen und ihm unter den neueren Dichtern ein Platz hinter Tompa angewiesen. Als strafbaren Hochmuth erklären die strengen Kritiker, daß sich Petöfi einmal halb und halb mit Petrarka verwandt erklärt und daß er gegen die ohne seine Einwilligung geschehene Veröffentlichung von Gedichten aus der Zeit seines Aufenthaltes in Pápa protestirt habe. Wenn er die Schulen, schreiben sie boshaft, nicht vor der Zeit verlassen hätte, so würde er auch jetzt nichts anderes als Schulexercitien schreiben. Schließlich empfahlen sie ihm Bescheidenheit.

Petöfi hatte bald die richtigen Namen der anonymen Kritiker herausgebracht und antwortete im „Pesti Divatlap" mit souveräner Verachtung.

„Diese beiden eifernden Landsleute, schrieb er u. A., waren einst meine Schulkameraden, die schon damals Verse schmiedeten, als ich noch nicht wußte was Poesie sei, ein Schnürriemen oder eine Märtyrerkrone? Und seitdem fabrizirten sie fortwährend Verse und überschwemmten die Redacteure der Reihe nach, und diese Redacteure sind so impertinente Unmenschen, daß sie dieselben dem Publicum bisher noch nicht vorlegten. Und das ist dann ärgerlich

und es bringt Einen in Wuth, wie es meine hochgeehrten Schulkameraden in Wuth brachte, und es ist kein Wunder, daß sie in ihrer Wuth gerade auf mich losfuhren, auf mich, auf den sie vordem nur so herabblickten, wie der Ochse auf die zu seinen Füßen laufende kleine Lerche herabschaut."

Da die beiden anonymen Kritiker ihren Aufsatz, wie zum Hohn, mit Petöfi's Namen, den sie nur der Anfangsbuchstaben beraubten, — (P)Etöfi (S)Andor — unterzeichnet hatten, so rächte sich Petöfi, indem er seine Polemik mit einem Wortspiel auf die Namen Szeberényi und Dömjén schloß: „Meines Vaterlandes herzensreine, von schönster Tugend erfüllte (legszebb erényü) Jünglinge, empfanget den Weihrauch (tömjén) meiner Huldigung."

Damit hatte Petöfi mit Szeberényi für immer gebrochen.

Ein gefundenes Fressen für die scheelsüchtige Kritik war Petöfi's komisches Epos „Der Hammer des Dorfes".

Der Dichter wollte in diesem allerdings unbedeutenden Werke die Schwerfälligkeit der epischen Dichtung verspotten, es sollte eine Parodie sein auf den schwulstigen Stil mancher Dichter und Romanschriftsteller mit ihren himmelstürmenden Tyraden. Doch die Kritiker verkannten die Absicht des Dichters, sie suchten Feinheit und tiefere Komik und konnten oder wollten die Anspielungen nicht begreifen, die oft auf sie selbst gemünzt waren.

Gleichfalls im Preßburger „Hirnök" erschien eine Kritik von Eugen Poór (1844). Dieser nahm das Werk ernst und beurtheilte die formlose Parodie nach den strengen Gesetzen des Epos. Man kann sich leicht denken, welch' komische Folgerungen aus einer solch' confusen Auffassung entstehen mußten. Poór bezeichnete die gelungensten Stellen als plump und roh, das Ganze sei eine Erniedrigung der Poesie, „eine Groschencomödie".

Die Dichter, deren steifer schulmäßiger Stil und Phrasenschwulst in dieser Dichtung lächerlich gemacht wurde, bliesen mit dem Kritiker des „Hirnök" in dasselbe Horn.

Ludwig Nádaskay sprach im December 1844 im „Honderü" (Morgendämmerung des Vaterlandes) in einer geradezu vernichtenden Kritik Petöfi jedes dichterische Vermögen ab, er gab ihm den Rath,

die classischen Werke zu studiren und bei seiner Production nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität in's Auge zu fassen.

Franz Császár, der verknöcherte Getreue des französischen Pseudo-Classicismus, bekämpfte in Petőfi den Bahnbrecher einer neuen volksthümlichen Richtung. Im „Irodalmi Őr" (Literarische Wacht), dem kritischen Beiblatte der „Életképek", unterzog er alle bis 1845 erschienenen Gedichte Petőfi's einer strengen Beurtheilung. Talent konnte er allerdings dem jungen Dichter nicht absprechen, aber ohne Verständniß für den Nationalgenius seines eigenen Volkes, mit welchem Petőfi so wunderbar innig sympathisirte, klagte er ihm betyárenhafter Unbändigkeit an.

Császár war selber Dichter, Redacteur, Rechtslehrer, oberster Richter, Excellenz, kurz alles mögliche. Er übersetzte Dante, Silvio Pellico und Alfieri; als Dichter war er außerordentlich fruchtbar, er bürgerte das Sonett, Triolet, Madrigal und Ritornell in die ungarische Literatur ein; 1838 gab er in splendider Ausstattung seine Gedichte heraus, sehr flüssige Reimereien banalster Art, zu anständig um verlacht, zu trivial um berücksichtigt werden zu können. — Was konnte man von Császár erwarten, wenn er Petőfi kritisirte? Sein ganzes Wesen stand im schroffen Gegensatz zum jungen Dichter. Der krankhaft empfindelnde Salondichter, der sich im Spiel mit den Formen gefiel, konnte nicht unbefangen gegenüber diesem ungekünstelten rauhen Sohn der Natur sein. Császár war ein durchaus ehrenhafter, sogar liebenswürdiger Mann, aber eingebildet und aufgeblasen. Er besaß weltmännische Manieren, war aber innerlich hohl und leer. Petőfi rächte sich an Császár mit dem Wortspiel: „Ha a császár nem is, de a nép szereti verseim" („Wenn auch der Kaiser meine Verse nicht liebt, so doch das Volk"). Und noch eine etwas drastische Art der Rache ersann Petőfi. Er kaufte sich um sein sauer erworbenes Geld die Prachtausgabe von Császár's Dichtungen. Das Buch hatte seinen bestimmten Platz an einem bestimmten Ort zu einem bestimmten Zweck.

Der Kampf der beiden Richtungen wurde immer erbitterter und persönlicher. Das Streitorgan der volksthümlichen Richtung war

Emerich Vahot's „Pesti Divatlap", das Lieblingsblatt des Mittelstandes. Das Modenblatt „Honderü" vertrat die Interessen der gegnerischen Richtung. Der Redacteur dieses Blattes, Lázár Horváth Edler von Petricsevits, strebte darnach, die ungarische Literatur in die Salons der Aristokratie einzuführen. Er huldigte aristokratischen Anschauungen und wandte sich der fremden Schule zu. Sein Blatt wurde das Organ der farblos wässrigen Salonpoesie. Selbstverständlich mußte ein so charakterloses Blatt gegen einen so scharf ausgeprägten Charakter wie Petöfi Front machen. Aesthetischen Werth hatte der Kampf der beiden Richtungen keineswegs. „Honderü" zog mehr aus kleinlicher Rache und persönlichen Gründen gegen Petöfi zu Felde, als aus wahrer Ueberzeugung, doch auch die Vertheidigungen besitzen keinen Werth, da sie ja zumeist als Reclame in jenen Zeitungen erschienen, für welche Petöfi zu schreiben pflegte.

Die strengen, aus Neid und Mißgunst erwachsenen Vorwürfe berührten Petöfi peinlich. Seine streitbare Natur konnte ja selbst gerechten Tadel nicht vertragen. Petöfi's Haß gegen die Kritiker ist eine natürliche Folge ihrer persönlichen Ausfälle gegen ihn. Er ließ jedoch solche Beleidigungen nicht auf sich ruhen, sondern trat ihnen in Poesie und Prosa entgegen. Manchmal verfiel er bei diesen Polemiken unwillkürlich in einen Ton, der die Beschuldigung der Rohheit als gerecht erscheinen läßt. Er dachte sich „Auf einen großen Klotz gehört ein grober Keil." In richtiger Erkenntniß hatte er bei der Sammelausgabe seiner Gedichte diejenigen unterdrückt, die persönliche Ausfälle enthielten.

Im Gedichte „Die Naturblume" schildert er seine gesunde kräftige Poesie im Gegensatze zu der verlogenen, falschen und zimperlichen Poesie der Zeit.

Warum keift Ihr, warum greift Ihr
Mich, Ihr eklen Köter, an?
Knochen werf' ich in den Schlund Euch,
Daß Ihr alle erstickt daran ....
Putzt und stutzt nach Lust und Laune
Eure Treibhauspflanzen nur ....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Mir hat nicht des Lehrers Ruthe
Eingebläut die Poesie,
An pedantisch starre Regeln
Band sich meine Seele nie ....
Binde sklavisch sich an Regeln,
Wer da scheut die freie Spur ....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Nimmer blüh' ich Nasenrümpfern,
Die aus affectirter Scheu
Nichts genießen, nichts vertragen
Was nicht schmeckt nach Wasserbrei ....
Kennern blüh' ich, echten Kennern,
Deren Lob ich oft erfuhr....
Ich bin eine ungehegte
Wilde Blume der Natur.

Laßt daher nur unbehelligt
Meine Weise, meinen Stand —
Unfruchtbar ist Eure Mühe:
Erbsen werft Ihr an die Wand ....
Juckt's Euch, mit mir anzubinden?
Nun dann packt mich, packt mich nur!
Ich bin eine dornbewehrte
Wilde Blume der Natur. (Max Farkas.)

Von der Art, wie die Polemik auf das Gebiet der Persönlichkeiten hinübergeführt wurde, erzählt Jokai:

„Lázár von Horváth schrieb, daß sein „Honderü" sogar den Beifall des großen Grafen Szechenyi gefunden habe, der auf den Titel des Blattes das englische Calembourg „Hunterri" (Jagdroß) gemacht hatte. Ach, gewiß „Honte des rues" (Straßenschande), erwiderte Petöfi im „Divatlap", worauf der kleine bucklige Baron Horváth ganz aus seiner Cavalier-Contenance gerieth, und da das ungarische Wörterbuch nicht genug der groben Bezeichnungen bot, so schrieb er es deutsch nieder, daß sämmtliche Mitarbeiter jenes Wochenblattes, dem Petöfi angehörte, ein „Lumpengesindel von Gemeinheiten" sei. Daraus ward dann ein Duell, man schoß sich — und blieb gesund. Die Sache war abgethan, scherzweise nannten sich die mit Petöfi besudelten Mitarbeiter noch lange „das Lumpengesindel von Gemeinheiten".

Als hätte Petőfi noch nicht genug an den freiwillig sich einstellenden Feinden, witzelte er die Soidisant-Berühmtheiten erbarmungslos nieder. Zudem war er Vahot's Blitzableiter, der die Wahl der eingesendeten Arbeiten seinem Gehülfen aufhalste. Petőfi machte nicht viel Umstände und ließ gar manche Dichtung in den Papierkorb wandern. In Folge dessen hatte er die gekränkten Dichter auf seinen Fersen. Diese „verkannten Genies" wurden beim „Honderü" mit offenen Armen aufgenommen. Vom „Divatlap" zurückgewiesen zu sein, galt ja dort als Empfehlung.

Zu den beiden Kämpen des „Honderü", Nádaskay und Petricsevits, gesellte sich, um ein würdiges Kleeblatt zu bilden, bald ein Dritter hinzu. Gustav Zerffi erschien auf dem Plan und spie das Gift seiner Galle in demselben Blatte aus, das sich zur Aufgabe gemacht hatte, Petőfi unmöglich zu machen. Zerffi, ein Wiener Journalist, war der ungarischen Sprache so weit mächtig, um den Schauplatz seiner fragwürdigen Thätigkeit nach Ungarn zu verlegen. Zerffi führte unbestritten eine gewandte Feder. Mit der deutschen Literatur wohl vertraut, hatte er sich das Ziel gesteckt, gegen alles Disciplinlose und Originelle zu Felde zu ziehen. Bezeichnend für seinen Mangel an Consequenz war, daß er in der deutschen Literatur die Originalgenies liebte und mit Jung-Deutschland kokettirte, während er einen Vernichtungskampf gegen die junge ungarische Schule führte. Er schrieb ästhetische Briefe über Petőfi im „Honderü" unter dem Titel „Ein ungarischer Lyriker an Dr. Heinrich Laube in Leipzig".

Im ersten Briefe spricht er über die allgemeinen Verhältnisse der ungarischen Literatur; klagend, daß die ungarische Literatur einen dunklen Tunnel gleiche, dem jede kritische Leuchte fehle. Und in diesem dunklen Tunnel herumstreifend, macht er in den weiteren Briefen Laube auf einen jungen Lyriker aufmerksam. Er verurtheilt alle bis 1846 erschienenen Werke Petőfi's, er hält dem Dichter vor Augen, daß er nur in der Sittenlosigkeit, im Schmutze des Bauernvolkes, in der Entartung, im Auswuchse aller Art seine Lust und Freude fände und seine Gestalten aus dem Auswurfe der Menschheit wähle, seine Sprache sei eine Häufung von gesuchten Roh-

heiten, so daß nur Ekel im Leser wachgerufen werde. Petöfi versucht den niedrigen Inhalt durch die niedrigste Darstellungsweise komisch zu gestalten und wird geschmacklos, der Scherz artet bei ihm in Gemeinheit aus, die Lust in bacchantische Raserei und die Ironie verwandelt sich in ein fratzenhaftes Zerrbild. —

Die meisten Kritiker ließen bei „János vitéz“ von ihrem harten Urtheil nach, nicht so Császár und Zerffi. Der Erste vielleicht darum, um nicht der Unbeständigkeit geziehen zu werden und aus wirklicher Antipathie gegen das Volksthümliche, der Letztere aus persönlichen Gründen. Ein kluger Kopf, erkannte Zerffi wohl die Größe Petöfi's und da ihm solche glänzende Gaben nicht verliehen waren, so suchte er mit neidvoller Wildheit den anwachsenden Ruhm und die Popularität Petöfi's zu untergraben. Trost fand der junge Dichter, der wie das edle Hochwild auf allen Seiten von einer kläffenden Meute umstellt war, nur im Bewußtsein seines Vollwerthes und im Urtheile Vörösmarty's, der erklärt hatte, daß der „Held János“ jeder Literatur zur Zierde gereichen würde.

Császár und Zerffi gingen in ihrer Gehässigkeit so weit, den Ernst in Vörösmarty's Kritik anzuzweifeln.

Nun nahm der gelehrte Literarhistoriker Franz Toldy Petöfi unter sein kritisches Sezirmesser. Er hatte schon früher den „Hammer des Dorfes“ in zwei anonymen Kritiken in Schutz genommen und das Werk ziemlich richtig beurtheilt. Wenn man eine solche Dichtung von höheren Gesichtspunkten betrachte, müsse man sie wohl unbedingt verurtheilen, doch dürfe man die handgreifliche Parodie nicht mißverstehen. Aber Toldy's anonyme Stimme verhallte spurlos, und nach wie vor galt der „Hammer des Dorfes“ als das Product eines ungewaschenen Bauerngenies. Auch „János vitéz“ wurde von Toldy günstig beurtheilt. Ein Feenmärchen sei zwar nicht für ernste Gelehrte, doch wer sich hinlänglich frische Empfänglichkeit bewahrt habe, um sich an einer kindlichen Auffassung von Natur und Menschen zu genügen, der lese diese Dichtung und er wird befriedigt sein. Neben der Reinheit der Composition führt Toldy noch den moralischen Gehalt, den Adel des Helden in seinen Handlungen an und die poetische

Gerechtigkeit in der Eintheilung der Fabel. In keinem ungarischen Gedichte spiegle sich der Charakter des Volkes so klar und rein ab, wie in „Held János“. Ein besonderer Vorzug sei auch die flüssige Sprache und die leichte Erzählungsweise, wenngleich eine strengere Handhabung des Reimes zu fordern wäre.

Dies Urtheil beweist wohl, daß Toldy ein Gefühl für das Volksthümliche besaß. Er war der Erste, der im „Hammer des Dorfes“ Ziel und Absicht des Dichters erkannte. Im Gegensatze zu dieser Würdigung der beiden poetischen Erzählungen stehen jedoch Toldy's Kritiken von Petöfi's lyrischen Dichtungen. Er vergleicht Petöfi mit Kerényi und stellt diesen über jenen. Das Gefühl für die wahren Interessen der Menschheit haben Kerényi zum Dichter getrieben, der auf seiner Leier nur die edlen Regungen verherrlicht, während Petöfi nur für Schwelgerei Sinn habe. Toldy sah daher in Petöfi keine solch' edle Individualität wie in Kerényi, wenn er gleich zugeben mußte, daß Petöfi's poetische Kraft größer sei. Auch konnte sich Toldy von seinem akademischen Standpunkte aus nicht mit jener Richtung befreunden, deren berufenster Vertreter in Deutschland Heine war.

Hätte Petöfi sich nach jener unbefangenen Würdigung Toldy dankbar genähert, so wäre vielleicht auch die Kritik der lyrischen Gedichte eingehender und einsichtsvoller ausgefallen, doch Petöfi hatte nicht das Zeug dazu, um Gunst zu buhlen, er kümmerte sich nicht viel um den ihm in mancher Beziehung unsympathischen Toldy, dies nahm der Literaturgewaltige so übel, daß er in seinen Lehrbüchern der ungarischen Literatur das alte Lied von Petöfi's Bauernhaftigkeit und Rüpelhaftigkeit anstimmte. Erst in den späteren Auflagen wurde das grelle Colorit dieser Charakteristik mit der Lazurfarbe der Anerkennung übermalt.

Auch Vahot's Schwager, Johann Erdélyi, gesellte sich zur Schaar der Petöfi Pamphletisten. Er, der die Lieder und Sagen des Volkes gesammelt hatte, war trotzdem gegen Petöfi so voreingenommen, daß er die Bedeutung dieses Dichters als Schöpfer der einfachen und sanglichen Formen, die als echte und rechte Lieder des Volkes in den Besitz desselben übergegangen waren, völlig ver=

kannte. In blöder Kurzsichtigkeit oder in böswilliger Absicht lobte er auf Petöfi's Kosten den damals vom „Honderü" poussirten Dichter Hiador (Paul Jámbor). Hiador war wohl nicht untalentirt, doch ein weichlicher, sentimentaler Gefühlsschwelger, dessen saft- und kraftloses, krankhaftes Wesen zu der derben gesunden Art Petöfi's in krassem Gegensatze stand. Eben diesem Contraste hatte Hiador seine ephemeren Erfolge zu danken. Erdélyi behauptete, daß Hiador so weit über Petöfi stehe, als ein europäisch gebildeter Dichter sich über einen Dichter erhebt, der außer dem engen Gesichtskreis seiner Heimath nichts kennen gelernt und nichts gesehen habe. Diamanten seien beide; Doch während dem Einen noch die Schlacken der Muttererde ankleben, sei der Andere in Kunsthände gerathen, die alles Unechte entfernt und dem Stein durch den gehörigen Schliff erst den wahren Werth verliehen hatten.

Mit Bezug auf diesen Vergleich sagt Petöfi in den Reisebriefen:

„Wenn schon Hiadore Perlen schreiben, dann taufe ich meine Verse Kiesel oder Kirschkerne, nur nicht Perlen. Und sie vergleichen gar Hiador mit mir . . . bei Gott, ich würde zürnen, doch mich verdrießt's. Ich gestehe es, ich habe gegen den einen oder anderen literarischen Taugenichts arg gefehlt, doch so arg dennoch nicht, daß sie das Recht haben mich so zu schänden und an den Pranger zu stellen."

Als Petöfi 1847 die Gesammtausgabe seiner Gedichte veranstaltete, erschien darüber in „Szépirodalmi Szemle", dem kritischen Organ der ungarischen Akademie, eine gründliche, aber überstrenge und in manchen Beziehungen ungerechte Kritik. Der Kritiker tadelt das Bäuerische, Rohe in den Ausdrücken, die Neigung des Dichters zum Weltschmerze, seine unreifen philosophischen Experimente, er straft die krankhafte Eitelkeit und die Intoleranz, die sich in manchen Gedichten ausprägt. Doch hob er in richtiger Erkenntniß die eigentliche Bedeutung Petöfi's, die im Volkston gehaltenen Gedichte und die poetischen Genrebilder gebührend hervor. Man könnte gegen die Kritik keine Einwendung machen, doch wenn man jenen Jahrgang durchblättert, ersieht man, daß dieses Blatt die

Mittelmäßigkeiten wohlwollend und anerkennend beurtheilte, jedoch einer solch' genialen und augenfälligen Erscheinung gegenüber, wie Petöfi allzustreng verfuhr.

Geistreich und treffend ist in dieser Kritik, die Franz Pulszky zum Verfasser hatte, die allgemeine Charakteristik.

Pulszky schrieb: „Petöfi's Muse ist die Königstochter der ungarischen Volkssage, die, trotzdem ihre Haare dem Golde, ihre Thränen den Perlen und ihr Lächeln den Rosenknospen gleichen, dennoch barfuß zum Flusse hinabeilt, um das Kleid des Liebsten zu waschen, die Sonntags zum Kirchgang rothe Tschismen (Stiefel) anzieht und am Wochentag vom frühen Morgen bis spät Abends immerfort singt; singt in guter und schlechter Laune, bei der Arbeit und beim Mahle, singt, wenn sie liebt, und singt, wenn sie zürnt, denn Petöfi's Muse ist zornvoll und spöttisch, ja wohl, sie ist wie ein kleines Mädchen, das sich ihrer Schönheit wohl bewußt ist und weiß, daß sie durch ihren Gesang das ganze Land erfreut. Und wie sollte sie nicht zürnen, wenn sich Jemand vor sie hinstellt und sie aufmerksam macht, daß manches ihrer Lieder recht schwach sei, daß aus manchem ein falscher oder derber Ton herausklinge. Doch der tadelnde Beobachter ist kein Feind der schönen Maid, sondern ihr Freund, der sie noch wohlklingender singen hören, noch geschmackvoller bekleidet sehen möchte. Als solch' freundschaftlichen Hinweis und nicht als irgend ein feindseliges Keifen, nehme Petöfi unsere Kritik."

Als Beispiel einer solch' gesinnungslosen Kritik, die wirklich nur ein feindseliges Keifen war, erschien 1847 eine Broschüre unter dem Titel „Futár" (Courier). Der Verfasser dieser Broschüre war der nachmalige bedeutende ungarische Akademiker August Gregus, der durch seine höchst verdienstvollen Werke der eigentliche Begründer der modernen kritisch-ästhetischen Forschung in Ungarn geworden. Gregus versuchte in jener Schmähschrift, die wir als Jugendverirrung bezeichnen müssen, außer Petöfi's Gedichte noch Vörösmarty's „Szozat" (Aufruf) herabzuzerren. Die Broschüre ist heute wenig bekannt.

Der junge Gregus war 1845, in der Zeit der gegenseitigen

Verhimmelung, ein Bewunderer Petőfi's und schrieb an ihn eine Ode, die im „Divatlap“ abgedruckt wurde und die voll Schmeicheleien und Anerkennungsfloskeln war. Doch bald bereute Gregus diese Begeisterung und als Frucht dieser Reue erschien die Broschüre. Mit Spott und Ironie sucht er Petőfi bloszustellen und wenn sich auch hie und da der später so gewiegte Aesthetiker verräth, so ist die Kritik im Großen und Ganzen inconsequent und oberflächlich. Er greift leichtfertig einen Bogen aus der Gesammtausgabe von Petőfi's Werken heraus, bespricht jedes einzelne Gedicht, das gerade auf diesem Bogen abgedruckt ist, umständlich und ausführlich, doch nicht nach dem Gehalte des Gedichtes, sondern vom Standpunkt jener frivolen Kritik, die auf Kosten des Dichters mit wohlfeilen Witzen Fangball spielt. Einzelne Verse, einzelne Zeilen, einzelne Wörter werden aus dem Zusammenhang gerissen, darüber hämische und geistlose Witze gemacht, nach Art jener Redacteure moderner belletristischer Blätter, die zum Gaudium der Leser ihren Witz an poetischen Machwerken verschwenden, ja die vielleicht manchmal selber blöde Verse fabriciren, um an der Kritik derselben ihren Geist leuchten zu lassen. Gerade so muthet uns diese Kritik an. Gregus wird fortwährend persönlich, bei jeder Gelegenheit apostrophirt er den Dichter, bestreitet dessen Geschmack und Wohlanständigkeit, ja spricht ihm jedes Können ab. Da nach seiner Behauptung Petőfi nicht das Zeug zum Dichter habe, möge er das Dichten bleiben lassen.

Im selben Jahre (1847) nahm sich Baron Eötvös im „Pesti hirlap“ des von allen Seiten angegriffenen Dichters an. Eötvös' Kritik geht nicht in's Detail, doch sie beurtheilt Petőfi von jenem Standpunkt aus, von welchem man ihn einzig und allein beurtheilen soll. Eötvös bewunderte an Petőfi den originellen Geist, den Reichthum seines dichterischen Vermögens und hauptsächlich den specifisch ungarischen Stil, den seit Csokonai kein ungarischer Dichter in solchem Maße besessen. „Petőfi ist Ungar,“ schrieb Eötvös, das kleinste Gedicht trägt den Stempel seiner Nationalität. Ungarisch im Entwurf und in der Ausführung und in den Gedanken. Seine Vorzüge und seine Fehler sind der Ausfluß seiner

Nationalität. Seine Volksthümlichkeit kann einen nicht wundern, wenn man in's Auge faßt, daß seine Lieder den höchsten Schwung nehmen, und doch der einfachste Leser dem kühnen Fluge folgen kann, daß Petöfi mit dem übermüthigsten Scherz, von welchem die Kritik von Niedrigkeit spricht, Niemanden verletzt und daß selbst Dichtungen von geringem Werth den angenehmsten Eindruck hinterlassen."

Eötvös sucht die Erklärung für die vielen hämischen und herben Kritiken in der Scheelsucht der Zeitgenossen. Er hat gewiß Recht, wenn er behauptet, daß die Kritiker der 40er Jahre Petöfi darum so streng beurtheilten, weil sie alle Werke von einem falschen Gesichtspunkte betrachteten. Die Dichtkunst war nicht national, wie hätte die Kritik national sein können. Gebildet nach fremden Schulen, kritisirten die Aesthetiker nach den Formeln des Westens. Eötvös schließt mit den Worten: „Wer mit 24 Jahren so Treffliches geschaffen wie Petöfi, der kann Jedermann befriedigen, nur sich selber nicht, er wird daher streben noch Besseres, noch Trefflicheres zu schaffen."

Dieser Aufsatz von Eötvös bezeichnet einen Wendepunkt in der kritischen Beurtheilung Petöfi's. Nach 1847 verstummten Petöfi's Feinde und Widersacher. Das nationale Element gelangte allmählig in Gesellschaft und Politik zum Durchbruche und die Kritik feierte in Petöfi den Apostel dieser Wiedergeburt.

XXXII.

Der Freundeskreis.

Die beiden Jahre 1845/1846 waren die fruchtbarsten in Petöfi's Leben. Von eisernem Willen getrieben, arbeitete er mit ebensolcher Ausdauer als Leichtigkeit. Er ließ keinen Tag verstreichen, ohne zu studiren, und machte sich mit Eifer daran, die

klaffenden Lücken seiner Bildung auszufüllen. Zur Belebung seiner Sprachstudien las er die älteren und neueren Classiker in ihren Sprachen, und erquickte seine Seele am Jungbrunnen des Volksliedes aller Literaturen. So, ohne von der Originalität seiner Einbildungskraft etwas einzubüßen, gelangte er dahin, einen Stil zu schaffen, dem selbst die strengste Kritik nichts anhaben konnte. Und wenn er auch selten von weltumspannenden Gedanken beseelt wird, wenn auch seine Ausdrucksweise nicht immer gewählt ist, und Form und Rhythmus oft mangelhaft sind, äußert sich in seinen Dichtungen eine ergreifende Fülle von Ursprünglichkeit, Kraft und Wahrheit.

Petöfi war in Verbindung mit den meisten Schriftstellern der Hauptstadt. Er besuchte häufig Vörösmarty, den er mit kindlicher Pietät verehrte und dem er seine Gedichte vorlas. Auch mit Bajza blieb das Verhältniß aufrecht, ohne je einen vertrauteren Charakter anzunehmen. Bajza schätzte Petöfi's seltene Gaben, konnte sich jedoch mit der volksthümlichen Richtung nicht ganz befreunden.

Petöfi bildete den Mittelpunkt der jungen Künstler und Poeten, die sich gewöhnlich im Café Pillvax ein Rendezvous gaben. Er brachte dort oft ganze Tage zu, manchmal bis zwölf oder ein Uhr Nachts. Abends versammelten sich die Stammgäste um einen großen runden Tisch. Dichtkunst und Politik waren zumeist die Gegenstände der Unterhaltung, daneben regnete es von grimmigen Ausfällen gegen die Verleger, Herausgeber und Redacteure. Oft drängten sich gegen fünfzig junge Leute um Petöfi, und die Begeisterung der jugendlichen Schaar erreichte den Höhepunkt, wenn er sich herbeiließ, eines seiner schwungvollen patriotischen Gedichte zu declamiren. Wenn die Gesellschaft auseinander ging, gab gewöhnlich die ganze Tafelrunde Petöfi das Geleite bis zu seinem Hausthor.

Zu Petöfi's vertrautesten Freunden zählten in den Jahren 1844, 1845 und 1846 Albert Pákh, Albert Pálffy, Gabriel Egressy, Anton Várady, Michael Tompa, Friedrich Kerényi und Moritz Jókai.

Albert Páth war während jenes traurigen Winters in Debreczin Petőfi's Schutzgeist. Pákh schrieb damals von Debreczin aus für das „Pesti hirlap" humoristische Skizzen über die dortigen Theaterverhältnisse. Diese Arbeit hatte seine Berufung an Kossuth's Blatt zur Folge. Pákh wurde seiner neuen Stellung vollkommen gerecht und wußte den trockenen Zeitungsstil durch frischen Humor zu beleben.

Die Freunde waren glücklich, als das Geschick sie wieder zusammenführte. Täglich konnte man sie beisammen sehen.

Pákh war ein edler Mensch, mit seinen gewaltigen Waffen: Spott und Satire wollte er nicht verletzen, nur strafen und heilen. Daß Pákh bei seinem natürlichen Humor mit Vorliebe die englische Literatur, namentlich Dickens studirte, ist wohl begreiflich. Er wußte auch Petőfi für Dickens zu interessiren, der später sein Lieblingsschriftsteller wurde.

Mit Albert Pálffy sympathisirte Petőfi wegen seiner chevaleresken Manieren und wegen der Einfachheit seines Stiles. Pálffy war ein Feind der Phrase, die damals den Rednerstuhl und die Literatur beherrschte. Pálffy's Lieblingsstudium war die französische Literatur, namentlich die Geschichte der ersten Revolution. Er fand bald in Petőfi einen verständnißvollen Bewunderer jener mächtigen Bewegung. Beide ersahen in der französischen Revolution das Morgenroth einer welterlösenden Freiheit, erkannten jedoch nicht, daß dies Morgenroth der Wiederschein einer Alles zerstörenden Feuersbrunst war. Sowohl Pálffy als Petőfi ersehnten auch für ihr Vaterland eine solch' gewaltige Umwälzung. — Nach vier Jahren war Pálffy der Journalist und Petőfi der Dichter der ungarischen Revolution.

Petőfi hatte die Wände seines Zimmers mit den Stahlstichporträts der französischen Revolutionshelden vollgeklebt, auch stellte er die Ereignisse jener großen Zeit chronologisch zusammen.

Zu Petőfi's besten Freunden zählte auch Gabriel Egressy, Petőfi's Bühnenideal. Der für die Schauspielkunst begeisterte Petőfi feierte schon in der ersten Sammlung seiner Gedichte Egressy in schwungvollen Worten. Gegen Mitte der 40er Jahre wurde das

Gefühl gegenseitiger Bewunderung noch durch die wahre und innige Freundschaft geadelt.

Um die Gunst des Publicums wetteiferten damals die beiden dramatischen Größen Egressy und Lendvay. Lendvay, ein universelles Genie der Darstellung, war von der Natur glücklicher veranlagt, doch geistig weniger tief. Egressy war ein großer Charakterdarsteller; sein „Lear" soll an den von Anschütz herangereicht haben. Dieser Künstler besaß, als Sohn eines Pastors und zu demselben Berufe bestimmt, eine höhere Bildung und rastloses Streben nach geistiger Vervollkommnung. Er eignete sich die deutsche Sprache an, studirte Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", die er auch zu übersetzen begann, und reiste oft nach Wien, um sein Talent an den glänzenden Vorbildern des Burgtheaters zu schulen.

Das Publicum hatte sich in zwei Lager getheilt. Hie Egressy! hie Lendvay! Petöfi war der begeisterte Verehrer Egressy's und so oft dieser spielte, ging er in's Nationaltheater. Petöfi hatte nur ein paar Theaterkritiken geschrieben, doch als Egressy zum ersten Male als Richard III. auftrat, schrieb er im Banne jener großartigen Leistung eine Kritik, die vielleicht Egressy's Verdienste allzu panegyrisch beleuchtet. In eben jener Kritik giebt er auch seiner Shakespeare-Verehrung überschwänglichen Ausdruck. Petöfi fiel oft in Shakespeare-Manie. Dann warf er alles bei Seite und declamirte ganze Monologe aus Shakespeare-Tragödien.

Petöfi lebte in jenen Tagen hauptsächlich bei seinem Freunde Anton Várady, mit Ausnahme der Zeit, da er bei Vahot als Hilfsredacteur seine Stiegenwohnung inne hatte, oder auf Reisen war. Petöfi hatte kaum einen Freund, der ihn besser zu behandeln wußte als Várady. Er kannte seine Schwäche und vermied mit feinem Tacte jeden Zusammenstoß mit dem leidenschaftlichen und aufbrausenden Menschen.

Ende 1845 kam auch Tompa nach Budapest. Diesen hatte weniger die Absicht hierher geführt sein Advocaturexamen zu machen, als die Sehnsucht an den Centralpunkt des literarischen Lebens zu gelangen. Damals wurden gerade seine Volkssagen für den Druck vorbereitet. Kaum in Pest angelangt, erkrankte er heftig

und mußte im Rochusspital Aufnahme suchen. Während seiner Krankheit schrieb er einige schöne Volkslieder. Zu den körperlichen Leiden gesellte sich noch ein seelisches Leid. Es schmerzte ihn die Gleichgültigkeit und Kälte, mit der man seine bisherigen Werke aufgenommen, auch seufzte er hier in der Spitalspflege nach einem beglückenden Familienleben.

Petöfi besuchte einigemale den Kranken und als er sah, wie unglücklich sich dieser in der fremden und theilnahmslosen Umgebung fühlte, veranlaßte er seinen edelmüthigen Freund Várady, Tompa aufzufordern, dieser möge, sobald er halbwegs genesen, mit den beiden Freunden die Wohnung theilen. Und so geschah es auch.

Die drei Freunde führten einen originellen und gemüthlichen Haushalt. Petöfi und Tompa nannten sich Toni's (Várady) Hauspoeten. Tompa hatte keine Lust Advocat zu werden, und nahm mit Freuden die Berufung als Pastor nach Beje, im Gömörer Comitate, an. Im Sommer 1846 nahm er von den Freunden Abschied. Als Landpfarrer fand der Dichter das stille Glück, das er so heiß ersehnt. Bald gesellte sich zu dem Familienfrieden die Anerkennung der Nation. Die erste Auflage seiner Volkssagen war in zwanzig Tagen vergriffen. In Ungarn und auch anderswo bei einem poetischen Werke ein außerordentlicher Erfolg.

Bald wurde die gemüthliche Junggesellenwirthschaft der beiden Freunde aufgelöst. Várady führte ein vornehmes, gebildetes Mädchen zum Traualtar, die Freunde Petöfi und Jókai waren als Trauzeugen gebeten. Bei der Hochzeit kam es zu einer komischen Scene. Die Vermählung hätte in Gran stattfinden sollen. Der Domherr, der die heilige Function verrichten sollte, machte wegen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse der Brautleute Schwierigkeiten. Die Braut, der Bräutigam, die Beistände, die Hochzeitsgäste verlegten sich auf's Bitten. Alles umsonst. Auch Petöfi hatte versucht, den Geistlichen zu capacitiren, doch dieser berief sich auf die kirchlichen Verordnungen. Petöfi's Sanftmuth war bald verflogen, er gerieth noch in der Kirche in solche Wuth, daß Várady und dessen Braut den empörten Freund nur schwer besänftigen konnten. Die ganze Gesellschaft mußte unverrichteter Sache Gran

verlassen, und die Hochzeit konnte erst später, nach Erfüllung der auf gemischte Ehen bezüglichen Vorschriften, in Pest vollzogen werden.

Nachdem Várady geheirathet hatte, zog Petöfi in die Grenadiergasse. Im zweiten oder dritten Stock eines Hauses bewohnte er ein ziemlich großes aber finsteres Hofzimmer. Dies Zimmer war recht kahl, ein Bett, ein alter Schrank, ein Kleiderstock, ein paar Sessel, ein Tisch vor dem Fenster, war das ganze Mobiliar. Petöfi trug zu Hause einen ungarischen Rock, einen alten Attila, und die Pfeife hing ihm stets im Munde. Die ganze Stube roch nach Tabak.

Mit Lisznyai war Petöfi schon in Preßburg befreundet worden. Lisznyai war quecksilbern, beweglich, klein und zierlich, dem Charakter nach sanguinisch, in Rede und Geberde lebhaft. Er spielte sowohl bei der Jugend als bei dem schönen Geschlecht eine große Rolle. Als Dichter gebot er über eine überschwengliche Phantasie. Er war der Schöpfer eines bis dahin in Ungarn noch unbekannten Genre's, der Dialectdichtung. Lisznyai beherrschte alle kindlich-innigen Sprachlaute und Wendungen, durch welche sich der Dialect der Paloczen (im Neográder Comitate) auszeichnete. Die Freundschaft der beiden überspannten Dichternaturen wurde in der Hauptstadt fortgesetzt.

Zu der Tafelrunde im Café Pillvax gehörten u. A. noch Alois Degré, ein talentvoller Novellist der französischen Schule, und Karl Obernyik, ein begabter Dramatiker.

Häufig verkehrte Petöfi auch mit Theodor Bakody, damals Jurist, heute Arzt und Universitätsprofessor. Bakody war ein junger Mann von den angenehmsten Lebensformen und lebte in den glücklichsten Verhältnissen. Die Eleganz seines Wesens stand im Gegensatze zu Petöfi's rauhem Benehmen, vielleicht fühlten sich die Beiden eben durch diesen Gegensatz zu einander hingezogen. Bakody repräsentirte das deutsche Element im Freundeskreis, Bakody dichtete in deutscher Sprache. Er besaß eine reichhaltige Bibliothek, deren Schätze er gern seinen Freunden erschloß. Bei Bakody wurde Petöfi mit einem jungen Literaten, Karl Kertbeny (Benkert) bekannt, der

sich mit liebenswürdiger Zudringlichkeit Petöfi näherte. Kertbeny war ein bibliographisches Talent und besaß eine seltene Kenntniß der deutschen Literatur. Dies war die Brücke, die die Beiden verband. Kertbeny lenkte Petöfi's Aufmerksamkeit auf die neuere deutsche Literatur, er brachte ihm aus Bakody's Bibliothek die Gedichte von Freiligrath, Geibel und Anastasius Grün. Den ersteren goutirte Petöfi nicht sehr, das Spiel mit fremden Worten dünkte ihm gekünstelt, an Geibel gefiel ihm nur die Sentimentalität, doch die Gedichtsammlung „Schutt“ von Anastasius Grün las er mit großem Interesse. Manchmal ließ er sich von Kertbeny aus diesen Werken vorlesen, wenn ihm eine Stelle besonders gefiel, dann nahm er das Buch dem Vorleser aus der Hand und declamirte dieselbe mit feurigem Pathos. Petöfi sprach viel von Heine, noch mehr von Lenau. Er bedauerte sehr, daß Lenau seine Gedichte nicht in ungarischer Sprache geschrieben. „In's Ungarische,“ sagte er, „kann man ihn nicht übersetzen, doch auch in deutscher Sprache ist er von ungarischer Wirkung, nicht so wie die anderen Ungarn, die deutsch dichten.“

Im Herbste 1845 erschien in Frankl's „Wiener Sonntagspost“ ein Gedicht von Petöfi, „Das gestohlene Roß“, übersetzt von Adolf Dux. Dies Blatt war zufällig in Kertbeny's Hände gelangt, er eilte damit zu Petöfi. Petöfi freute sich darob kindisch, und rief wiederholt aus: „Das ist ja im Deutschen noch hübscher als im Original.“

Dies Gedicht hatte auch Bakody zu übersetzen versucht. „Laß es bleiben, Todi,“ sagte Petöfi lachend, „zu meinem Csikós passen schlecht die Lackschuhe und das gebrannte Haar.“ Doch die Uebersetzung von Dux gefiel ihm ungemein. Einige Tage darnach brachte ihm Kertbeny eine neue Nummer, mit neuen Uebersetzungen und machte sich erbötig, an Dux zu schreiben, um diesen zu veranlassen, eine ganze Sammlung Petöfi'scher Gedichte in deutscher Sprache herauszugeben. Petöfi war von diesem Vorschlag hocherfreut. Nichts schmeichelte ihm mehr als die Hoffnung, von ganz Europa anerkannt zu werden.

Ein Jahr später erschien die erste deutsche Petöfi-Ausgabe,

ein kleines Heftchen Gedichte. (Alexander Petöfi, übersetzt von Adolf Dux. Wien, 1846, Mörschner und Prandner.)

Im selben Jahre kam der deutsche Dichter ungarischer Abstammung Karl Beck nach Pest. Beck wollte gerne Petöfi kennen lernen. Die Begegnung der beiden Dichter vermittelte Kertbeny. Kertbeny gab Petöfi Beck's volksthümliche Erzählung „Jankó, der Roßhirte" zu lesen. Dadurch wurde in Petöfi das Interesse für den Dichter rege. Auch declamirte Kertbeny das Gedicht von Beck.

> O Ungarlieder, luftberauschend, wild,
> Und traurig wie ein regenreicher Tag,
> Wer euch vernimmt, der weiß im Rausche nicht,
> Ob er sich Rosen oder Dornen bricht,
> Man möchte jauchzen, wie der Vogel frei,
> Und möchte weinen, wie ein Kind dabei.

Petöfi war von diesem Gedichtchen tief ergriffen. „Wie war es nur?" frug er, „sag's noch einmal." Leise sprach er die Worte nach. Petöfi beeilte sich nun, Beck's persönliche Bekanntschaft zu machen.

Ueber den Verkehr mit Petöfi weiß Karl Beck in seinen Tagebuchblättern vom Jahre 1846 höchst Interessantes zu erzählen.

Ich bringe aus diesen Blättern einen größeren Auszug, jedenfalls ist es interessant, zu erkennen, welchen Eindruck Petöfi auf einen Fremden ausübte. Wenn auch Beck die Gespräche, die er mit Petöfi geführt, in glattere Form gebracht hat, so ist doch von einem Mann wie Beck vorauszusetzen, daß er den Gedankengang seiner Unterredungen mit Petöfi nicht entstellt hat. Beck schreibt:

„Ein herzhaftes Pochen an der Thüre weckte mich aus meinen Träumen. Herein trat schwungvollen Schrittes ein unbefangener, schmächtiger Jüngling. Seine Stirne war hochedel, sein Haar verworren, im Auge sprühte das echte Poetenfeuer, die napoleonische Farbe der Wangen verrieth den Choleriker, der Stutzbart über die trotzig geworfenen Lippen gab dem schwermüthigen Gesichte einen unternehmenden, fast kecken Ausdruck, die Hände, seit Jahren dem schützenden Ziegenleder entfremdet, waren bedeutend gebräunt; er trug einen enganschließenden Schnurenrock, der Hals war frei, der

Hemdkragen, wie bei deutschen Burschenschaftern, umgekippt, im Knopfloch, nahe dem Herzen, prangt das wahre Ordenszeichen des Frühlings und der Mimen — ein unschuldiges Rosenknöspchen.

„„Sie sind Alexander Petöfi,““ rief ich, freudig auf ihn zueilend, „„die Schilderung Ihrer Persönlichkeit ist genau nach dem Original.““

„„Ich grüße Sie auf vaterländischem Boden! Es liegt mir so Manches auf dem Herzen, worüber ich gern ausführlich sprechen möchte; aber wie verständigen wir uns gegenseitig am schnellsten? Auch darin hat Gott gnädig vorgesorgt und ein Dolmetsch ist nicht vonnöthen. Mein Deutsch klingt, wie Sie hören, gebrochen; aber ich verstehe jedes Wort, Ihnen ergeht es mit dem Ungarischen ebenso. Reden wir mithin, wie uns der Schnabel gewachsen ist, zuweilen in beiden Sprachen durcheinander, je nachdem —““

„„Das ist ein guter Gedanke, dann hilft Einer dem Andern, und stets eingedenk jener christlichen Lehre: Vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern; verstopfen wir nachsichtsvoll das Ohr, falls arge Verstöße kläglich zum Himmel schreien. Wollte Gott, sämmtliche Magyaren und Deutsche verständen sich so willig auf einen endgiltigen Friedensvertrag, dessen sie alle bedürftig sind, wie des täglichen Brodes.““

Er zwinkerte schelmisch mit den Augen und eine angerauchte Cigarre aus der Brusttasche langend, frug er: „„Ist's erlaubt?““

„„Beliebt's eine dieser ausländischen zu kosten?““

Er schielte lüstern nach den zierlich gewundenen Dingerchen und sprach, leicht erröthend: „„Ein unbändiger Raucher wie ich muß sich an minder aufregendes Kraut halten; zudem drängt mich mein Patriotismus nach dem Einheimischen.““

Der Stolze! Er entschlug sich des Dargebotenen unter jenem Vorwand, der, ohne mich zu verletzen, ihn zugleich auch der leisesten Verpflichtung entband. Ich freute mich dieses ausgeprägten, wenngleich allzu nervösen Unabhängigkeitssinnes.

Mächtig zum Fenster hinausqualmend, hub er an: „„In solchem Gewölk hauset mein Gott. Rauchen heißt auferstehen von jeglichem Kummer. Ich war Soldat, Schauspieler, konnte fasten

und frieren, auf harter Erde liegen und lachte dazu. Doch wenn's mir an Tabak fehlte, war ich erst recht ein getretener Wurm und maßlos arm. Etwelche Kameraden versuchten es wohl mit getrockneten Rosenblättern, die Thoren, die Genußpfuscher, die Treulosen! Ich aber seufzte: Dich besitzen, Trost meiner Augen, Brod meines Lebens, wonnige Nicotina, Fürstin der Pflanzen, oder gänzlich entbehren! Ja, dieser Sorgenbrecher ist zuverlässiger als Wein und Musik, Gebet und Thränen. Wie hätte sonst das schwergeprüfte Magyarenthum all' die Unbilden des Schicksals bis heute ungebrochen ertragen können?""

„„Und wie haben denn die Urväter gelebt, wie haben andere heimgesuchte Völker sich männlich aufgerafft, ehe Sir Walter Raleigh das wunderthätige Kraut nach Europa gebracht?""

„„Raleigh? Sie setzen voraus, daß ich den Mann und seine Geschichte kenne! Ach, ich habe blutwenig gelernt und einige Dichtungen abgerechnet, fast nichts gelesen. Die Schulen liegen bei uns im Argen. Um sich gründlich zu bilden, bedarf man neben dem innern Trieb freier Stunden, unbehelligter Sammlung; man bedarf der günstigen Gelegenheit und des Sporns von Außen; aber wie und wo sollten im Soldatenkittel und Bühnenflitter, auf ewiger Wanderschaft, in betäubender Noth, jene Güter gefunden werden?""

„„Und hier in der Hauptstadt?""

„„Hier bin ich noch übler daran. Die Alten, die Anerkannten, sind zu vornehm, zu faul und eifersüchtig, dem Werdenden die Hand zu reichen. Die Jugend aber lezt sich hier wie allerorten mehr an Gefühlen als an Gedanken. Keiner in ihrem Kreise übersieht mich, hebt mich, zwingt mich und das ist schlimm! Sie opfert mir mit rücksichtsloser Hingebung, und so kam's, daß ich mir manchmal sagte: Du nährst Dein Volk mit eigenen Mitteln, wozu fremde Hülfe begehren? Wozu lernen und forschen? Wozu im Schutt wühlen? Waren die Todten weiser, besser, als die Lebenden sind? Was ist alt, was ist jemals neu gewesen? Der Weinstock von heute ist der Weinstock von ehedem, einer trägt Tokayer, ein anderer Türkenblut; künstliches Aufpfropfen und Mengen ist wider die Natur. Gieb, was Du hast, was Du geben kannst!""

„„Das wäre die bequeme Theorie des Stillstandes,““ entgegnete ich. „„Wäre denn die Kunst goldener Müßiggang, gemüthliches Sichgehenlassen? Wird der Dichter lediglich für ein Volk geboren? Darf uns das Urtheil der leicht entzündbaren Jugend jemals maßgebend sein? In unserem Geiste schlafen unzählige Lieder wie Funken im spröden Gestein; aber ohne den weckenden Stahl schliefen sie ohnmächtig in Ewigkeit. Dieses Aufwecken, sanft und barsch übernimmt zuweilen das Schicksal, eine gewaltige Leidenschaft, ein weises Verständniß der Natur; zumeist aber ist's doch die Geschichte, ist's doch der fortzeugende Gedanke vergangener Generationen, welcher uns zu eigenen Ideen anregt. Lesen, lernen, arbeitend sich erholen, sich erholend arbeiten, giebt's eine größere Lust, eine heiligere Pflicht?““

„„So ist's!““ sprach Petöfi, die Hand vor die Augen haltend, „„ich werde lernen! Nun fort!““

„„Darf ich um Ihre Adresse bitten?““

„„Lassen Sie mich lieber zu Ihnen kommen, ich wohne — beschränkt.““

„„Und das sollte mich hindern? Denken Sie gerechter von mir. Stolzer von sich selbst. In jener Nußschale sind Sie die Lust Ihres Volkes geworden. Erlösung, sagt uns die heilige Schrift, ward in einer Krippe geboren.““

„„Ich — komme zu Ihnen.““ — — —

„„Wie hast Du Petöfi gefunden?““ forschte mein Bruder.

„„Ungemein frisch. Alles an ihm ist Unmittelbarkeit und Eigenart. Was sein Schaffen betrifft, so verläßt er sich lediglich auf Inspiration. Ferner: Es widerstrebt ihm, aus dem Bann seiner noblen Armuth herauszutreten, er besorgt, durch Entgegennahme des unbedeutendsten Liebensdienstes abhängig zu werden. Freiheit und Bettelsack ist seine Devise! Er ist ein Künstler und kein Handwerker, ein Mensch und kein Buch, ist, wenn Du willst, ein verkörpertes Gedicht.““

Bei der nächsten Zusammenkunft fand ich Petöfi schlecht aussehend.

„„Sie sehen übernächtig und blaß aus, Petöfi.““

„„Ihr Verdacht,““ sprach er, „„ist unbegründet. Edlerer Rothwein als Erlauer oder Szegszárder floß heute Nacht in Strömen vor meinen Augen, hinreißender als Zigeunermusik klang die Marseillaise in mein Ohr. Ja, lernen, lesen, nicht mit den armseligen Freuden und Leiden seines winzigen Ich's ausnahmslos sich beschäftigen, — welche Wohlthat! Die erste französische Revolution rollte sich auf vor meinen Blicken. Der Tag war bereits angebrochen, ich saß noch immer in das Buch der Bücher vertieft. Freilich fesseln mich noch vorzugsweise die Geschichten in der Geschichte, etwa wie das Kind zum Text der Bilder bedarf, oder wie man der spannenden Handlung eines meisterhaft dargestellten Trauerspieles folgt, aber unter dem Eindruck hochgehender Leidenschaften, wohl auch in Banden geistiger Unmündigkeit den eigentlichen Gehalt des Stückes nicht sofort zu fassen vermag.““

„„Thut nichts, zum zweiten, zum dritten Mal wird's Ihnen gedanklich tiefer zugehen.““

„„Mich dünkt,““ fuhr er fort, „„ich hätte mit Danton und Robespierre gelebt, geschaffen und geendet. O, zu jener Zeit war die Erde von trunkenen Feuergeistern bevölkert; in der unsrigen wirthschaften nüchterne Wassergeister. Die Flamme verdichtet sich und züngelt nach oben; das Wasser verflacht sich und schießt abwärts. Die heutige Welt ist bar aller bahnbrechenden Ideen, sie zehrt vom aufgespeicherten Vorrath vergangener Tage, ist bar aller starken Gefühle und stopft ihr hohles Gemüth mit matten Neigungen aus.““

Wir waren an's Fenster getreten. Eben erst tiefernst, schlug er nun plötzlich übermüthige, sorglose Weisen an. Glich er doch stets in seinem Gebahren so ganz dem Kinde, das, wie man zu sagen pflegt, aus einem Sack weint und lacht.

„„Pest,““ so hub er an, „„ist zauberhaft schön. Wird erst die Kettenbrücke fertig, dann zählt die Welt ein achtes Wunder. Ich will in Pest leben und sterben, möchte jedoch vor meinem Tode gern ein Bischen die Welt durchfliegen, etwa unter den Fittigen eines vornehmen Herrn. Damit schenkt man mir nicht das Geringste, denn jener Mensch, von dem ich eine Gnade annähme,

muß erst geboren werden. Der begüterte Herr soll für mich zahlen, ich hingegen will für meinen Patron denken. Ach, ich möchte die Alpen sehen und das Meer, fern von den Menschen und ihrem verächtlichen Treiben.""

„„Wie,"" frug ich überrascht, „„so jung, so gefeiert und schon so verbittert?"" — — —

Sein bleiches Gesicht nahm wieder einen ernsten Ausdruck an. „„Was haben Sie auf Reisen, zumal in Deutschland, über unsere Heimath gehört? Kennt man unsere Geschichte, die Strebungen unserer Geister? Redet man noch immer zumeist nur von den Räubern im Bakonyerwald? Es wäre nicht übel, die Leutchen im Reich draußen zu erinnern, daß der „Schinderhannes" ein Bayer und die beiden „Grasel" Oesterreicher gewesen.""

Ich erwiederte: „„Das Ausland wird erst zur gebührenden Würdigung unserer Heimath gelangen, wenn es uns auf eigenem Boden besucht. Bis heute jedoch sind die Berge nicht zum Propheten gekommen, drum muß der Prophet zu den Bergen gehen, drum mußte so mancher Deutsch-Magyare die Vermittlerrolle übernehmen — die undankbare. Es wäre nicht übel, die Leutchen an der Theiß und der Donau daran zu erinnern, daß ein solcher Dolmetsch eher aufgemuntert als eingeschüchtert werden müsse.""

„„Sie denken in diesem Momente,"" sprach er begütigend, „„an den Erzbischof Pyrker, an den Grafen Majláth, an Lenau und wohl auch an sich selber. Ja, wir verfolgen nach Husarenart etwas scharf; aber just dieses eiserne Festhalten an unserer Nationalität bewahrt uns die Freiheit. Ehrlich gesagt: wir empfinden es schmerzlich, daß Ihr nicht ungarisch geschrieben. Freilich habt Ihr die Heimath in einer weitklingenden Zunge gefeiert und dankbar sollten wir sein; aber der Schmerz, Euch nie wieder ganz unser nennen zu dürfen, überbietet die Dankbarkeit und macht uns ungerecht.""

„„Wie denken Sie von Széchenyi und Kossuth?"" forschte ich gespannt.

„„Der Erstere will durch Wohlstand zur Freiheit, der Letztere durch Freiheit zum Wohlstand; der Eine reformirt, der Andere rebel-

lirt. Daß die Beiden nicht wie Orestes und Pylades mit einander verkehren, liegt auf der Hand. Ich bewundere die Talente Kossuth's, aber persönlich ist er mir nicht sonderlich sympathisch. Ein wahrer Volksmann sollte nicht so kindisch auf aristokratische Liebhabereien und geleckte Manieren versessen sein. Er hat Ehrgeiz und die gefährliche Suade Cäsar's; aber es fehlt ihm, muß ich argwöhnen, die Selbstverläugnung eines Brutus und Cassius."" — — — —

„„Was denkt man von unseren Poeten in Deutschland?"" frug Petöfi.

Ich versetzte: „„Eötvös, der Gedankenvolle, muthet wohl die Nation der Denker an, aber"" — — —

„„Aber nicht wahr"" — unterbrach mich Petöfi, — „„auch die bestechendste Reflexion, wenn allzu gehäuft, thut der künstlerischen Gestaltung Abbruch!""

„„Gewiß! Dieselbe Ansicht hat in der deutschen Kritik bezüglich des edlen Freiherrn Platz gegriffen. Er trägt an einem schweren Bann, nämlich gleich jenem griechischen König, Alles und Jedes unter seinen Händen in ungenießbares Gold verwandeln zu müssen. Solcher Reichthum macht arm, man hungert und durstet dabei. Ihnen ist's vorbehalten, den Vogel abzuschießen. Ihre Zeit wird draußen noch kommen."" — — — — — — — — — — —

Die Stunde meiner Abreise hatte geschlagen.

„„Leben Sie herzlich wohl. Gottes wachsamster Engel mag Sie beschirmen. Ich verdanke Ihrer treuen Anhänglichkeit unvergeßliche Tage. Mein Gelöbniß, im Reich auf die Zerstreuung der Anklagen gegen Ungarn nach Kräften hinzuwirken, soll redlich erfüllt werden. Für den weiteren, so sehr verdienten Ruhm Ihres Namens thätig zu sein, ist mir Herzensbedürfniß.""

So sprach ich zu Petöfi, der sich schon zeitig früh eingefunden hatte, um mich nach dem Dampfboot zu geleiten. Er entgegnete bewegt: „„So geht denn die schöne Zeit zu Ende! Aber vielleicht gelingt es mir, bald Berlin zu erreichen, vielleicht treibt es Sie bald wieder nach der Heimath. Nehmen Sie dieses Gedenkblatt freundlich an, es enthält in bündigen Zeilen meine Bio=

graphie, eigenhändig geschrieben mit deutschen Lettern in deutscher Sprache.""

Mein Herz war voll von dem hochbegabten Dichter-Jüngling. Nach Berlin zurückgekehrt, sprach ich in allen Kreisen von diesem wunderthätigen Propheten des Ostens. Das Gedenkblatt des Dichters hielt ich hoch in Freuden und Leiden, meine Mappe bewahrt es sorglich noch heutigen Tages."*)

---

*) Ich bin in den glücklichen Besitz dieses hochinteressanten Blattes gelangt, das den klaren Beweis erbringt, inwieweit Petöfi der deutschen Sprache mächtig war. Man sieht, daß in dieser autobiographischen Skizze der Dichter das, was er deutsch geschrieben, ungarisch gedacht hat, denn es finden sich einige auffallende Verstöße gegen Gedankengang und Wortfolge der deutschen Sprache, doch merkwürdiger Weise wenige orthographische Fehler. Es ist daraus klar ersichtlich, daß Petöfi in dem einzig bekannten Brief in deutscher Sprache sich nur einen Scherz erlaubt, indem er absichtlich eine Menge Fehler machte. Paul Gyulai hat schon 1878 behauptet, daß jenes Schreiben nur scherzhaft aufzufassen sei, und jene Behauptung wird durch das beigeheftete Facsimile bekräftigt. Jener Brief an den Maler Tyroler lautet:

Pesth, 24. Nov. 1847.

Lieber Herr von Tyroler

Es ist mir Leid, daß ich in eigener Person kann nicht Sie besuchen; ich bin krank wie der Teufel. Wenn mein Brief nicht zu spaet kommt, so haben sie die Güte den Bart mir so machen wie ich habe gezeichnet hier auf diese Bild, manu propria, weil so hab lassen vaxen den Bart in die neuere Zeit. Aber sonst machen Sie nichts nach von diesem Bild und am wenigsten die Nasen. Und ich bitte Sie, machen Sie nicht zu dick und dunkel das Bart, weil ist mein Bart nicht dick. Wenn ich werde gesund, werde ich Sie besuchen Leben Sie wohl.

Ihr verehrer A. Petöfi.

Die hier zum ersten Male bekannt gegebene autobiographische Skizze ist getränkt von Petöfi's Geist, aus jeder Zeile leuchtet sein Unabhängigkeitssinn. Köstlich ist schon der Beginn, er giebt nicht an, wo er geboren, als hätte er gewußt, daß sich dereinst drei Städte um die Ehre streiten würden, sein Geburtsort zu sein, und als hätte er sich noch bei Lebzeiten darüber gefreut, seinen Nachkommen ein Räthsel aufgegeben zu haben, ein Räthsel, das jedoch heute schon gelöst ist. Was den Werth des interessanten biographischen Documentes erheblich beeinträchtigt, ist, daß daran Petöfi's Unterschrift fehlt, doch die Echtheit der Handschrift ist vollkommen sichergestellt.

Alexander Petöfi, geboren von armen Eltern den
1ten Januar 1823, in der Mitte der großen Ebene
unter dem Gebirge **Mátra** zwischen der Theiß und der
Donau. — Außerordentliche Abneigung gegen jede
Subordination; darum entlief er von der Schule mehr-
mals, und 1839 gänzlich. Eine Zeitlang irrte
er umher. Von der äußersten Noth gedrungen
wurde er noch etliche Monathe Soldat. — Soldat
zwei Jahre, nichts, als Gemeiner. Als er gera-
de desertiren wollte, zum Glück wurde er ent-
lassen durch die Hülfe eines Arztes. Nach seiner
Rückkehr vom Militair ging er wieder in
die Schule, konnte aber wegen seiner fort-
währenden Armuth zur Unabhängigkeit nur ein
Jahr aushalten, und wurde Schauspieler bei einer
wandernden Gesellschaft. Zwei Jahre wandernder Schau-
spieler. Als Schauspieler veröffentlichte er sein
erstes Gedicht. Als er nach zwei Jahren nach
Pesth kam, ließ er den 1ten Band seiner Ge-
dichte drucken, und wurde Gehülfe eines Mode-
Journal-Redacteurs, wo er ein Jahr blieb; dar-
nach verließ er sein Amt, und seitdem (Anfang 1845)
*die er immer so lieben und wünschen ge-
wesen ist. „Vaterland und Freiheit!“ Seine De-
vise. Nach dem 1ten
Bande seiner Gedichte veröffentlichte er noch
in demselben Jahre (1844): „A helység kalapácsa“
(der Hammer des Dorfes, ein komisches Helden-
gedicht); im Jahre 1845: „János vitéz“ (oder Held
Johann, Volksmärchen); „Czipruslombok Etelke
sírjáról“ (Zypressenzweige vom Grabe Adelens, Elegi-
sche Gedichte); Gedichte IIter Band; „Szerelem gyöngyei“ (Per-
len der Liebe, lyrische Gedichte); im Jahre 1846: „Fel-
hők“ (Wolken, lyrische Gedichte); und „A hóhér kötele“
(der Strick des Henkers, Roman in Prose.)

* lebt er in jener Unabhängigkeit,



Auch Kertbeny verließ ein Jahr später Ungarn und irrte durch ganz Europa.

Ein literarischer Commis voyageur, der in Petöfi „machte", legte er seine Mustercollection von Petöfi's Uebersetzungen Jedermann vor. Die erste Uebersetzung vom Jahre 1849 war so gräulich, daß er in den Vorreden der ferneren Auflagen, in der festen Ueberzeugung, daß diese gelungen seien, den Erstlingsversuch ganz entschieden verdammte. So schrieb er z. B. 1854:

„Zuerst blos von der Idee ausgehend, durch Uebersetzungen auf den Geist meiner Nation aufmerksam machen zu wollen, für dessen gehörige Repräsentation aber auf Berufenere zu hoffen, war meine Uebersetzung der Gedichte und des Märchens von Petöfi ohne alle ästhetische Absicht begonnen, daher auch stümperhaft, oberflächlich, hart und durchaus in Bausch und Bogen zu verwerfen."

Wenn Kertbeny seine späteren Arbeiten als Meisterwerke der Uebersetzungskunst bezeichnet, so wollen wir sie jedoch insgesammt in das obige Urtheil mit einbeziehen. Erst späteren Uebersetzern gelang es, die Schönheiten von Petöfi's Poesien wenigstens einigermaßen dem deutschen Publicum zu erschließen. Es ging Kertbeny mit Petöfi, wie jenen Goldgräbern, die zufällig ein reiches Lager entdecken, es mühselig aufschürfen — dann aus Mangel an Betriebscapital anderen überlassen müssen, welche zur erfolgreichen Verwerthung des Naturschatzes besser ausgerüstet sind. Auch war Kertbeny halb und halb überzeugt, der liebe Gott habe Petöfi eigens erschaffen, damit er etwas seiner Würdiges zu übersetzen habe. Man kann es ihm nicht verübeln, denn es ist ja tief logisch, daß eine Natur, welche sich durch Andere unterschätzt fühlt, sich durch Selbstüberschätzung zu entschädigen sucht. Ungarn hatte in den 50er Jahren durch seinen Freiheitskampf die Bewunderung von ganz Europa errungen. Kertbeny speculirte auf diese Sympathie und als Apostel des Freiheitssängers fand er überall Aufnahme und Unterstützung.

War Kertbeny auch kein Charakter, so hat er doch für sein Vaterland viel gethan. Es ist sein unbestrittenes Verdienst, daß er der Erste war, der die Aufmerksamkeit des gebildeten Auslandes auf Ungarn und seine eigenartige und entwickelungsfähige Cultur

hingewiesen. That er dies auch weniger aus Patriotismus als aus Broderwerb, so sei darum sein Verdienst nicht geschmälert.

Kertbeny behauptet,*) daß er Petöfi zugeschworen hatte, wenn er einmal selbst Schriftsteller werden sollte, für ihn zu wirken, daß auch das Ausland auf ihn aufmerksam werde. Und dies Versprechen hat er redlich gehalten. Er verstand es, sich bei den literarischen Größen geschickt einzuführen. Der Name „Petöfi" war der Geleitsbrief, der ihm Thür und Thor, die Herzen und die Beutel öffnete. Zudem schmeichelte er der Eitelkeit der Dichter durch seine Huldigungen und imponirte durch eine gewisse liebenswürdige Zudringlichkeit.

Aus jenen Schätzen von Briefen, welche Kertbeny fast von allen Sommitäten Europas mit Bezug auf Petöfi besaß, entnehme ich folgende Stellen.

Frankreichs populärster Dichter, Béranger, für den Petöfi schwärmte wie für kaum einen anderen Dichter, schrieb von ihm: „Der ruhmreiche Dichter wird in französischer Uebersetzung gewiß auch bei uns die Verehrung finden, die er für sein Talent, wie für sein Geschick verdient. Ich liebe und bewundere ihn, wie seine Nation und fühle mich glücklich, daß Petöfi und einige andere ungarische Dichter es für werth gehalten, sich meiner zu erinnern und meinen Namen mit dem ihres großen Dichters Alexander Petöfi zu verbinden." — — — — — — — — — — —

Kertbeny hatte auch Heinrich Heine's Sympathie für Ungarn und seine Poesie geweckt, die sich in der wunderbaren Strophe aussprach:

„Wenn ich den Namen Ungar hör',
Wird mir das deutsche Wams zu enge,
Es braust darunter wie ein Meer,
Mir ist, als grüßten mich Trompetenklänge!"

Genau zu derselben Zeit, als Heine das Gedicht schrieb, in dem diese Strophe enthalten, nämlich im October 1849, schrieb er auch folgenden Brief an Kertbeny:

---

*) Silhouetten und Reliquien. Erinnerungen von K. M. Kertbeny. Wien und Prag. Köber und Markgraf, 1861.

„Sie haben mir viel Freude durch Ihr Buch gemacht, Petöfi ist ein Dichter, dem nur Burns und Béranger zu vergleichen, eine Natur so überraschend gesund und primitiv inmitten einer Gesellschaft voll krankhafter Reflections-Allüren, daß ich ihm in Deutschland nichts an die Seite zu setzen wüßte; ich habe selbst nur einige solche Naturlaute. Dagegen scheint mir sein Geist nicht eben sehr tief und ihm jener Hamletzug ganz zu fehlen, zu seinem und seiner Nation Glück.“ — — — — — — — — — —

Geradezu enthusiastisch spricht sich Alexander von Humboldt in einem Brief an Varnhagen von Ense aus, der ihm Kertbeny's Uebersetzungen übermittelt hatte.

„Das ist in der That überraschend, plötzlich in so nächster Nähe eine derartige Prachtblüthe zu entdecken, nachdem man die ganze Welt abgelaufen und trotzdem nicht viel mehr des Lautern fand. Eben dieser Nähe wegen wird es aber ziemlich lange dauern, bis man allgemein den Schatz sieht und wirklich daran glaubt.“

Varnhagen von Ense schreibt:

„Nie noch fühlte ich so tief die Wahrheit von Goethe's Ausruf: ‚Jugend ist Trunkenheit auch ohne Wein,‘ als seitdem ich nun Petöfi kenne. O beneidenswertheste göttliche Gnade ohne irdischer Schwere so edel trunken zu sein, um die graue Welt im herrlichsten Farbenprisma zu sehen.“

Der große deutsche Balladendichter Ludwig Uhland äußert sich folgendermaßen:

„Fremde Dichter, die man blos aus Uebersetzungen, und mögen solche noch so gut sein, kennen lernt, darf man nur höchst vorsichtig beurtheilen, da man sie selbst nicht, höchstens ihr Porträt kenne. Trotzdem nehme ich keinen Anstand, es schon jetzt auszusprechen, daß Petöfi eine Dichternatur zu sein scheint, die es reichlich verlohnte, hätte ich den Muth hierzu, noch in meinem Alter seine Sprache zu erlernen, einzig um ihn in ihr zu lesen.“

Friedrich Bodenstedt schreibt:

„Petöfi, dieser in seiner eigenen Literatur einzig dastehende Dichter, ist, verglichen mit den besten gleichzeitigen Lyrikern in andern Ländern, von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen.“

Vollkommen gleich ist das Urtheil von Ferdinand Freiligrath und Hermann Grimm.

Freiligrath: „Ich weiß wenige Dichter in der gesammten Weltliteratur, die mir so hoch ständen.“

Grimm: „Petöfi steht als Mann vor mir, der den größten Dichtern aller Zeiten und Welten beigezählt werden muß.“

Geistreich ist die knappe Charakteristik im Briefe von Charles Sealsfield:

„Bei Vielem in Petöfi kommt einem so etwas wie das Gefühl bei, daß jeder Ungar so dichten würde, hätte jeder diese poetische Gabe. Zu diesem Zuge wünsche ich den Ungarn Glück. So sind auch Arany's Gedichte mit denen Petöfi's verwandt, doch mag Petöfi das größere Talent haben. Er ist feuriger und zugleich wilder, voll von jener schönen Kraft, die doch nie maßlos wird, trotzdem sie, Gott sei Dank, nicht gezähmt ist.“

So romantisch die französische Petöfi-Biographie von Saint René Taillandier ist, so romantisch ist auch sein Ausspruch.

„Petöfi ist als poetische Kraft eine ebenso große Wundererscheinung, als sein persönliches Leben war. Man ist stellenweise versucht anzunehmen, der Mann habe gar nicht existirt, auch nicht selbst jene Gedichte geschrieben, sondern beides seien Phantasiegeburten eines anderen großen Dichters, der sich nicht zu erkennen gab.“

Von den hervorragenden österreichischen Dichtern war es namentlich Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) der schon durch die Poesien seines unglücklichen Jugendfreundes Nikolaus Lenau für ungarische Poesie eingenommen war und sich zu Petöfi's Dichtungen unendlich hingezogen fühlte.

„Petöfi gehört,“ so schreibt er, „zu meinen ganz besonderen poetischen Lieblingen und zu wiederholten Malen erquickte ich mich mit immer gleichen Genuß an seinen originellen Dichtungen.“

Baron Zedlitz, der Autor der „Todtenkränze“ und des „Waldfräulein“, schreibt über die Wirkung, die Petöfi's Poesie auf ihn ausübte: „Es war mir, als wär' ich mitten hinein in einen grünen,

dunkeln, frischen Wald gerathen und schlürfte aus lauterster kühler Quelle."

Die schwärmerische Bettina von Arnim, „das Kind", ist ganz bezaubert von Petöfi. „Es ist Mondschein," — so beginnt sie — „ich verirrte mich in seinem Buche. Tief verlor ich mich hinein! Ich ging durch die Gassen, der Heimath und durch die Weiden und Felder schlendernd, sah ich ihn schreiten in der Ferne und um die Felswand biegen. Da war's, als müßte ich nach und ging hinaus durch die Hecken, bis ich auf den freien Platz kam. Dort schwor ich ihm. Was? Diese Sehnsucht, die alle seine Lieder durchflüstert, ob Einer sein gedenken wolle? Nicht unerfüllt will ich sie lassen! Ich will, so lange ich noch lebe, stets still mit ihm reden und bewundern seine Liebe zum Menschen, zur Heimath, zum Vater und Mutter — und zu dem anmuthsreichen Stolz der Armuth."

Diesem überschwänglichen, weiblichzarten, fast zu zärtlichen Urtheil stellt sich der Ausspruch Fallmerayer's, des großen Kenners der Weltcultur, schön ergänzend zur Seite, wenn er sagt: „Den kriegerischen Genius der ungarischen Nation kennt die Welt seit bald tausend Jahren. — Daß aber dies warmfühlende, heldenmüthige Volk den schöpferischen Hauch origineller Poesie im Busen trägt und daß es in poetischer Einsicht und staatsmännischer Begabung mit den größten Geistern des Occidents auf gleicher Höhe steht, ist erst durch Petöfi, wie durch Deak und Eötvös kund geworden."

Im Jahre 1846 schloß sich Petöfi innig an Moritz Jókai an. Petöfi war es, der Jókai's Auftreten in der Literatur nach Kräften förderte und sich der schönen Erfolge des Freundes herzlichst freute.

Jókai war um drei Jahre jünger als Petöfi; Geboren 1825 in Komorn, studirte er in Preßburg, Pápa und Kecskemét, wurde in der ersten Stadt mit der deutschen Sprache und Literatur, in der zweiten mit Petöfi, in der dritten mit dem ursprünglichen ungarischen Volksleben bekannt.

Wir haben gesehen, wie er in Pápa Maler werden wollte,

jetzt, 1846, legte er die Advocatursprüfung ab, doch er hatte wenig Lust für diesen Beruf und weihte sich nun ganz der Schriftstellerlaufbahn. Er arbeitete für einige Blätter und gab noch im selben Jahre „Die Werktage“, einen zweibändigen Roman heraus.

Da sich Jókai bis zum heutigen Tage die volle Schaffensfreude bewahrt hat, so ist es unmöglich, über ihn ein abschließendes Urtheil zu fällen, ich will nur in flüchtigen Umrissen diese sympathische Erscheinung skizziren.

Erst lange nach der Niederwerfung der Revolution, während welcher Petöfi als ein hellleuchtender Meteor nach kurzem strahlenden Laufe spurlos vom Himmel der Nation verschwand, begann der Stern Jókai's allmählig hell und heller zu leuchten. Und er, der anfangs mit vielen Mitstrebern die Anerkennung theilen mußte, hat sie mit seinen glänzenden Vorzügen, trotz mancher Gebrechen, rasch überholt und ist heute Ungarns erster Prosaist.

Im Jahre 1847 übernahm er von Adolf Frankenburg die belletristische Zeitschrift „Életképek“ (Lebensbilder), welche die besten ungarischen Schriftsteller zu Mitarbeitern zählte. Um diese Zeit veröffentlichte Jókai die erste Sammlung seiner Novellen in zwei Bänden, „Blumen der Wildniß“. Seine Erfindungsgabe in der Handlung und Charakteristik, die glänzende Diction, der köstliche Humor, die leichte Erzählungsweise gaben schon damals Zeugniß von seinen seltenen Fähigkeiten.

Ein Idealist und Schwärmer, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, erhoffte Jókai die Zukunft seines Vaterlandes von einer gewaltsamen Umwälzung auf politisch-socialem Gebiete. Nicht wenig mag auf sein im Grunde beschauliches Wesen der stürmische Thatendrang Petöfi's eingewirkt haben. Genug an dem, im Jahre 1848 war er einer der Führer der Jugend und eiferte in Wort und Schrift für die Freiheit des Ungarvolkes. Doch kam er bald zur Einsicht, daß mit gewaltsamen Mitteln kein Heil zu erreichen sei und bestrebte sich später, die schroffen Gegensätze zu vermitteln und am Ausgleich zwischen Volk und Regierung zu arbeiten.

1849 redigirte Jókai in Debreczin die „Esti lapok“ (Abendblätter), das Organ der Friedenspartei. Im selben Jahre schloß

er mit der berühmten Schauspielerin Rosa Laborfaloi einen glücklichen Ehebund.

Jókai ist unstreitig der größte und fruchtbarste Erzähler der Neuzeit und gebietet über einen Reichthum der Phantasie sondergleichen. Seine Werke füllen an 300 Bände, darunter politische Arbeiten, humoristische Dichtungen, dramatische Werke und Romane. Daneben redigirte er ein großes politisches Journal im conservativliberalen Geiste, eine humoristische Zeitung und eine Wochenschrift für's Volk.

Seit 1861 nahm er wieder Theil an der politischen Bewegung. Als Landtagsabgeordneter weihte er sich dem Wohle des Landes und der Förderung der Parteiinteressen. Jókai ist auch als Politiker ein Dichter. Das Ideal seines ehrlichen politischen Strebens war die Versöhnung der Nationalitäten und der Culte in Ungarn. Trotz seiner echt nationalen Empfindung ist er ein Weltbürger, der für die großen Ideen des Fortschrittes und der Humanität kämpft.

Wenn Jókai auch als Publicist und Redner werkthätig mitgeholfen am Bau des ungarischen Staates, so ist es doch zu bedauern, daß die Vielseitigkeit seines eminenten Talentes einen guten Theil seiner schöpferischen Kraft lahm gelegt hat. Vielleicht wären seine Dichtungen größer in der Conception und Composition, wenn ihn nicht die Interessen des Tages oft mitten aus der dichterischen Weihe und Sammlung gerissen.

Aus der großen, schier unabsehbaren Reihe von Werken kann ich nur einige zur Charakterisirung Jókai's herausgreifen.

In den „Schlachtenbildern der Revolution", den „Politischen Moden" und den „Söhnen des steinernen Mannes" führt er die Leser in das Getöse des Freiheitskampfes. Ein großes unbestrittenes Verdienst des Dichers ist, daß er in den Tagen des Kummers und der Schmach sich in seinen Werken bestrebte, das Selbstvertrauen der Nation zu erwecken, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen und auf eine hoffnungsfrohe Zukunft hinzuweisen. Ein Bestreben, dem er zum großen Theil seine Beliebtheit zu verdanken hat.

Im „Ungarischen Nabob" und im „Kárpáthy Zoltán" ist der

Untergang des alten Geschlechtes beim Morgenroth der Neuzeit geschildert. Die beiden Romane sind unstreitig Jókai's beste Werke und werden mit Recht zu den classischen Gebilden der ungarischen Prosaliteratur gezählt.

In „Epur si muove“ charakterisirt er das Leben und Streben der Stimmführer der ungarischen Literatur und Kunst und in den „Narren der Liebe“ bildet die in Ungarn 1863 ausgebrochene furchtbare Hungersnoth den Hintergrund eines ergreifenden Sittengemäldes.

So hat er in unvergleichlichen Schilderungen und Charakteristiken einzelne Epochen der Geschichte Ungarn verewigt: aus der Vergangenheit, wie der Gegenwart der ungarischen Gesellschaft seine Stoffe geschöpft und selbst nach dem Vorbilde Jules Vernes der fernen Zukunft seine bizarren Bilder entnommen. Ein Erzähler ersten Ranges, wird er nicht müde, immer neue Geschichten zu erfinden, immer neue Verwickelungen zu schaffen und eine Welt voll der abenteuerlichsten Gestalten, der heftigsten Leidenschaften und Kämpfe vorzuführen. Seine Scenen, Bilder und Beschreibungen zeugen von einer unerschöpflich rastlosen Phantasie, die Schilderung des Kohlenbrandes im „Schwarzen Diamanten“ z. B. ist mindestens von so großartig packender Wirkung, wie ähnliche Schilderungen in Victor Hugo's „Meerarbeitern“ und in Zola's „Germinal“.

Man hat Jókai vielfach mit Eugen Sue und Victor Hugo verglichen. Sue ist ein roher Speculant auf den verdorbenen Geschmack der Zeit. Seine „Mysterien“, sein „Ewiger Jude“, seine „Sieben Todsünden“ charakterisiren auf das Vollständigste die innere Hohlheit seiner Phantasie. Sue's Erfolge sind ein unwiderleglicher Beweis, daß die Zeit in ihrem innersten Empfinden krankt, denn mit fieberhafter Begier wurden seine Werke sozusagen verschlungen.

In Victor Hugo's Dichtungen, ich meine hier die Prosadichtungen, offenbart sich die Größe seiner Begabung und die Kühnheit seiner Phantasie. Er verstand es, eine unendliche Fülle von Situationen mit Geschick zu erfinden und durch gewaltige Leiden=

schaften zu beleben. Er ist excentrisch, schauerlich und phantastisch. Aber trotz der fabelhaften Auswüchse fesselt die Großartigkeit der Composition. Was diesen Romanen an Tiefe und psychologischem Werthe, an Maß und Klarheit abgeht, ersetzen sie durch die Fülle der Handlungen, den malerischen Schilderungen und überraschenden und blendenden Gedanken.

Mit diesen Vorbildern hat Jókai die Leichtigkeit des Schaffens, die Kraft und Kühnheit der Phantasie, die Originalität der Erfindung, das Geschick der Gruppirung, die reiche Auswahl spannender und ergreifender Momente und eine ungemein farbenprächtige und anschauliche Schilderung gemein.

Jókai ist nicht blasirt wie Sue, er gefällt sich nicht wie dieser in der Ausmalung üppiger Scenen und in der Häufung grasser Effecte, um die Sinne zu kitzeln; wohl ist seine Phantasie reich, doch nicht von solch' versengender Gluth, wie die Victor Hugo's. Sue und Hugo's Romane sind glänzende Erzeugnisse einer krankhaften, fiebernden Stimmung, doch Jókai's Romane entsprangen einer kerngesunden Dichternatur. Mit seinem spielenden Humor und seinem warmen Gemüthe erhebt er sich hoch über Jene.

Doch wo viel Licht, da ist auch naturgemäß viel Schatten.

Wie schön für's Auge sind die Kornblumen im Ackerfelde und doch schädigen sie die Ernte. Solch' wuchernde Blumen zeitigte auch Jókai's zügellose Phantasie, die mit seiner gestaltenden und charakterisirenden Kraft nicht immer im Einklang steht. Häufig überraschen seine Menschen durch ihr Thun, das nicht aus der Natur dieser Menschen entwickelt ist. Seinen Charakteren fehlt zuweilen die psychologische, seinen Handlungen die geschichtliche Wahrheit. In seinen Werken, namentlich in seinen Dramen, wechseln oft duftige, märchenhafte Schilderungen, die trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit vom Hauche der echten Poesie durchweht sind, mit Scenen, die mit den wildesten Instinkten den Menschen zu kokettiren scheinen. So liebt er es auch, das Gute und Schlechte grell zu contrastiren. Er kennt nur vollendete Bösewichter, ausgemachte Schurken und Engel von paradiesischer Unschuld und Reinheit. Ein Romantiker durch und durch, ergreift er das Herz des Lesers,

wenngleich auch nur zu oft der kalte, kritische Verstand dazu den Kopf schüttelt. Er ist voll Widersprüche, die sich aber doch zu einer höheren Einheit zusammenschließen und gerade in ihrem lebendigen Zusammenspiel seine Eigenthümlichkeit begründen. Jókai ist phantasievoll bis zum Phantastischen, allein das Phantastische stellt er dar, als ob es eine Wirklichkeit wäre, die Jedermann mit Händen greifen könne. Wenn er aus irgend einer Verwickelung nicht auf natürliche Weise sich herauszufinden vermag, so kommt es ihm auf eine Unmöglichkeit nicht an.

Jókai wollte Maler werden, und besitzt als solcher die Kunst der Beobachtung und Schilderung im hohen Grade, er kann Alles, was er gesehen, mit wenigen Strichen wahr, lebendig und anschaulich skizziren. Jókai ist ein Grübler, aber zugleich eine ganz naive Natur; er ist Idealist, aber mit einer starken realistischen Ader; er ist Colorist, aber mit der Neigung, die Farbe bis zum symbolischen Ausdruck zu steigern. Seine Sprache ist kräftig und gesund und athmet den würzigen Hauch der heimathlichen Erde. Sein Stil in knappen Sätzen ist zum großen Theil aus dem lebenden Wortschatz des Volkes geschöpft, somit echt ungarisch.

Wie Petöfi, ist auch Jókai der reinste Typus des magyarischen Geistes. Er hat sich frisch hineingelebt in das Volksleben und wußte seine Erfahrungen und Erlebnisse mit erquickendem Humor leicht und klar wiederzugeben, ohne viel zu klügeln und zu philosophiren. So strahlt aus dem krystallhellen Prisma seines Geistes das ungarische Leben in vielen leuchtenden und farbenprächtigen Bildern.

Und so wie Jókai der Dichter, ist auch Jókai der Mensch, so wie er schreibt, so spricht er auch. Auch in seiner Rede ist der pathetische Ernst mit gemüthlicher Laune und fröhlichem Humor gemengt. Seine blauen Augen blicken melancholisch und ein mildes Lächeln schwebt auf seinen Lippen.

Alles in Allem ist Moritz Jókai nicht nur der populärste und fruchtbarste Romanschriftsteller der Gegenwart, sondern er ist auch

eine hochinteressante Persönlichkeit, und der Zauber seines einfachen, wahrhaft poetischen und wahrhaft ungarischen Wesens hat Alle ergriffen, die jemals diesem Manne genaht sind.

XXXIII.

Roman und Drama.

Petöfi hatte sich auch in einem größeren Prosawerke versucht.

Im Jahre 1846 schrieb er einen Roman, den A. Hartleben auf Verwendung von Baron Josef Eötvös in seinem Verlage aufnahm und dafür ein Honorar von 150 Gulden zahlte.

Dem Sensationsbedürfniß jener Zeit entsprechend, wählte Petöfi für seinen Roman den Titel „Der Strick des Henkers".

Das Buch ist wohl nicht so grauenvoll als der Titel vermuthen läßt, doch manche Stellen sind phantastisch bis zur Verrücktheit und pathetisch bis zum Unsinn.

Ein Greis, Mathias Andorlaki, erzählt seine düstere Lebensgeschichte.

Andorlaki liebt Rosa, ein junges Mädchen, und wird von ihr wiedergeliebt. Sein Freund, ein Wüstling und Spieler Namens Ternyei, entbrennt gleichfalls in heftiger Liebe für das schöne Mädchen und sucht das Glück des Freundes zu untergraben. Sein schurkischer Plan glückt. Am Hochzeitstage erscheint er unter den Gästen, um dem Freunde anzukündigen, daß heute die Taufe eines Kindes von Andorlaki's früherer Geliebten Betti stattfindet. Die Braut und die Hochzeitsgäste wollen den Worten nicht Glauben schenken und verfügen sich dennoch in die Kirche; da wußte es Ternyei zu veranstalten, daß ihnen beim Eintritt in die Kirche die Pathen mit dem eben getauften Kinde Andorlaki's begegnen.

Die natürlichen Folgen dieses Scandales waren der Bruch der Verbindung zwischen Rosa und Andorlaki und ein Duell zwischen diesem und Ternyei. Obwohl Ternyei nicht nur ein Schurke,

sondern auch ein Feigling war, ging er trotzdem heil aus dem Zweikampf hervor, während Andorlaki schwer verwundet mehrere Wochen das Krankenbett hüten mußte.

Während dieser Zeit gelang es Ternyei durch seinen Reichthum die Eltern von Andorlaki's Braut so zu verblenden, daß diese ihr Kind zwangen, dem Mörder ihres Glückes die Hand zu reichen. Rosa, im Herzen noch immer dem Geliebten treu, kann das schreckliche Leben an der Seite des verhaßten Mannes nicht auf die Dauer ertragen; in den Wellen sucht sie den Tod, nachdem sie noch die letzte Nacht am Krankenlager und in den Armen Andorlaki's verlebt hat.

Mit dem Tode seiner Geliebten hat Andorlaki's Leben jedes Ziel und jeden Halt verloren, er flieht die Stadt, wo er so Furchtbares erlitten, er sinkt immer tiefer und sucht im Wein sein Leid zu ertränken. Auf seinen Irrfahrten lernt er einen lustigen Kumpan kennen, Kasper Hiripi, der sich mit rührender Anhänglichkeit an den Unglücklichen anschloß.

Die herrliche komische Figur des alten Vagabunden, der fortwährend an kolossalem Durst leidet und in seiner Weinlaune heitere Lebensphilosophie predigt, gehört zu dem Besten, was der fein charakterisirende Pinsel des Dichters geschaffen hat.

Nach zehnjährigem ziellosen Vagabundiren kehrt Andorlaki in seine Heimath zurück. Er rächt sich an Ternyei, indem er ihn im Spiel ruinirt und an den Bettelstab bringt.

Andorlaki's einzige Freude ist jetzt der Sohn seiner inzwischen verstorbenen Geliebten Betti.

Dieser liebt die Tochter Ternyei's. Um den Todfeind in's Herz zu treffen, opfert der schurkische Vater sein unschuldiges Kind, er zwingt die Jungfrau in die Arme eines Wüstlings und treibt dadurch den stürmischen Jüngling zur Ermordung seines Nebenbuhlers. Am Galgen muß er diese That büßen. Ternyei hat wieder über Andorlaki gesiegt. In seiner Wuth tödtet dieser den Dämon seines Lebens und sinnt auf Rache noch über's Grab hinaus.

Andorlaki ist reich und angesehen, mit seinem Vermögen verführt er den Enkel des ermordeten Feindes und macht aus dem hoffnungsvollen Jüngling einen gewissenlosen Verschwender. Als er das große Vermögen, daß ihm Andorlaki zur Verfügung stellte, durchgebracht hatte, wendete er sich wieder an dem Verführer, der ihm gelehrt hatte, daß das Geld keinen Werth habe. Dieser giebt ihm die Weisung, er möge um Mitternacht am Richtplatz nach einem dort verborgenen Schatze graben. Der Jüngling gräbt und gräbt, doch vergebens! Statt gleißendes Gold findet er nur einen hanfenen Strick, den Strick, mit dem vor Jahren Andorlaki's Sohn aufgeknüpft wurde, und den der Vater des Gerichteten in der vorigen Nacht verscharrt hatte. In seiner Verzweiflung darüber, daß er den Schatz nicht gefunden und daß nun seiner ein Leben der Armuth und Schande wartet, thut Ternyei's Enkel, was Andorlaki erhofft und erhängtsich am Galgen. Andorlaki ging zu Ternyei's Grab und sprach:

„Balthasar Ternyei, hörst Du meine Stimme? höre mich, ich bin es, Mathias Andorlaki. Du brachtest meinen Sohn an den Galgen durch den Henker; ich brachte Deinen Enkel an den Galgen durch ihn selbst, an denselben Galgen, an welchem mein Sohn hing . . . mit demselben Strick, der hier in meiner Hand ist, den ich hiermit auf Dein Grab lege. Hänge Dich damit nun auf, wo Du bist, in der andern Welt.“ —

Petöfi ist hier bedeutend schwächer als in seinen poetischen Productionen. Der Roman ist in der Composition nicht viel werth, doch die Kraft der Sprache und die lebendige Erzählung läßt auch in diesem Werke seine Begabung erkennen. Auch in einer verlorenen Schlacht kann ein berühmter Feldherr seine Größe beweisen. Wie im Fieber gehetzt jagen sich die Ereignisse, folgt Effect auf Effect, wird das Düstere vom Unheimlichen, dieses vom Grauenhaften überboten. Nirgends ein tröstendes Licht, das Schuldlose und Reine versinkt hier unrettbar in den Schlamm, kein sittlicher Gedanke leuchtet über diesem Höllenkessel.

Petöfi stattete mit diesem Werke seinen Tribut jener sensationellen Richtung ab, die in Frankreich in den Werken von Sue,

Souillé, Dumas père und Victor Hugo gepflegt wurde. Einzig und allein wegen der Episode des durstigen Philosophen Hiripi verlohnt es sich, Petöfi's Werk der verdienten Vergessenheit zu entreißen.

An die Herausgabe dieses Romanes knüpft sich ein sonderbarer Vorfall. Wie schon erwähnt mußte jedes Manuscript vor der Veröffentlichung, der Censur unterbreitet werden. Als den Censor der belletristischen Werke haben wir bereits Petöfi's Freund, den alten Reseta kennen gelernt. Nach eingehender Prüfung des Werkes bat dieser den Dichter, er möge diesen Roman nicht herausgeben. Er hätte wohl vom Standpunkt der Moral keine Einwendung gegen das Werk, aber — „Glauben Sie mir," sagte der gute Alte, „er ist Ihres Namens nicht würdig." In seiner Herzensgüte machte er sich sogar erbötig, das von Hartleben ausgefolgte Honorar zurückzubezahlen, Petöfi möge an ihn die Schuld in zehn Jahresraten abtragen. Petöfi ging auf diesen Vorschlag nicht ein, er brauchte das Geld nothwendig, auch hatte er vom Werthe seiner Arbeit eine ganz andere Meinung als der gute alte Reseta.

Auch im Drama blühten Petöfi keine Erfolge.

Schon 1845 hatte er für seinen Freund Egressy ein Volksstück Namens „Zöld Marczi" geschrieben. Im Helden, einem bekannten Räuber voll ritterlicher Gesinnung, wollte Petöfi einen ungarischen Karl Moor schaffen. Petöfi hatte das Drama in fünf Tagen und fünf Nächten vollendet. Freudetrunken brachte er es seinem Freund mit den Worten: „Hier ist ein Stück für Deine Benefizvorstellung." Egressy war gerührt von diesem Beweis uneigennütziger Freundschaft; er machte sich gleich an die Lectüre; hierauf umarmte und küßte er ihn und sagte mit freundschaftlicher Offenheit, daß das Stück nicht zur Aufführung tauge. Emmerich Vahot hatte das Drama für eine Bibliothek dramatischer Originalwerke bestimmt und dem Dichter einen Vorschuß dafür ertheilt. Petöfi verlangte später das Manuscript unter dem Vorwande zurück, er wolle es einer gründlichen Umarbeitung unterziehen, nach nochmaligem Durchlesen übte er jedoch eine strenge aber gerechte Selbstjustiz, indem er es vernichtete.

Anfang 1847 erschien im Verlage von Gustav Emich, Petöfi's historisches Drama „Tiger und Hyäne". Diese Tragödie hat die Geschichte des Arader Reichstages unter Béla dem Blinden 1241 zum Inhalte. König Koloman's verstoßener Sohn Borics ist der Tiger und dessen Mutter Predszlawa die Hyäne. Das Drama zeichnet sich durch rasche Handlung, lebhaftes Colorit und kräftige Sprache aus. In dem scenischen Gedicht schlummert dramatisches Leben und ein ethischer Grundgedanke, ohne daß jedoch die tastende Hand sie zu wecken gewußt hätte. Der ideale Aufbau ist verfehlt, die Schwächen in der Charakteristik und in den treibenden Momenten sind handgreiflich.

Die Frage, ob Petöfi in späteren reifen Jahren auf dramatischem Gebiete Größeres hätte leisten können, bleibt dahingestellt. Für seine subjective Natur wäre die strenge Form des Schauspieles stets drückend gewesen. Wenn die Kritik mit Bedauern von diesen Werken scheidet, so liegt der Grund nicht an dem unerfüllten Wunsche, daß Petöfi mehr dergleichen und Besseres hätte schaffen mögeu. Dieses reiche Leben soll nie daran kranken, daß es zu wenig gab.

Petöfi hatte sein geschichtliches Drama im Nationaltheater eingereicht und es wurde zur Darstellung angenommen. Die Rollen waren schon ausgetheilt, als eine rein materielle Frage, die zugleich Petöfi's Stolz charakterisirt, die Aufführung vereitelte. Um eine größere Einnahme zu erzielen, hatte Petöfi verlangt, daß sein Stück bei aufgehobenem Abonnement gegeben werde, die Direction willigte nicht in diese Forderung und setzte das Stück einstweilen vom Repertoire ab. Petöfi wartete eine Zeit lang, dann zog er voll Groll sein Werk zurück. Hierauf ließ er auf dem Umschlagbogen des „Pesti Divatlap" eine geharnischte Erklärung gegen das Nationaltheater abdrucken, worin er gegen jenes Monopol des Directors Szigligeti Protest erhob, der die Stücke des Dramatikers Szigligeti gewöhnlich zur Jahrmarktszeit und bei Abonnement suspendu aufführen ließ, während er Petöfi's Werk nur im Abonnement geben wollte und einstweilen ad graecas kalendas zurückgelegt habe. „Ich bin leider in solchen Verhältnissen," schloß die Erklärung, „daß ich für

ein paar hundert Gulden auch bereit wäre, den Durchfall meines Stückes zu ertragen, doch eine Ungerechtigkeit nicht um eben so viele Millionen."

XXXIV.

Das Decemvirat.

Schon in Szalk-Szent-Márton hatte sich Petöfi mit einem großen Plane getragen. Dieser Plan bezweckte nichts Geringeres als die Emancipation der Literatur von der Vormundschaft der Redacteure. Das Bangen darüber, ob dieser Entschluß sich verwirklichen lasse, hat wohl mit dazu beigetragen sein Gemüth zu belasten. Im Genuß des Augenblicks dachte er früher nicht der kommenden Tage; jetzt ist dieser glückliche Frohsinn dahin. Er will auf eine Karte seine Zukunft und die seiner Freunde setzen. Wird das Spiel gelingen?

Die damaligen belletristischen Blätter entsprachen wenig den Erwartungen der jungen Stürmer und Dränger.

Wirklich abstoßend war die Manier des „Honderü". Das Blatt schmeichelte den vornehmen Kreisen, gebrauchte das Rothwälsch der Gesellschaft, den mit französischen und englischen Worten bespickten Salondialect. Daneben war es das Echo des modernen deutschen Sentimentalismus, dessen Hauptvertreter in der ungarischen Literatur Hiador war.

Das „Pesti Divatlap" betonte im Gegensatz zum „Honderü" die volksthümliche Richtung. Vahot besaß redactionelles Geschick. Sein Blatt war für die ungarische Mittelclasse berechnet und er wußte den Geschmack dieses Leserkreises glücklich zu treffen. Seine Leitartikel waren von nationalem Geiste getränkt, ohne genügend ernst und tief zu sein. Er hatte eine Vorliebe für die französische Romantik, interessirte sich auch für die Geistesströmungen jenseits der Markungen seines Vaterlandes. Als Wortführer alles

Nationalen und Volksthümlichen erhob er Jókai und Petöfi auf sein Schild und vergaß keine Gelegenheit, die Werke derselben der Theilnahme des Publicums zu empfehlen.

Das bedeutendste der drei belletristischen Blätter in Ungarn war Frankenburg's „Életképek“. Adolf Frankenburg leistete der Entwicklung der schönen Literatur durch die Redaction dieser Wochenschrift wesentliche Dienste. Er wußte die besten Kräfte für sein Unternehmen zu gewinnen. Seine Hauptmitarbeiter waren: Vörösmarty und Baron Josika von den Alten, Petöfi und Jókai von den Jüngeren. Frankenburg besprach in seinem Blatte die wichtigsten und entscheidenden Fragen in Staat und Gesellschaft, kämpfte für die nationale Erziehung des Weibes und wendete der Natur- und Völkerkunde größere Aufmerksamkeit zu, indem er Reisebriefe und landschaftliche Schilderungen in sein Blatt aufnahm. Frankenburg veröffentlichte ausschließlich Novellen und Erzählungen ungarischen Inhaltes. Das ungarische Theater bildete eine stehende Rubrik in seinem Blatte und wurde von der Kritik als Culturstätte der Sprache und Literatur gefördert und unterstützt. Auf dem Beiblatte „Irodalmi ör“ (Literarische Wacht) wurden die neuen Erscheinungen auf dem Felde der Literatur besprochen. Frankenburg's Blatt war gehalt-, geist- und geschmackvoll.

Diese drei Zeitungen standen in heftigster Polemik miteinander, oft wegen sehr kleinlicher Ursachen.

Die jungen Schriftsteller schrieben zumeist für die „Életképek“ und für das „Divatlap“. Im „Honderü“ nur Anfangs. Sie schämten sich für ein Blatt zu arbeiten, das ihre Principien bekämpfte, obwohl Petritsevits-Horváth das größte Honorar zahlte. Darüber freuten sich Frankenburg und Vahot. Doch diese Freude war nicht von Dauer. Die freiheitsdurstigen und unbändigen Jünglinge lebten der Ueberzeugung, daß ihre Richtung die volksthümliche und doch künstlerische, die von der französischen Romantik genährte und doch nationale Richtung weder im „Divatlap“, noch aber in den „Életképek“ die entsprechende Würdigung fand.

In Petöfi's Haupte entsprang die Idee, daß die jungen Literaturgenossen, die bisher ihre Kräfte im Dienste dieser drei

Blätter zersplittert hatten, sich zu einem selbstständigen journalistischen Unternehmen vereinigen sollten, um auf diese Weise der Literatur neuen Aufschwung zu geben.

Die junge Literatur war unter Petöfi's Führung eine Macht geworden. Als gewesener Mitredacteur des „Pesti Divatlap“ war er zudem in die redactionellen Geheimnisse eines belletristischen Blattes vollkommen eingeweiht.

Petöfi war durch seine Gedichte der Lieblingssänger des ungarischen Volkes geworden; Obernyik's Dramen wurden durch Preise ausgezeichnet; Jókai's leichte, einschmeichelnde Erzählungsweise hatte bereits seinen Ruf festbegründet; Tompa hatte durch seine Volkssagen einen vollgewichtigen Beweis seiner dichterischen Fähigkeiten erbracht; von Pákh, der unter dem Namen Abel Kaján schrieb, wußten die Freunde, daß er ein geschulter Denker sei und über eine reiche humoristische Ader gebiete, Eigenschaften, denen bisher der Raum zur gehörigen Entfaltung gefehlt. Alle Umstände schienen darauf hinzuweisen, daß die jungen Schriftsteller im vereinten Wirken einen großen Erfolg erringen müßten. Möglich, daß das „junge Deutschland“ von Einfluß auf die Entschließung war, wahrscheinlich, daß auch die pecuniäre Frage nicht außer Acht gelassen wurde.

Sie glaubten, daß sich die Redacteure bisher auf ihre Kosten gemästet hatten. „Wir wollen diesen Blutsaugern beweisen, daß wir uns selbst überlassen, größeren moralischen und materiellen Erfolg erzielen werden als unter der drückenden Vormundschaft dieser geistigen Tyrannen.“ Solche Gedanken beschäftigten Petöfi in Szalk-Szent-Márton ohne Unterlaß. Er theilte seinen Plan den vertrauten Freunden mit, die denselben begeistert aufnahmen. Petöfi übte auf jüngere Freunde, besonders auf seine literarischen Genossen, einen bannenden Zauber aus. Nach und nach wurden zehn der fähigsten Dichter für die Idee einer Schriftstellergenossenschaft gewonnen. Diese waren: Petöfi, Jókai, Tompa, Lisznyai, Pákh, Obernyik, Kerényi, Degré, Berczy und Pálffy.

Das Kaffeehaus Pillvax war das Hauptquartier dieser literarischen Revolutionäre. Hier wurde eifrig über Wohl und Wehe

des neuen Unternehmens debattirt. Nach der Zehnzahl der Mitglieder nannten sie sich „die Decemviren."

Mitte März drang die Nachricht davon in die Oeffentlichkeit und wurde von der Presse vielfach glossirt. Nachdem man sich für und wider diesen Entschluß der Jugend ereifert hatte, erschien endlich die erste officielle Verlautbarung, von den Interessenten unterzeichnet, in den „Életképek". Sie fänden es nöthig bekannt zu geben, daß sie beschlossen, vom 1. Juli 1847 an nicht mehr in die verschiedenen Blätter zu schreiben; ihre Fähigkeiten an größeren Aufgaben erprobend würden sie dieselben in einem gemeinsam zu redigirenden Organ dem Publicum vorlegen, außerdem erklärten sie, daß sie mit diesem literarischen Unternehmen keinerlei Nebenzwecke verfolgten, was Manche behaupteten oder glauben machen wollten. Das neue Blatt soll den Namen „Pesti füzetek" (Pester Hefte) führen.

Je entschlossener diese neuen Eidgenossen waren, desto größer wurde der Aerger und die Verlegenheit der Redacteure. Petricsevits-Horváth verbarg seinen Verdruß unter höhnenden Bemerkungen und suchte die ganze Bewegung lächerlich zu machen; Vahot war guter Dinge und dachte, wartet nur, ihr Himmelsstürmer, ich werde euer heiliges Gelöbniß schon vereiteln, es komme nur der Tag eurer Arbeitseinstellung; nur Frankenburg faßte die Sache mit dem gehörigen Ernste auf, er fürchtete für sein Unternehmen, dem durch den Entschluß der Heißsporne seine besten Kräfte verloren gingen.

Das Glück war den „Decemviren" nicht hold.

Die Zeitung bekam von der Statthalterei keine Concession. Man war der Ansicht, daß für Pest drei belletristische Blätter genug seien, außerdem hatte man auch die vielleicht nicht unbegründete Furcht, daß die jungen Leute den Geist der Opposition, der sich immer stürmischer regte, in ihr Organ tragen würden. Das Gesuch wurde zurückgewiesen.

Nun spielte Vahot seinen Trumpf aus. Er machte sich den Spaß, an dem bestimmten Tag, an welchem gemäß den Verpflichtungen der Decemviren kein Werk mehr von ihnen in den

Spalten einer anderen Zeitung erscheinen dürfe, in seinem Blatte die Arbeiten von fünf der vornehmsten Mitglieder der Verschwörung abzudrucken. Er hatte diese Arbeiten seit geraumer Zeit in seinem Pulte liegen und für diesen Zweck aufgespart. Durch solche kleinliche Rache hatte sich Vahot die Jugend zum Feinde gemacht. Er, der es liebte, sich auf den Förderer der volksthümlichen Literatur und auf den Gönner der jungen Schriftsteller hinauszuspielen, hätte unter allen Umständen die Empfindlichkeit der jungen Leute schonen müssen. Auch Frankenburg hatte gewiß Arbeiten von dem Einen oder dem Anderen vorräthig, doch er war überzeugt, daß er für dieselben früher oder später Verwendung finden würde, ohne die heißblütigen Jünglinge durch einen solchen Schimpf herauszufordern.

Vahot's Streich erregte große Entrüstung bei Pillvax, im Hauptlager der Unzufriedenen. Das Resultat der stürmischen Berathung war, daß Petöfi eine Erklärung verfaßte, die er im Namen der Mitbetheiligten zu Vahot trug, mit dem Verlangen, dieser habe das Schriftstück in der nächsten Nummer seiner Zeitung abzudrucken. Die Erklärung war so scharf abgefaßt und enthielt solch' beleidigende Ausfälle gegen Vahot, daß dieser, der sein Vorgehen als einen gelungenen Scherz betrachtet hatte, die Sache krumm nahm und Petöfi gehörig abkanzelte. Beide kamen hart aneinander, das Ende war, daß Petöfi Vahot forderte. Dieser nahm die Forderung nicht an, worauf Petöfi ihm nicht in der feinsten Weise zu verstehen gab, daß Vahot keinen Funken von Ehrgefühl besäße. Und somit wurden alle Beziehungen zu Vahot abgebrochen.

Petöfi's Plan hatte vollständiges Fiasco erlitten, ehe sich noch die Lebensfähigkeit desselben erweisen konnte. Dieses Fiasco hatte die nicht vorhergesehene Folge, daß die Mitglieder des Bundes gemäß ihres Gelöbnisses durch ein Jahr für keine Zeitung arbeiten durften und sie waren doch mehr oder minder auf das Honorar angewiesen. Der einzige Ausweg aus dieser Sackgasse war, sich gegenseitig des gegebenen Wortes zu entbinden, doch aus falscher Scham wollte Keiner den Vorschlag machen. Sie fürchteten auch, und mit Recht, daß das Interesse des Publicums

für sie erkalten würde, wenn sie nicht mit demselben in fortwährendem Contacte blieben. Diese kritische Lage wußte Frankenburg geschickt auszunützen, indem er an den „Rath der Zehn“ ein verbindliches Schreiben richtete, worin er sie auf den Schaden aufmerksam machte, der durch ihr Stillschweigen der nationalen Literatur erwachsen würde. Ihre Thätigkeit sei eine moralische und patriotische Pflicht, sie mögen alle Nebeninteressen bei Seite lassen und ihre Arbeiten jenen der Blätter überlassen, die mit ihrer Richtung und Ueberzeugung am Meisten übereinstimmen.

Diese freundschaftliche Aufforderung hatte das Resultat, daß die Gesellschaft sich mit Stimmenmehrheit als aufgelöst erklärte. Weil Frankenburg der ganzen Bewegung gegenüber sich würdig benommen, und weil er durch sein Schreiben die jungen Leute aus einer großen Verlegenheit befreit hatte, fühlten sich diese ihm gegenüber verpflichtet und sagten ihm ihre Mitarbeiterschaft zu. Nur Obernyik war nicht zu capacitiren, in seiner puritanischen Strenge hielt er sein gegebenes Wort aufrecht und schrieb durch ein ganzes Jahr für kein Blatt.

Nun blieb nichts mehr übrig, als zu den alten Verhältnissen zurückzukehren. Die jungen Leute machten gute Miene zum bösen Spiel und faßten die ganze Sache von der komischen Seite auf, daraufhin zielt die spöttische Frage Lisznyai's: „Ob Niemand die Geschichte dieser „Zehn“ schreiben wolle.“ „Das hat schon Louis Blanc in seiner „histoire de dix ans“ gethan,“ antwortete Pákh (dix ans als dix anes geschrieben, Geschichte der zehn Esel).

Die Gesellschaft hat keine Spur in der ungarischen Literatur hinterlassen und ist eigentlich nur dadurch von Interesse, weil aus dieser Gruppe einige tüchtige Schriftsteller erwuchsen.

Nun öffnete sich den jungen Talenten wieder in Frankenburg's Blatt ein Raum zur Entfaltung ihrer Thätigkeit, und sie gingen nach dem tragicomischen Intermezzo wieder mit froher Laune an die Arbeit. Jókai eröffnete mit einer humoristischen Erzählung den Reigen, gleichzeitig theilte Frankenburg seinen Lesern die Nachricht mit, daß Petöfi, von einer Reise zurückgekehrt, ausschließlich für die „Életképek“ arbeiten werde, er, Frankenburg, sei in der

glücklichen Lage, demnächst einige poetische Perlen dieses genialen Dichters zu veröffentlichen.

Petöfi begann seine Thätigkeit mit einem kleineren Gedichte, dem bald die Rhapsodie „Der Wahnsinnige" folgte. Und für die Folge erschien keine Nummer, die nicht von Petöfi Beiträge gebracht hätte.

Frankenburg erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, daß ihn eines Abends die Dichter Tompa, Jókai und Petöfi besuchten, um mit ihm in den Nemzeti kör (Nationalclub) zu gehen. Es wurde dort während des Winters jeden Monat ein geselliger Abend arrangirt.

Jener Abend bot ganz besonderes Interesse. Die geistige Elite der Hauptstadt hatte sich ein Rendez-vous gegeben, auch mancher Gast aus der Provinz war erschienen. Um Vörösmarty gruppirten sich Petöfi, Tompa, Jókai, Egressy, Frankenburg u. a. Männer des Tages. Es wurde musicirt, gesungen und declamirt. Egressy declamirte unter stürmischem Beifall Petöfi's Gedicht „Der Wahnsinnige".

Petöfi war Gegenstand der größten Begeisterung. Die anwesenden Fremden beeilten sich, ihn kennen zu lernen und zu umarmen. Dieser Abend wog ein Lebensglück auf.

Aus Dankbarkeit schrieb Petöfi die Rhapsodie eigenhändig in Egressy's Declamirbuch ein, das 1879 in Klausenburg aufgefunden wurde. —

Frankenburg äußert sich auch über die damaligen Honorarverhältnisse.

Für selbstständige Arbeiten wurden im vormärzlichen Ungarn 16 bis 25 Gulden per Bogen, für Gedichte 2 bis 20 Gulden gezahlt. Frankenburg hatte halbjährig zwei Preise ausgeschrieben, und zwar zehn Ducaten für die beste Novelle und vier Ducaten für das beste Gedicht. So hatte Petöfi schon im Jahre 1844 für seine „Erlauer Klänge" vier Ducaten erhalten.

Frankenburg schreibt: „Ich pflegte den Mitarbeitern häufig Vorschüsse zu geben, Petöfi nahm nie einen Vorschuß in Anspruch, benöthigte er Geld, so setzte er sich zum Schreibtische hin und in kurzer Zeit war ein solches Gedicht geschrieben, für welches ich

gerne tiefer in den Sack griff. Für seine Gedichte war kein bestimmter Preis festgesetzt, nur für die „Reiseskizzen" hatte er 25 Gulden verlangt, er war immer mit dem, was ich ihm gab, zufrieden. Er wußte, daß ich ihn als meine beste Kraft schätzte und meinen Verhältnissen gemäß honorirte. „„Begnüge Dich damit, mein Sohn,"" sagte ich ihm, — „„ich kann ja nicht Einen Deiner herrlichen Verse mit Geld bezahlen."" Petöfi nahm dies nicht als Schmeichelei, er wußte, daß ich nicht die Absicht gehabt, eine solche zu machen, auch habe ich im überzeugendsten Tone gesprochen — und er liebte und achtete mich."

XXXV.

Liebesleben.

Die Vereitelung der Idee, die Petöfi's Kopf entsprungen war, und an deren Verwirklichung er so schöne Hoffnungen geknüpft, mußten einen so leidenschaftlichen Menschen mächtig erregen. Eine Unlust hatte ihn erfaßt. Er sehnte sich fort, um in der Ferne wieder Ruhe zu finden. Im Herbste 1846 machte er zu diesem Behufe eine Erholungsreise in die östlichen Comitate des Landes.

Diese Reise war für das Leben des Dichters von entscheidender Bedeutung. —

Aus seinem unbefriedigten Liebesbedürfniß heraus hatte er bereits zwei Liebescyklen gesungen. Immerfort quälte ihn der Gedanke, wie seine einstige Braut ausschauen werde.

> Ob sie blond, ob braun von Locken?
> Schwarz von Augen oder blau?
> Schlank gewachsen wie die Ceder,
> Oder üppig ist von Bau?
>
> Ob Blondine, ob Brünette,
> Schön sind beide, wenn sie schön —
> Wie erst dann, wenn Mild' und Güte
> Ihre Reize noch erhöh'n!

Solch' ein Lieb' schenk' mir, o Schöpfer,
Mag es sonst wie immer sein:
Ob's nun blond ist oder braun ist,
Ob's nun groß ist oder klein.

Der jugendliche Sänger, der im tollen Uebermuth von schrankenloser Wanderlust, von wilder Lebenslust und wechselndem Liebesglück gesungen, träumt nun in gefühlsinnigen Strophen vom stillen Glück am häuslichen Herd.

Auf dieser Reise lernte Petöfi ein junges Mädchen kennen, und nun begann eine wahre und tiefe Neigung in seinem Herzen Platz zu greifen.

In Szathmár war Petöfi bei einem Freunde und Berufsgenossen Andreas Papp abgestiegen, von hier besuchten sie am 8. September den Dichter und Publicisten Ignatz Riskó in Nagy Károly.

Im Gasthause, wo die Freunde soupirten, saß am Nebentische ein junger Mann, mit dem sich Riskó unterhielt, auch Petöfi mischte sich in die Unterhaltung. Einer der Freunde stellte Petöfi den Tischnachbar als den Grafen Alexander Teleki vor.

„Sie sind der erste existirende Graf, mit dem ich spreche," sagte Petöfi.

„Sprachen Sie vielleicht schon mit nichtexistirenden?" erwiderte Teleki.

„Ein solcher war ich selber in meiner Comödiantenzeit."

Graf Teleki, ein warmfühlender Patriot und großer Verehrer von Petöfi's Dichtungen, war glücklich über die Begegnung, und da Petöfi ihm gefiel, so dutzte er ihn sogleich.

„Nun Freund, mit mir hast Du nicht viel gewonnen, denn ich bin auch nur ein wilder Graf." (Darunter meinte er, daß er auf das Vorrecht der Geburt nicht viel gäbe.)

Petöfi schaute dem Grafen tief in's Auge, dann reichte er ihm die Hand. Eine solche Antwort hätte der Demokrat von dem Aristokraten nicht erwartet.

Die Freunde setzten sich zusammen und leerten die Gläser auf

die neue Freundschaft. Bevor Graf Teleki aufbrach, lud er Petöfi ein, ihn auf seinem Gute Koltó zu besuchen.

Papp und Petöfi waren nach Nagy Károly gekommen, um auf einer Tanzunterhaltung, die für diesen Tag angesetzt war, die Gesellschaft des Comitates kennen zu lernen. Petöfi war kein Freund solcher Vergnügungen, das war vielleicht die erste, jedenfalls aber die letzte Tanzunterhaltung, die er mitgemacht. Das Gesprächsthema der jungen Leute drehte sich, wie leicht zu denken, um die Schönen der Umgebung. Riskó, ein junger Mann von elegantem Aeußern und feinen Manieren, war bei den Damen gern gesehen, er konnte daher den Freunden genügende Aufklärungen ertheilen. Eigentlich seien nur zwei Mädchen besonderer Beachtung werth: Maria Térey, ein schönes Mädchen, hier, in Nagy Károly zu Hause, und deren Freundin Julia Szendrey, die vielleicht weniger schön sei als Maria, aber geistreicher und liebenswürdiger. Julia sei im nahen Erdöd zu Hause, einem Schlosse aus der Zápolyaer Zeit. Da Petöfi ein Freund alter, verwitterter Burgen sei, würde sich's wohl verlohnen, einmal einen Abstecher dahin zu machen.

Riskó stellte auf jener Tanzunterhaltung seinen Freund den beiden Mädchen vor.

Petöfi's Erscheinung hatte nicht jenen bezwingenden Zauber, der eine Liebe auf den ersten Blick gerechtfertigt hätte. Sein Herz, vom Stachel der verschmähten Liebe verwundet, war kaum vernarbt. Der tobende Schmerz hatte sich in milde Trauer aufgelöst, die dem wenig anziehenden Antlitz einen ergreifenden Zug verlieh. Er sehnte sich nach einer neuen Leidenschaft. Petöfi war ein Mensch, der der Liebe bedurfte, sie bot ihm Lebenswärme. Sein leicht entzündbares Herz fing beim Anblick des schönen Mädchens gleich Feuer und Flamme.

Julia zeichnete sich nicht nur durch ihre äußeren Reize aus, sondern sie erregte auch seine Bewunderung durch ihre geistige Begabung.

Er, der in seiner maßlosen Selbstüberhebung geglaubt, daß sich jedes Mädchen, dem er sich nahe, durch seine Liebe beglückt

fühlen müsse, beugte sich nun demüthig vor der Jungfrau; er, der so selten liebenswürdig war, versuchte es nun zu sein, muthig und waghalsig sonst, war er nun befangen beim Anblick von so viel Liebreiz. Er wurde noch linkischer und unbeholfener als sonst. Julia übersah dies, sie war innerlich so bewegt, daß sie nicht Zeit fand, sich viel um die Aeußerlichkeiten zu bekümmern. Sie war glücklich, den Jüngling kennen zu lernen, dessen Dichtungen sie entzückt hatten. Sie hätte nicht Weib sein müssen, um nicht zu fühlen, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht. Sie brauchte nur in sein Auge zu schauen, um die stumme Sprache seines Herzens zu verstehen.

War es Liebe, was das Herz der Jungfrau bewegte? Hätte sie Petőfi auch geliebt, wenn er ihr unter einem anderen Namen gegenüber getreten wäre, hätten seine persönlichen Eigenschaften je einen Eindruck auf sie machen können?

Wie dem immer sei, die wenigen Stunden waren entscheidend, entscheidend für's ganze Leben.

Julia, die sich beherrschen konnte, blieb äußerlich kalt, sie verschloß ihre heißen Gefühle tief in der jungfräulichen Brust. Petőfi war wortlos in seinem Glück, mit glühenden Augen verzehrte er die geliebte Gestalt. Er brach bald auf, denn er drohte in der Fülle seines Glückes zu ersticken. Papp und Riskó sahen allein die jauchzende Lust des Freundes, sie lächelten über die Exaltation, mit welcher er von dem Mädchen sprach.

Schon die nächsten Tage besuchte Petőfi mit Riskó die Eltern Julia's.

An der Grenze des Szathmárer Comitates, in der Nähe hundertjähriger Wälder, die Siebenbürgen von Ungarn trennen, liegt Erdöd, die große Besitzung des Grafen Ludwig Károlyi.

Aus dem Dunkel der alten Buchen und Eichen hebt sich das Schloß in scharfen Umrissen ab. Das Schloß wurde im 15. Jahrhundert von Berthold Drágffy, Zápolya's mächtigem Anhänger, erbaut. Gar oft wogte um den Mauern dieser Feste ein heißer Kampf und von den Wällen und Zinnen wurde Tod und Verderben in die stürmenden Reihen geschleudert. Das 17. Jahrhundert

sah hier zum letzten Male blutigen Kampf, aber auch zum letzten Male glänzendes ritterliches Leben.

Mit den Zeiten hatte das Schloß seinen Herrn gewechselt, und mit dem neuen Herrn war auch ein neuer Geist eingezogen. Alles hat sich verändert. Wo Kampf, Macht, Glanz und Herrlichkeit gewesen, da waltet nun Friede, Fleiß und Ordnung. Das Volk wird noch in Dienstpflicht gehalten, doch nicht in Sklaverei wie ehedem, es opfert nun dem Herrn statt mit seinem Blute, mit seinem Schweiße. Ein romantischer Hauch lag über die Gegend gebreitet, und wenn die Blätter der Waldesriesen rauschten, war es, als erzählten sie sich von einer glänzenden Vergangenheit.

In den 40er Jahren war das Schloß in ein Wirthschaftsgebäude umgestaltet. Aus den Sälen wurden Dienstwohnungen, Amtsstuben und Getreidespeicher gemacht. Nur ein Raum blieb seiner alten Bestimmung erhalten, die Schloßcapelle mit ihrem Altar und ihren wurmstichigen Betstühlen.

Im westlichen Theile des Schlosses wohnte der Verwalter Ignatz Szendrey mit seiner Familie, der Gattin und zwei Töchtern.

Einen trauteren Familienkreis konnte man sich kaum denken.

Die Fenster der behaglichen Wohnung öffneten sich auf einem alten verwahrlosten Wildpark. Hundertjährige Bäume breiteten ihre schattigen Arme aus. Nachtigallen nisteten in ihren Zweigen. Wilde Rosen rankten die Mauern hinan und umrahmten das Thurmfenster, aus dem gar oft ein anmuthiges Mädchenbild schaute.

Julia, die älteste Tochter des wackeren Gutsverwalters, war ein ebenso schönes wie eigenthümliches Mädchen. Ihr schwärmerisches, überspanntes Wesen gedieh in diesem romantischen Luftkreis. Sie betrachtete geringschätzig das wirthschaftliche Leben und Treiben, das kleinbürgerliche Gehaben ihrer Umgebung. Ihr Geist strebte nach Höherem, ihre Einbildungskraft schuf sich eine neue Welt. Sie lebte mehr in sich hinein als in die Welt hinaus.

Ignatz Szendrey war ein gastfreundlicher Mann. Die Gutsbesitzer der Umgebung kamen oft, um sich bei dem verständigen Landwirth Raths zu erholen. Und mit den Vätern kamen auch die Söhne. Julia war von einer fascinirenden Anziehungskraft

auf die Jugend des Comitates. Doch die spröde Schöne konnte die vornehmen jungen Leute, die sich mit herablassender Huld um die Gunst der Verwalterstochter bewarben, unbarmherzig verlachen und verspotten. Sie wußte und fühlte früh schon ihren inneren Werth und wollte sich nicht dem ersten Besten zum Weibe hingeben, der auf seine volle Tasche klopfte. So kalt und abweisend sie auch gegen diese Bewerber war, so lieb und mädchenhaft benahm sie sich gegen die armen Wirthschaftsbeamten, und übermüthig konnte sie mit den Kindern der Hausleute herumtollen.

Julia war ein psychologisches Räthsel sich und andern, ein Räthsel, das noch seiner Lösung harrt.

Sie, die in Folge ihrer äußeren und inneren Vorzüge den Mittelpunkt einer erlesenen Gesellschaft hätte bilden können, fühlte sich am glücklichsten und zufriedensten am Claviere, bei den Blumen ihres Gartens oder im Schatten der alten Bäume. Ein denkendes Geschöpf, dachte sie mehr, als Mädchen ihres Alters gemeinhin zu denken pflegen, und all' die Gedanken, genährt durch den überschwänglichen Stil ihrer Lieblings-Schriftstellerin George Sand, wogten im Köpfchen wirr durcheinander. Eine eigenthümliche Empfindung von Schmerz und Lust, ein Unbefriedigtsein an Welt und Leben erfüllte ihr Herz und eine Unruhe erfaßte ihr ganzes Wesen. Bald setzt sie sich an's Clavier, um nach einigen Accorden wieder aufzuspringen, an das Fenster zu eilen und sehnsüchtig und doch ziellos in die Ferne zu starren, bald nimmt sie Heine und Byron zur Hand und saugt das süße Gift dieser Bücher mit Wollust in ihre Seele. Ihrem Tagebuche vertraute sie ihr geheimstes Empfinden an. Sie schreibt gedankenvoll und bilderreich, oft unklar und verworren. Mächtige Gedanken ringen vergeblich nach Ausdruck, und diese gewaltigen Ideen erschüttern das Gleichgewicht ihrer Seele und trüben ihre Herzenseinfalt.

Ihre einzige Freundin wohnt in Nagy Károly. Maria Térey, eine reiche Gutsbesitzerstochter, war eitel und coquett und liebte Glanz und Prunk. Auch Julia war eitel, doch nicht auf ihren Körper, sondern auf ihren Geist. Beide Mädchen waren stolz und

überspannt, beide starke Seelen und doch zu schwach, um je glücklich zu werden.

Petöfi und Riskó wurden von den Szendrey's über Mittag zurückgehalten. Dieser Besuch verlief, wie jeder erste Besuch zu verlaufen pflegt, vielleicht noch steifer und förmlicher, weil sowohl die Tochter des Hauses, wie der Gast die innere Bewegung durch ein gleichgiltiges Benehmen zu maskiren trachteten. Außer Riskó hatte wohl Niemand eine Ahnung von dem, was in den Herzen der Beiden vorging. Selbst das Mutterauge wurde getäuscht. Wer hätte auch denken mögen, daß dies schöne, wohlhabende Mädchen, das so viele vornehme Freier zurückgewiesen hatte, sich in diesen bleichen unscheinbaren Menschen vernarren würde.

Nachmittags fand der Dichter Gelegenheit, sich gegen Julia auszusprechen. Glückstrahlend kehrte er nach Szathmár zurück.

Petöfi hatte gefunden, was er gesucht, Julia, was sie ersehnt.

Er verblieb einige Wochen theils in Szathmár, theils in Nagy Károly, als könnte er sich von der Nähe der Geliebten nicht losreißen.

Julia vertraute den Eindruck, den Petöfi auf sie gemacht, nur ihrer Freundin Maria. Diese sucht den Eindruck noch zu erhöhen, und einem echt weiblichen Zuge folgend, dünkte sie sich auserlesen, die Beiden zu einem Paare zu machen.

Nach Petöfi's Abreise wurde Julia noch ruhiger und ernster denn je. Häufig suchte sie die Einsamkeit des Waldes auf, mit sehnsüchtigen Blicken sah sie vom Söller in die Weite. In ihren Briefen schickte sie dem Geliebten ihre Seele, und dem Tagebuche vertraut sie die Geschichte ihrer Liebe an.

Am 29. September schreibt sie: „Ach könnt' ich ihn nur so lieben, wie er es verdient, geliebt zu werden.“

Petöfi schrieb in Julien's Stammbuch ein Gedicht, in welchem die Gefühle des Dichters noch wie durch einen Schleier hervorschimmern. — Wie die Wolken nach Osten ziehen, der Heimath der Morgenröthe, so zog auch den Dichter eine geheime Ahnung ostwärts. —

Doch in den Liedern, die in jener Zeit entstanden, äußert sich

schon die Liebe des Dichters in ergreifenden Tönen. Von der Kraft dieses Gefühles giebt die Strophe Ausdruck:

> Nicht die erste Liebe lodert
> Mir im Herzensgrunde;
> Doch daß es die allerletzte,
> Schwöre ich zur Stunde. (Max Farkas.)

Ein andermal singt er wieder:

> Du braune Maid bist meiner Seele
> Und meiner Augen heller Schein!
> Bist meiner beiden Welten Hoffnung,
> Die einz'ge Hoffnung Du allein!
> Doch wenn auch diese einz'ge Hoffnung
> Dahin mir schwände wie ein Traum:
> Auf Erden wär' ich nimmer glücklich
> Und glücklich nicht im Himmelsraum.
> (Max Farkas.)

Wenn Petöfi an seine Julia denkt, sind seine Gedanken Blumen und Blüthen, als den Lippen seiner Julia das erste Ja entflieht, fragt er sich ganz erstaunt, ob er es wirklich sei, der schon so viel Leid's erfuhr. Du die Meine, ich der Deine, ist fortan die Summe seiner Weisheit.

Petöfi fuhr nach Koltó, um seinen neuen Freund zu besuchen. Die Schönheit der Gegend entzückte Petöfi.

Koltó ist ein einfaches Dorf, doch die Umgebung wie die Lage der ganzen Kövárer Gegend ist herrlich. Der Ort liegt auf einer Anhöhe. Unten schlängelt sich die Lápos, die für gewöhnlich ruhig ihren Lauf nimmt, doch nach starken Gewittern verheerend das Land überschwemmt. Das Flußthal erschließt für Koltó einen freien Ausblick. Die Häuser des Dorfes stehen im Schatten alter Bäume.

Die Dörfler sind Walachen, ein stumpfsinniges Volk, dem gegenüber die Natur sehr freigebig verfuhr, als sie über diese Gegend ihre landschaftlichen Reize ergoß.

Das Herrenhaus steht auf einer Anhöhe, am Fuße derselben ist ein weiter Wiesenplan mit Gruppen alter Eichen, dazwischen schlängelt sich der Bach, jenseits des Baches erheben sich sanft

ansteigende Hügel, die mit Pflaumenbäumen bewachsen sind. Bei klarer Luft sieht man die Thürme von zwölf Dorfkirchen und man hört die Glockenklänge bis hierher. Weit im Hintergrunde bildet die mächtige Gebirgskette der Karpathen einen würdigen Rahmen zu diesem schönen Landschaftsgemälde.

Petöfi schreibt: „Koltó ist ein kleines Dorf im Kövárer Gebiete im Láposthale, von Nagybánya eine Stunde entfernt. Die Gegend ist so schön, als hätte die Natur sie nach meiner Phantasie erschaffen."

Petöfi hatte es gut getroffen, es waren herrliche Herbsttage. Der Monat October ist die schönste Zeit in dieser Gegend.

Graf Teleki war der liebenswürdigste Hausherr und sorgte für angenehme Zerstreuung. Petöfi fühlte sich bald ganz zuhause in dem prächtigen Heim des Grafen mit dem Demokratenherz, wie er seinen Freund zu nennen pflegte. Beim schwarzen Kaffee, die Pfeife im Munde, disputirten sie über Dies und Jenes, über Welt, Politik und Literatur, sie spazierten den Fluß entlang, oder bis zum Waldessaum, oder sie ritten miteinander aus, was für unseren Dichter ein angenehmer Zeitvertreib war, ja sie gingen sogar auf die Jagd, Petöfi zwar nur dem Freunde zulieb.

Als Petöfi nach Koltó kam, wurden dort gerade Conferenzen in Frage der Zugehörigkeit einiger Comitate nach Ungarn oder Siebenbürgen abgehalten. Der Einladung waren viele patriotisch fühlende Männer gefolgt, stritt man sich doch selbst in der Ferne über diese Angelegenheit.

Die widersprechenden Meinungen wußte Petöfi in einem schönen Gedichte zu vereinigen. Er las das Gedicht „In Siebenbürgen" in der Versammlung vor und rief die jubelnde Begeisterung der Anwesenden wach. — Der Dichter ist bekümmert darüber, daß sein Vaterland in zwei Reiche zerrissen ist, in Siebenbürgen und Ungarn, da doch beider Reiche Volk das ungarische. Mit Prophetenblick sieht er in die Zukunft. Schwanger ist die Zeit, und große Tage wird sie bald gebären. Hätten wir stets treu zusammengehalten, so müßten wir nicht so viele Thränen weinen, wenn wir mit zitternder Hand die düsteren Seiten unserer Geschichte um-

blättern. Nur Einigkeit verleihet Kraft. Dies sollten die Ungarn wohl erwägen. —

Unter dem Eindruck dieser Dichtung verließen die Gäste das Castell. Der Dichter hatte Allen aus der Seele gesprochen. Die Hauptsache sei nicht, wohin das eine oder andere Comitat gehöre, sondern daß sich Ungarn mit Siebenbürgen vereinige.

Man lud den Dichter bald hierher, bald dorthin, doch er erklärte, er müsse sich in Koltó erholen und blieb daheim. Er rührte sich auch nicht vom Platze, nur dann und wann ritt er auf einem hohen Grauschimmel nach Nagybánya und Berkecz. Petöfi fühlte sich in Koltó glücklich, er hatte einen trefflichen Freund zur Seite und jenseits der blauen Berge wohnt ja die Geliebte.

Familienangelegenheiten beriefen den Hausherrn nach Klausenburg. „Ich muß fort, Bruderherz," sagte der Graf zu seinem Gaste, „bis ich zurückkomme, sei Du der Plenipotentiarius auf meiner Domäne."

„Gut, doch laß nicht zu lang auf Dich warten. Bin ich allein, so erfaßt mich die Wuth des Versedrechselns, während wir zu Zweien, mit einigen Gläsern 34er Weines, dies schwarze Gespenst bekämpfen."

Junker Sándor, wie Petöfi von den Castellbewohnern genannt wurde, verbrachte größtentheils seine Zeit mit Lectüre. Er schrieb damals: „In Koltó quälen einen weder die Verleger noch die Redacteure um die Groschenlieder, und den Kritikern laß ich die Zähne stumpf werden." Die ganze poetische Auslese jener Koltóer Tage bestand nur aus sieben Gedichten, in denen er die Liebe, die Freiheit und die Natur besingt.

Petöfi irrte oft gedankenvoll im Schatten des Weidenwäldchens am linken Ufer der Lápos, er schaute den Bauern zu, die mit der Nachmahd und mit dem Maisbrechen beschäftigt waren. Manchmal setzte er sich auf einen Heuschober und las im hellen Sonnenschein. Sonntags ging er, sein Pfeifchen paffend, in's Dorf, die Bauern am Kirchgang musternd. Und manch' schönes Mädchen wurde durch sein munteres Geplauder aufgehalten und hatte Messe versäumt, ehe sie sich's versah. Der geistliche Herr rümpfte wohl

die fromme Nase, daß der Gast des gnädigen Herrn statt seine Predigt zu hören an der Kirchenthür vorbeiging.

Als wahrer Freund des Volkes nahm sich Petöfi stets der Unterdrückten und Enterbten an. In Koltó war ein junger Zigeuner, der Petöfi im Kutschieren unterwiesen hatte. Der junge Mann war früher Kutscher bei einem Dorfwucherer. Als dieser einmal einen Schuldner exequiren ließ, wollte dieser den Blutsauger niederschießen, doch der treue Dienstbote warf sich zwischen seinen Herrn und dessen Bedroher und fing mit seiner Brust die Kugel auf. Der Zigeuner starb nicht an der Wunde, sondern genas nach geraumer Zeit. Als er aus dem Lazareth geheilt entlassen wurde, suchte er seinen früheren Brotherrn auf, um wieder bei ihm in den Dienst zu treten. Der herzlose Wucherer konnte jedoch den geschwächten Menschen nicht mehr brauchen und jagte ihn davon. Wo hätte der arme Teufel Zuflucht finden können als bei dem menschenfreundlichen Grafen Teleki? Dieser nahm ihn als überzähligen Kutscher in seine Dienste. In Folge eines unglücklichen Zufalles brach jedoch später wieder die Wunde des Armen auf und er starb daran. Petöfi hatte den jungen Zigeuner liebgewonnen, und dessen Leidensgeschichte begeisterte ihn zu einer schönen Romanze. Dies Gedicht ließ Petöfi in Koltó zurück, wo es in Verlust gerieth.

In dieser Zeit erwachte auch Petöfi's dichterische Begeisterung für ein Zigeunermädchen.

Man begegnet unter diesen Epigonen der altindischen Parias oft den herrlichsten Frauengestalten. Das Zigeunermädchen ist schlank wie eine Erle, voll herrlichen Ebenmaßes in den Formen, rhythmisch frei und ungezwungen in den Bewegungen. Hände und Füße sind zierlich gebildet, die Stirne ist gewölbt und ausdrucksvoll, die Haut wie helles Erz, hat jenes warme, zwischen hellem Goldgelb und Bronzebraun stehende frische und gleichmäßige Incarnat; das dunkle große Auge ist schön geschnitten, von langer Wimper überschattet und im Glanze schwimmend.

So war auch Pila Aniko, das schöne Zigeunermädchen von Koltó.

Petöfi fand ein herzliches Wohlgefallen an dem schönen Kinde.

Vielleicht hatte das Mädchen dies Wohlgefallen falsch gedeutet, denn ihr ganzes Wesen im Verkehr mit Petöfi athmete gluthvolle Hingabe. Als Dichter mag er wohl den bezwingenden Reiz dieser verführerischen Mädchenschöne empfunden haben, doch sein Herz hatte an diesem Gefühle keinen Theil. Er war durch seine Liebe zu Julia vor jeder Verführung gefeit.

Die Castellbewohner bedauerten sehr, als der junge Herr eines Tages sein Bündel schnürte, um über Debreczin nach Pest zu fahren. Sie nöthigten ihn zu bleiben, wenigstens bis der Herr zurückkomme, doch vergebens, er ließ sich nicht halten.

Damals schrieb Petöfi an Jókai: „Die drei Wochen, die ich hier zugebracht, sind unter Brüdern drei Himmelreiche werth."

Während Petöfi in den östlichen Comitaten des Landes verweilte, hatte er seine Angebetete einige Male gesehen, gewöhnlich an einem dritten Ort, wohl bei Maria Térey in Nagy Károly, die sich ja als den Schutzgeist der beiden Liebenden betrachtete und auch die Correspondenz vermittelte. Der Dichter war der Freundin für diese Liebesthaten dankbar, in ihr Stammbuch schrieb er, ob ihm nun die Zukunft Glück oder Unglück brächte, so hätte er ihr die größte Freude oder das größte Leid seines Lebens zu verdanken.

So unermeßlich glücklich Petöfi im Bewußtsein gewesen, daß Julia seine heiße Liebe erwiederte, und so ungekünstelt, naiv und herzerquickend sich diese Liebe in seinen Versen auch äußerte, so muß doch bald Etwas zwischen den Beiden vorgefallen sein, was das reine Glück getrübt.

Die ganze Zeit war für Julia eine Zeit der Aufregung. Hoffnung und Enttäuschung bewegten abwechselnd ihr Herz, dazu gesellte sich noch die Ueberzeugung, daß die geliebten Eltern unmöglich mit ihrer Wahl einverstanden sein würden. Vielleicht mischten sich auch in ihre überschwänglichen Gefühle prosaische Bedenken über den schwankenden Charakter des Geliebten und über die trüben Aussichten in die Zukunft.

Der Widerstreit dieser Gefühle äußert sich in ihrem ganzen Wesen. Bald ist sie in ihrem Benehmen von überströmender

Zärtlichkeit und Liebe, bald sucht sie durch kühle Zurückhaltung seiner stürmischen Gluth zu wehren. Daß zwei so leidenschaftliche, exaltirte Menschen häufig nahe daran waren, ihr Verhältniß zu lösen, ist leicht begreiflich. Petöfi wurde, trotz aller Mißverständnisse, immer wieder durch seine flammende Liebe zu dem Mädchen zurückgeführt. Und Julia verzieh dem Dichter, was sie den Menschen wohl nie verziehen hätte. Das überspannte Mädchen sah in dem Poeten denjenigen, der sie aus der Welt der Prosa erlösen werde. Was sie für Liebe hielt, war vielleicht nur Eitelkeit.

Den eigenthümlichen und wechselvollen Zustand der beiden Herzen entnehmen wir aus Petöfi's Gedichten und Julien's Briefen und Tagebuchblättern.

Petöfi taumelt zwischen Hoffnung und Enttäuschung und kann nicht die Ruhe seiner Seele finden.

> Qual und Hoffnung zünden wieder
> Fackeln an in meiner Brust — — — — —
> O, dies Mädchen ist ein Räthsel,
> Und sein Herz ein tiefer See,
> Ob auch noch so scharf mein Auge,
> Diesen Grund ich nie erspäh'.
> Mädchen, ach, umsonst Dein Räthsel
> Zu enthüllen ich versuch',
> Eines bist Du mir von Beiden:
> Himmelssegen oder Fluch.

Petöfi's Gedichte werden uns erst begreiflich, wenn wir Julien's Briefe und Tagebuchblätter aufmerksam lesen und die Daten mit einander vergleichen. Schade, daß Julia die Briefe, die sie mit Petöfi gewechselt, später vernichtete. Diese Briefe wären interessante Documente für die Naturgeschichte des Menschenherzens gewesen. Es standen mir nur jene Briefe zu Gebote, die Julia an ihre Freundin Maria gerichtet, und das Fragment ihres Tagebuches, das schon 1847 in den „Életképek" veröffentlicht wurde:

„Erdöd, am 10. October 1846. Wer könnte wohl meine Gefühle erklären? Die Liebe muß doch Lust gewähren und ich empfinde nur Schmerz. Ich bin überzeugt, daß ich jede Minute jener Tage bitter bereuen werde, die ich mit ihm verbracht habe.

Die Erinnerung wird zum Gifte, das dem Trunke aller meiner Freuden beigemengt ist. — — — — Ich leide unaussprechlich und nicht im Herzen, ich glaube in der Seele. Es ist nicht jener versengende Schmerz, der desto geringere Spuren hinterläßt, je glühender er in uns wüthet, sondern ein tiefer, tiefer Schmerz, der jeden Trost, jeden Vernunftschluß in Abgrundtiefen wirbelt. — — — — Doch es giebt Etwas, was mir, wenn ich später ruhiger von der Sache denken kann, als Trost erscheinen wird und das ist das Bewußtsein, daß ich in seinem Herzen nicht absichtlich Hoffnungen geweckt, die ich nicht erfüllen kann, ja ich habe mich noch sonderbarer und gefährlicher gezeigt, als ich es in der That bin. Und gerade heute, was hab' ich gethan! Er sagte auch, daß ich mit ihm nur spiele, ich hätte seine Huldigungen nur angenommen, weil es mich schmeichle, auch ihn in meinem Bannkreise zu sehen. Mit dem Lebensglücke eines Mannes spielen! Dazu gehört eine Charakterlosigkeit und Niedrigkeit und wie konnte gerade er ein solches Mädchen lieben, an einem solchen Mädchen hängen, von dem er Aehnliches zu denken wagt. — — — — Und doch muß er mich nach den heutigen Gesprächen für ein solches Wesen halten und er wird sich bemühen mich zu vergessen und vielleicht — zu verachten. Doch was wird nun aus mir? Nichts. Ich werde lachen und mich unterhalten wie ehedem, was ich jedoch in der Seele fühle, darnach wird Niemand fragen. Die Welt nimmt ihren Lauf wie früher, in der altgewohnten Ordnung, nur um mich und in mir hat sich der Lauf der Welt geändert, die letzten Ereignisse wurden zum tiefen Meere, welches sich zum Born meiner Freuden oder in das Grab derselben umgestalten kann.“ — — — —

Mit welch' psychologischem Scharfblick der Dichter das Wesen der Geliebten erfaßt hatte, beweist folgender Vergleich.

Julia schreibt: „Ueber meine Seele herrscht eine unbegreifliche Macht, die mit riesenhafter Kraft gegen die Leidenschaften ankämpft und bis jetzt immer siegreich war. — — Mein Herz beherrscht abwechselnd zwei Gegensätze, glühende Leidenschaft und dann wieder erstarrende Kälte.“ —

Und Petöfi:

— — — — ich ahne
In Deinem Herzen Gluthen, tief versteckt,
Nur daß — wie Schnee den Gipfel der Vulcane —
Dein Herz der Eisschild des Verstandes deckt.

(Max Farkas.)

In den Adern der Jungfrau lodert eine sinnliche Gluth, die sie umsonst durch ihr abwehrendes Benehmen zu verdecken strebt. Sie bewegt sich zwischen den Extremen Verlangen und Versagen und bringt dadurch den Geliebten zur Verzweiflung.

— „Bisher konnte ich mich noch immer beherrschen und ich werde mich dieses mächtigen königlichen Scepters der Selbstbeherrschung nicht begeben. — — Und ich habe noch nicht die Lust genossen, die die Befriedigung eines uns beherrschenden Gefühles gewährt; jenen Rausch des Glückes nicht, den nur die willenlose Hingabe verschafft."

Petöfi hat kurz nach der Bekanntschaft verlangt, die Geliebte möge die Seine werden, dies stürmische Werben wehrte sie ab. In's Tagebuch schreibt sie den Aufsatz eines Briefes an Petöfi:

„Nagy Károly, am 21. October 1846. Ich gestehe es, daß ich Sie liebe, mehr als irgend wen; doch ich traue mir nicht zu, daß ich dies Gefühl auch später empfinden werde, wenn unser häufiges Zusammensein und die gegenseitige Bekanntschaft uns in einem solchen Lichte zeigen würde, das nicht darnach wäre, unsere Liebe zu erhalten. Und wenn das Dichterwort recht hätte, daß die Liebe keinen mächtigeren Mörder habe, als die Gewohnheit! Dies schreckt mich zurück. Denn lieber fern von einander ein Leben voll sehnendem Verlangen, als Gleichgiltigkeit mit einander. Daher will ich mich noch nicht binden, und verspreche nichts, ich sage nur so viel, daß, wenn Sie im Frühjahr hierher kommen und wir beide so wie heute empfinden, dann würde ich es als Pflicht betrachten, in der Gründung unserer Zukunft unser Glück zu suchen, doch nicht jenes Glück, das nur so lange währt, als der erste Rausch der Liebe, sondern ein Glück für's ganze Leben. Ach, wenn Sie doch nicht so leidenschaftlich wären! Immer fürch-

tete ich mich vor einer solchen Leidenschaft, deren heißlodernde Flamme nicht nur Alles was ihr nahekommt, sondern die sich nur zu oft auch selbst verzehrt. Und wenn das Feuer, dem ich ein ganzes, vielleicht langes Leben anvertraue, das von der fortwährenden stetigen Gluth und Wärme dieses Feuers abhängig ist, auf einmal erlöschen sollte, nachdem es meine Seele verbrannt hat, und als Erinnerung nichts zurücklassend, als die zerstörte Ruhe dieser Seele. Dieser Schluß mag vielleicht schön im Roman sein; doch wer ein empfindendes Herz im Busen hat, der wird eine solche Verwirklichung meiden, denn er weiß, daß er dadurch verrückt würde."

Diese Vernunftgründe rissen den Dichter aus dem beseligenden Rausche. Doch auch die Verzweiflung erstarb in hoffnungsloser Entsagung:

Ich träumte, ach, so wonnigsüß,
Ich träumte — und ich bin erwacht!
Was hast Du mich so früh erweckt!
So bald um meinen Traum gebracht!
— — — — — — — — —

Du sagtest oft, Du liebst mich nicht,
Ich hab's zu glauben nie gewagt;
O schweige, schweig'! ich glaub' es heut',
Obschon es auch Dein Mund nicht sagt.
— — — — — — — — —

O Mädchen, wie Du grausam bist!
So laß mich, laß mich von Dir geh'n,
Wir zwei, wir müssen scheiden und ...
Und das, auf Nimmerwiederseh'n.
— — — — — — — —

Reich' mir die Hand noch Einmal her,
Die Glück und Zukunft mir entwand.
O laß mit meiner Küsse Gluth,
Mit meiner Thränen heißer Fluth
Bedecken die geliebte Hand.
Was brennet Deine Hände mehr?
Der Kuß — die Zähre, die ich wein'?
Ich denk', die Zähre, wie der Kuß,
Sie müssen beide glühend sein.
— — — — — — — —

Sie möge so lange sein gedenken, bis sie den gefunden, der sie mehr liebt wie er, — dann wird er wohl unvergessen sein:

> Doch wünsch' ich nicht, daß mehr kein Herz
> So treu wie meines Dich verehr';
> Ich liebte nicht so wahrhaft Dich,
> Wenn dies mein Wunsch beim Scheiden wär'!
> Ich wünsche: gebe Gott Dir Glück —
> Von welchem Baume immer pflück',
> Nur pflück' Du allzeit grünes Laub,
> Dann schleud're wie 'nen alten Kranz,
> Der schon verwelkt, verdorret ganz,
> Mein Angedenken in den Staub.

Julia dachte in ihrer Ueberspanntheit, es sei schöner und edler, die Muse, als das Weib des Dichters zu sein, und diesem Gedanken hatte sie in ihrem Tagebuche Ausdruck gegeben.

Jener Brief vom 10. October schließt mit den Worten:

„Freuen Sie sich darüber, daß Sie so frei sind wie der Vogel in den Lüften, der nach Lust fliegen kann, wohin es ihm beliebt, wohin ihn eine schöne Blume lockt? Haben Sie es wohl bedacht, was es für solch' einen ungestümen Menschen, wie Sie einer sind, bedeuten mag, sich von der Freiheit zu trennen? Mich bestrickt der Zaubersang der Lerche, bei ihrem Verschwinden empfinde ich Schmerz, doch wenn sie wieder zurückkehrt, wenn sie sich freiwillig in meine Macht begeben würde, ich könnte sie dennoch nicht der Freiheit berauben, weil ich fürchtete, daß auch meine Liebe nicht im Stande wäre, ihr den Verlust der schönen Freiheit zu ersetzen und der sehnende Wunsch darnach würde ihr jede Freude vergällen und ihren reizvollen Sang, der früher so lieblich geklungen und in uns andächtige Gefühle geweckt, verstummen machen. Daher sei auch der Dichter frei, wie der Gedanke. Er bedarf der Freiheit, um den Launen und Schwärmereien seiner träumenden Seele zu folgen. Jede Kette, die seinen Schwung lähmt, müßte ihm unerträglich sein, wenn er auch dieselbe freiwillig auf sich laden würde . . . und wenn es dann kein anderes Mittel zu seiner Befreiung gäbe, als diese Kette zu zerbrechen! Doch wenn sie das Glück einer Seele wäre!"

„Erdöd, am 26. October 1846. Heute las ich die Biographie des Dichters Gabriel Dajka. Mich hat sein trauriges Eheleben unsäglich erschüttert. Jetzt bin ich in dem Gedanken bestärkt, daß es schöner und besser ist, das Traumbild eines Dichters zu sein und ihn aus dem Strahlenkreise der Entfernung zu begeistern und anzueifern, wenn seine Seele auf Augenblicke ermatten sollte, ehe er den Zenith erklommen — als ihn aus dem Himmel der Dichtkunst in die nüchterne, alltägliche Welt herabzuzerren, zur kalten Wirklichkeit zu erwecken."

Julia ist ein phantasiebegabtes Geschöpf; wenn sie nicht in Schwulst verfällt, sind ihre Bilder ergreifend schön, sie schreibt ein poetisches Prosa.

„Erdöd, am 1. November 1846. Wenn ich den Untergang der Sonne betrachte und mit den Augen ihrem Verschwinden folge, kommt mir der Gedanke, wenn auch er nun diese Erscheinung sieht und in seiner träumerischen Seele bei diesem Anblick die Erinnerung an mich auftaucht, alsdann durchzuckt mich ein eigenes Gefühl und unwillkürlich denk' ich mir, unsere Seelen begegnen sich dort, wo die Strahlen der Sonne verscheiden."

Die wahre Liebe ruht im Herzen und nicht im Kopfe. Wer zu viel denkt, der fühlt desto weniger. Julia zerpflückte und zerfaserte ihr Empfinden in Worte und statt voll und ganz den Augenblick zu genießen, philosophirte sie über die geheimsten Regungen ihres Herzens.

„Erdöd, am 9. November 1846, . . . wenn ich ihn nicht liebe, warum denke ich ohne Unterlaß an ihn, warum muß ich seufzen, wenn ich mir die kurzen Augenblicke zurückrufe, die ich mit ihm verbracht? Oft denke ich mir: vielleicht ist es die Liebe der Seele, die ich für ihn empfinde, und nicht die des leidenschaftlichen Herzens, die der erhabenen, sich über alle menschlichen Gefühle und Grenzen erhebenden Seele . . . Ich glaube, daß die Liebe des Herzens immer nur das Gefühl des sterblicheu Theiles unseres Seins ist, wie heiß und flammend sie auch sei; und so ist sie den tausend Gesetzen der Natur unterworfen, und ein

Augenblick, ein Mißverständniß, ein langes Fernsein, Gewohnheit und Zeit können ebenso viele Mörder einer solchen Liebe sein. Doch nicht so, wenn unsere Seele liebt. Nicht Zeit und Raum und kein Ereigniß hinieden kann diese Liebe vernichten. Sie ist nicht lärmend, nicht leidenschaftlich, sondern rein und heilig, sich weit über die Grenzen der Vergänglichkeit ergießend, somit ewig."

Immer stürmischer wallt ihr Blut, heiße Leidenschaft durchbricht die kalte Reflexion.

„Nagy Károly, am 2. December 1846. Ich brauche Liebe, sonst kann ich nicht leben! Was soll mir ein ewiges Seelenheil, wenn ich Niemanden habe, der Theil nimmt an dieser Flamme, die in mir glüht und die sich unaufhörlich wie ein Lavastrom durch alle Adern ergießt?"

Den hochgeschwellten Empfindungen folgt bald eine große Erschlaffung, der quälende Zweifel martert ihr Herz; wird er im Stande sein, sie glücklich zu machen, er, der ihr mädchenhaftes Zartgefühl so tief verletzte?

„Nagy Károly, am 6. December 1846, . . . als ob ein Hagelschlag die schönen Blumen meiner Hoffnung vernichtet hätte! Nun ist wieder alles so öde wie ehedem, bevor ich die schönen Blumen gehegt und gepflegt . . . Als ich vernahm, daß er meine Zeilen seinen Bekannten gezeigt, beschlich ein unbeschreiblich schmerzliches Gefühl meinen Busen. Zuerst empörte sich in mir Alles bei dem Gedanken, wie ruhig und sicher ich seinen Verheißungen getraut . . . Unwillkürlich dachte ich mir, was kannst du dann von ihm erwarten, wenn er schon jetzt sein gegebenes Wort nicht hält, jetzt, wo er sich noch mühen muß, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen. Was dann, wenn du ihm schon alle Gedanken deiner Seele zu eigen gegeben hättest und seine Leidenschaft schon befriedigt wäre? Solche Gedanken machten mein Herzblut wilder kreisen." . . .

Doch bald verzeiht sie dem Geliebten, der ja nur im Uebermaß seiner jubelnden Seligkeit gefehlt hat. Er war von ihren poetischen Briefen so entzückt, daß er aller Welt zeigen wollte, was für ein geniales Mädchen seine Juliska sei.

Petöfi hatte bei den Eltern brieflich um Julien's Hand geworben. Der Vater der Geliebten, der sich nie viel um die Dichtkunst gescheert hatte, wußte nur so viel, daß Petöfi Soldat gewesen, dann Comödiant geworden und durch seine Trink- und Liebeslieder in der Provinz bekannt sei. All' das war keine besondere Empfehlung und er antwortete in einem für solche Verhältnisse recht artigen Briefe, der nicht direct ablehnend, aber auch nicht im Geringsten ermunternd war, der Brief schloß mit den Worten . . . „ich kenne Sie nicht, meine Tochter ist noch jung, es wird mich freuen Sie häufiger zu sehen und nach einem Jahre wollen wir weiter über diese Angelegenheit sprechen."

Petöfi nahm dies Schreiben als eine verkappte Zurückweisung an, hervorgerufen durch Geringschätzung seiner Person. Er eilte nach Erdöd zum Vater des Mädchens und sagte:

„Ich habe Ihren Brief erhalten, doch er genügt mir nicht, ich liebe Ihre Tochter und sie liebt mich, ich fordere daher, daß Sie mir das Mädchen zum Weibe geben, denn der Vater hat keine tyrannische Macht über sein Kind."

Der Alte war erstaunt über dies rücksichtslose Auftreten des jungen Mannes. Ein Wort gab das andere und mit großer Erbitterung gingen sie auseinander. Da wendete sich Petöfi an die Geliebte und verlangte, sie möge mit ihm entfliehen. Doch das Mädchen hatte bereits den Eltern versprochen ein Jahr zu warten, sie bat auch den Geliebten, sich zu gedulden. Petöfi glaubte, das Mädchen wäre seiner überdrüssig geworden; in seinem Stolze verletzt, zog er sich grollend zurück. Seinen Seelenzustand schildert er mit überzeugender Wahrheit in dem Gedicht voll grollendem Pathos:

Ich warb' um Dich beim Vater, doch er hört' mich nicht,
Und auf mein Fleh'n erhielt ich kalte Antwort nur.
Sie haben aus dem Paradies vertrieben mich,
Doch ist es nicht der Engel, der dort Wache hält;
Wir scheiden, glaub' es, nicht auf ewig; denn um Dich
Wag' ich noch mehr, als ich gewagt schon in der Welt,
Wie Sonne nimmt den Thau und wie der Abendwind

Das Blatt entführt, hätt' ich Dich fortgeführt, mein Kind.
Doch jetzt, wie ein von Pfeilen schwer getroff'ner Leu —
So zieh' ich fort von Dir, wie auch die Zukunft sei.
(Franz Gerneth.)

Als Petöfi damals auf der Heimreise nach Debreczin kam, suchte er seinen Unmuth zu zerstreuen. In Debreczin weilte eine Schauspieltruppe. Er eilte geraden Wegs in's Theater. Als das Publicum den Dichter gewahrte, brach es in stürmischen Jubel aus. Man gab das Volksstück von Szigligeti: „Die zwei Pistolen". Die Schauspielerin, die auf der Scene war, improvisirte eine Ovation, indem sie statt eines Volksliedes das Petöfi'sche Lied sang:

Niemand hat der Blume jemals es verwehrt,
Ihren Kelch zu öffnen, wenn der Frühling kehrt.
Frühling ist das Mädchen; Blume: Liebesmacht,
Liebe muß erblühen, wenn der Lenz erwacht. u. s. w.

Der Enthusiasmus, mit dem diese Improvisation aufgenommen wurde, war Balsam für seine wunde Seele.

Als der Vorhang fiel, eilte Petöfi auf die Bühne, um der Künstlerin, die er schon in Pest kennen gelernt hatte, für ihre zarte Aufmerksamkeit zu danken. Ein warmer Händedruck und ein langer und tiefer Blick war ihr Lohn. Nach der Vorstellung suchte er die Gesellschaft im Wirthshause auf und wurde von Nikolaus Feleki, dem jugendlichen Director der Truppe, und allen Mitgliedern auf's Herzlichste begrüßt. Beim Nachtmahle saß er neben Cornelia Prielle, jener geistesgegenwärtigen Soubrette. Die „Nelly", wie sie genannt wurde, war ein frisches junges Blut, Petöfi, von der natürlichen Anmuth des reizenden Geschöpfes entzückt, vergaß seiner Julia.

Tags darauf erschien er bei der Probe und sagte der Schauspielerin kurz und bündig, daß er bis über die Ohren in sie verliebt sei, und um dies zu bekräftigen, stattete er ihr schon am selben Nachmittag einen Besuch in ihrer Wohnung ab und sagte ihr, daß er sie gern zu seiner kleinen Frau machen möchte.

Auf solche Weise tändelnd, mußte die Prielle endlich zur Vorstellung gehen, und die Geständnisse wurden unterbrochen. Ihrer

Rolle gemäß mußte sie diesen Abend ein weißes Kleid und einen Schleier tragen. Als der Dichter sie so erblickte, sagte er: „Nun sehen Sie, die Braut ist fertig.“

„Und der Bräutigam bereit,“ ergänzte das muntere Mädchen, „nur blos der Geistliche fehlt.“

„Der wäre sofort da, wollen Sie nur das „Ja“ aussprechen!“

„Nun also, „Ja“!“

„Für den Fall, daß ich einen Geistlichen fände, der uns traut, sind Sie bereit?“

„Ja wohl.“

Nun sagte er den Schauspielern, sie mögen so schnell als möglich die Vorstellung beenden und beisammen bleiben, denn eine so glückliche Hochzeit habe noch Niemand auf der Welt gefeiert.

Das junge Mädchen war bestürzt und beglückt zugleich. Petöfi ging auf die Suche nach einem Priester, der die Sache auf kurzem Wege in's Reine bringen sollte. Als der stürmische Werber fort war, erwachte das Mädchen aus ihrem freudigen Schreck, in ihrem echt weiblichen Sinne ersah sie das Unpassende eines solchen Vorganges und sie war froh, als sich kein Priester fand, der von den kirchlichen und gesetzlichen Normen Umgang genommen hätte.

Tags darauf machte Petöfi auch bei dem Probst Schritte, um seine Trauung zu ermöglichen. Ja, um sein Ziel zu erreichen, wäre er sogar bereit gewesen, seinen Glauben zu wechseln. Er war in einem fieberhaften Zustande, der sich nicht beschwichtigen ließ.

Am Abend vor der Abreise ließ er seiner angebeteten Nelly durch eine Zigeunerbande das Lied „Niemand hat der Blume jemals es verwehrt, ihren Kelch zu öffnen“ als Ständchen darbringen. Frühmorgens reiste er mit dem Stellwagen ab.

Noch bevor er den Wagen bestieg, riß er aus seiner Brieftasche ein Blatt, worauf er Cornelien schrieb und sie bat, seinen Namen auch ohne Priestersegen anzunehmen. Von Pest aus schrieb er ihr wiederholt. Diese von überschwenglichen Gefühlen überströmenden Briefe machten auf das junge Mädchen einen tiefen Eindruck, so daß sie den Entschluß faßte, später, wenn sie bereits mehr Selbstständigkeit in der Kunst erreicht und ihren Ruf als

Künstlerin fest begründet haben würde, auch ihrerseits alles Mögliche dazu beizutragen, daß ihre Verbindung mit dem Dichter zu Stande käme.

Doch diese schönen Luftschlösser gingen bald in Trümmer, da sie durch einen von Szathmár kommenden Besuch die Kunde erhielt, daß Petöfi in ein Mädchen rasend verliebt sei und Himmel und Hölle in Bewegung setze, dasselbe zu erringen. Es war demnach ganz natürlich, das Cornelia auf Petöfi's wiederholte Briefe in ganz lakonischer Kürze antwortete: daß man blos durch Ausdauer die wahre Liebe beweisen könne, und es wäre blos ein Strohfeuer zu nennen, welches in jedem Comitate Zündstoff findet und sofort auflodert. — Erst nach einem Monate schrieb Petöfi abermals einen Brief, welchen Cornelia durchaus nicht beantworten wollte, bis nicht endlich ein Gedicht erschien, dessen Anfangsstrophen sie freudig bewegte, weil sie glaubte, sie hätte den Dichter dazu begeistert.

> Was ist entfernt von hier? Die Theiß.
> Und jenseits? Hortobágy sich dehnt.
> Und was ist jenseits dieser Haide?
> Die Maid, nach der mein Herz sich sehnt.

Doch als sie weiter las und fand, daß die Schilderung der Augen, Haare und sonstigen Merkmale des besungenen Mädchens durchaus nicht auf sie anwendbar seien, da fiel sie aus allen ihren geträumten Himmeln und schrieb dann an den Dichter einen Brief, worin sie gewissermaßen den Empfang des Gedichtes parodirte, indem sie sagte: „Nun nicht wahr, jenseits des Hortobágy sind zwei Wege? Ich wünsche Ihnen glückliche Reise auf dem andern dieser Wege, welcher nicht nach dem Királyhágó führt.“ (Siebenbürgen.)

Doch auch jetzt hatte die Geschichte noch keinen Abschluß gefunden. Im Juni 1847 war die Prielle abermals in Debreczin. Auch Petöfi befand sich dort und huldigte ihr in einem Heftchen Gedichte, welches die Widmung „An Cornelia Prielle“ trug, in Begleitung eines Maiglöckchenstraußes. Das beigefügte Schreiben lautete folgendermaßen: „Ich sende Blumen und Gedichte; mit jenen be-

kränze Dich, Du liebliche Braut unserer nationalen Schauspielkunst; diese nimm als aufrichtiges Geschenk jenes Herzens hin, aus welchem sie entsprungen."

Diese zarte Aufmerksamkeit hatte die Folge, daß die gekränkte Künstlerin den Dichter, als er sie besuchte, seines ihr gegebenen Wortes entband.

Im Jahre 1848 sahen sie sich abermals in Debreczin. Bei diesem Zusammentreffen fand die Herzensangelegenheit dieser beiden Persönlichkeiten, welche anfangs einen dramatischen Anlauf genommen hatte, einen heiteren lustspielartigen Abschluß. Petöfi begegnete Cornelia Prielle auf der Straße. Theilnahmslos gingen sie aneinander vorbei, doch nach einigen Schritten wandten sich beide um und Petöfi rief der Künstlerin zu:

„Ich habe einen Sohn!" —

„Ich habe einen Mann!" erwiderte diese ebenso lakonisch.

„Gott segne Sie, liebe Cornelia." —

„Gott mit Ihnen, Sándor!" —

Das Factum jener komischen Werbung, so trocken erzählt, zeigt Petöfi in einem sehr ungünstigen Lichte, doch wenn wir tiefer untersuchen, sehen wir darin keine Liederlichkeit, sondern nur einen verzweifelten Schritt, zu dem die getäuschte Liebe und die verletzte Eitelkeit oft die edelsten Naturen verleitet.

Hätte Julia nicht durch ihre Schrullen den Geliebten gequält, so wäre er ihr wohl treu geblieben. Petöfi glaubte jedoch, sie habe mit ihm nur gespielt, dafür hielt er sich zu gut. Er wollte die Treulose vergessen und stürzte sich mit Hast in eine neue Liebe.

Julia erfuhr die ganze Geschichte, großmüthig verzieh sie dem Geliebten, hatte sie sich doch selber einen Theil der Schuld zugemessen.

Am 14. November schreibt sie in ihr Tagebuch: „Doch wenn er mir nicht mehr treu wäre, wenn seine Liebe zu mir schon erstorben wäre, ich selbst trüge Schuld daran, habe ich mich nicht bemüht, sie kalt zu unterdrücken? Besitzt er von mir auch nur eine Erinnerung, die seine Liebe zu mir nähren könnte, und wäre es

nicht natürlich, wenn seine liebedürstende Seele bei einem andern Wesen sein Glück suchen würde?"

Der alte Szendrey, von dem tollen Streiche in seiner wenig günstigen Meinung bestärkt, warnte das Mädchen vor dieser Verbindung, er sah voraus, daß zwei so leidenschaftlich phantastische Naturen nie glücklich werden können. Auch sagte er seiner Tochter rund heraus, daß er während dieses Probejahres allen seinen väterlichen Pflichten getreu nachkommen wolle, beharre sie jedoch bei ihrem Willen, so überlasse er dann die Gestaltung der ferneren Zukunft ihrem eigenen Ermessen, sie sei die Herrin ihres Schicksals. Es hatte nur dieses wohlmeinenden väterlichen Rathes bedurft, um in Julia den Geist des Widerspruchs wachzurufen. Zudem mußte ihr in ihrem romantischen Sinne der jugendliche Feuergeist umso begehrlicher erscheinen, je kühner und aussichtsloser er um sie warb, er, der auf Erden nichts besaß, als seine Feder. Was Andere von Petöfi abgestoßen, das ungebundene Wesen, die wilde Rücksichtslosigkeit, imponirte der Schwärmerin. Und ist's zu verwundern, wenn ein Mädchen dem Manne ihr Herz weiht, der der Abgott einer ganzen Nation geworden?

Julia wußte in zärtlichen Briefen den Geliebten von ihrer Liebe zu überzeugen. Vergessen war jede Kränkung. Petöfi war glücklich, und seine Lieder stiegen wie Lerchenjubel gen Himmel.

XXXVI.

Liebe und Freundschaft.

Im Jahre 1847 schloß Petöfi zwei Bündnisse für's Leben, er gewann ein geliebtes Weib und einen treuen Freund.

Die Kisfaludy-Gesellschaft hatte im Jahre 1846 einen Preis auf ein naives Epos ausgeschrieben. Diesen Preis errang eine anonym eingereichte volksthümliche Erzählung „Toldi".

Die Preisrichter waren von der urwüchsigen Kraft, dem frischen

Humor und der echt ungarischen Sprache dieser Dichtung entzückt. Man glaubte anfangs, der Dichter des „Held János" hätte ein reiferes und durchgearbeiteteres Werk anonym eingereicht. Als Petöfi dies vernahm, soll er ärgerlich ausgerufen haben: „Soll denn schon jede Eselei von mir herstammen?"

Mit begreiflichem Interesse eilte er in das Büreau der Gesellschaft und ließ sich das Manuscript geben. Petöfi las das Werk und seine leicht entzündliche Seele fing Feuer und Flammen, er war von dem tiefergreifenden Zauber dieser Dichtung hingerissen. Was ihm als Ideal einer volksthümlichen Erzählung vorgeschwebt haben mochte, jenes Genre, das er selbst geschaffen hatte, sah er nun verkörpert schöner und größer als er zu hoffen gewagt. Und nicht Neid, nein, wahre, selbstlose Bewunderung erfüllte sein edles Herz. Petöfi hatte sich oft geäußert und dies auch durch die That bewiesen, daß er die talentlosen und halbtalentirten Streber, die aufgebauschten Größen verachte, — doch vor dem wahren Talente sich beuge, um es anzubeten.

Petöfi erkundigte sich sofort nach dem Namen des Dichters und erfuhr, daß dieser Johann Arany heiße, der zweite Notar einer kleinen Dorfstadt sei und sich in seinen kargbemessenen Stunden der Muße mit Poesie beschäftige.

Aus diesem einzigen Werke erkannte Petöfi in Arany den congenialen Mitstreber, und obwohl ihm der Dichter als Mensch vollkommen fremd war, fühlte er, daß seit dem Augenblicke, als er jenes Werk gelesen, ihre beiden Seelen sich in einander ergossen hätten. Sein Herz schlug voll Freude, daß der Dichter des „Toldy" gerade so vom ungarischen Volk denke wie er. Die Begeisterung gab ihm die Feder in die Hand und er schrieb ein Gedicht, in welchem er dem Dichter des „Toldi" seine Seele darbringt. Die prächtige Epistel „An Johann Arany" athmet den glühendsten Enthusiasmus für das Gedicht und den Dichter.

— — — — — — — — — — — —

Wo mag all' das Gute, Schöne her Dir stammen,
Dessen Glanz und Fülle mir Dein Buch verkündet?

Wer und was, o sage, bist Du, der da dringet,
Gleich dem Feuerberge, jäh aus Meeresgründen?
Blatt um Blatt man Andern nur den Lorbeer bringet,
Doch zum reichen Kranze muß man Dir ihn winden.

Nenne Deinen Meister, der Dich ohne Gleichen
Mächtig einzugreifen lehrte in die Saiten.
Nein, man kann in Schulen Derlei nicht erreichen . . .
Die Natur nur konnte lehren Dich und leiten.

Einfach aber helle tönt Dein Sang; er gleichet
Jener Pußtenglocke, deren traut' Gebimmel
Durch die stille Haide weithinschallend streichet,
Nimmer sich beirren läßt vom Weltgetümmel.

Das Gedicht schließt mit den schönen tiefempfundenen Worten:

— — — laßt für's Volk uns singen;
Jedes uns'rer Lieder möge Trost den Armen,
Ihrem harten Pfühle süße Träume bringen!

Die Gedanken schwebten vor mir, als die Wege
Zu der Dichtung Höhen ich empor gegangen;
Was nicht völlig ruhmlos ich begann: es möge
Ruhmreich zur Vollendung, Freund, durch Dich gelangen.

Mit diesem Gedichte schickt er ein Begleitschreiben ab, in welchem er um Arany's Freundschaft wirbt. Der Brief lautet:

Pest, am 4. Februar 1847.

„Ich grüße Sie! Heute las ich Ihren „Toldi", heute schrieb ich dieses Gedicht und heute sende ich es auch ab. Dasselbe wird in den „Életképek" erscheinen, allein es liegt mir daran, Ihnen je früher die Ueberraschung, die Freude und Begeisterung erkennen zu lassen, welche Ihr Werk in mir hervorgerufen hat.

Man kann sagen, was man will, die Volkspoesie ist und bleibt die wahre Poesie. Bestreben wir uns, daß sie zur Herrschaft gelange. Wenn erst das Volk in der Poesie herrscht, dann ist der Zeitpunkt nahe, wo es auch in der Politik herrschen wird, und das ist die Aufgabe dieses Jahrhunderts; das ist das wünschenswerthe Ziel eines jeden edlen Herzens, das zum Ueberdruß gewahren muß, wie Millionen ein Märtyrerdasein führen, damit nur einige faul=

lenzen und genießen können. Das Volk gehört in den Himmel, die Aristokratie in den Abgrund.

Schreiben Sie mir, wenn Sie's nicht belästigt, schreiben Sie mir Etwas von sich, Etwas, Alles, wie alt Sie sind, ob ledig, ob verheirathet, blond oder braun, groß oder klein . . . Dies Alles wird mich interessiren. Gott mit Ihnen. Leben Sie wohl ab invisis, Ihr aufrichtiger Freund

Alexander Petöfi."

Dieser Brief ist der ganze Petöfi. Aus den wenigen Zeilen spricht sein warmes Herz, seine naive Empfänglichkeit, sein kräftiges Selbstbewußtsein; auch jene revolutionäre Gesinnung findet ihren Ausdruck, die ihn seit seiner frühesten Jugend beherrschte.

Arany erwiederte gleichfalls in Reim und Prosa.

Nun war das Eis gebrochen, und es entspann sich ein ungemein reger Briefwechsel, der wohl hie und da eine kurze Pause eintreten ließ, sich aber auf alle wichtigen Episoden des materiellen und geistigen Lebens der beiden Dichter erstreckte.

Die festesten Bande der Freundschaft verknüpfte bald die großen Söhne des Vaterlandes, und diese Freundschaft war umso wahrer, weil die geistige Sympathie früher geweckt ward, ehe noch die persönlichen Beziehungen erfolgten. Sie kannten sich nicht, weilten fern von einander und fanden sich im gleichen Ziele; in der neuen Richtung der ungarischen Dichtkunst, deren edelste Aufgabe war, das Volk auf herzergreifende Weise zu rühren, seine Gefühle und seinen Geist dem Fortschritte entgegenzuführen und ihm die Thore der geistigen Genüsse zu erschließen.

Das Freundschaftsverhältniß zwischen Arany und Petöfi war nicht nur von mächtigstem und wohlthätigsten Einflusse auf ihr Gemüthsleben, sondern beeinflußte auch ihre dichterische Thätigkeit in förderndster Weise.

Die intime Correspondenz der beiden genialen Menschen ist eine Erscheinung von hoher biographischer und literarischer Wichtigkeit. Freilich darf man sich nicht so weit versteigen, sie dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller an die Seite zu stellen, wie dies einige ungarische Literarhistoriker und Journalisten ohne wei-

teres gethan haben. Was die beiden Dichter einander schreiben, erreicht nicht entfernt die Höhe und Weite des Gedankenkreises, die Tiefe des künstlerischen Gehaltes, welcher den Briefwechsel Goethe's und Schiller's durchdringt. Das rein Persönliche mit seinem häuslichen und finanziellen Kleinkram verschwindet hier fast gänzlich vor den höchsten Anliegen der Kunst und Menschheit. Trotz alledem und alledem gewährt diese Correspondenz einen genauen Einblick in das reiche Geistes- und Herzensleben der beiden Dichter.

Die ganze Verschiedenheit des Wesens von Arany und Petöfi spricht sich in dem Briefwechsel noch weit mehr aus, als in ihren Werken. Schon der Umstand, daß Arany denselben registrirt, jedes Schreiben aufbewahrt und denselben seinen richtigen Platz anwies, ist Etwas, was ihn von Petöfi, diesem regellosesten aller Menschen, unterscheidet, von dessen unstetem Wesen man eine solche Pünktlichkeit nicht erwarten durfte. Petöfi schreibt seltener als Arany; seine Briefe sind gewöhnlich knapp und kurz und doch ist darin alles geschrieben, in ihnen ist der ganze Petöfi enthalten. Er ist aufgeregt, reizbar und empfänglich, trotzig und widerspenstig, doch voll tiefen Gefühles, jedes Opfers fähig. In diesen Briefen ist Petöfi immer der Ungestüme, Leidenschaftliche, Enthusiasmirte und Zürnende, während Arany auf den Freund einen beruhigenden Einfluß ausübte, der in vielen Fällen sogar nicht ganz frei von Pedanterie war. Arany, der Mann, fühlte, daß er das jugendliche Feuer Petöfi's dämpfen, seine Thaten lenken und ihm mit guten Rath dienen müsse.

Stürmisch wie Alles an Petöfi war auch seine Freundschaft. Bereits in seinem zweiten, vom 23. Februar 1847 datirten Schreiben an Arany spricht er ihn mit Du an und motivirt dies damit, daß er ein Mensch sei, der, wenn er zu einem Freunde komme, sich ungenirt auf die Ofenbank desselben werfe. Der Brief und das Gedicht Arany's habe ihm so viel Freude gemacht, daß er sie auswendig wisse.

Darauf antwortet Arany in seiner herzlichen Weise . . . „Dich halte ich für einen ebensolch' originellen Burschen, als Du ein origineller Dichter bist; von der Güte Deines Herzens und der Aether-

reinheit Deiner Seele war ich schon ehedem überzeugt, bevor Du dies noch an Beispielen mir gegenüber erwiesen hast. Dies mein Herz ist Dein, meine Gefühle sind verwandt den Deinen" u. s. w.

Jeder Brief Arany's athmet Dankbarkeit für Petöfi's herzliches Entgegenkommen. Der weltentrückte Poet ist bald von einer wahren Leidenschaft für seinen jüngeren Freund erfüllt, bis Petöfi sich in drastischer Weise gegen alle Lobsprüche verwahrt. „Ich bin nicht gar zu bescheiden," sagt er. „Ich gebe aufrichtig zu, daß ich Lob verdiene, aber wenn man mich in's Gesicht lobt, da ist's mir, als hätte ich die Krätze und dürfte mich nicht kratzen."

Arany ist immer beschwichtigend mit tröstenden oder anfeuernd mit enthusiastischen Worten zur Hand. Das Vorbild eines opferwilligen, hingebenden und besonnenen Freundes. Und Petöfi hieng mit der Pietät eines Sohnes an dem väterlichen Freund. Beide freuten sich neidlos ihrer gegenseitigen Erfolge, und die freudige Anerkennung war stets von werthvollen Bemerkungen, Fragen und Rathschlägen begleitet.

Petöfi empfand es mit inniger Genugthuung, daß Arany aus seiner Schule hervorgegangen, daß die größte Kraft, die neben ihm aufgetaucht, die volksthümliche Richtung erwählt, die ja er in der ungarischen Literatur heimisch gemacht. Und dieser Freude giebt er in den Worten Ausdruck: „Ach, wie gerne möcht' ich Dich schon sehen und umarmen und im Namen der Muse ausrufen: „„Du meiner Seele entsprungene, herrliche Frucht meines Leibes,"" wie zu Toldi dessen Mutter sagt. Darauf erwiedert Arany: „Du hast den einfachen Verseschmied in seinem Versteck aufgesucht, und auf seiner holprigen Bahn ermuntert und damit er nicht wanke, damit er über die Ungunst seines Geschickes nicht murre, reichtest Du ihm die Freundeshand. Dies Alles konnte nur Petöfi thun, außer ihm Niemand sonst . . . Komme denn, Gott segne Dich; mein Weib malt weder, noch spielt sie Klavier, noch aber kleidet sie sich zehnmal in einem Tage um. Doch sie liebt Petöfi, ist eine gute Mutter und eine gute Hausfrau. Sie wird Dir ein gefülltes Kraut bereiten, wie dies nur Deine liebe Mutter vermag . . . Empfang' zum Austausche den herzlichsten Glückwunsch meines

Weibes und die Küsse meiner Kinder, die vor Verlangen brennen, den guten Petöfi-bácsi (bácsi — Oheim), der den schönen „Kukoricza Jancsi“ geschrieben, kennen zu lernen.“

In jenem Schreiben vom 23. Februar spricht Petöfi von einer Dreieinigkeit, welche er zur Rettung der Volkspoesie für unerläßlich halte: Arany, Petöfi, Tompa, ein Triumvirat, das mehr werth sein würde, als das römische. Und der Lohn dafür, fährt er fort, eine Dorfpfarre, ein Dorfnotariat und ein Schriftsteller in einer großen Stadt, das heißt „Nichts“.

Die ganze materielle Misère des damaligen literarischen Lebens in Ungarn spricht sich in diesem Briefwechsel aus. Arany lebte von einem Amte, das seinen Mann schlecht und recht ernährte. Petöfi aber mußte sein Leben durch die Feder fristen und wenn er auch seit 1844 nicht mehr eigentliche Noth leidet, so lebt er doch von der Hand in den Mund. Seine Gedichte trugen ihm gerade so viel ein, als er für sein bescheidenes Leben benöthigte. Bei seiner spartanischen Einfachheit hatte er ja wenig Bedürfnisse. Wenn ihm etwas Geld blieb, so tilgte er damit seine kleinen Schulden oder schickte es seinen Eltern. Seine Armuth ist ihm jedoch nicht um seine Unabhängigkeit feil. Es ist daher nicht übertrieben, wenn er sagt: — „Wenn ich auch Hungers sterben sollte, so will ich mir deswegen bis zu meinem Tode kein graues Haar wachsen lassen, für die Begräbnißkosten mögen Andere sorgen. Ja, die ungarische Schriftstellerei ist ein trauriges Handwerk. Ich könnte wohl ein Aemtchen bekommen, aber davor graut mir, und so bleibt denn nichts Anderes übrig, als dann zu essen, wenn ich Etwas habe.“.

Diese mehr als prekäre Situation hinderte Petöfi jedoch nicht daran, sich in eingehendster Weise mit den höchsten Fragen der Literatur zu befassen. Er ist ganz einer Ansicht mit Arany, daß ein Epos in der Sprache und im Geiste des Volkes geschrieben keine Chimäre sei. Gerade Arany, meint er, wäre der Mann, einen solchen Vorsatz auszuführen, denn „ich muß von einem Tag zum andern leben und kann meine Zeit nicht auf Werke verwenden, für welche man mich nicht sofort bezahlt.“ An Arany gewendet ruft er aus: „Du bist ein neuer Beleg dafür, daß auf der Welt kein

Talent verloren geht. Die Natur ist nicht so dumm, überflüssige Kräfte zu schaffen. Was sie schafft, das will sie auch ausnützen."

Arany beschäftigte sich ernstlich mit dem Gedanken Petöfi's bezüglich eines Volksepos. „Ich habe an Csák und Rákoczy, ja auch an Dozsa gedacht," so schreibt er, „aber da existirt ein großes Hinderniß: der Rothstift des Censors. Du lächelst vielleicht über Dozsa? Seine That war ja nichts anderes als eine kleine Reaction gegen die ewigen Gesetze der Natur, der Kampf der Besitzlosen gegen die Begüterten.

Arany schwärmte vielleicht nicht minder als Petöfi für die Besserung des Looses des Volkes, nur that er dies in seiner ruhigen, überlegenen Weise. Die Unzufriedenheit mit den politischen Zuständen äußerte sich bei Arany viel gemäßigter als bei Petöfi. Dieser nimmt nie ein Blatt vor den Mund und giebt seiner republikanischen Gesinnung ungeschminkten Ausdruck.

„Aber ich bitte Dich, nimm nur keinen König zum Helden Deines Epos, nicht einmal Mathias, der war auch ein König, und einer ist genau so viel werth wie der andere. Wenn wir schon dem Volke die Freiheit nicht einimpfen dürfen, so zeigen wir ihm doch nicht das Bild der Knechtschaft und noch weniger das durch die Dichtkunst verklärte Bild derselben." — — —

Liebe und Freundschaft füllen gleichmäßig das Herz Petöfi's. Die überspannten Briefe der Geliebten, die sich im ewigen Gegensatze von glühender Leidenschaft und kühler Zurückhaltung bewegen, regen sein Gemüth auf. Alle seine Gedanken drehten sich um die ferne Schöne und jeder dieser Gedanken wurde zum ergreifenden Liebesliede.

Am 16. Januar 1847 erschien jenes rührende Gedichtchen mit der halb resignirten, halb zuversichtlichen Pointe, die diesmal gesperrt gedruckt war:

— — — — — — — — —

Sprich, liebst Du mich, mein Kind?
Ich liebe Dich so sehr,
Nicht lieben können Dich
Die eig'nen Eltern mehr.

Als wir zuletzt uns sah'n,
War ich Dir lieb, ich weiß;
Das war im Lenz — doch nun
Liegt Winterschnee und Eis.
Liebst Du mich nicht, ruf' ich
Ein Lebewohl Dir nach,
Doch liebst Du mich, o dann —
Leb' wohl Du tausendfach!

Im Briefwechsel mit Arany findet Petöfi's stürmische Seele wieder ihre Ruhe. Das Sprichwort: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über", bewahrheitet sich bei Petöfi, und doch machte er den Freund, dem er alle seine Freuden und Leiden ve= traut, nicht zum Vertrauten seiner Liebe. Vielleicht empfindet er es selbst, was ihm der Vater seiner Geliebten bedeutet hatte, daß zwei so leidenschaftliche Wesen nicht für einander passen, doch im Banne des mächtigen Zaubers, den jene pikante Brünette auf ihn ausgeübt, verschließt er sein Herz allen Vernunftgründen. Und so wie der Sohn es vermeidet, dem Vater einen unüberlegten Streich mitzutheilen, so verschweigt Petöfi noch das große Geheimniß seines Lebens, als hätte er Furcht vor den besonnenen Rathschlägen seines Freundes. Wenn das Verhältniß geklärt, wenn er alle Brücken hinter sich abgebrochen, dann wird er mit der beschlossenen Thatsache vor den Freund hintreten. Jetzt will er die Poesie seines Herzens nicht durch prosaische Bedenken trüben. Er fragt sich er= staunt, ob denn wirklich er es sei, der schon so viel Ungemach erfuhr.

Bin denn ich's, der Noth und Plage,
Gram und Sorge nur gekannt?
Der nicht so viel Lebenstage
Als er Leiden sein genannt?
Bin denn ich's, der hier zur Stunde
Solch' ein großes Glück erreicht,
Daß nun auf dem Erdenrunde
Nie an Glück ein And'rer gleicht?

(Max Farkas.)

So jätet aus seinem Herzen ein jeder Tag ein anderes Leid. Er stammelt: „Wie ist so süß das Leben — wie ist so schön die Welt."

Da er noch „jenseits der Berge“ fern von der Geliebten weilt, geht er in der Dämmerung auf die Haide hinaus. Der Abendhimmel ist umwölkt, rings auf der weiten Fläche kein Busch, kein Strauch und nichts Lebendiges zu sehen. Da plötzlich fällt ihm sein Mädchen ein und nun funkeln alle Sterne und überall schallt der Nachtigallen Lied.

An anderer Stelle vergleicht der Dichter sein Glück mit dem Vogel des Waldes, der Blume des Gartens, dem Stern des Himmels. Der Vogel singt, die Blume blüht, der Stern funkelt . . . aber der Vogel fliegt fort, die Blume verwelkt, der Stern erbleicht, „wer ein treues Schätzchen hat, ist doch der Glücklichste von Allen.“

Wenn seine Julie denkt, träumt und betet, er weiß — ihm gilt ihr Denken, Träumen, Beten. Im Lächeln der Geliebten ist mehr Poesie als in allen Versen die er schrieb.

— — — — Bekannte, die von Szathmár nach Pest kamen, erzählten, daß Julia im Fasching alle Unterhaltungen besucht habe, sie sei heiterer als je gewesen. Daraus hatten die Bewerber um ihre Hand neuen Muth geschöpft, und wo sie sich gezeigt, war sie von einer Schaar junger Leute umringt. Man munkelte sogar von einem Bräutigam. Petöfi war wohl von der Unwahrheit dieses Geredes überzeugt, doch als er einen Brief von Julia's Freundin erhielt, der ihn besorgt machte, litt es ihn nicht länger mehr in Pest.

Julia hatte wirklich an allen Unterhaltungen theilgenommen. Es war, als wollte sie sich in rauschender Lust betäuben. Ihre Heiterkeit hatte etwas Erzwungenes.

Am 8. Februar schrieb sie in ihr Tagebuch:

„Ich liebe Dich! Liebe Dich wie meiner Seele Himmelreich, liebe Dich als den Schöpfer meines irdischen Glückes. Wenn ich Dich nicht besitzen könnte, würde sich mein Leben verfinstern, und keine Sterne würden die furchtbare Nacht meines Daseins erhellen. Der Schmerz würde mein Herz zerreißen, und meine Klagen nach Erlösung klingen, wie das Echo eines Fluches. Jetzt weißt Du,

wie sehr ich Dich liebe! weißt Du, wie ganz und ungetheilt Du mein Herz und alle Gefühle meiner Seele besitzest.“ —

Und doch trug sie eine kalte Gleichgiltigkeit zur Schau. Sie konnte scherzen und lachen, während ihr Herz von bitteren Schmerzen gefoltert war. Man hat den Geliebten verdächtigt, und sie hatte den Verleumdungen ein williges Ohr geliehen.

Julia war kein Charakter, sie folgte den Eingebungen des Augenblickes. Jene Episode mit der schönen Schauspielerin hatte trotz der rasch erfolgten Versöhnung den Stachel der Eifersucht in ihrem Herzen zurückgelassen, und als nun die stets geschäftige Fama ihr Verschiedenes über den Dichter zutrug, das sie an der Wahrheit und Tiefe seiner Liebe zweifeln ließ, glaubte sie sich vergessen und wollte auch ihrerseits den Flatterhaften vergessen. Die Eltern thaten alles Mögliche, sie in diesem Entschlusse zu bestärken. Hatten sie doch keine Ursache, den zu schonen, der in seiner Vermessenheit die Hand nach ihrem theuersten Kleinod ausstreckte. Selbst seine gemüthsinnigsten Lieder, die die glühendste Sehnsucht nach der Geliebten athmeten, zerstreuten nicht ihren Zweifel.

Im Briefe vom 12. Februar an ihre Freundin Marie Térey schreibt sie u. A. „Aber jetzt, Liebste, muß ich Dir das wachsende Uebel meiner Seele bekennen, ich fürchte, daß ich dem Leichtsinn verfallen werde, denn oft entdecke ich mich bei Gedanken, die mir, wenn ich zum Bewußtsein komme, Entsetzen einflößen. Wie, wenn sie bei gebotener Gelegenheit zur That reifen würden? Aber Du irrst, wenn Du glaubst, die Welt trage Schuld an meinem Leide. O nein, nur ein einziger Mensch, den ich grenzenlos hätte lieben können, wenn er nicht dies Gefühl mißbraucht hätte, ehe ich mir noch desselben bewußt war! Aber es thut nichts — es ist Fasching. Auf den Bällen will ich lustig sein und alles Trübe vergessen. Das soll noch ein herrliches Leben geben, vielleicht voll Freude und Liebe?“

Julia sucht die Wogen der Empfindung zurückzudrängen, doch diese überfluthen wie mit unwiderstehlicher Gewalt alle Dämme. Diesen qualvollen Zustand schildert sie im Tagebuch mit packender Anschaulichkeit:

„Erdöd, am 5. April 1847. Es ist unmöglich, daß es noch lange so fortgehe! Die angespannten Nerven zerreißen, wenn keine Veränderung, ob zu Gutem oder Schlechtem, erfolgt. Ich kann's nicht mehr ertragen! Jede Hoffnung, die Geduld verläßt mich. Mein Gemüth ist so gereizt und die Aufregung meiner Seele ist an dem Punkt angelangt, daß ich einen Schritt thun muß, vorwärts oder rückwärts, sonst betäubt mich die starre Einförmigkeit und ich versinke in dem klaffenden Abgrund der Verzweiflung.

Nie hätte ich geglaubt, daß man in eine solch' furchtbare Lage gerathen könnte! ich kann kaum richtig denken; ein solcher Schmerz quält meine Seele, daß ich, von den wahnsinnigen Ideen gefoltert, auf Alles vergesse, was außerhalb des Kreises meiner Liebe fällt.

Das ist die Macht der Leidenschaft, ich weiß es nur allzuwohl, daß eine solche Leidenschaft das menschliche Leben zur Hölle machen kann, und ich kann mich dennoch davor nicht retten! Und wenn es nur eine Einbildung und nicht die Wirklichkeit wäre, wofür ich so viel leide ... Dann, o Gott, laß mich wahnsinnig werden. — — —

Wenn ich sehen muß, daß die Seligkeit, für deren Erreichung ich einen so erschöpfenden Kampf geführt, nur ein Trugspiel meiner Einbildung ist, dann, wenn ich nicht wahnsinnig werde, verliere ich mein Seelenheil und kann nimmer die Deine werden, großer Gott! Ach wenn Du mich immer noch nicht liebst, Mensch! wird Deine Rechnung dereinst schwer werden, entsetzlich schwer. Und doch könnte ich den Himmel herunterflehen für Dich, der durch diese übermächtige Leidenschaft meiner Seele so viel Kampf und Qual bereitet. Wenn Du gewußt hättest, daß Deine flammenden Worte so unbarmherzig meine Seele verbrennen, bis alle Ruhe und alles Glück aufgezehrt ist, so hättest Du mich wohl vor diesem Ocean von Schmerzen bewahrt. Ich habe mich wohl gegen Dich versündigt, doch warum hast Du so gehandelt wie Du gehandelt? aus Muthwillen oder leichtfertigem Zeitvertreib? Dies will man mich glauben machen und noch viel Schlimmeres. Doch nein! ich glaube nicht diesen kalten, berechnenden Worten."

„Erdöd, am 26. April 1847. Vorgestern bekam ich von ihm einen Brief. Ich zeigte ihn meinem Vater. Natürlich darf ich

darauf nicht antworten, weil ich dadurch die Liebe meines Vaters eingebüßt hätte, ohne welche ich nicht glücklich leben könnte. Doch ich notirte mir, was ich geschrieben hätte, und wenn er einmal kommt, zeige ich es ihm, wenn noch . . .?

„„Wenn das Glück unseres Lebens der Einsatz wäre, und der Wurf mißlänge: was dann? Wenn Ihre Liebe nur ein Traum, eine Einbildung gewesen! was ist dann mein Gewinn? Spott und Verachtung oder höchstens Mitleid über meine Einfalt; selbst Jene, die ich liebe, seitdem ich lebe, selbst meine Eltern würden nichts anderes sagen, als daß ich mein Unglück selbst verschuldet, denn dies hatten sie prophezeit, wenn ich mein Leben an das Ihre knüpfte.

Bedenken Sie wohl, bei Gott und Allem, was Ihnen heilig ist, bedenken Sie wohl, ob Sie mich so kennen, daß meine Liebe und mein Besitz Sie über alles glücklich machen kann? Doch verstehen Sie mich, ich meine ein dauerndes Glück, keinen kurzen Wonnerausch, der nur die Seelen betäubt. Kann ein einziges Weib das Verlangen Ihrer flammenheißen Seele befriedigen? Wird nicht die Gewöhnung und der schrankenlose Besitz Sie dieses Weibes überdrüssig machen, das, um Sie zu beglücken, Alles verlassen, was ihr lieb und theuer gewesen, und dessen Lebensprincip ist, Sie zu lieben?

Dies sind lauter Fragen, die Niemand beschwören kann, weil die Zukunft oft die unglaublichsten Dinge ermöglicht; doch schwören Sie, daß Ihre Liebe rein und heilig ist, und frei von jedem anderen Interesse und daß Sie überzeugt sind, daß Ihre Liebe so lange währen wird, wie Ihr Leben. Wenn Sie dies beschwören, dann giebt's keine Hindernisse, keine Schranken, die mich von Ihnen trennen könnten, dann würde ich Sie wohl nicht stärker lieben wie jetzt, denn dies ist unmöglich, doch beten würde ich für Sie und Sie beglücken mit der ganzen Macht und Leidenschaft meines Herzens.““

Julia, die vor Petöfi's Leidenschaft zurückgeschauert, war nicht minder leidenschaftlich wie Petöfi und aus den Tiefen ihres Herzens bricht die versengende Gluth hervor. Sie will und muß den Ge-

liebten sehen, sie will sich selbst überzeugen, ob sein Gefühl für sie erkaltet sei. So wie sie ihn, selbst wider ihren Willen, nicht vergessen konnte, so kann sie es auch nicht glauben, daß er sie aufgegeben hätte. Sie schreibt ihrer Freundin Marie, die ja ihre und seine Vertraute ist, und fleht sie an, eine Zusammenkunft mit Petöfi herbeizuführen.

Dieser Brief ist der Hilferuf einer verzweifelten Seele. Wir entnehmen aus diesem Briefe, daß Julia nun bereit wäre, für den Geliebten Alles zu opfern, selbst die Liebe der Eltern.

Sie hatte sich mit der Absicht der Entsagung nur getäuscht, die allzu straff gespannten Saiten mußten zerreißen.

Hier folgt der interessante Brief:

„Meine liebe Marie!

Wie kannst Du mich noch fragen, was Du thun sollst. Du, die am besten weißt, wie sehr ich ihn liebe, Du kannst Dir doch denken, daß mein größtes Glück wäre, ihn zu sehen. Ihn, dem jeder Gedanke, jedes Gefühl meines Herzens, mein ganzes Innere zu eigen ist!

Wenn er nur auf ein kleines Stündchen mir gehören würde, und ich seine Hand, die Gott zu meiner Wonne schuf, umschließen könnte, um mich zu überzeugen, daß er sich noch meines Anblickes erfreut. Denjenigen, der mir zu dieser Seligkeit verhülfe, würde ich anbeten!

In Deiner Macht liegt es, zu thun, was Du für gut findest, aber mache es nur möglich, daß ich ihn sehen kann; o Theuere, wenn Du das könntest! Ich ersehne es nicht nur, um meine Leidenschaft zu befriedigen, aber wenn ich ihn sähe, kann ich ihn vielleicht bewegen, daß er sich eine sichere Stellung erringe, um ihm angehören zu können, doch wenn er seine zügellose Freiheit höher schätzt als Alles — was ich befürchte — dann scheiden wir für immer, und vielleicht kann ich mit der Zeit noch ruhiger werden, und, wenn es meine Eltern verlangen, einen Andern, der sein Loos mit dem meinigen theilen will, glücklich machen.

— — — — Seitdem ich es wieder für möglich halte, ihn zu sehen, seitdem Du diesen Funken der Hoffnung wieder angefacht,

seitdem durchwogt mein Inneres ein Flammenmeer des Entzückens und ein Freudenfieber hat meine erstorbene Lebenslust neu erweckt.

Endlich kann ich den Eispanzer der ewigen Klügelei, den sie mir aufgedrungen, abschütteln. Gerade diese tausend Beweisgründe, die man mir einreden wollte und die ich doch nie begreifen konnte, gerade sie haben Alles verdorben, bisher war ich nicht im Stande, mich loszuringen, aber nun athme ich wieder frei auf. — — —

Wenn ich als meines Sándor's Frau unglücklich werde, was nur von ihm abhängt, werde ich auch die Kraft haben, Alles zu ertragen, was der Himmel über mich verhängt; aber wenn sie ihn mir entreißen, wenn ich ihn nicht einmal sehen darf, dann ist für mich Alles verloren! —

Sie vertrösten mich immer auf die Zeit und sagen, daß sie mir bringen werde, was Gott bestimmt, aber ich gedulde mich schon ein halbes Jahr und ich kann nicht länger mehr mit im Schooß gefalteten Händen auf das Trostgeschenk der Zeit warten. Nein, nein, ich kann und will nicht. Lieber Engel, hilf mir, laß mich nicht zu Grunde gehen, wie die Uebrigen. Gott mit Dir. Es küßt Dich tausendmal

Deine Julia.

P. S. Wenn es möglich ist, so verschiebe mein Glück nicht. Schreibe bald. Berichtige, was Dir in diesem Brief unverständlich erscheint, ich kann meine Gedanken nicht in Ordnung bringen."

Hat Marie Térey diesen Brief mit oder ohne Commentar an Petöfi geschickt oder genügte ihre einfache Bitte, daß er kommen möge, genug, Petöfi erschien.

Die Geliebten haben sich gesehen und ausgesprochen, alle Zweifel sind gelöst. Petöfi blieb drei Tage in Erdöd. Im Küchengarten trafen sich die Liebenden alle Tage, dort tauschten sie ihre heiligsten Schwüre. Bevor Petöfi abreiste, wollte er bei den Eltern neuerdings um Julien's Hand anhalten. Die Geliebte ging in's Schloß hinauf, um den Bewerber zu erwarten. Petöfi war der Situation entsprechend ernst und entschlossen. Er sagte einfach, daß sie einander liebten, daß sich ihre Herzen und Seelen

gefunden und daß zur Fülle ihres Glückes nur der Segen der Eltern fehle. Der Vater war bekümmert, die Mutter schluchzte. Der Dichter sah den tiefen Schmerz der Eltern, er hätte gern die größten Opfer gebracht, deren Einwilligung zu erringen, doch um keinen Schatz der Welt hätte er seiner Julia entsagt. „Julia wird die Meine, aber ach, ohne Segen der Mutter und des Vaters," seufzte er vor seinen Freunden. Als er am nächsten Tage von Erdöd abreiste, winkte ihm die Geliebte vom Erkerfenster mit einem weißen Tuche den Scheidegruß.

Julia war tiefbetrübt, daß sie den Eltern einen solch' namenlosen Schmerz bereiten mußte, doch sie hoffte, durch ihr liebevolles und kindliches Benehmen deren Verzeihung zu erlangen. Den Vater dauerte die Tochter, doch da alle Ermahnungen, Bitten und Befehle nichts gefruchtet hatten, ließ er sie dem Abgrund entgegentaumeln, in welchem ihre für das Ungewöhnliche schwärmende Seele das Lebensglück zu finden hoffte. Da ihr daheim jede Freude durch den Anblick der bekümmerten Eltern vergällt war, trug sie ihr Glück hinaus in die freie Natur. Nur der Wald sah ihre jubelnde Seligkeit und aus dem Tagebuche sind nun die düsteren Gedanken verbannt. Ihre Freude äußert sich nun eben so überschwänglich, wie vordem ihr Schmerz.

„Erdöd, am 2. Juni 1847. — — — Am 27. Mai begann das Glück, das ein Leben voll Bitterniß zu versüßen vermag. An diesem Tage waren wir beisammen. Seit diesem Tage bin ich Petöfi's Verlobte! . . .*)

Heute bekam ich einen Brief von meinem Sándor und ich darf ihm antworten. Nicht umsonst stand eine gelbe Rose auf meinem Tische, als ich diesen Brief bekam, denn nachdem ich ihn gelesen hatte, erwachte in mir der gelbe Neid, und dies Gefühl war mir bislang unbekannt. Es ist auch nicht zu verwundern, wie so dies kam. Er schreibt mir, daß er meine Handschuhe, die er mir genommen, alle Abende und alle Morgen küsse, und ich soll

*) Die eigentliche Verlobung, der Ringwechsel, erfolgte jedoch erst am 5. August.

diese Handschuhe nicht beneiden? Diese Verschwendung soll mich nicht aufregen? Nun gut, auch ich will's so machen, ich habe ja seinen Brief, an den will ich verschwenden, was ich ihm noch nicht gegeben."

„Erdöd, am 12. Juni 1847. Gestern bekam ich von meinem Sándor wieder ein Schreiben, in welchem er u. A. sagt, daß er Niemandem mehr gefallen wolle, als nur mir ganz allein, an alle Uebrigen, an die ganze Welt denke er nicht mehr. Bei mir ist dies ganz anders, ich fühle nicht so. Seitdem Du mich liebst, möchte ich nun glänzen und wünschte die Trefflichste auf Erden, ja eine Göttin zu sein, nur damit Du den Leuten sagen könntest: „Dies Weib, das ihr bewundert, das ihr anbetet, ist mein; ich besitze die ewige Liebe dieses Weibes!" Jetzt erst würd' ich mich freuen, wenn mich Jedermann lobte, denn ich weiß die Wonne, die wir fühlen, wenn wir jenen geschätzt wissen, den wir glühend lieben und dessen Liebe wir besitzen.

Ach, wenn Du wüßtest, was ich empfinde, wenn man Dich lobt, wenn ich mir denke, der Mann, den man preiset, den man gleich einem höheren Wesen verehrt, deß Worte noch nach Jahrhunderten seine Nation begeistern werden, diese herrlich schöne Seele liebt mich und erwartet ihr Glück nur von mir. So schön ist Deine Seele, Du liebender Jüngling, wie das Glück selbst, das ich so heiß ersehnt, nach dem mich ein ewiges Verlangen getrieben, seitdem ich denke. Welche Freude zittert in meiner Seele! Ich falle auf die Kniee vor dieser Fluth von Glück. Mein Gott, mein Gott! Das ist die Liebe" — — — — — — — — — — — — —

Petöfi hat die Geschichte seiner Liebe außer in seinen Gedichten noch in den Briefen an seinen Freund Kerényi kundgegeben.

Mit einer merkwürdigen Aufrichtigkeit veröffentlichte er gleichzeitig diese in mehrfacher Hinsicht interessanten Schreiben in der Raaber Zeitung „Hazánk" (Vaterland), deren Mitarbeiter er damals war.

Petöfi ist in diesen dithyrambischen Liebesergüssen nicht weniger überschwänglich als seine Braut.

„Nagy Károly, am 15. Mai 1847. Nagy Károly ist eine öde prosaische Stadt, aber sie erfüllt mich trotzdem mit Wonne, denn hier habe ich meine Juliska kennen gelernt, das glorreichste Mädchen der Welt. Vielleicht glaubt dies jeder Liebende von seiner Geliebten, doch wer immer das Gleiche von der Seinigen zu behaupten wagte, dem würde ich zurufen: Du lügst wie Falstaff . . .

Ich würde sie Dir schildern, Freund, doch müßt' ich meine Feder in die Sonne tauchen, um ihre Seele in ihrem ganzen Glanze und in ihrer vollen Gluth zu beschreiben.

Dort gegenüber dem Gasthofe befindet sich der Garten, und darinnen stehen die Bäume, unter denen ich sie zuerst sah, am 8. September zwischen 6—7 Uhr Abends. Von dieser Zeit an rechne ich mein Leben und den Bestand der Welt . . . vor dieser Zeit war ich nicht, war die Welt nicht, war nichts; damals entstanden in dem großen Nichts die Millionen der Welten und in meinem Herzen erwachte die Liebe . . . und all' das hat ein Blick meiner Juliska geschaffen. Mit süßen Gedanken blicke ich zu diesen Bäumen hinüber und segne sie und den, der sie gepflanzt hat . . . Schon naht die Nacht, aber der Schlaf flieht mich noch. Wie könnte der auch schlafen, der morgen das Mädchen sehen wird, das er liebt, von dem er wieder geliebt wird und das er seit einem halben Jahre nicht gesehen? Was für ein halbes Jahr war das? . . . Ich möchte Dir viel und lang von meiner Liebe erzählen, da ich jedoch diese Briefe veröffentlichen will, schweige ich darüber. Das Publicum interessirt sich nur für die Liebesgeschichten in den Romanen . . . übrigens verdient auch nicht Jedermann die Geschichte meiner Liebe zu erfahren."

Am 26. Mai schreibt er von Erdöd über seine Verlobung:

„Mein Gott, mein Gott! „Ein Königreich für ein Pferd!" ruft Richard III.; ich rufe: die Hälfte meiner Zukunft für eine ruhige Stunde, um Dir die Ereignisse zu schildern, um Dir von der Liebe meiner Geliebten sprechen zu können, einer Liebe, die ihres Gleichen noch nicht gehabt. Ich bin glücklich, auf immerdar . . .

Es ist Nacht, mond- und sternenhelle, geräuschlose Nacht. Kein

Laut, kein Ton rings umher . . . nur eine Nachtigall schlägt . . . mein Herz.

Herrliches, herrliches Mädchen! Dich hab ich gesucht seit meiner Kindheit. Ich ging zu jedem Weibe hin, warf mich zu seinen Füßen, um es anzubeten. Ich dachte, du seiest es. Doch als ich schon auf den Knieen lag, sah ich erst, daß nicht Du es gewesen, vor der ich gekniet, daß ich statt des wahren Gottes nur einen Götzen angebetet und ich erhob mich und ging weiter. Endlich fand ich Dich. Herrliches, herrliches Mädchen! Sie hatte zu wählen zwischen den Eltern und mir. Sie hat mich gewählt! Sie, der Augapfel ihrer Eltern, die seit ihrer Kindheit jeden ihrer Gedanken, jeden ihrer Wünsche erriethen und erfüllten und die ihr Alles gaben, nur keine bösen Worte . . . Und ich, ein unbedeutender Fremdling, den das Vorurtheil mit Koth beworfen den die Verläumdung mit ihren Pfeilen verwundet, und ich hatte gar nicht die Zeit, ihr zu sagen: ich bin nicht der, der ich scheine, nicht das, als was mich die Welt sehen will!"

Und doch hat sie mich erwählt. O, in diesem Mädchen wohnet Gott, der tief in die Brust der Menschen schaut, der auf dem schlammigen Boden des Meeres die reine Perle erblickt. Gesegnet sei ihr Name, so wie ich gesegnet bin durch sie!

Im September werd' ich heirathen, heirathen Freund, die so theuer erworbene Freiheit noch theurer verkaufen. Wo fänd' ich einen höhren Preis, als meine Juliska? Schau, ich schreib' schon wieder von ihr, nur von ihr. Mein Herz war so voll, ich mußt' es ausströmen lassen, sonst wär' es geborsten . . . Die Freude treibt's in meiner Brust, wie ein trunkener Mensch in seinem Zimmer, der die Möbel durcheinanderschmeißt, die Tische umwirft, die Stühle zerbricht und die Fenster einschlägt. Welch' ein närrischer Bursche ist diese unerwartete Freude. — — — —

Morgen fahre ich über Großwardein nach Pest und von dort in's Ausland. Die letzten Monate meines ledigen Standes will ich auf Reisen verbringen. Ich möchte gern das Meer sehen, nach dessen Anblick ich mich schon so lange gesehnt, ist es doch verwandt meinem Herzen, tief und stürmisch. Ich möchte das Vaterland von

Shakespeare, Shelley und Byron sehen, das düstere England, und auch Béranger's Heimath, das glänzende Frankreich, und ihn selber, Béranger, den neuen Erlöser der Welt, den größten Apostel der Freiheit. Der Kanonendonner der Julirevolution war das Echo von Béranger's Liedern. Jedermann spreche seinen heiligen Namen mit Achtung aus. Er ist der erste Dichter der Welt.“

Doch schon am 25. Juni schreibt Petöfi von Pest:

„Homo proponit, Deus disponit, was Wort für Wort so viel sagen will: der Verstand macht den Vorschlag und das Herz entscheidet; denn um so viel mächtiger Gott vor dem Menschen ist, um so viel ist auch das Herz stärker als der Verstand. Daraus folgt, daß ich nicht in's Ausland gehe. Keine Idee, daß ich gehe. Freund, es ist schrecklich, wie mich mein Herz beherrscht. Es ist in der That ein Despot und mein Verstand sein unterthäniger Sclave, oder vielmehr ein frommer, gutherziger Vater, der nur rathen, aber nicht befehlen kann oder will. Und mich freut's, daß dem so ist. Ein solcher Mensch kann sehr unglücklich sein, das ist wahr, doch sehr glücklich kann auch nur ein solcher Mensch sein. Und darum war ich einstmals sehr unglücklich und deshalb bin ich jetzt sehr, sehr glücklich. — Also ich gehe nicht in's Ausland und, anstatt nach Westen, wende ich mich dieser Tage wieder nach Osten . . . nach Osten!“ — —

Petöfi war eifrig bedacht, seine materiellen Angelegenheiten zu ordnen, um nicht mit drückenden pecuniären Sorgen den neuen Hausstand zu beginnen. Zu diesem Behufe sammelte er seine größeren und kleineren Gedichte, die in Einzelausgaben und in den Zeitungen erschienen waren oder noch ungedruckt in seinem Pulte lagen und verkaufte alle diese Werke ein für alle Male dem Verlagsbuchhändler Gustav Emich in Pest um den Betrag von 1500 Gulden. Zugleich verpflichtete er sich, seine künftigen Werke nicht in Einzelausgaben wie bisher erscheinen zu lassen, sondern dieselben zurückzulegen, bis sie einen gleich starken Band wie den ersten bilden würden. Für diesen zweiten Band wurde das Autoren-honorar mit 2000 Gulden festgesetzt. Der Vertrag ist vom 26. Juni 1847 datirt.

Noch im Laufe des Jahres 1847 erschien die Prachtausgabe von Petöfi's Gedichten in einem starken Band in Groß Octav mit des Dichters Brustbild in Stahlstich. Das Werk, in vornehmster Ausstattung, was Satz und Papier betrifft, enthielt im Ganzen 456 Nummern in chronologischer Reihenfolge und war Petöfi's väterlichem Freunde Michael Vörösmarty in Liebe und Verehrung zugeeignet.

Petöfi's gesammelte Werke erregten ungemeines Aufsehen. Die Nation erkannte, was sie an ihrem Dichter besaß, und blickte mit bewundernder Verehrung zu ihm empor. In Folge dessen wurde auch Petöfi's Candidatur für die ungarische Akademie angeregt, doch die zünftigen Gelehrten verwahrten sich energisch dagegen, daß der Volksdichter in den Hallen der Wissenschaft Aufnahme fände.

Angesichts des großen Erfolges, den die Gesammtausgabe von Petöfi's Werken im Publicum gefunden hatte, verstummten auch die hämischen Kritiken. Die Anerkennung von Männern wie Vörösmarty und Eötvös war ein Palladium gegen derlei Anfechtungen.

XXXVII.

Johann Arany.

In diese Zeit fällt Petöfi's Besuch bei Johann Arany in Szalonta und durch diesen Besuch wird das Freundschaftsbündniß der beiden Männer besiegelt.

Arany's Leben verlief scheinbar glatt und ruhig und war dennoch voll Gegensätze, Kämpfe und Leiden. „Mein Leben," schrieb er in einem Briefe an seinen Freund Paul Gyulai, „ist einfach, aber trotzdem nicht so still, wie man glaubt; es ist ein fortwährender Kampf, in dem ich der schwächere Theil bin. Mein Talent trieb mich immer vorwärts, meine Energielosigkeit warf mich immer wieder zurück und so wurde ich, wie der größte Theil meiner Werke — ein Bruchstück." —

Johann Arany wurde 1817 zu Nagy Szalonta im Biharer Comitat als der Sohn armer Bauersleute geboren. Die Eltern waren beide schon alt, als der Knabe auf die Welt kam. Und das Kind war die einzige Hoffnung und der einzige Trost seiner betagten Eltern. Geschwister hatte er nicht und mit anderen Kindern zu spielen fand sich selten Gelegenheit, so war es ganz natürlich, daß sein Geist eine ernstere Richtung nahm.

Der verständige, des Lesens und Schreibens kundige Bauer lehrte dem Sohne an Buchstaben, die er mit dem Stocke in den Sand schrieb, lesen. Die anziehenden Stellen des Gesangbuches und der Bibel boten dem zarten Geiste die erste Nahrung. Bald besuchte er die Schule zu Szalonta und oblag mit Eifer und Erfolg seinen Studien. Dabei wurde jedes Buch, das in den Bereich seiner Hände kam, mit heißer Gier verschlungen und er konnte sich bereits keinen größeren Mann denken, als einen Buch- oder Versemacher. Er versuchte selbst Reime zu bilden und als er endlich die Poesieclasse erreicht, schrieb er fortan Verse gleich schockweise. Die große Welt hatte von ihm noch keine Ahnung, als er von der Szalontaer kleinen Welt schon als Poet bewundert wurde. Daneben las der ernste Knabe die Chronik des 16. Jahrhunderts und hörte gerne die Sagen der Umgebung.

Gyulai sagt in seiner Denkrede auf Arany: „Seine Seele verschmolz in sich all' die Naturreize, all' die historischen Erinnerungen und traditionellen Bräuche, die er kennen lernte. Diese Bilder, Eindrücke und Töne lebten in seiner Seele fort und gewannen später Leben in seinen Werken."

So verlief seine Studienzeit in Szalonta, deren letzte Jahre er bereits nicht mehr unter der unmittelbaren Aufsicht der guten, alten Eltern durchmachte, denn um sie vor unnöthigen Ausgaben zu bewahren, gab er in seinen freien Stunden den kleinen Schülern Wiederholungsunterricht und wohnte zu diesem Behufe in der Schule.

Im Jahre 1833 besuchte Arany das Collegium in Debreczin, doch da er mit Noth und Entbehrungen zu kämpfen hatte, ging er

auf eine Zeit nach Kisujszállás als Hilfslehrer, um sich dort die Mittel zur Vollendung seiner Studien zusammenzusparen. Hier las er mit Lust und Eifer die Hauptwerke der vaterländischen Dichtkunst und gelangte im Studium des Deutschen bis zur Lectüre Schiller's; auch suchte er sich mit den Elementen der französischen Sprache vertraut zu machen.

Mit erneuter Kraft und doppeltem Eifer, aber mit recht magerer Börse kehrte er nach Debreczin zurück. Dort fand er jedoch bald materielle Unterstützung. Einer der Lehrer vertraute ihm den Unterricht seines Töchterchens an. Allein auch der schlichte Student träumte von einem romantischen Lebenslaufe, er wollte Maler, Bildhauer oder Schauspieler werden. Die Eintönigkeit der Schule wurde ihm bald zuwider. Auch er wurde vom gewaltigen Hang in die Weite, jenem Wandertriebe erfaßt, den die Ungarn als Erbtheil von ihren Vorfahren überkommen haben. Die wilde Romantik des Theaterlebens verlockte auch den schwärmerischen Jüngling, der sein Leben ernsteren Zielen geweiht hatte, als Petöfi.

Während des Schuljahres verließ er eines Tages das Debrecziner Collegium. Vom Mimenruhm träumend, ging er in die weite Welt hinaus. Dieser unglückselige Entschluß, der ihn auf eine Lebensbahn warf, die seiner ganzen Natur widersprach, erzeugte in ihm eine neue Wandlung. Von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wandernd, sah er nur zu bald ein, daß er nicht zu dem vagirenden Leben tauge. Endlich entschloß er sich in Marmaros, nach harten inneren Kämpfen und unter dem Eindruck eines schrecklichen Traumes, als verlorener Sohn in's Vaterhaus zurückzukehren. Zu Hause angelangt, fand er den geliebten Vater blind und nach einigen Wochen starb die Mutter an der Cholera. In diesen harten Schicksalsschlägen sah er die Strafe seines Leichtsinns. Von Selbstvorwürfen gepeinigt, faßte er den Entschluß, mit seinem früheren Leben zu brechen. Damals erwachte in Arany jene Eigenschaft, die sein ganzes langes Leben gleichsam verklärte, das Pflichtgefühl. Er gab alle Zukunftspläne auf, nahm eine bescheidene Lehrerstelle in Szalonta an und pflegte seinen hilflosen Vater. Wie stark mußte dieser Charakter sein, der seiner Sohnespflicht ein=

gedenk allen glänzenden Träumen entsagte und sich trotz Kummer und Sorge das edle Gleichgewicht seiner Seele bewahrte.

Das fernere Leben Arany's verlief ruhig und geräuschlos, er lebte in stiller Anspruchlosigkeit seine Tage. An der Seite eines wackeren Weibes und seiner lieben Kinder, geliebt und geachtet von seinen Mitbürgern, fühlte er sich in den bescheidenen Verhältnissen zufrieden. Das Glück des Familienlebens versüßte die schweren Pflichten des Amtes. Die Stadt hatte ihn zum zweiten Notar erwählt und ihm bald die ganze Verwaltung aufgehalst. Als Beamter war er streng gewissenhaft, er stand nie im Dienste einer Partei und bei Volksversammlungen trat er nur als Redner auf, nicht um die erregten Gemüther anzufeuern, sondern um sie zu beschwichtigen. Und obwohl er den ganzen Tag im Dienste des Gemeinwohles stand, fand er Zeit zur Selbstbildung und Eigenschöpfung. Freilich mußte er dafür die frühen Morgen- und die späten Abendstunden benutzen.

Die Grundzüge von Arany's Charakter sind Wahrheit, Menschenliebe, Gewissenhaftigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, Bescheidenheit, Anhänglichkeit an seine Familie und ein gewisses Mißtrauen gegen sich selbst.

Arany war ein Sohn des Volkes, er lebte inmitten des Volkes und aus den Werken der Volksdichtung schöpfte er seine geistige Inspiration, was Wunder, wenn auch in seiner Dichtung das volksthümliche Element so breiten Boden gewann? Doch Arany vertiefte sich auch in die classischen Werke der Weltliteratur und dieser Einfluß machte sich bei dem Schaffen seiner Werke geltend.

Petöfi war genialer und phantasiereicher, ein Poet von kühnerem Fluge. Den Gedanken und Empfindungen seiner Zeit wußte Niemand so schlagenden Ausdruck zu geben wie er und darin liegt das Geheimniß seiner beispiellosen Volksthümlichkeit. Gebietet Arany auch nicht über dies zündende Feuer, so doch über eine warme Gluth. Geht bei Petöfi häufig der Verstand mit dem Herzen durch, ist die Form häufig rhapsodisch, so berührt bei Arany die Harmonie von Form und Inhalt, von Geist und Gemüth eigenthümlich wohlig. Was sein Herz empfindet, hat sein Kopf bedacht.

Petöfi's trotzige Natur wurde in der harten Schule des Lebens gezeitigt, sein Kampfmuth und das Elend erstarkten seinen Unabhängigkeitssinn und die Leiden des Volkes weckten seine Theilnahme für die Unterdrückten und seinen Haß gegen die Bedrücker. In seinem Charakter herrscht Stolz, Trotz, Spott und Hohn, er ist selten liebenswürdig und milde, nur gegen Jene, die er wahrhaft liebt und verehrt. Arany's Leben warf keine großen Wogen, zeigt keine merkwürdigen Begebenheiten, doch umso dauernder und ergreifender waren die inneren Kämpfe, die in seiner Seele starke Spuren hinterließen. Auch Arany litt viel im Kampf um's Dasein, doch Haß und wilde Leidenschaft faßten in seiner Seele nicht Wurzel, sondern es lebt darin nur das tiefe Gefühl für alles Edle und Große. Arany liebte sein Vaterland nicht minder heiß wie Petöfi, doch nicht so stürmisch und maßlos. Petöfi ist zu Zeiten ein grimmiger Revolutionär, Arany nichts als Ungar. Wohl ist er nicht fühllos für die Kämpfe und Leiden seines Volkes, hundertmal entströmen seiner Leier Laute, bei deren Klang das Herz erbebt. Wohl klingt der Ruf der Schlachten, die Verzweiflung der Niederlagen auch aus seinen Liedern, wenn er auch nicht mit dem Schwert in der Faust gegen den Feind anstürmte.

Schon im Aeußeren der beiden Männer ist ein großer Unterschied erkennbar. Petöfi hatte etwas Herausforderndes, Stürmisches, Spöttisches an sich. Aus seinen Augen blitzte glühende Leidenschaft, die ganze Gestalt war fortwährend bewegt, dabei prägte sich unwillkürlich ein gewisses Coquettiren mit den eigenen Vorzügen und Gebrechen aus, das die reinen Contouren seines Charakters nur zu oft stört. Wie einfach dagegen war Arany's Bild. Aus dem kräftig modellirten Kopf blickte sinnend und ernst ein unergründlich tiefes Augenpaar, während das feine Faltenspiel der Stirne ruhige, seiner selbst bewußte Kraft verrieth. Die Gestalt war ein wenig nach vorn gebeugt und machte den Eindruck eines bedeutenden, aber durch und durch einfachen Menschen, der allem Theatralischen abhold war. Das aber war gewiß einer der hervorstechendsten Charaktereigenthümlichkeiten des großen und bescheidenen Dichters. Zwischen Arany's Leben und Werken herrscht der schönste Einklang. Sein Leben

selbst war eine Dichtung. Nicht der leiseste Schatten gleitet auch über den kleinsten Theil seiner Lebensbahn dahin. Aus der erhabenen Objectivität seines Geistes und aus der ungetrübten Harmonie seines Gemüthes entsprang die milde Heiterkeit seines Wesens und der Sonnenstrahl des echten Humors brach sich in seinen Thränen. Arany's Charakter stand auf der Höhe seines Genies und sein Genie war so groß, daß die Frage unentschieden ist und auch ewig unentschieden bleiben wird, wer größer gewesen, ob Petöfi, ob Arany. Die wahre Größe Beider beweist der Umstand, daß jeder den Andern für größer hielt.

Ist Petöfi der Typus der ungarischen Jugend mit der hochstrebenden Leidenschaft, dem himmelstürmenden Idealismus, der auflodernden Begeisterung und den schwärmerischen Launen, so ist in Arany die männlich ernste Seele des ungarischen Charakters verkörpert. Petöfi's Jugend findet in Arany's Männlichkeit eine würdige Fortsetzung und Ergänzung.

Die beiden Geistesrichtungen, welche in der ungarischen politischen Geschichte durch die Namen Ludwig Kossuth und Franz Deák repräsentirt werden, sie fanden sich in der ungarischen Literaturgeschichte unter den Namen Alexander Petöfi und Johann Arany. Und wie es groß war, eine ganze Nation vorwärts zu reißen zu kühner Freiheitsthat wie jene beiden Schwärmer, so waren jene beiden anderen Männer, jener Politiker und jener Dichter, nicht minder groß, die inmitten einer Zeit der entfesselten Leidenschaften und Kämpfe die Ruhe und Klarheit der Classicität, inmitten der Tage, in welchen manch' niedriger Egoismus seine Befreiung suchte und fand, die Reinheit, Gradheit und Lauterkeit der wahren männlichen Ideale bewahrten.

Johann Arany war einfach und selbstlos wie der unvergeßliche Franz Deák. Beide Musterbilder der Uneigennützigkeit, des Pflichtgefühles, der Arbeitsamkeit und Treue. Diese Verschiedenheit des Charakters herrscht auch in den Werken der beiden Dichter und machen Petöfi vornehmlich zum Lyriker und Arany zum Epiker.

Arany war ganz zum Epiker geboren und wollte nichts anderes sein. Die Jugendsaite, die volltönende lyrische Saite fehlte

seiner Lyra und er wollte mit Petöfi nicht um die Palme ringen. Sein Genius befähigte ihn dazu in unserer Zeit, die aller classischen Naivetät, der wahren Objectivität verlustig geworden zu sein scheint, Werke zu schaffen, die in ihrer Plastik und Klarheit, in ihrer dem echten Quell der Poesie entströmenden Frische und Ursprünglichkeit an die Blüthenepochen des Epos gemahnen.

Als Sänger dreier weltgeschichtlicher Perioden hat er die Heldengestalten der Zeiten Attila's, Ludwig's des Großen und die Gefühle und Stimmungen seiner eigenen Zeit in Liedern, Balladen und Epen verewigt. Flüchtet er auch mit Vorliebe aus der traurigen Gegenwart in die ruhmvolle Vergangenheit, so war er doch auch ein treuer Dolmetsch seiner Nation zu einer Zeit, als das Volk des dichterischen Trostes so sehr bedurfte.

Die alten Ueberlieferungen begeisterten ihn zu seinen Epen „Buda's Tod" und der „Toldi-Trilogie", und in den einfachen Formen des Volksliedes verstand er den ganzen Reichthum seines warmfühlenden Herzens und seines gebildeten Geistes zu ergießen. Arany's höchste Kraft äußert sich in seinen Balladen, und da ist er ebenso groß wie Petöfi im Liede. Petöfi's Lieder und Arany's Balladen sind die echten Erzeugnisse des nationalen Geistes, beide können wir füglich den Gebilden der großen Dichter des Auslandes gegenüber stellen. Einfachheit, Unmittelbarkeit und Plastik charakterisiren seine Balladen ebenso wie die Goethe's. Manche dieser Dichtungen sind von starker tragischer Wirkung, in wenigen Strophen entwickelt er eine ganze Tragödie.

Kann sich Arany's Sprache auch mit der Sangbarkeit von Petöfi's Sprache nicht messen, so übertrifft sie ihn doch durch ihre kernmagyarische Ursprünglichkeit. Er spürte nach den versteckten Perlen in dem alten Heldengesang, in den Liedern der fahrenden Sänger, in den Collegienheften der mittelalterlichen Studenten, den Volksliedern und Volkssagen und übernahm diesen reichen Wortschatz in seine Dichtungen. Es war, als ob Arany ein neues Idiom entdeckt hätte. In der Kunst der Sprache theilte er den Ruhm Vörösmarty's. Nur ist seine Sprache noch reicher, einfacher und kräftiger.

Arany war unter den ungarischen Dichtern der inhaltsreichste, der künstlerisch vollendetste. In ihm hat sich das Volksthümliche und Künstlerische in vollster Harmonie vermählt. Wer erfahren will, wie man zu einem Volke herabsteigt, nicht um sich zu erniedrigen, sondern um das Volk zu erheben, — der lerne von Arany; wer erfahren will, wie man unterrichtet, ohne pedantisch zu werden, wie man bessert ohne zu verletzen, wie man schwungvoll sei ohne Uebertreibung und wahrhaftig ohne schmutzigen Realismus — der lerne von Arany. Sein Herz war voll Gemüth, seine Seele voll Humor, immer war er warm und wahr. Spät trat er hervor, selten ließ er sich vernehmen, von dem Augenblicke aber, da er hervortrat, und bei jedem Anlasse, da er zu vernehmen war, reichte ihm die dankbare Natur, wie es Petöfi ihm einst prophezeit hatte, nicht Blätter, nein, Kränze von Lorbeeren.

Als 1879 der dritte Theil des „Toldi" fertig war, drangen die Freunde in den Dichter, das neue Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Arany aber weigerte sich dessen und erklärte, er werde nicht sterben wie ein Bettler, der nichts hinterläßt. Was er noch besitze an Arbeiten, das soll die Nation als eine Erbschaft betrachten, die sie beheben kann oder auch nicht. — Schließlich willigte er dennoch in die Wünsche seiner Freunde, und als der dritte Theil erschien, der eigentlich den zweiten Theil der Trilogie bildet, da schrieb jener Dichter, der im Vereine mit Petöfi und Arany so oft genannt wird, da schrieb Moritz Jókai, jenen herrlichen Brief, der mit den Worten begann: „Die Freude der Apostel bei der Auferstehung ihres Meisters ist keine größere gewesen, als unsere Freude bei Deiner Auferstehung."

In das Einerlei der Szalontaer Tage hatte Petöfi's Besuch erwünschte Abwechslung gebracht und die Freundschaft der beiden Männer noch inniger gestaltet.

Arany ergötzte sich an dem heißblütigem Uebermuthe seines jungen Freundes, und Petöfi blickte mit dem gemischten Gefühle der Verehrung und Liebe auf den ernsten Mann mit dem weichen Kindesgemüthe. Seine stolze Seele beugte sich vor diesem bescheidenen, zartfühlenden Herzen. So liebte Einer an dem Andern

das, was ihm mehr oder minder mangelte. Arany an Petöfi die wilde Energie, das ungestüme Feuer, die reiche dichterische Quelle, welcher bei der leisesten Berührung ein Lied entströmte; Petöfi an Arany die edle Ruhe, das tiefe Gemüth, die einfache Hochheit und die Kunst der sicheren Gestaltung.

Petöfi, der sich mit den meisten Freunden oft wegen geringfügiger Ursachen zerzankte, hing stets mit der größten Anhänglichkeit an Arany und dieser erinnerte sich Zeitlebens der wenigen Jahre, welche er mit Petöfi verlebt, wie an einen schönen Traum.

Petöfi blieb vom 1.—10. Juni in Szalonta. Ueber diesen Besuch schrieb er seinem Freunde Kerényi:

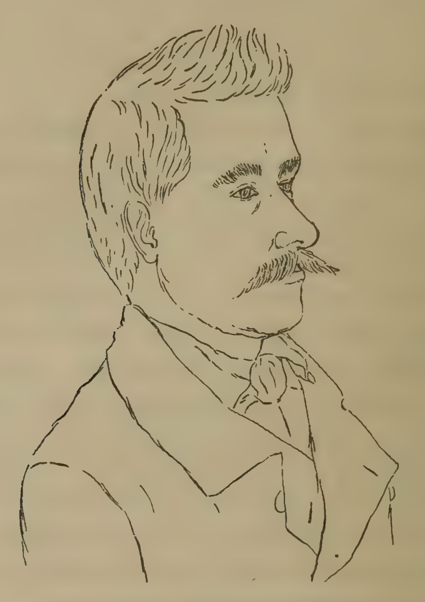
„Szalonta, am 7. Juni 1847. . . . Weißt Du, warum ich hieher geeilt bin und warum ich hier seit einer Woche verweile? Darum, weil in Szalonta ein großer Mann lebt, und dieser große Mann ist mein guter Freund und dieser gute Freund heißt Johann Arany und ist der Verfasser des „Toldi“. Wenn Du dies Werk noch nicht gelesen, dann spreche ich Dir vergebens von ihm; hast Du es jedoch gelesen, dann ist alles, was ich über ihn sagen könnte, überflüssig. Und dies Gedicht hat ein einfacher Dorfnotar geschrieben, in einem kleinen Stübchen, das fünf Schritte lang und zwei Schritte breit ist, und das ist eigentlich ganz in Ordnung. Die Musen sind keine conservativen Fräulein; sie schreiten mit der Zeit und da das Losungswort der Zeit „Es lebe das Volk“ ist, so stiegen auch die Musen von dem aristokratischen Helikon herab und ließen sich in Hütten nieder. Ich bin glücklich, daß auch ich in einer Hütte geboren bin.

Die Woche, die ich hier verlebt, rechne ich zu den schönsten Tagen meines Lebens. Auf der einen Seite der ernste, fröhliche Hausvater, auf der andern Seite das fröhliche, ernste Hausmütterchen und vor uns die zwei plaudernden, munteren Kinder, ein blondes Mädchen und ein brauner, kleiner Junge, dieser Kranz umschließt mein Herz und ich bin glücklich; es schmerzt mich nur, daß ich dieser Tage diejenigen verlasse, verlassen muß, die ich wie Zwillingsgeschwister liebe. Gott mit Dir, mein lieber Fritz, es wünscht Dir ein solches Glück, wie das seine, Dein wahrer Freund.“

Zur Zeit seines Aufenthaltes bei Arany schrieb Petöfi die Gedichte „Arany Laczi“, „Der Storch“, „Muhme Sarah“ und „Die Thurmruine“.

Arany schrieb auf Petöfi's Ermunterung einige lyrische Dichtungen. So begeisterten sich die Freunde gegenseitig.

Wir wissen, daß Petöfi schon als Knabe ein guter Zeichner gewesen, in Szalonta skizzirte er mit flüchtigen Strichen den Freund.



Arany's Porträt. Petöfi's Handzeichnung.

Petöfi, der heißblütige Petöfi, fühlte sich in dem behaglichen Familienkreise „des Mannes mit der Christusseele“, wie er zu sagen pflegte, unendlich wohl. Arany's Frau und Kinder vergötterten den Gast, der so seltsam und dabei doch so gut war und der in so herzlicher Weise mit den Kindern zu spielen wußte; namentlich den kleinen Laczi (Ladislaus) hatte Petöfi in sein Herz geschlossen. Am 18. Juni schreibt er dem Freunde: „Ich denke oft an Euch, meine Lieben, und wünschte von Herzen, daß mein Familienleben dereinst ein so

glückliches würde, als es das Eure ist, denn ein glücklicheres kann ich mir gar nicht vorstellen. Küsse alle durcheinander, die lieben Gevatterin und die Kinder. Dem Laczi aber sag', daß er nicht weinen soll, sonst bin ich bei ihm, eh' er sich's versieht, um ihm ein noch Aergeres auf den gewissen Theil seines Körpers zu versetzen, als gewöhnlich, dann hat er wenigstens Ursache, Zeter zu schreien."

Jenes reizende Gedicht „An Laczi" konnte der Knabe bald auswendig. Sein Vater schreibt: „Laczi kann das Gedicht, das Du ihm geschrieben hast, schon auswendig. Und höre, wie stolz er auf Dich ist. Wenn wer immer in's Haus kommt, Fremde oder Bekannte, ist es sein Erstes, das Blatt hervorzuholen und das Gedicht zu zeigen, das ihm Petöfi-bácsi geschrieben, der ihm auch ein Reitpferd versprochen hat."

Petöfi hatte in der Familie Arany einen unvergeßlichen Eindruck hinterlassen. „Wir genießen keinen guten Bissen, ohne Deiner zu gedenken. Wir sagen immer: Warum ist Petöfi nicht hier, wie würde ihm das schmecken! Das hat Petöfi so gemacht, und das wieder so, das hat ihm gefallen u. s. w. Und so geht's in Einem fort. Wie froh wären wir, wenn Du unser Sohn wärest, da kämst Du wenigstens auf die Vacanzen zu uns." —

Nach dem Briefe vom 25. Juli tritt eine größere Pause ein. Petöfi ist ein sehr saumseliger Briefschreiber. Er selber hat ja den Freund darauf vorbereitet. „Uebrigens wirst Du auch noch längere Pausen erleben; jetzt bin ich nur darum so pünktlich, um das Sprichwort nicht Lügen zu strafen: Neue Besen kehren gut. Ich bitte Dich aber, verurtheile mich nicht, wenn eine längere Epoche des Stillschweigens eintritt — — — — wenn ich Dir auch selten schreibe, so pocht mein Herz dennoch höher beim Klange Deines Namens" — — — —

Trotzdem ist Arany über das lange Stillschweigen bekümmert. Die Unruhe des Vaters ob des Geschickes eines geliebten Sohnes kann nicht wahrer sein als seine Zeilen vom 5. August:

„Wie geht's Dir, Junge? Was treibst Du und was sinnst Du? Freust Du Dich oder trauerst Du, oder bist Du zornig und

fluchst? Bist Du verheirathet oder ledig? Die Unkenntniß von all' dem quält mich täglich. Ich sage mir, daß mich ja nur ein paar Meilen von Dir trennen und dennoch bekümmert's mich, nichts von Dir zu erfahren. Ich wünschte Dich so glücklich zu wissen. Es kommt mir vor, als wärest Du mein kranker Sohn und ich rechnete nach Minuten, von ihnen Tod oder Leben erwartend. Reiße mich aus diesem Zustande und wenn Du was Neues unternommen hast, schreibe mir, wie weit Du damit gekommen bist. Es ist ja unmöglich, daß Dir keine Minute übrig bliebe, in welcher Du, untauglich zu Anderem, wenigstens mir schreiben könntest . . . Ziehe von der Statue der Wahrheit den Schleier hinweg und kümmere Dich nicht, ob ich vor Schreck oder Freude darüber sterben sollte."

In dem Briefwechsel ist außer dem warmen und innigen Gefühlston noch der liebenswürdige und ungesuchte Humor bemerkenswerth, der nur unverdorbenen Herzen entquellen kann.

Arany verfolgte mit inniger Theilnahme alle Hauptmomente in Petöfi's Leben, er ist entzückt, als ihn der Freund verständigt, daß er sich mit Julia Szendrey verlobt habe.

Seiner überströmenden Freude mußte er im Gedichte Luft machen. Noch am selben Tage schreibt er eine Epistel an Petöfi, in welcher sich der herzerquickende Humor mit der tiefsten Gefühlswärme verbindet.

Als Petöfi wegen der Kälte der Eltern seiner Braut klagt, tröstet er ihn und ertheilt ihm väterliche Rathschläge für die Ehe.

„Wenn sie sehen werden, daß Du ein rechtschaffener Mensch bist, daß Du ihr Kind gut behandelst, so werden sie auch Deine Liebe suchen. — Dem Weibe gegenüber darf man nicht launenhaft sein, wenn man auch mit der Zeit Launenhaftigkeit bei ihr entdecken sollte. Man kann ihr das auf schöne Weise abgewöhnen. Meide die kleinen Liebeszänkereien, aus ihnen erwächst ein Kampf auf Leben und Tod. Davon hängt Deine Zukunft ab. I besech you, be ruled by your well willers, sagt Gvadányi. Sei sparsam bis zum Geiz, in ein paar Monaten seid Ihr zu zweien, in ein paar Jahren könnt Ihr mehr sein und ich halte es für die größte

Sünde, wenn der Familienvater sein Vermögen mit beiden Händen hinauswirft. Sein Eigenthum darf Jedermann verprassen, — doch Niemand hat das Recht, das Vermögen seines Weibes und seiner Kinder anzutasten."

Arany schreibt, daß die kleine Juliska sich in einem fort nach der großen Juliska erkundigt: „Wir müssen ihr beschreiben, wie Petöfi-bácsi's Braut aussieht, von Kopf bis zu den Füßen, jedes Glied, jedes einzelne Haar, und dazu gehört Poesie.

Von jener Reise war Petöfi gegen Mitte Juni in die Hauptstadt zurückgekehrt, brach aber schon Anfang Juli wieder auf, um den Dichter und Pfarrer Michael Tompa in dem Dorfe Beje zu besuchen. In Gesellschaft dieses Freundes wurden Ausflüge nach den schöneren Punkten der Umgebung gemacht, dann ging's weiter nach Miskolcz, nach dem reizenden Diós-Györ und der zauberischen Umgebung von Gömör, dann durch die Hegyalja nach Saros Patak. Das Schloß, einst ein Horst Rákoczy's, für den Dichter ein Gegenstand der Pietät, „Die Löwenhöhle der ungarischen Freiheit" befand sich — leider! — jetzt in den Händen eines gewissen — Prezenhain! —

Petöfi pilgerte von hier nach dem ehemaligen Wohnsitz Franz Kazinczy's, des Reformators der ungarischen Sprache und Literatur. Das Gedicht „Széphalom" giebt die Eindrücke wieder, welche dieser geweihte Ort in seiner Vernachlässigung und Verödung auf sein pietätvolles Gemüth hervorbrachte.

Mitte Juli war Petöfi wieder in Szathmár. Obgleich Erdöd nur eine Stunde von Szathmár entfernt ist, sahen sich die Liebenden doch anfangs nur selten, später gar nicht, so streng war das Verbot der Eltern Julien's. Um so eifriger wurde jedoch correspondirt.

Die Erregung über diese Strenge mag Petöfi's hochgradige Empfindlichkeit noch vermehrt haben. Sie war die Ursache, daß Petöfi über einen seiner besten Freunde, über Tompa, so in Zorn gerieth, daß bald eine völlige Erkaltung in dem schönen Verhältniß eintrat.

Der Keim der Entfremdung wurde noch vor der persönlichen Bekanntschaft der Beiden gelegt.

Tompa's ältester Freund war Nikolaus Szemere. Durch Petöfi's Zerwürfniß mit Jenem*) gerieth Tompa in eine peinliche Lage. Tompa liebte Szemere viel zu sehr, als daß er ihn wegen jenes Mißverständnisses hätte fallen lassen, andererseits fühlte er sich durch Petöfi in seinem besten Freunde beleidigt. Szemere hingegen zürnte Tompa, daß dieser nicht gleich mit Petöfi seinetwegen gebrochen habe.

Als Tompa nach Pest kam und nach seiner Krankheit bei Petöfi und Várady die liebevollste Aufnahme fand, lernte er erst die guten Eigenschaften Petöfi's nach ihrem wahren Werthe schätzen. Tompa war so gerührt von den vielen Beweisen aufopfernder Freundschaft, daß in ihm jedes Gefühl der Verstimmung erstickt wurde. Petöfi hatte von all' diesen Gemüthserregungen des Freundes keine Ahnung.

Ueber seinen Besuch bei Tompa in Beje schrieb Petöfi an Kerényi:

„Hier sind wir in Beje und gar bei einem Pfarrer, dem hochwürdigen Michael Tompa, unserem Freund und Collegen. Wir verbringen lustige Tage, doch Du irrst, wenn Du glaubst, daß wir uns hier weniger zanken als damals bei Dir in Eperies. Jeden Augenblick gerathen wir an einander. Er behauptet, daß er der friedliebendste Mensch der Welt sei und ich behaupte dasselbe von mir, und doch sind wir davon überzeugt, das wir Beide die größten Streithänse der Welt sind. Indessen könnte er als Geistlicher klüger sein, und seine Pflicht wäre, nachzugeben, doch er vergißt immer seine Pflicht, sie fällt ihm gar nicht ein.

Uebrigens kritisiren wir unsere Gedichte mit der gehörigen Nachsicht. Er sagt, daß dies und jenes meiner Werke nichts tauge, es sei ein Machwerk; ich antworte, er hätte nicht Recht, es sei classisch, und wenn ich ihm sage, daß die eine oder andere seiner

---

*) Siehe Capitel XXVII: „Reise in's Oberland".

Arbeiten nichts werth, eine Stümperei sei, behauptet er, es sei sein bestes Werk."

Tompa vertrat Petöfi gegenüber seine Ansichten mit voller Entschiedenheit. Anfangs scherzte Petöfi über diese Selbstständigkeit, doch bald wurde sie ihm unangenehm, denn er duldete keine andere Meinung neben der seinen.

In diesen scherzhaften Zänkereien lag der Keim zu einer ernsten Entfremdung. Als sich der Bund der Decemviren aufgelöst hatte, wurden, wie bereits erwähnt, die meisten der jungen Schriftsteller von Frankenburg für die „Életképek" gewonnen. Im Jahre 1848 übernahm Jókai die Redaction des Blattes und war bemüht, die bewährten Mitarbeiter zu erhalten und neue heranzuziehen. Arany war früher Mitarbeiter von Vahot's „Divatlap", doch löste er auf Petöfi's energisches Betreiben jenes Verhältniß. Tompa hingegen hatte sich Vahot auf ein Jahr verpflichtet, auch war er nicht geneigt, das bessere Einkommen gegen ein geringeres zu vertauschen. Darüber gerieth Petöfi in flammenden Zorn: „—Schön, recht schön," schreibt er an Arany, „wer hätte gedacht, daß ich auch gegen diesen Menschen erkalten würde . . . denn ich kann nur der Freund von Menschen von Charakter, von ernstem Charakter sein." Petöfi ist empört, daß Tompa so wenig Opferfähigkeit bewiesen habe. „Freilich," fährt er in steigender Erbitterung fort, „mir strömt das Geld von meinen Aemtern, meinen Gütern und Gott weiß woher nur so zu, ich habe außer für mich an nichts zu denken, ich habe ja nur ein Weib und Eltern zu erhalten, und einen Bruder zu unterstützen, kann daher leicht reden. Dies alles überdenkend, sehe ich vollkommen ein, daß unser Freund Miska (Michael) kein Opfer bringen kann. Denique, Pfaff bleibt Pfaff!

Eine unbedachtsame Bemerkung von Tompa über Petöfi, die diesen zu Ohren kam, sollte bald einen vollständigen Bruch herbeiführen.

Die Geschichte dieses Zerwürfnisses hängt mit einem interessanten literarischen Ereignisse zusammen und rückt außerdem die Charaktere von Petöfi, Arany und Tompa in das gehörige Licht, so daß sie hier ausführlicher erzählt werden mag.

Als Petöfi in Beje bei Tompa geweilt, machte er mit dem Freunde einen Ausflug zur schönen Ruine Murány.

In den österreichisch-ungarischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts war Murány der Schauplatz einer romantischen Episode. Die Wittwe Stephan Bethlen's, Maria Szécsi, wegen ihrer Schönheit „die Venus von Murány" genannt, vertheidigte die Festung gegen das kaiserliche Heer unter Franz Wesselényi. Da die Burg für uneinnehmbar galt, richtete Wesselényi den Sturm gegen das Herz der schönen Burgfrau und die Uebergabe der Veste war somit ein Triumph der Liebe und nicht der rauhen Waffen.

So wie vor zwei Jahrhunderten Gyöngyösy, so wurden auch Petöfi und Tompa zur poetischen Bearbeitung dieses interessanten Stoffes angeregt.

Petöfi sucht in seinem Gedichte den Treubruch Marien's als natürliche Folge der unweiblichen kriegerisch-politischen Action seiner Heldin hinzustellen, ihn fesselt blos die Herzensgeschichte selbst, das Aufflackern, der Kampf und der endliche Sieg der Liebesleidenschaft.

Tompa hat dem Stoffe keine sympathische Seite abzugewinnen gewußt, ihm ist Maria die niedrige Verrätherin, die er haßt und verachtet. Selbstverständlich macht in Folge dessen das Gedicht einen unerquicklichen Eindruck, da man sich unmöglich für die Gestalt erwärmen kann, die dem Dichter selbst widerwärtig ist.

Ein sonderbares Spiel des Zufalles. Zu derselben Zeit, da Petöfi und Tompa ihre Dichtungen verfaßten (1847), schrieb die Kisfaludy-Gesellschaft einen Preis auf ein erzählendes Gedicht aus, dessen Heldin gleichfalls Maria Szécsi sein sollte.

Auch Johann Arany wurde durch diese Preisausschreibung angeregt, den Stoff zu behandeln.

Seit 200 Jahren beschäftigten sich die meisten ungarischen Dichter mit diesem interessanten Vorwurf, doch weder Gyöngyösy noch Petöfi, Tompa, Arany und Szász im Epos, Czuczor in der Heroïde, noch aber Karl Kisfaludy, Josef Szigeti und Ludwig Dóczy im Drama waren in der Bearbeitung dieser romantischen Episode glücklich. Vielleicht entsprach noch Arany mit seiner „Er-

oberung von Murány" (1848) am Meisten, obwohl dies Werk zu seinen schwächeren zählt. Arany legt das Hauptgewicht auf die Charakteristik der Heldin und sucht ihre Handlungsweise durch eine an großen Schönheiten reiche Darstellung ihres Seelenlebens verständlich und annehmbar zu machen.

Wie aus Arany's Briefe an Petöfi ersichtlich ist, wollten alle drei den Preis erringen, doch alle drei traten von der Bewerbung zurück.*)

Arany schreibt am 25. August: „Ja, richtig! sagte ich Dir, daß ich mich nicht um den Preis der „Szécsi Maria" bewerben werde? Wenn ich's gesagt, nimm's nicht genau, ich hab' es halb und halb aus falscher Scham gesagt, ich will nicht behaupten, daß ich nicht einen Versuch machen werde, wenn auch nur, um mich in dieser Gattung zu üben. Auch Tompa schreibt, daß er nicht concurrire, doch er möge einen Andern zum Narren halten."

Petöfi schreibt am 9. September: „Ich habe meine „Szécsi Maria" fertig . . . doch falle nicht um vor Schreck, ich concurrire nicht damit." Darauf antwortet Arany in seiner bescheidenen Weise: „Was kümmert es mich, ob Du mit Deiner „Szécsi Maria" concurrirst, von Dir besiegt zu werden würde ich als Ruhm betrachten. Man sagt, wenn Petöfi sich nicht bewirbt, ist der Preis für Arany sicher und das ist an und für sich mehr werth, als mein vorjähriger Sieg (mit „Toldi"). Es ist möglich, daß ich mit der „Maria Szécsi" nicht zur Zeit fertig werde, denn ich habe mich noch nicht ernstlich daran gemacht, auch konnte ich Gyöngyösy's „Venus von Murány" nicht bekommen und ich hätte dies Werk sehr nöthig, wegen der Localbeschreibung. — — Es ist möglich, daß ich mich verspäte, für alle Fälle will ich das Werk ausarbeiten und an irgend einen Hottentotten verkaufen, ich glaube, man wird mir auch so zwölf Ducaten dafür zahlen."

---

*) Den von der Kisfaludy-Gesellschaft ausgeschriebenen Preis errang der 18jährige Karl Szász. Das Werk, dem namentlich lyrische und beschreibende Schönheiten nachgerühmt wurden, ist nicht im Drucke erschienen, ein Versäumniß, daß der noch lebende Dichter gutzumachen hat.

Als Arany seine Arbeit vollendet hatte, sendete er sie sogleich an Petöfi. Dieser ist von der Schönheit der Dichtung entzückt und bemüht sich in uneigennützigster Weise, dafür einen Verleger zu suchen.

Arany meint, er könnte hochmüthig werden, weil ihn Petöfi schmeichelt und dies liegt nicht in seiner Natur, er habe Kritik verlangt und Petöfi habe ihm Lob gespendet. In diesem Briefe sucht Arany die Verstimmung zwischen Petöfi und Tompa, die eben wegen der „Szécsi Maria" den Höhepunkt erreicht hatte, auf die zarteste Weise auszugleichen. Doch jeder Versuch war vergeblich. Tompa hatte sich über Petöfi's „Szécsi Maria" einem guten Freunde gegenüber abfällig geäußert. Er behauptete, Petöfi habe den Grundgedanken verfehlt, indem er den niederen Verrath als einen Triumph der Liebe feiert. Dieser gute Freund hatte nichts Eiligeres zu thun, als Tompa's ungeschickte Behauptung Petöfi zuzutragen. Darüber gerieth dieser in große Erbitterung und schrieb am 2. Januar 1848 an Arany: „Nun, hast Du Tompa's „Szécsi Maria" gelesen? Das ist ja gar nicht die Szécsi Maria, sondern die Panyó Panni (Betyárendirne). Gott sieht meine Seele, aus mir spricht nicht der Neid, auch nicht die Schadenfreude . . . doch er wollte mit mir wetteifern und ist gestürzt, wie nur das Haus Rothschild zu stürzen im Stande wäre, obwohl auch meine Maria, wie Miska (Tompa) zu Balthazar Adorján (der gute Freund) sagte, sehr mittelmäßig sei. Du wirst sehen, dieser Zweikampf wird Tompa noch umbringen, er will mit mir die gleiche Bahn durchlaufen, gebe Gott, daß er zurückbleibt, sonst fürchte ich, daß er zusammenbrechen wird, noch bevor er das Ziel erreicht hat." — —

Arany war tief bekümmert darüber, daß sich die Kluft zwischen Tompa und Petöfi immer mehr erweiterte. Es that ihm in der Seele leid, daß die beiden Menschen, die er liebte und achtete, einander nicht verstehen sollten. Am 8. Januar machte er noch einen Versuch, Petöfi milder zu stimmen. „Auf Tompa zürne nicht. Denke nicht daran, daß er sich mit Dir messen will. Ich kann es wenigstens nicht glauben, daß Tompa, der manchmal, ja zumeist Gutes

geschrieben hat, so wenig Kunstgefühl besitzen sollte, um nicht zu empfinden, daß Deine „Szécsi Maria“ ohne weiteres der seinigen vorzuziehen sei. Ich habe umsomehr Grund, dies zu behaupten, weil er mir selbst geschrieben hat, daß seine „Maria“ eine „„mittelmäßige Historie sei, gerade gut genug für irgend ein Blatt““. Daß er von Dir in der zartfühlendsten Weise denkt, beweist sein Brief, den er mir geschickt. Darum fort mit dergleichen Sachen.“

Jener Brief von Tompa über die leidige Angelegenheit, die Petöfi's Groll so sehr genährt, lautet:

„Beje, am 7. Februar 1848. Du schreibst, daß Petöfi von Menschen umgeben ist, die mir übelwollen, wohl möglich, sogar gewiß, gewiß wegen den niedrigen Verleumdungen, die man mir zuschiebt, von denen weder mein Herz noch meine Lippen etwas wissen. Glaube nicht, lieber Freund, daß ich mich rein waschen will. Ich, der ich tausendmal behauptet, daß es noch keinen solch echt ungarischen Dichter wie Petöfi gegeben hat, soll mich entschuldigen, ihn getadelt zu haben. Ich bin an die Erbärmlichkeit der Welt und des Lebens gewöhnt, man hat mir schon hundertmal fälschlich Dinge zugeschrieben, von denen ich nicht einmal geträumt. Das ist für mich keine Neuigkeit, doch daß auch Petöfi von mir Aehnliches denken konnte, ist mir neu! — Freund, es giebt in der ganzen Literatur, im ganzen Lande keinen Menschen, der Petöfi's Verdienste mehr gewürdigt hätte als ich, der dies auch stets offen ausgesprochen, und nun soll ich mich vertheidigen, ihn beschimpft zu haben! Erbärmliche, niederträchtige Welt! Ich bin Niemandes Ehrabschneider (erkölcsi rab). Mit Petöfi hab' ich auf dem Weg von Murány bis Beje über seinen „Held János“ gestritten, ich habe ihm gegenüber meine Meinung frei und offen vertreten und werde dies auch für die Folge thun. Seine glänzende Begabung erheischt meine Bewunderung — dazu leitet mich der eigene Trieb, der mich das Schöne in jeder Form anbeten lehrt. — Was ich über „Szécsi Maria“ gesagt oder nicht gesagt, weiß ich nicht, es war so unbedeutend, daß ich mich daran nicht mehr erinnere, doch wenn mir die Dichtung auch nicht gefallen hätte, mein Gott, hat Petöfi deshalb ein Recht, mir zu zürnen? . . . Ich rede schon zu viel von

diesem Gegenstand. Ich bedauere, daß man mich unschuldigerweise in diese Schändlichkeit hineingezerrt hat. Wahrscheinlich werde ich an Sándor schreiben wie vor und eh' und stets alle Verleumdungen zurückweisen, ich werde sehen, wie er sich benehmen wird, er allein ist die Ursache, wenn es mit uns für alle Zeiten aus sein sollte; denn, so mir Gott helfe, ich fühle mich nicht schuldig.

Ich hoffe, daß Du meinen Worten Glauben schenkst, ich werde auch Petöfi gegenüber thun, was ich der alten Freundschaft schulde, von Dir hängt das Uebrige ab. Gott mit Dir. Dein Dich liebender Freund Tompa."

Dieser Brief ist würdevoll, das stolze Selbstgefühl, das sich darin äußert, ist ein Vollbeweis von Tompa's Aufrichtigkeit. Leider wurde Petöfi auch durch dies Schreiben, daß ihn Arany in getreuer Abschrift übermittelt hatte, nicht versöhnlicher gestimmt. Der Groll hatte bereits in ihm jedes wärmere Gefühl für den ehemaligen Freund erstickt und die Sympathie in Antipathie verwandelt. Petöfi konnte unendlich lieben und unendlich hassen, das Register seiner Gefühle kannte keine Uebergänge.

„Bruder Janko," schreibt er an Arany, „ich gestehe, es war sehr schade, daß Du Dich bemühtest, anderer Leute Briefe abzuschreiben und mir zuzuschicken. Wenn Du geglaubt, daß mich dies Gewäsch erbauen wird, hast Du Dich titanenhaft geirrt." —

Der Würfel war gefallen. Trotzdem wollte Tompa in seinem verträglichen Gemüthe noch immer nichts von einem endgültigen Bruch wissen. Hatte er doch gehofft, die Ehe der Freunde einzusegnen! Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen.

XXXVIII.
Liebesleid und -Lust.

So wie Arany, hatte Petöfi auch Jókai verständigt, daß er Julia Szendrey heirathen werde, zugleich bat er Jókai als Trauzeugen.

Nach einigen Wochen erhielt Jókai einen Brief, der die Zeilen enthielt: „Ich nehme sie nicht zum Weibe, weil ich erfahren habe, daß ein Graf, ein österreichischer Officier, sich um sie bewerbe. Oesterreicher, Officier und Graf — dreifacher Feind!“

Maria Térey und Julia Szendrey waren die am meisten gefeierten Mädchen des Comitates. Möglich, daß ein Officier, der zu Besuch in Nagy Károly weilte, durch seine Huldigungen das interessante Mädchen besonders auszeichnete und daß in Folge dessen die stets geschäftigen Zungen gleich von einer Verlobung sprachen, — genug, Petöfi gerieth über die vermeintliche Untreue so in Zorn, daß er, ohne sich viel um die Wahrheit des Gerüchtes zu erkundigen, sich von seiner Braut zurückzog.

Sie hat mich längst vergessen
Und tief mein Herz betrübt,
Ich muß es nun wohl glauben,
Daß sie mich nie geliebt.

seufzt er von Schmerz gequält und er will die Erinnerung an die Treulose aus seinem Herzen reißen:

Nur Eins bleibt mir noch übrig
Sie zu vergessen ganz,
Hinaus aus meinem Herzen
Du, der Erinnerung Glanz.

Dem Schiffer gleich ich. Alles
Wirft er beim Sturm in's Meer,
Daß er das Leben rette
Auf seinem Nachen leer. (Franz Gernerth.)

Doch er kann sie nicht vergessen, zu tief hat sich ihr Bild in sein Herz eingeprägt. Aber dem Glücke, die Geliebte je sein zu nennen, hat er entsagt.

Vielleicht noch seh' ich Dich:
Doch daß Umarmung mich

Mit Dir verschmelzen wird,
Mein kühnstes Hoffen selbst
Sich nicht so weit verirrt.

(Max Farkas.)

Vielleicht, daß sein wundes Herz in einer neuen Liebe gesunden würde.

In Szathmár war Petőfi ein gern gesehener Gast bei der Familie Ocsváry. Die Familie besaß zwei Mädchen, Lilla und Bertha. Lilla, eine damals sehr gefeierte Schönheit, wetteiferte oft mit Petőfi in poetischen Versuchen. Bertha, die jüngere Schwester hingegen, ein 14 jähriges träumerisches Mädchen mit den Zügen kindlicher Naivetät auf ihrem Gesichte, war weniger schön als anmuthig. Zu diesem lieben Kinde sagte einmal Petőfi, wie im Scherze, obwohl der Ton tiefer Bewegung in seinen Worten zitterte: „Wenn ich meine Julia nicht so sehr lieben würde, sänke ich zu Ihren Füßen, um Sie anzubeten."

„Mich brauchen Sie durchaus nicht anzubeten," erwiederte das blonde Mädchen, „denn ich mag Sie nicht; aber wenn Sie ein so großer Dichter sind, so schreiben Sie mir ein Gedicht, aber gleich, ich möchte gerne sehen, wie Sie das machen."

Petőfi ließ sich sofort Papier und Schreibzeug geben und bat Bertha, sich vor ihn niederzusetzen, damit er aus ihrem Gesichte die poetische Begeisterung schöpfe. Lachend willfahrte das reizende Mädchen dem Wunsche und Petőfi schrieb:

Welche Lust, Dich anzuschauen,
Kleiner, blonder Engel,
Da Du noch ein Knöspchen an des
Lebens Rosenstengel.
Möcht' auf Mund und Auge sehen
Stets Dir ohne Rast:
Auf dem Mund das Herz — die Seele
Du im Auge hast.

Offen liegt vor mir Dein Herzchen,
Ohne jede Hülle;
Wie das Vogelnest im Winter
Ist's noch leer und stille.

Wart' nur, warte, kommt der Frühling
Erst an Dich heran,
Welch' ein lärmend' Völkchen füllet
Dir den Busen dann.

Er erklärt ihr das Erwachen der Liebe im Menschenherzen und schließt mit schelmischem Hinweis auf das anmuthige Kind:

Wie, Du lächelst, lose Kleine?
Ei, vielleicht gar wäre
Dir bekannt schon, was ich eben
Dir voll Müh' erkläre?
Nein! Das kann ich nimmer glauben:
Ein so junges Blut! ....
Und wär's doch, so — zieh' vor Dir ich
Tiefer noch den Hut!

Die zwei liebenswürdigen Damen erzählten Jókai diese schöne Episode, als er dreißig Jahre später bei ihnen zu Gaste war.

Als Petöfi sich von Julien getäuscht glaubte, hätte er sich in seinem Schmerze wohl von dem blonden Mädchen trösten lassen, doch er fürchtete, daß die resolute Kleine ihn wie früher im Scherze nun im Ernste abweisen könnte und das hätte seinen Stolz und seine Eitelkeit schwer verletzt. Lieber unterdrückte er jedes aufkeimende Gefühl. Um jedoch seinem gequälten Herzen Ruhe zu gönnen, fuhr er nach Koltó, wo er von dem guten Freunde mit herzlicher Freude begrüßt wurde.

Doch auch hier fand sein Herz nicht die ersehnte Ruhe.

Pila Anikó, das schöne Zigeunermädchen, weilt noch dort. Der matte, verschleierte Blick dieser großen Augen entfachte in seinem Herzen eine wilde Gluth. Bald lacht aus diesen tiefdunklen Augen eine Welt von Glück. Das einfache Mädchen frug nicht, ob Petöfi ein Dichter sei. Nicht Eitelkeit und Ruhmsucht war es, was ihr Herz bezwungen, sondern die Allgewalt der Liebe. Und dies Gefühl äußerte sich bei dem Kinde der Natur mit elementarer Gewalt.

Pila Anikó war glücklich! Und Petöfi?!

Sein struppiges Haupt ruhte am braunen Busen der schönen Zigeunerin, doch mitten im Sinnestaumel erwachte in ihm die Erinnerung an die Geliebte.

Was taucht mir wieder auf
Dein dunkles Augenpaar,
Dein rosig Angesicht,
Dein schwarzgelocktes Haar?

Er riß sich aus den weichen Armen los, die ihn umschlungen hielten, er floh den heißen Küssen, die ihm den Odem versengender Leidenschaft einhauchten. Es konnte ihm eine Liebe nicht auf die Dauer genügen, bei der nur die Sinne sprachen. Petöfi war wie aus einem Zauberbann erwacht.

Des Leichtsinns Flügel legt'
Ich an die Schulter Beid',
Und ward ein Schmetterling
Der Flatterhaftigkeit.
Weit möcht' ich schon, gar weit
Dahin geflogen sein,
Da holt Erinnerung
An Dich mich plötzlich ein. (Max Farkas.)

Bald waren alle Zweifel gelöst, Petöfi überzeugte sich von der Grundlosigkeit jener Gerüchte. Im Uebermaße der Seligkeit vergaß er alles Leid, das er erlitten und das er verschuldet. Die trübe Vergangenheit versank und die frohe lachende Zukunft breitete sich vor ihm aus.

Als er glückstrahlend die geliebte Braut umarmte, gedachte er nicht mehr jener glühenden Küsse, die noch vor Kurzem auf seinen Lippen gebrannt.

Am 5. August darf unser Dichter singen:

Endlich, endlich steckt das Ringlein
Hier an meinem Finger fest!
Ihre Lippe, ihre Lippe
Endlich meine Lippe preßt!

O wie süß, wie süß von ihren
Rothen Lippen ist der Kuß!
Wohl des Weltalls ganze Süße
Sich in ihm vereinen muß.

Küss', o küss' mich . . . Niemand sieht es . . .
Bis es mir den Odem raubt!
Aber säh' man's auch — Verlobten
Ist ja Küssen schon erlaubt.

Zwei junge Seelen unternahmen es, den Kampf mit allen Widerwärtigkeiten des Lebens zu wagen, auf nichts vertrauend als auf jene Macht, welche Licht im Dunkel entzündet, Blumen in Wüsteneien pflanzt und das Geheimniß der Herzen erschließt. In ihrer Liebe fanden sie den Muth, alle Hindernisse zu besiegen, denn wer da glaubt, die Liebe sei eine Sklaverei, eine feige Gefangenschaft, der hat nie geliebt, Liebe verleiht Kraft und Schwung.

Eines Tages erscheint Petöfi wieder unerwartet in Koltó.

— „Ich möchte Dich gerne um Etwas bitten," sagte er zum Freunde.

— „Sprich, was in meinen Kräften steht, werde ich erfüllen."

— „Ich heirathe! Und weiß nicht, wohin ich meine Frau führen soll. Wir haben kein Geld auf eine Hochzeitsreise, gestatte, daß wir die Flitterwochen hier in Koltó verbringen dürfen."

— „Mit tausend Freuden." —

— „Doch dies ist noch nicht Alles. Mein Verlangen geht noch weiter, auch Du mußt fort, ich will allein sein; Niemand soll mein Glück sehen."

— „Auch das soll geschehen, doch wann soll ich fort?

— „Ich werde Dir den Tag schreiben; doch das ist noch nicht genug."

— „Nun!"

— „Schick' Alle fort vom Hause, außer uns soll keine Seele zurückbleiben."

— „Auch Pila Anikó?!"

— „Die zu allererst."

— „Gut, doch der Koch bleibt mit seinem Weibe, denn ohne Weib kann ich Deine Frau nicht lassen und Ihr werdet sie beide brauchen, denn von der Liebe allein kann man nicht leben."

Pila Anikó hatte von Petöfi neun schöne neue Marienzwanziger erhalten und still und ruhig Koltó verlassen. Sie hätte ja ohnehin das Glück des jungen Paares nicht mit ansehen können.

Aus dem Eckfenster des Castells flatterten zerrissene Papierstücke in die Luft, vom Winde nach allen Richtungen getragen. Wer diese Papierstückchen aufgefangen und aneinandergefügt hätte,

dem hätten sie von der Liebe des Dichters zu dem schönen Zigeunermädchen erzählt. — —

Als Jókai im Jahre 1876 den Grafen Alexander Teleki besuchte, lernte er Pila Anikó kennen, sie hatte wieder wie vor dreißig Jahren bei dem menschenfreundlichen Gutsherrn Obdach gefunden. Das einst so schöne, üppige Mädchen war alt und hinfällig geworden, das goldbraune Antlitz gefurcht, das Rabenhaar gebleicht, nur die Augen glühten in alter Schönheit aus den tiefen Höhlen. An der welken Brust hing ihr Talisman, neun Silbermünzen an eine Kette gereiht.

Der Comitatsarzt frug sie, was ihr fehle. Sie deutete auf die linke Seite ihrer Brust. Ob sie wohl damit das Herz gemeint haben mag?

Teleki erkundigte sich, wie es ihr ergangen. Sie hätte schlechte Zeiten durchlebt auf der Wanderschaft mit den übrigen Zeltzigeunern, auch hier auf Koltó sei es ihr elend ergangen, so lange der gnädige Herr fort gewesen. Doch nun gehe es auch ihr wieder besser, der gute Herr läßt die Armen und Elenden nicht darben, er hilft dort, wo die Noth am größten ist.

Jókai frug die Zigeunerin, ob sie sich Petöfi's erinnere. Da zuckte es in dem runzeligen Gesichte auf, mit schmerzbebender Stimme stammelt sie ein leises „Ja“ und floh in die dunkle Nacht hinaus.

Das zügellose Kind der Natur hatte ihr tiefes Gefühl demjenigen bewahrt, der sie glücklich gemacht und der sie treulos verlassen. Als jene schreckliche Katastrophe eintrat, in der der Dichter spurlos verschwand, da schleppte sich das Zigeunermädchen wie ein todtwundes Reh nach Schäßburg auf die Wahlstatt, wo man ihn zum letzten Male gesehen. Und seither sei sie noch oft dort gewesen.

Diese Episode mit der alten Zigeunerin hatte Jókai tief bewegt. Er beugte sich vor dem Weibe in Lumpen, und das Almosen, das er ihr mit einem Händedruck gab und das sie in ihrer Dürftigkeit dankbar annahm, hatte nichts Beschämendes für beide Theile.

Jókai zog sich auf sein Zimmer zurück, nach einer halben Stunde kam er zu seinem Freunde und gab ihm ein Gedicht, das

er eben verfertigt hatte. Das Gedicht „Das letzte Ideal" trug das Datum 13. August 1875.

Der Dichter singt: Sie sind dahin: die Maid, die unter dem zauberischen Flüstern der Cypressen in süßen Schlaf gesunken, und jene für die die Perlen der Liebe gestrahlt, und auch die geliebte Gattin ist nicht mehr und alle Ideale, für die sein Herz geglüht und die ihn zum Liede einst begeisterten. Selbst das Vaterland, der theuerste Schatz, den er verehrt, das alte Ungarn ist nicht mehr. Nur Eine blieb zurück, die seiner noch gedenkt. Unter glänzenden Gestalten ein einsamer Schatten, eine Zigeunerin, einst blühend von Angesicht mit gluthvollen Blicken, schlank und geschmeidig wie ein Reh. Wie glühten diese dunklen Augen für ihn, die ihn heute noch beweinen. Und ihrer gedenkt kein Lied von seiner Laute. Er hat sie nicht zu sich erhoben, die demüthig zu seinen Füßen lag. Nur der dunkle Wald und die blumige Flur wissen, was sie geliebt und gelitten. Die Rosen auf ihren Wangen sind verblüht, das Feuer ihrer Augen ist erstorben. Nur ihr Kummer bleibt ewig jung. Wer nennt den Namen der letzten Getreuen, wen bekümmert das Leid der Aermsten? Der Dichter ist todt, doch seine Werke leben und erzählen von all' den schönen Frauen und Mädchen, die er geliebt, — von der Zigeunerin erzählen sie nichts. — —

XXXIX.

Flitterwochen.

Morgens am 8. September 1847 fand die Hochzeit in der Schloßcapelle zu Erdöd statt, am selben Tage, an dem Petöfi vor Jahresfrist seine Julia kennen gelernt.

Die Ehe wurde in aller Stille, im Beisein der Trauzeugen Karl Sass und Josef Lauka von dem greisen Erdöder Seelsorger Stephan Kalos eingesegnet.

Der Bräutigam trug einen schwarzen Moiré-Attila mit sil-

bernen Knöpfen, die Braut ein weißes Seidenkleid mit einer Thee-rose an der Brust, den Brautschleier von einem Myrthenkranz zusammengehalten. Sie waren beide bleich und auf's Tiefste ergriffen, obgleich Petöfi an Kerényi schrieb: „Ich und meine Braut, wir hätten unser Gesicht wohl in ernste und feierliche Falten gelegt, wie es sich an solchem Orte und bei solchem Anlasse geziemte, es ging aber durchaus nicht, wir mußten einander zulächeln."

Das Ehegelöbniß leisteten Beide mit klarer, vernehmbarer Stimme.

Der alte Szendrey blieb unversöhnlich. Er ließ sie ziehen, ohne zu fragen, habt ihr, wohin euer Haupt zu legen, habt ihr zu essen? Petöfi war gerade so eigensinnig wie sein Schwiegervater. Er nahm sein junges Weib und fuhr noch am Hochzeitstage aus dem ungastlichen Hause.

Wo jene blauen Berge sich erheben,
Wirst Du hinfort an meiner Seite leben,
Von des beglückten Mannes Arm umrankt,
Der all' sein Glück nur Dir allein verdankt; — — — —
Ich führe Dich nach Siebenbürgen weit,
In seiner Thäler Einsamkeit. (Max Farkas.)

Wohl stahl sich eine Thräne in Julien's Auge, als sie mit einem langen und bangen Blick von dem Schlosse Abschied nahm, in dem sie ihre Kinderjahre verlebt und ihre überschwänglichen Mädchenträume geträumt.

In scharfen Umrissen hoben sich die verwitterten Mauern der Ritterburg vom heiteren Himmel ab, gleich einer Warnungssäule. Da schauerte das junge Weib wohl in sich zusammen. Im Uebermaß der Wonne beschlich vielleicht damals ein leises Bangen ihre Seele, sie schmiegte sich eng an die Brust des Gatten, wo sie den Hort gefunden für ihr künftiges Leben.

Unterwegs brach der Wagen. „Von der Segenslast der Eltern sei die Deichsel sicher nicht gebrochen," meinte der Dichter. Das junge Paar war gezwungen, die Brautnacht in einer elenden Schänke zu feiern. „Nicht umsonst bin ich der Dichter der Tschárden," tröstete er sein Weibchen.

Hier war es, wo das romantische Mädchen als Frau dem realen Leben entgegenwachte.

Es kam ihnen wohl nicht in den Sinn, zu denken, daß der Unfall ein schlechtes Omen für die junge Ehe bedeuten möchte.

Die Flitterwochen verbrachten sie auf Koltó.

Petöfi war dort schon zu Hause und auch Julien fiel es nicht schwer, ein bischen die kleine Hausfrau zu spielen. Den Beiden stand der ganze Besitz zur Verfügung. Im Paradiese dieser glücklichen Menschenkinder hatte kein Fremder Zutritt.

Es waren sonnige Tage, die Tage von Koltó. Fern vom Geräusch der Welt lebten sie nur ihrem jungen Glücke. Es war wie ein märchenhafter Traum.

Im südöstlichen Theile des viereckigen Castells war das Schreibzimmer des Dichters; es lag zwischen dem Zimmer seiner kleinen Gemahlin und dem Speisezimmer. Doch das waren zu viel Räume für die Beiden. Gewöhnlich saßen sie beim Schreibtische, lesend, schreibend und kosend. Oder sie gingen Hand in Hand in den Garten, wo er sie auf die herrliche Gegend aufmerksam machte, und wäre die Landschaft auch weniger reizvoll gewesen, ihr Glück hätte sie doch verschönt. In den lauen Herbstnächten wandelten sie im Mondenschein entlang der Lápos, lauschten dem Plätschern des Flusses und sogen in vollen Zügen den frischen Athem der Natur ein.

Am 15. September schrieb Petöfi an Kerényi: „Also, Amice… ich habe geheirathet. — Doch sieh'! Diese elende phlegmatische Tinte wird nicht rosenfarbig bei diesem Wort, das rosiger als die Rose selbst ist. Just eine Woche ist's her, daß ich mir den dichterischen Lorbeerkranz von den Ohren zog und dafür die Hausmütze aufsetzte; statt der Leier halte ich ein unmenschlich langes Pfeifenrohr in der Hand und dampfe, daß alle neun Musen sammt meinem Pegasus davon den Husten bekommen . . . glaub' mir, an der Seite einer Frau schmeckt der Tabaksrauch besser, als der Weihrauch der ganzen bewundernden Welt, besonders, wenn die Frau so ist, wie meine kleine Braune hier; es thut mir eigentlich leid, daß sie meine Frau ist, denn als solche darf oder soll ich sie

wenigstens nicht loben und doch möchte ich sie so gern loben — wie mich selbst." — — — — Er schließt: . . . „ich kann Dir mit dem besten Willen nicht mehr schreiben, denn mein Weibchen fällt mir oder ich ihr unaufhörlich um den Hals . . .

Es ist eine Lüge, daß in der Ehe die Liebe aufhört. Ich liebe meine Frau auch jetzt noch so heiß und glühend wie ehedem, da ich noch ledig war und doch wird es in acht Tagen schon zwei Wochen, daß ich verheirathet bin."

Am 27. September schreibt die junge Gattin in ihr Tagebuch:

„Erst nun begreife ich vollkommen, was „glücklich sein" heißt! Erst nun erfasse ich das Leben von seiner schönsten — göttlichsten Seite. Ich liebe, und wenn ich sehe, daß ich durch meine Liebe den Gatten beglücke, bange ich nicht für die Zukunft."

In der ersten Zeit der jungen Ehe hatte Petöfi über seinem Weibchen die Muse vernachlässigt. Mitte September öffnet sich ihm der Liederquell und er schreibt bis 20. October neunzehn Gedichte, die alle die Liebe besingen, denn sein Glück läßt ihn ja nichts Anderes denken. Alle Empfindungen und Gedanken, die nun seinen Kopf und sein Herz durchbebten, hat er in herrlichen Gedichten niedergelegt. Das tiefe Gefühl, die Kraft und zugleich die Schwäche seiner Leidenschaft, das glühende Entzücken und zeitweilig die trüben Ahnungen geben dem Spiele seiner Harfe eine reiche und wechselnde Harmonie.

Glücklich der Mann, der die holdesten Träume seiner Phantasie verkörpert sieht, dem sich das, was er in seligen Weihestunden leise geahnt, wonach er sich gesehnt mit allen Fibern seiner Seele, in holde Wirklichkeit wandelt:

> Erreicht hab' ich die höchste Erdenlust,
> Zum Ueberfließen voll ist meine Brust!
> In meinem Schooß ein Weibchen jung und traut,
> Wie's meine Seele oft im Traum geschaut. —

Freudetrunken stammelt er:

> Was eigentlich sollt' hoffen ich fortan?
> Da ich ja doch das Höchste schon gewann.

(Max Farkas.)

Er blickt der Einziggeliebten lange sinnend in's Auge, sucht ihre Seele zu fassen. Wie soll ich Dich nennen? Eine Fluth der süßesten Empfindung ist Antwort auf diese Frage.

Nun erhellte ein frohes Lächeln den feierlichen Ernst seines Antlitzes, die tiefen Falten zwischen den kühn gezeichneten Brauen glätteten sich, vom Munde schwand der Zug von Spott und Verachtung.

Die Liebe stimmt ihn nicht nur ernst und tief, er wird auch übermüthig und singt voll jubelnder Seligkeit:

Zehn Paar Küsse, Kuß um Kuß,
Honigsüß aus Einem Guß!
„Draufgab!“ Kind,
Noch geschwind,
Weil zu wenig
Die mir sind.

Bunt will ich die Blume schau'n,
Was ein Weib ist, das sei braun;
Braunes Weib,
Bleib, o bleib!
Liebeglühend
Ist Dein Leib!

Drücke mich an Deine Brust!
Dir im Arme, welche Lust!
Ach, ich fleuch',
Leb' ich gleich
Selig auf in's
Himmelreich

Löschen wir die Kerze aus,
Sie kommt nicht umsonst in's Haus;
Geld dafür
Zahlen wir,
Ei, was brennt sie
Unnütz hier?

Haltet Hochzeit, hei juchhei!
Dann nur lebt man sorgenfrei.
Scherzt und lacht,
Welche Pracht!
Morgens, Mittags
Und zur Nacht.

Wer nach den wahrhaften Liebesperlen in Petöfi's Dichtungen forschen will, der lese nur die Lieder, die er an die Braut und die Gattin gerichtet hat. Die ungarische Liebeslyrik hat nie einen höheren Flug genommen, als in diesen ewig schönen Liedern.

Nicht Liebe war's, was ich bis jetzt empfunden,
Nicht Liebe war's — ein Traumbild nur.

Daß der Dichter mit diesem Ausspruch das Richtige getroffen, beweisen seine Julienlieder. Diese Gedichte stehen höher als alle früheren Liebeslieder, weil sie aus einer vollen Empfindung heraus gedichtet sind, in welche sich der Dichter nicht erst hineinzuträumen brauchte. Es ist erstaunlich, mit welch' verschwenderischen Farben er die Bilder der ehelichen Liebe ausmalt, für die den meisten Dichtern zu früh die Farben auf der Palette eintrocknen. Da ist nichts grau in grau gemalt, alles farbenfrisch und lachend; da ist kein blasirter Zug, kein Spiel der Neigungen, keine Coquetterie der Untreue, nichts von dramatischer Bewegung. Es sind Gesänge ungetrübter Freude. Es bedarf des Prisma's einer reichen Phantasie, um den Sonnenstrahl dieses stillen Glückes in so bunten Regenbogenfarben zu brechen. Bald jauchzt er auf in seliger Lust, wie einer, der sein Glück nicht fassen kann, bald schildert er in ergreifenden Zügen den häuslichen Frieden.

Sein Blick schweift in die Vergangenheit zurück:

Denkst Du der verrauschten Zeit,
Gutes, altes Mütterlein,
Als ich noch im Staube spielte
Vor dem Haus am Waldesrain?
Damals sagt' ich: „Liebes Mütterlein,
Könnt' ich doch einmal König sein!"

Herzlich hast Du wohl gelacht
Ueber Dein einfältig' Kind,
Herzlich hast Du wohl gelacht,
Da es solches nun ersinnt.
Aber Gott erhörte doch mein Fleh'n,
Denn wie ich's gewünscht, so ist's gescheh'n.

Ich bin Dein und Du bist mein,
Mein, der ich ein König bin,
Nicht am Haupte, doch im Herzen,
Ruht die Krone, mein Gewinn,
Du bist, Mädchen, blühend schön und hold,
Meines Herzens Kron' aus laut'rem Gold!

(D. Schulpe.)

Ja, nun erst bin ich König, seit ich ein Weib gefunden. An den Stufen des Thrones versammelt sich mein Volk. Da belohne und bestrafe ich nach Verdienst. Naht euch Alle! Wer bist Du, anmuthvolles Wesen? Ach, nun kenne ich Dich! Du bist es, der ich immer nachgestrebt, die mir immer entkommen. Du nennst Dich die Freude! Nun halt' ich Dich. Nimmer darfst Du mir entschlüpfen. Sei meine Gärtnerin und pflücke mir alltäglich duftende Blumen. Und Du, hohläugige, bleichwangige Sorge, heb' Dich hinweg, mit Dir zu sprechen hab' ich lang noch Zeit. Und Du, Schmerz, Du wüster, finstrer Geselle, wie oft haben wir uns herumgeschlagen. Noch zeigt mein Körper die Wundmale. Doch bange nicht, ich übe Gnade, übe sie vollauf, denn Edelmuth geziemt dem Sieger. Doch was soll der Lärm? Unten im Hofe stampft mein Pegasus mit feurigem Hufe den Boden. Wart', Rößlein, wart', bald trägst Du mich auf luft'ger Wolkenspur der goldnen Sonne zu. Laß mich nur ein wenig noch mein stilles Glück genießen. —

Der Dichterkönig nimmt die Laute zur Hand, um das Weib seiner Wahl in dithyrambischem Schwunge zu besingen. Petöfi erhob seine Gattin zur Höhe des Ideales. Was er Schönes, Erhabenes von ihr sagt, flüstert ihm nicht die Einbildung oder eine dichterische Laune zu, sondern es ist die wahrste und heiligste Ueberzeugung. Was er für dies Weib empfindet, ist mehr als Anbetung und darum sind die Rhapsodien seiner Liebe nicht im Geringsten übertrieben.

Es ist dem Odendichter gestattet, die Gluth seines Herzens, seine mächtigen Gefühle in erhabenem Pathos auszusprechen und so wird seine Stimme zum Echo seiner Seele. Und Petöfi war nach seiner Hochzeit der wahre Odendichter der Liebe. Im Para-

diese seines Glückes verleugnete er sogar den Himmel des Ruhmes sammt all' seinen blutgierigen Götzen, denn mehr als ein ganzer Lorbeerwald ist ihm eine Rosenknospe werth.

Und nun schwärmt er schon von einem langen Leben, von einem langen und glücklichen Alter. — — —

Es wird kühl, die Blumen welken, die Blätter der Bäume werden erst gelb, dann braun und roth. Die Landschaft wird farbenreicher, doch die Pracht hat keine Dauer, bald pfeift ein rauher Nord über Wald und Flur und treibt mit dem fallenden Laub sein wirbelndes Spiel. Der längere Aufenthalt im Freien wird einem nun verleidet, doch für die Neuvermählten wurde auch das Zimmer zum Paradiese.

Der Herbst mit seinen wechselvollen Bildern regt beide an, ihrem Gefühle für die Natur Worte zu verleihen.

Eigenthümlich düster, ja trostlos ist die Schilderung des Herbstes im Tagebuch der jungen Frau. Sie schreibt am 3. October:

„Der Himmel blickt mit umwölktem, strahlenlosen Antlitz herab. Zwischen ihm und der Erde hat ein brausender Sturmwind sein Lager aufgeschlagen und treibt die weinenden Wolken vor sich her, als wollte er sie von der Sonne verjagen, die sie mit ihren dunklen Flügeln so verhüllen, daß nur selten und nur einige Strahlen durchblicken können.

Der Sommer ist gänzlich fortgezogen und an seine Stelle ist der Herbst mit seinem geheimnißvollen Weben getreten, bei dem man nicht weiß, ob er bei dem Walten seiner verheerenden Macht Triumph oder Mitleid empfindet. Ich betrachte die Landschaft vor mir, wie in ihr langsam und allmählich Gras und Blumen, Bäume und Sträucher verwelken und verdorren. Kaum merklich werden die Blätter matt und fahl, als empfänden sie Schmerz darüber, daß sie die Bäume verlassen müßten, die Sträucher und die Blumen, mit denen sie geboren und von denen sie nun auf ewig Abschied nehmen. Mir ist's, als ob ich an eine schöne, aber unwiederbringlich verlorene Freude meines Lebens denken würde, deren Süße und Bitterniß ich bis zum

letzten Tropfen geleert und von der ich für die Folge nichts Gutes, doch auch nichts Böses mehr erwarten kann.

Die Bergesgipfel, gleich lieblosen Verlobten, schauen finster und verdrossen herab; auf ihren Häuptern tragen sie weiße Schneekränze, mit welchen sie dem nahenden Winter vermählt sind. Der Nebel verhüllt ihr kummervolles Antlitz mit seinem dichtesten Schleier und die Bäume bedecken sie mitleidig mit ihrem fallenden Laub, als Schutz vor der eisigen Umarmung des Winters." — —

Schreibt so ein glückliches Weib? Was ist's, was nun Julien's Herz bedrücken mag? Welche Wünsche regen sich in diesem Busen? War Petöfi nicht stark genug, die Illusion in der Seele seines Weibes aufrecht zu erhalten. Empfand sie damals schon, welch' reiches Festland der Freuden sie für die kleine Insel des Glückes dahingegeben. Oder hat sie Petöfi nur geheirathet, um als seine Gattin gefeiert und bewundert zu werden, und genügte ihr nicht mehr die stille Idylle? Wer beantwortet diese Fragen?

Julien's Charakter war ungewöhnlich und außerordentlich nervös, so daß wir an ihr nicht das Durchschnittsmaß anlegen dürfen. Vielleicht wußte sie selber nicht, was sie wollte und was in ihr gährte.

In ihrem ethischen Rahmen zumal ist jede Frau ein verschleiertes Bild, das sich sein Geheimniß nicht entreißen lassen will. Und erst eine solche Sphinxnatur wie Petöfi's Julie.

Petöfi liebt den Herbst, weil er in dieser Jahreszeit sein Weib kennen gelernt. Darum klingt sein Lob des Herbstes wie ein Triumphgesang:

Der Herbst ist wieder da, auf's Neu':
So schön, wie stets er mir erschien.
Der liebe Himmel weiß, warum
— Den Herbst ich lieb', — doch lieb' ich ihn.

Das Fallen des Laubes, das Welken der Blumen erinnert ihn nicht mehr an die Vergänglichkeit des Irdischen.

— Denn wenn es herbstet, schlummert nur
Die Erde ein, doch stirbt sie nicht.

Wohl überkommt den Dichter eine elegische Stimmung, er rührt die Laute nur mit leisem Fingerschlag und sein träumerischer Sang klingt wie ein Schlummerlied:

Geliebte Du, sitz' her zu mir,
Und weile lautlos, bis mein Lied
— Wie Windessäuseln über'n Teich —
Ersterbend durch die Lüfte zieht.
Wenn Du mich küssest, leg' den Mund
Auf meinen Mund ganz sachte nur,
Daß wir nicht scheuchen aus dem Traum
Die süß entschlummerte Natur.

Diese seelenvolle Ineinszauberung des Naturbildes mit seinem Liebesglück ist ergreifend. Und wie schön ist jenes Gemälde, wo sich zu diesen beiden tiefen Empfindungen noch die Idee der Freiheit gesellt:

Der traurige Herbstwind plaudert leis im Hag,
So leis, daß man kein einzig Wort vernimmt;
Was er wohl den Bäumen nur erzählen mag?

Der Dichter liegt im Zimmer auf seinem Ruhebette gemächlich hingestreckt — es ist Nachmittagszeit, und sein Weibchen lehnt im sanften Schlummer ihr Haupt an seine Brust.

Der Busen meiner süßen Schläf'rin schwellt,
Der wogende in meiner Rechten hier,
Die and're Hand, voll inn'rer Regung, hält
Des Freiheitskampf's Geschichte: mein Brevier.

Begeisterung zieht in seine Seele bei dieser Lectüre. Wenn auch das Volk, gelockt vom Sold und getrieben von der Peitsche, für die Tyrannen in den Kampf gezogen, so muß endlich doch die Freiheit siegen und dann wird sie ein schreckliches Gericht halten, und im Meere ihres eigenen Blutes die Freiheitsfeinde ertränken. Des Dichters Herz pocht gewaltig bei diesen Gedanken, sein ganzer Körper erbebt wie im Fieberschauer, doch er bezwingt diese gewaltige Aufregung, um die Liebste nicht zu erwecken.

An meine Brust gelehnt das Köpfchen, schlummert
Mein Weib so still und süß an meiner Seit'. —

Nur einmal senkt ein grauer Herbsttag düstere Gedanken in seine Seele. Eine flüchtige Ahnung zieht am Horizont seines Glückes herauf, mit ihrem schwarzen Schatten auf Augenblicke das helle Licht verhüllend. Sein Herz wird von einer wunderbar ergreifenden, ahnungsvollen Melancholie erfaßt, als sähe er mit verschleierten Blicken in die Zukunft. Es fallen die Blüthen und das Leben rauscht dahin. Wie wenn auch er sterben sollte! Würde sie, die er so unaussprechlich geliebt, ihm wohl auch nach dem Tode ihre Treue bewahren?

Mit Prophetenwort spricht er zur geliebten Gattin:

> Doch wirfst Du von Dir der Verwittweten Schleier,
> Dann pflanz' auf mein Grab ihn als Trauerpanier,
> Ich steig' dann empor aus dem Grabesgemäuer
> Um Mitternacht, — nehme hinab ihn zu mir:
> Die Thränen um Dich, Du Geliebte, zu stillen,
> Die leichtlich vergessen Du hast Deinen Mann,
> Die Wunden des Herzens damit zu verhüllen,
> Das ewig Dich liebet, selbst dort noch, selbst dann! —

Welch' furchtbares seelisches Leid mußte Petöfi wohl der Gedanke verursacht haben, daß das Weib, dem er sein reiches Herz zu Füßen gelegt, dem er zum Hochzeitsangebinde seinen Dichterruhm gegeben, deren Namen er durch seine Lieder für alle Zeiten unsterblich gemacht, dies Alles dereinst vergessen könnte. Nein, der Gedanke war zu grauenvoll, als daß er lange sein Herz bedrücken könnte. Petöfi nahm das reine und unbefleckte Bild des Ideales, das er in seinem Weibe verwirklicht zu sehen glaubte, mit in sein Grab.

Der nahende Winter mahnte zum Aufbruche.

Am 10. October 1847 schrieb Petöfi an Kerényi: „Nach einigen Tagen gehen wir nach Pest und lassen Koltó zurück, das ewig geliebte Koltó, wo wir so süße, so unaussprechlich süße Wochen verlebt haben, wie nur solche der glücklichste Sterbliche zu erträumen und ertragen vermag.

Mitte October verließ Petöfi mit seiner jungen Frau den romantischen Landsitz und begab sich zunächst nach Klausenburg,

wo dem jungen Paare von der Jugend und den einflußreichen Leuten der wärmste Empfang bereitet wurde. Ihnen zu Ehren wurde ein Fackelzug und ein Banket veranstaltet. Von diesem Enthusiasmus war namentlich Julia höchst befriedigt. Von hier reisten sie in einer gewissen Hast ab, „damit die poetischen Eindrücke nichts durch die Gewohnheit von ihrer rosigen Frische verlieren möchten.“

Auf der Heimreise machte Petöfi in Szalonta Halt, um seinem Freunde Arany den „Frühling an seiner Seite“ vorzustellen.

Die Arany'schen, selber in glücklichster Ehe lebend, weideten sich am Liebesrausche ihres Freundes. Die interessante junge Frau wußte durch ihr liebes, freundliches Wesen Alle für sich einzunehmen, so daß der ernste, bedächtige Arany in jedem seiner Briefe mit wahrer Begeisterung von der Frau Gevatterin sprach. Die beiden Paare nannten sich nämlich scherzweise stets Gevattersleute.

Von Szalonta fuhr Petöfi nach Pest, um seine vielbesungene kleine Frau mit den dortigen Freunden bekannt zu machen.

Petöfi's Ehe war trotz der Hochfluth der politischen Bewegung ein Landesereigniß. Man hatte seine von beglückter und beglückender Liebe in allen Tonarten erklingenden Verse gelesen; man war auf das Weib neugierig, das von ihrem Gatten in solch' begeisterter Weise besungen wurde. Alle Welt sprach von dem geistreichen und anmuthigen Mädchen, das ein behagliches Heim verlassen, um ihr Geschick mit dem eines armen Dichters zu verknüpfen. Petöfi's Frau wurde bald eine Lieblingsgestalt im Kreise der ungarischen Literatur, die jungen Dichter besangen sie um die Wette.

Jedenfalls war diese Theilnahme gerechtfertigt, denn Julia war eine ungewöhnliche, wenn auch keine ungewöhnlich schöne Erscheinung.

Sie hatte eine zierliche Gestalt und eine frische Gesichtsfarbe. Ein süßes Träumen und Sinnen lag über ihrem Antlitze gebreitet, aus den feuchten großen Augen schaut der Evablick der Neugierde, der in alle irdischen Geheimnisse dringen möchte. Die feine Nase hatte nervös bewegte Flügel, der Mund war ein Apollobogen zum Küssen und Jauchzen, zum Seufzen und Klagen gespannt. Das



Petőfi Sándorné



feingeschnittene Oval mit dem kräftigen Kinn gaben dem merkwürdigen Gesichte einen entschlossenen Ausdruck. An beiden Seiten der freien Stirn waren die kurzgeschnittenen, welligen, nußbraunen Haare knabenhaft niedergekämmt. Manchmal fielen sie in leichten Ringeln die Stirne herab. Den Inhalt der halbverschleierten Gedankenwelt schienen diese leuchtenden und schmachtenden Augen und der stumme, festgeschlossene Mund zu verrathen. Auch geistig war Julia ein ungewöhnliches Geschöpf, das mit ihrer schwärmerischen Phantasie und ihrem sprühenden Geiste einen bestrickenden Zauber ausübte. Selbst ihre Kleidung war wohl einfach aber apart, sie verstand es ebenso gut wie ihr Mann, Kleidermoden zu ersinnen, wie sie noch kein Mensch getragen.

Julia plauderte interessant und geistreich, sie war belesen und wußte ihre Bildung geschickt zu verwerthen. Petöfi sah es gern, wenn sie mit seinen Freunden disputirte. Er hörte still lächelnd zu, warf hie und da ein Wort dazwischen, nicht um seine Gattin zu berichtigen, sondern um sie in ihrer Ansicht zu bestärken.

So oft man sie besuchte, fand man sie lesend oder schreibend. Sie war Alles, nur keine Hausfrau. Wenn man das Ehepaar nebeneinander sah, hätte man denken müssen, daß von den Beiden das Weib der außergewöhnlichere, bedeutendere Theil sei.

Die Eheleute lebten in Pest in recht dürftigen Verhältnissen. Jókai erzählt:

„Wir hatten eine gemeinsame Wohnung in der Tabaksgasse, die aus drei Zimmern bestand, eines war mein, das andere unser gemeinsames Speisezimmer, das dritte war das Zimmer der Petöfi's, ihr Schreib-, Schlaf- und Empfangszimmer, Helikon und Vaucluse zugleich. — Ein einfaches Mobiliar, das Kostbarste davon war die Bibliothek, lauter Prachtausgaben mit Stahlstichen: Béranger, Victor Hugo, Heine, die Geschichte der Girondisten, Shakespeare, Ossian, Byron, Shelley. An den Wänden die hervorragenden Gestalten der französischen Revolution; unter diesen befand sich nicht nur Madame Roland, sondern auch Charlotte Corday; das war der einzige Luxus. — — Das Mittagessen ließen wir aus dem „Goldenen Adler“ bringen und wir speisten zusammen: unsere ganze

Ausgabe betrug monatlich 30 Gulden. Keiner von uns trank Wein, ich von jeher nicht, Petöfi aber seit seiner Verheirathung nicht; der Thee ersetzte das Abendessen, und dabei lasen wir uns aus unseren eigenen Werken oder aus französischen Dichtern vor. Unsere einzige Zerstreuung war der Besuch des Theaters, wenn man ein Drama gab und wenn Gabriel Egressy spielte. Petöfi und seine Frau gingen nie in die Oper; auch machten sie keine Besuche, noch empfingen sie welche. In der Wohnung gab es weder ein Clavier, noch Blumen, noch einen Singvogel."

Petöfi und Jókai waren die geistigen Mittelpunkte des jungen Ungarn.

Jókai hatte im Jahre 1847 von Frankenburg die Redaction der „Életképek" übernommen und Petöfi im Jahre 1848 als zweiten Mitredacteur herangezogen. Petöfi hatte nur den poetischen Theil zu redigiren, dafür erhielt er ein Gehalt von 100 Gulden.

Petöfi und Jókai waren von einer erfreulichen Schaffensfreudigkeit erfüllt und wo Alles schrieb, da wollte Julia allein nicht müßig sein. Sie begann ihre Schriftstellerlaufbahn in den „Életképek", auf Jókai's Zureden und mit der Genehmigung ihres Gatten die Tagebuchblätter, die die Geschichte ihrer Liebe enthielten (aus dem ich einige Bruchstücke mitgetheilt), veröffentlichend.

Die Petöfi war eine Schriftstellerin voll Phantasie und Gedankenreichthum. Ihre Bilder und Vergleiche sind oft öberraschend schön, oft aber gesucht, unklar und verworren und die heißen Ergießungen ihrer Seele sind nicht immer wahr und tief.

Auch das baldige Erscheinen der Tagebuchblätter unmittelbar nach der Vermählung macht keinen guten Eindruck. Es giebt Geheimnisse, die bei heller Tagesbeleuchtung ihre Weihe verlieren, die so offen aufgedeckt der schamhaften Natur des Weibes widersprechen. Petöfi hatte einige Wochen vor der Veröffentlichung dieser Tagebuchblätter an Kerényi geschrieben: „Ach, wie häßlich und gemein, sein Glück auf den Markt zu tragen." Und nun verfiel er selbst in den gerügten Fehler, indem er sowohl durch die Veröffentlichung seiner Briefe an Kerényi und des Tagebuches seiner Frau die Aufmerksamkeit des Publicums auf sein intimes Herzensleben lenkte.

Petöfi war von dem räthselhaften Wesen seiner Gattin täglich mehr und mehr berauscht, er betete Julia förmlich an, liebte sie auch in ihren Fehlern und Leidenschaften und bewunderte ihre, aus der Romanlectüre geschöpften, unverdauten Ansichten über Welt und Leben. Mit einem Worte, statt diese überschwängliche Natur zu zügeln, nährte er noch ihre Eitelkeit und ihre Sucht, eine Rolle zu spielen.

Albert Sturm sagt in seiner gehaltvollen Studie „Petöfi's Julia" („Frauenfeind", Wien 1887, Heft 2 und 3): „Sie glänzte, aber sie begnügte sich nicht mit erborgtem Lichte zu glänzen, sie wollte eine selbstständige Sonne der Poesie sein. Sie wurde Schriftstellerin, ohne inneren Beruf, ohne Etwas zu sagen zu haben, einzig und allein durch die dichtende Atmosphäre und durch einen gewissen starken Nachahmungstrieb hierzu gedrungen, zu dem sich eine große Portion von Sentimentalität und weiblicher Eitelkeit gesellte."

Eigenthümlich, ja entschieden tadelnswerth war das Verhältniß Petöfi's zu den Eltern seiner Frau. Der alte Szendrey ließ in den Briefen an seine Tochter Petöfi stets grüßen, obwohl er genug Grund hatte, ihm zu grollen. Doch Petöfi nahm diese Grüße sehr kühl auf. Sie verkehrten auch für die Folge nicht miteinander. Jeder glaubte sich vom Andern gehaßt und verachtet. Kam der Vater nach Pest, so ließ er der Tochter wissen, wo er abgestiegen war, und als Petöfi später seine Frau in's Vaterhaus zu Besuch brachte, mied er jede Zusammenkunft mit den Eltern. Die beiden Männer konnten einander nie verzeihen, und es war Niemand, der sie auszusöhnen versuchte. Unstreitig war Petöfi's Benehmen dem Schwiegervater gegenüber nicht am Platze, doch auch der alte Szendrey besaß nicht genug psychologische Erfahrung, um die eigenthümliche Natur seines Schwiegersohnes zu erkennen. Was er jedoch an Petöfi achten mußte, war die Zärtlichkeit und Liebe, mit welcher dieser seine junge Gattin überhäufte.

XL.

Bolond Istók.

Wie glücklich sich Petöfi in seiner Liebe und Ehe gefühlt haben mochte, ersieht man aus seiner poetischen Erzählung „Bolond Istók", die er in der Zeit schrieb, als sein Leben eine so frohe Wendung erfuhr. „Bolond Istók" gehört zu den liebenswürdigsten Darbietungen von Petöfi's Humor.

Ein junger Mann, wegen seines Uebermuthes Istók (volksthümlich für István — Stephan) der Schalksnarr genannt, durchzieht voll heitersten Humors die Welt. Auf einer Pußta wird er vom Gewittersturm ereilt, doch er scheert sich nicht um Wind und Wetter.

> Der Regen kann in seiner Wuth
> All' meine Kleider zerfetzen,
> Doch meine starke Philosophie,
> Die kann er nicht zersetzen.

Der durchnäßte Wanderer kommt zufällig an ein wegabgelegenes Haus. In der Küche brennt das Feuer und am Herd hantirt ein altes Weib. Istók will sich in der Küche erwärmen, wird jedoch von dem alten Weibe verjagt. Er treibt mit der Alten sein lustiges Spiel.

> Ich wünsche guten Abend Euch,
> Der Liebe rosige Fahne,
> Der Jugend duftige Rosenpracht,
> Großmutter meiner Ahne.

Darob wird die Alte noch mehr erbost. Doch der Jüngling kümmert sich nicht viel um den giftigen Redeschwall. Während er ihr noch mit Vernunftgründen beikommen will, erscheint auf der Schwelle des Wohngemaches der Herr des Hauses.

Der Uebermuth des Jünglings weicht beim Anblick des von Kummer und Sorgen tief gebeugten Mannes der Ehrfurcht. Er bittet auf geziemende Weise, ob er seine Kleider trocknen und die Nacht hier verbringen dürfe. Der Herr gewährt stumm die Bitte.

Istók streckt seine Glieder an der Feuerstelle aus und ergeht sich beim Anblick des Flammenspieles in ein lustiges Sinnieren. Und da er laut zu denken pflegt, so wurde selbst das mürrische Weib durch die frohe Laune und das warme Gemüth, das sich in dem bunten Geplauder des Burschen offenbarte, milder gestimmt.

Der Herr des Hauses lud seinen Gast zum Abendbrod. Es war ein stummes Mahl. Der Alte schwieg aus Gewohnheit, der Junge, weil er mit Eifer den Gerichten zusprach. Als er jedoch gesättigt war, brach er das Schweigen:

Verehrungswürdiger, guter Herr,
Dein Essen ist wohl geschmalzen,
Doch hat es einen Fehler nur,
Es ist zu wenig gesalzen.

Ich meine nicht das gewöhnliche Salz,
Ich mein' das Salz der Weisen,
Ein lustiges, gescheidtes Wort,
Zur Würze für die Speisen.

Allmählich thaut der alte Mann bei der heiteren Lebensphilosophie des Jünglings auf und er erzählt seine traurige Geschichte.

Er war unglücklich in seinem Leben und Lieben und selbst das Vaterglück ward ihm vergällt, die Kinder, die seinem Herzen theuer waren, starben dahin, nur ein böser Sohn blieb übrig, der seinen Vater verleugnete.

Istók tröstet den Alten. Wenn dieser auch sein ganzes Leben hindurch nur Unglück erfahren, so wird die Freude gewiß nicht ausbleiben, denn bevor ein Mensch nicht glücklich gewesen ist, kann er nicht sterben.

Der Alte hört' mit großer Begier
Den jungen Moralisten,
Er sog an seinem Trösterwort
Wie ein Kind an Mutterbrüsten.

Und als der Jüngling schwieg, da frug ihn der Greis, wie im Traum verloren: Wer ihm dies gelernt:

Dem Jüngling aber lag der Ernst
Zu schwer schon auf dem Herzen,
Drum gab er jenem Antwort drauf
Mit übermüth'gen Scherzen. — — —

Der heitere Humor des lustigen Gesellen löste die harte Rinde vom Herzen des welt- und menschenfeindlichen Mannes.

Als am nächsten Morgen der Gast mit dem Bündel am Rücken erschien, um Abschied zu nehmen, ließ er ihn nicht ziehen.

Nicht lange darauf fährt ein Wagen vor. Ein junges Mädchen, die Enkelin, von ihrem eigenen Vater verfolgt, der sie einem Verhaßten zum Weibe geben wollte, sucht beim Großvater Schutz. Dieser schließt die Enkelin an sein Herz und jagt den bösen Sohn mit dem Vaterfluche von der Schwelle.

Istók will nun fort, ist doch nun Jemand da, der den Alten trösten kann. Doch der läßt ihn nicht mehr von sich: „Sieh nun mein Glück, der Du mein Leid gesehen.“ Der Jüngling bleibt doch nur unter der Bedingung, daß er sich der Wirthschaft annehmen dürfe. Er müht sich auch von früh Morgens bis spät Abends, um das alte Haus wohnlich und heiter zu machen, trotzdem findet er noch Zeit, Blumen für die Jungfrau zu pflücken.

So schwanden Tage und Monde dahin.

Da plötzlich regten wieder sich
Des Jünglings Wandergeister,
Er trat mit Stab und Wandersack
Hin vor den alten Meister.

Und sprach, — doch nein, er konnt' es nicht,
Kaum daß er noch gestammelt,
Des Scheidens Wehmuth hatte
Des Wortes Gang verrammelt.

Der alte Mann, der wußte gleich,
Wie er das Schweigen deute,
Doch wußt' es auch das schöne Kind,
Das sinnend stand zur Seite.

Vom Greise ward dem jungen Mann
Das Ranzel losgebunden,
Und von dem Mädchen seiner Hand
Der Wanderstab entwunden.

Und Sack und Stab seit jener Zeit
An einem Nagel hangen,
Seit damals ist Stephan der Narr
Von dort nicht weggegangen. (Adolf Dux.)

Bald werden die Blumen zum Brautkranze gewunden. Das Glück, das so lange den Alten geflohen, wurde ihm nun an seinem Lebensabende im reichsten Maße zu Theil. Nun kann er ruhig sterben. Doch der junge Mann spricht, Großväterchen müsse noch die Kinder dieser glücklichen Ehe segnen. — Und nach einigen Jahren sitzen um den Feuerkranz des Hauses, der Greis mit schneeweißen Haaren, das junge Elternpaar und zwei frische Kinder.

In Bolond Istók hat Petöfi sich selbst gezeichnet, auch er war von der Poesie des Wanderlebens ergriffen, auch sein Humor bewährte sich in allen Wirrsalen des Lebens; gab Petöfi sich auch viel rauher als der heitere Philosoph, so war doch auch sein Gemüth warm und wahr.

Ist die Dichtung auch nicht so originell und volksthümlich wie „Held János“, so ist sie nach jenem Werke unstreitig Potöfi's beste poetische Erzählung. Wohl steht der Werth der Handlung nicht im Einklang mit der liebevollen Charakteristik des Helden, dennoch hinterläßt die Dichtung einen anheimelnden und erfrischenden Eindruck.

Auch die kleineren Dichtungen dieser Periode athmen Zufriedenheit und stilles Glück:

Solch' ein Weib paßt für mich eben,
Wie mir eines Gott gegeben:
O Du kleine, braune Lose,
Bist des Weltalls einz'ge Rose.

Ach, wie traurig war ich immer!
Was ich war — ich bin es nimmer,
Gold'ne Sterne mich umschweben,
Und das dank' ich Dir, mein Leben.

Ihr und dem Allmächtigen, der sein Geschick also gestaltet. Schon als Bräutigam hat er tiefbewegt gesungen:

Warum, o Du mein Gott,
Warum mußt' es so sein,
Daß Du erschufst die Brust
Des Menschen gar so klein?
Mein Glück, es hat nicht Raum
In meiner Brust, ich muß
Verschwenden einen Theil
In einem Thränenguß.

Das Glück der Liebe pflanzt die Glaubensblüthe in sein Herz, er hofft nun an ein schöneres Leben im unbekannten Jenseits.

Fluren des Ostens
Gleicht mein Gemüthe,
Fluren, von ew'gem Frühling umglüht:
Was nur der Himmel
Spendet der Erde,
Liebliche Blumen sind mir erblüht.

Eine nur fehlte,
Blume des Glaubens,
Glauben an überirdisches Sein;
Nun ist auch diese
Herrlich ersprossen:
Zärtliche Liebe pflanzte sie ein.

(Max Farkas.)

In diesen heiteren und gemüthstiefen Liedern kann man den Dichter der Wolken und der Rhapsodien nicht wieder erkennen. Keine Dissonanz stört diese Klänge; in diesen friedlich geschlossenen Kreis drängt sich nichts Fremdes hinein.

XLI.

Patriotische Dichtungen.

Als jugendlicher Dichter war Petöfi zuerst von der fröhlichen Kunst des Liedergesanges ergriffen, seiner Brust entströmten herrliche Lieder zum Preise der Liebe und des Weines; bald schreitet er über die engen Grenzen dieses Gesanges hinaus; er stimmt die Leier zu neuen mächtigen Accorden und zieht Alles, was nur die menschliche Brust bewegen kann, in den Bereich seiner Darstellung.

Was das Wellenspiel seines stillen Glückes anfangs leise kräuselt, später mit Sturmesgewalt aufregt, das ist die Liebe zum Vaterland. Dichtung und Leben greifen hier auf's Innigste in einander. Die Begeisterung für's Vaterland verbreitet auf sehr viele Liebeslieder schon eine ahnungsvolle Beleuchtung. In der meisterhaften Idylle „Auf des Meeres Fläche schaukelt leise sich mein Kahn" — einem magisch beleuchteten, vom Hauche des Friedens beseelten Dichterbilde — wird das selbstgenügsame Glück der stillen Fahrt auf dem ruhumflossenen Meere ehelicher Seligkeit nur durch die Erinnerung an das Weh des Heimathlandes unterbrochen. Bisweilen setzt sich klagend ein Sturmvogel auf den Mast — das Angstgefühl um das bedrohte Sein des geliebten Vaterlandes.

Der Dichter wurde von der Hochfluth der politischen Verhältnisse mit fortgerissen und wühlte durch seinen mächtigen Gesang die Gemüther auf.

Jókai sagt in seiner Gedenkrede: „Die nämliche Leier war es, die dem Blitze sein Grollen und der Nachtigall die schmachtenden Wollustklänge stahl. Dieselbe Riesengestalt, die Throne stürmt, Ketten bricht, kniet dort anbetend vor dem schwachen Weibe."

Mensch bin ich und Bürger auch.
O, als Mensch zu neiden!
Doch als Bürger trag' ich, ach,
Eine Last von Leiden.
Freudenzähren wein' ich immer,
Wenn des Liebchens ich gedenk';
Schmerzensthränen — wenn die Blicke
Auf das Vaterland ich lenk'.

Die Liebeslyrik geht in die patriotische Lyrik über, welche schon früher selbstständig neben ihr einherging.

Die Klage um „den verblühten Thatenlenz der Magyaren" spricht sich schon in den „Erlauer Klängen" aus, sie zieht sich durch alle seine Dichtungen hindurch. Feuer und markige Kraft, ein oft juvenalischer Spott sind die unleugbaren Vorzüge dieser Gedichte.

Anfangs überwiegt der elegische Zug um Ungarns dahingeschwundene Größe, „Die Ahnen, ruhmesreich und groß, erfüllt vom Welterschütterungsdrange", werden von ihm gefeiert. Und er suchte das Glück des Volkes, doch er fand es weder in der Vergangenheit, noch in der Gegenwart, darum erhofft er es von der Zukunft. Petöfi war kein Kündiger des Gewesenen, sondern ein Prophet des Werdenden.

Glühende Vaterlandsliebe, Begeisterung für die Freiheit, bitterer Schmerz über das bisherige Schicksal Ungarns und die Leiden der Menschheit überhaupt, — das sind die Töne, die am lautesten und kräftigsten aus seinen Poesien wiederhallen und die ein umso höheres Interesse in Anspruch nehmen, als sich die bewunderungswürdigsten Seherblicke in die Zukunft darin offenbaren. Durch viele Gedichte zieht sich die prophetische Verkündigung einer blutigen, großen Zeit. Er erwartet mit fieberhafter Ungeduld den Schlachtenruf, die Losung zum Kampfe.

> O tönte schon Trompetenton!
> O flatterten die Siegesstandarten!
> Das Schlachtsignal, das Schlachtsignal,
> Kann meine Seele kaum erwarten. (Max Farkas.)

1847 schrieb er an Csengery, dem Redacteur des „Pesti Hirlap": „Ich fühle die Revolution, wie der Hund das Erdbeben."

Petöfi war ein Idealist der Freiheit, der Freiheit im allerweitesten Sinne. Er träumt, er sei in Rom Cassius, in der Schweiz Tell und in Paris Desmoulins gewesen. „Vielleicht bring ich's hier auch zu Etwas."

Der Dichter bewährt in diesen Prophezeiungen die Seherkraft, welche schon von altersher den Poeten zugeschrieben wird. Er hat nicht nur in Poesie und Prosa seinen künftigen Ruhm

prophezeit, — dies starke Selbstbewußtsein theilte er ja mit den meisten großen Geistern, — sondern auch auf seinen baldigen Tod auf dem Schlachtfeld hingewiesen.

Wenn die Gottheit zu mir sprechen würde:*)
„Wünsche Dir,“ — es sei gewährt durch mich —
„Wie Du sterbend von des Lebens Bürde
Dich befreien möchtest“ — spräche ich:

Sei ein heit'rer Herbst mir denn gegeben,
Gelbes Laub, getaucht in Sonnenschein!
Sing' im Busch sein letztes Liedchen eben
Ein zurückgeblieb'nes Vögelein!

Und wie die Natur in Herbstes Tagen
Unbemerkt des Todes Schritt erreicht,
Soll der Tod nur leis sich zu mir wagen,
Bis er ganz in meiner Nähe schleicht.

Wie vom Vögelein im Laube, klinge
Auch von mir das letzte Liedlein dann,
Das allmächtig in die Herzen dringe
Und sich glorreich schwinge himmelan.

Wenn mein Lied verhallt nun in der Runde,
Wenn die Lippe nun verstummen muß,
Schönste Erdenmaid, von Deinem Munde
Schließe mir die Lippen zu Dein Kuß!

Doch wenn Gott versagte diese Bitte,
Einen Frühling würde ich erfleh'n,
Einen Kampfesfrühling, wo in Mitte
Jeder Brust die blut'gen Rosen steh'n.

Wo des Kampfes Nachtigallen tönen,
Die Trompeten, zu der Helden Ruhm —
Möge dann auch meine Brust verschönen
Eine blutigrothe Todesblum'!

Und wenn ich von meinem Rosse sinke,
Schließe mir die Lippen zu Dein Kuß,
Wenn ich sterbend Deinen Odem trinke,
Freiheit, schönster Himmelsgenius! (Karl Bleibtreu.)

---

*) Diese meisterhafte Nachdichtung ist dem „Lyrischen Tagebuch“ von Karl Bleibtreu, Berlin, 1885, entnommen.

Eine ähnliche Ahnung taucht in dem Stimmungsbilde „Die Ruinen der Tschárda" auf:

> Die Freiheit ist der Gott, zu dem ich flehe!
> Freiheit mein Idol! nur deshalb will ich leben,
> Um das Leben einst für Dich dahinzugeben;
> Darf ich einst im Kampf für Dich mein Blut vergießen,
> Werd' ich segnend mein so elend Sein beschließen.

Und im Jahre 1846 zeichnet er sein Ende, als wenn eine Geisterhand seine Feder geführt hätte.*) So treu, so Wort für Wort beschreibt er Alles. Wie er sein junges Blut auf dem Schlachtfeld vergossen, und seine letzten Worte im Trompetenton und Schlachtendonner erstarben.

Die patriotische Kampflust findet in dieser erhabenen Rhapsodie ihren vollkommensten Ausdruck. Die Idee von der Freiheit des Ungarvolkes vermählt sich hier mit der Idee der Weltfreiheit, und die nahende ungarische Revolution ist ihm ein Kettenring der allgemeinen Weltumgestaltung.

Seine patriotische Dichtung gewinnt kosmopolitischen Charakter, ohne jedoch dadurch im Geringsten an patriotischem Gehalt einzubüßen. Er war und blieb mit seinen Tugenden und Fehlern ungarisch und originell.

Hineingestellt in eine große Zeit, in die gewaltige Zeit des Sturmes und Dranges, ergreifen ihn die Geschicke des Vaterlands mit Macht, aber diese Liebe war, eben weil sie so heiß und sehnsuchtsvoll gewesen, mit dem bittersten Schmerz verbunden. Das Vaterland leidet, er leidet mit. Nur an der Brust des geliebten Weibes findet er Trost über das politische Ungemach.

> O lieb' mich, lieb' mich, so wie ich Dich liebe,
> So heiß, so flammend und so grenzenlos — — —
> Hätt' ich nicht Deine Liebe, holdes Weibchen,
> Wie düster würde diese Welt mir sein!

---

*) Siehe Seite 318 —
> Nur Eines macht mich kummervoll,
> Daß ich im Bette sterben soll, u. s. w.

Sein Auge sieht:

> Ein Volk, das zu dem Untergang sich neigt,
> Es zuckt die Hand, es pocht das Herz! Was frommt es,
> Ich kann ihm nichts als meine Thränen weih'n.

Aber Petöfi genügt nicht feiges Jammern und Klagen. Er ist ein Mann der That. Er tritt mit der ganzen Wucht seiner dichterischen Kraft ein, um sein Volk aus der dumpfen Lethargie zu rütteln. Aufschreien möchte er vor Schmerz und Wuth über ein Sklavenvolk, das in dumpfem Hinbrüten wartet, bis der Rost die ehernen Fesseln durchfressen. Mit dröhnenden Hammerschlägen sucht er diese Ketten zu sprengen. „So lange geißle ich Dich, mein Volk, bis Dein Herz zu pochen beginnt, oder bis das meine bricht."

Petöfi betrat mit seiner politischen Lyrik den Boden der Parteikämpfe und geißelt als Socialdemokrat die Schwächen und Auswüchse der Gesellschaft.

In dem Gedichte „Misera plebs contribuens", einem poetischen Brandbrief an den Adel, verlangt er Menschenrechte für das Volk. — Er geißelt das Maulheldenthum mit satirischer Herbheit und ingrimmigem Spott. Er fordert die Reichsversammlung auf, ein schöneres Vaterland zu gründen, wo es für die Fledermäuse keine dunklen Höhlen mehr gäbe. Ein neues Vaterland ohne die Burgen des Vorrechtes — kurz, Petöfi tritt gegen die Herrschaft der Privilegien in die Schranken. Er wendet sich gegen die dünkelvollen Herren der Reichsversammlung, die hoch zu Roß stolz auf die Dichter herabblicken: „So wisset denn, daß der Dichter der lebendige Brief der Gottheit ist, auf welchen Diese mit eigener Hand ewige Wahrheiten geschrieben hat!"

Die Dichtkunst war Petöfi eine heilige Mission.

Wie schnitten seine Worte in das Herz der entmannten Zeit, als er schrieb „Ungar bin ich, und mein Antlitz glüht vor Schande, daß ich Ungar bin. Bei uns dämmert es erst, während allüberall sonst die Sonne strahlt. Aber nicht um alle Schätze der Welt verließ ich mein Heimathsland, weil ich liebe, glühend liebe, anbete

selbst in ihrer Schmach meine Nation." Die Seele dieses Mannes war voll von dem Gedanken: Vaterland und Freiheit. —

Durch solche zornlodernden Vorwürfe stachelte Petöfi den ungarischen Geist auf und flößte ihm die Begeisterung für die Freiheit ein.

Kossuth mit seiner glänzenden Rednergabe und Petöfi mit seinem poetischen Schwung entfachten den schlummernden Patriotismus zur höchsten Gluth. Petöfi hatte eine Philippika an Ungarns Jünglinge geschrieben, denen er die Taufe mit dem Blute seines Herzens ertheilen will. So wurde er zum Abgott der Jugend, die in seinen Gedichten den Hauch einer neuen Zeit verspürte.

Bald gährte es auch in den Massen, ein Gefühl der Unbefriedigtheit machte sich allenthalben geltend.

Wohl gelang es noch der Staatsgewalt, den lauten Ausbruch des Unwillens zurückzuhalten, doch die Tage waren nicht mehr fern, in welchen Ungarn die Ketten des Feudalismus in Scherben schlagen sollte. Ueberall war der Zündstoff gehäuft, es brauchte nur eines Funkens, um die Entladung herbeizuführen.

In diese Zeit der stürmischen Erregung fällt der Plan zu einer Uebersetzung Shakespeare's, welche Vörösmarty, Petöfi und Arany gemeinsam ausführen wollen. Obwohl das Unternehmen der drei genialen Männer durch die folgenden Ereignisse vereitelt wurde, so hat doch Petöfi die Literatur Ungarns mit einer vortrefflichen Uebersetzung des Coriolan bereichert (1848). Charakteristisch im hohen Grade ist die Wahl der zu übersetzenden Stücke. Petöfi, der stolze, aufwallende Petöfi, fühlt sich zu Coriolan, dem Freiheitshelden, hingezogen; Arany zu dem schon vor der That erlahmenden, weichherzigen und grübelnden Hamlet, und Vörösmarty, der Dichter des erhabenen Pathos, zu König Lear.

Durch die Beschäftigung mit Shakespeare gerathen Petöfi und Arany in eine scherzhafte englische Correspondenz. In einem Briefe unterzeichnet sich Petöfi als Lord Arthur Krumply (zu deutsch: Kartoffel), worauf Arany zur Verstärkung der komischen Wirkung in schlechtem Englisch folgenden köstlich groben Brief schreibt:

„Szalontabury, 9th December 1847.

Mylord, I have read your letter and I am forced to confess that you are the greatest under all the asses I have ever seen or been acquainted with. Were you not, what you are, and not so mighty one, I would beat your hogshead and oxhead to dung and dirt: but while I am no more than John, I must be silent and weep for anger. I am your most faithful friend and most humble servant:

John Stibli,
shoemaker and poet.

P. S. When you will write not so rascally and godless things, then I shall answer more.

J. S.“

Ein Jahr später fällt Petöfi wieder jene scherzhaft anglisirende Correspondenz ein und er schreibt dem Freunde:

„Debreczenchester, November 15, 1848.

My dear Dzsenko! Ich bin verlassing Debreczin, unser Bataillon ist übermorning ankommend in Becskerek, ich jedoch in Erdöd with Urláb bis January. Also sei dorthin writting und zwar much. Deine family und Dich grussing und kussing

Bin ich bleibend Dein Freund.
P. S.

P. S. In der Mitte of December cease die trockene Gevatterschaft.“

In der Nachschrift meint Petöfi, daß seine Frau gegen Mitte December entbinden dürfte, und da er das Ehepaar Arany als Taufpathen gebeten, würde zu jener Zeit die trockene Gevatterschaft aufhören und die factische Gevatterschaft eintreten.

XLII.

Zeitgeschichte.

Auf ganz Europa lastete eine erdrückende Gewitterschwüle. Die Wolken am politischen Horizont ballten sich zusammen und thürmten sich auf.

In Paris wird im Juli 1830 die Republik proclamirt, der König verjagt und sein Thron auf dem Bastillenplatz verbrannt; aus den Purpurfetzen des Thrones werden phrygische Mützen gemacht, und der wilde Pöbelhaufen feierte in den Prunkgemächern seine wüsten Gelage. Durch die Straßen der Stadt wälzt sich eine freudentrunkene Menschenmenge und mitten in das Jauchzen des befreiten Volkes tönt der begeisternde und erhebende Sang eines Dichters: Lamartine ist an die Spitze der Bewegung getreten.

Als die Nachricht von der Revolution die Welt durchfuhr, wollte man allerorten dem Beispiele Frankreichs folgen.

In Oesterreich herrschten jämmerliche Zustände. Dem absolutistischen Einheitsstaat erwuchs durch den Nationalitätsgedanken, der sich in Italien, in Böhmen und in Ungarn regte, ein neuer Feind. Zur Unterdrückung dieser Sonderbestrebungen war Oesterreich zu schwach. Meist suchte sich die Zauderpolitik über augenblickliche Verlegenheiten hinüberzuhelfen, ohne jedoch dem Grund der Uebel energisch an den Leib zu rücken. Den Regierenden fehlte es an jeder Thatkraft, den verkommenen und verrosteten Mechanismus zu beseitigen.

Die allgemeine Mißstimmung in Ungarn lockerte den Boden für die revolutionäre Aussaat. Graf Stephan Széchenyi hatte bereits durch seine reformatorischen Thaten die Umgestaltung aus einem in mittelalterlicher Erstarrung darniederliegenden Staatswesen in einen modernen politisch-socialen Organismus bewerkstelligt. Sein kühnes Wort: „Ungarn war nicht, sondern wird erst sein“, schien sich zu erfüllen.

In dem Maße aber, als immer weitere Schichten der Nation vom Fortschritt erfaßt wurden und als nach dem Tode des Kaisers Franz der Absolutismus einer Art Altersschwäche anheimfiel, konnte auch die angewandte Agitationsmethode eine andere werden und

eine entschieden politische Färbung annehmen, da nicht mehr zu befürchten war, daß der mächtige Strom der nationalen Entwickelung aufgehalten werden könnte.

Die zwei bedeutendsten Politiker, welche Ungarn in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hervorbrachte, sollten einander niemals vollkommen begreifen. Es war vom Fatum bestimmt, daß Széchenyi und Kossuth, anstatt einander zu unterstützen, einander befehden sollten. Es gab in diesem Kampfe keinen Sieger, wohl aber einen Besiegten und das war — Ungarn. Das Ungarn der dreißiger Jahre folgte dem Genius seines großen Reformators, das Ungarn der vierziger Jahre gehorchte dem Winke des größten Agitators der Neuzeit.

So scharf auch der Gegensatz der Ansichten und der Temperamente der zwei berühmten Rivalen sich in ihren Werken ausgeprägt hatte, so ist es doch vollkommen gewiß, daß ohne die vorherige reformatorische Thätigkeit des Grafen Széchenyi der Agitator Kossuth niemals jene überwältigende Macht über die Geister erlangt haben würde, welche ihn für kurze Zeit zum Herrn der Geschicke Ungarns gemacht hatte. Sowohl Széchenyi als Kossuth standen trotz der zwischen ihnen obwaltenden Gegnerschaft im Dienste derselben Idee; beide hatten ihre beste Kraft einem und demselben hohen Ziele geweiht, — der Umwandlung des feudalen Ungarn in ein modernes Gemeinwesen.

Auf den ungarischen Reichstagen machte sich ein demokratischer Geist bemerkbar. Schon lange waren Hoffnungen und Wünsche auf zeitgemäße Veränderungen der Verfassung und Verwaltung laut geworden. In die Politik war ein frischer Zug gekommen. Die Literatur hatte dem liberalen Geiste bereits vorgearbeitet. Als jedoch die Forderungen des Zeitgeistes nicht berücksichtigt wurden, ging eine große Mißstimmung durch das ganze Land.

Und wieder war es Frankreich, durch welches das ganze übrige Europa den Freiheits-Impuls erhielt. Im Februar des Jahres 1848 brach in Paris die Revolution aus. Bald erscholl von West nach Ost das Schiboleth: Volksfreiheit.

Auch in Ungarn regte und rührte sich's gewaltig. Wohl suchten einige besonnene Elemente den Strom des entfesselten Volks-

geistes einzudämmen. Széchenyi stellte sich diesem reißenden Strom entgegen; er war zu schwach, dem furchtbaren Anprall zu widerstehen, die Wogen schlugen über seinem Haupte zusammen. Kossuth, der die Schleusen aufgerissen hatte, ließ sich von der stürmischen Fluth tragen, die ihn und das Vaterland zum Abgrund schwemmen sollte.

Als Führer der Opposition hatte Kossuth die Aufmerksamkeit der Stände auf die Weltrevolution gelenkt: Ungarn dürfe nicht zurückbleiben, sein Ohr nicht der Stimme der Zeit verschließen. Mit der bezwingenden Macht seiner Rede wußte er die Gesetzgeber, mit seinen glänzenden Zeitungsartikeln das ganze Volk zu begeistern. Im Namen von Millionen äußerte er seine Wünsche und auf alle bewilligten Forderungen stellte er neue Forderungen. Er nährt die Unzufriedenheit. Er wendet sich statt an den Verstand an die Begeisterung, statt an die Billigkeit an die Leidenschaft. Statt zu beruhigen, reizt er auf. Er betäubte und riß hin. Der Parlamentsmann wurde zum Volkstribun.

Die Regierung, schwach und haltlos, in die Enge getrieben, machte weder Zugeständnisse, noch wagte sie die Forderungen rundweg abzuschlagen.

Am 3. März 1848 war es, daß der oppositionelle Abgeordnete der Stadt Pest auf dem Preßburger Landtag als Garantie der von Wien immer versprochenen, aber niemals gewährten Forderungen, die Errichtung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums verlangte. Im Landtag fand der Antrag die beifälligste Aufnahme und schon am 15. März konnte dieser oppositionelle Abgeordnete der Stadt Pest, der selbstverständlich kein Anderer als Ludwig Kossuth war, — mit einer Deputation nach Wien fahren, um diesen Beschluß der Sanction des Monarchen zu unterbreiten. Die Deputation kam in dem Augenblicke in die österreichische Hauptstadt, wo dort das Metternich'sche System der Volksbewegung erlegen war. Der Jubel, mit dem die Ungarn in Wien begrüßt wurden, war beispiellos. Tags darauf, am 16. März, wurden die ungarischen Abgesandten vom König Ferdinand empfangen, der die Adresse entgegennahm. Die Hofpartei schäumte und tobte vor Wuth

ob der Forderungen der Magyaren, allein da gab's kein Sträuben, da half kein Widerstand.

Während Kossuth in Wien der dortigen Camarilla diese Zugeständnisse erpreßte, gingen auch in Pest die Wogen der Begeisterung hoch und höher. Und auf den wildesten Wogen schwamm einher der Sänger der Freiheit, jauchzende Töne seiner dreiseitigen Lyra entlockend.

Alle diese Ereignisse hatten Petöfi mächtig erregt. Für die Ideen und Bestrebungen der Revolution war er ja in allen Phasen seines Lebens empfänglich. Er empfand es, daß der Uebergang vom feudalen Zustand zum modernen Leben sich nicht ohne Katastrophe vollziehen lassen werde.

XLIII.

Der fünfzehnte März.

Petöfi's Zeitungsartikel und Tagebuchblätter aus dem Jahre 1848—1849 sind höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der revolutionären Bewegung in Ungarn.

Diese Artikel und Reflexionen geben ein lebendiges Bild von dem jugendlichen Feuer des Dichters, von seinem naiven Glauben, von seinem oft betonten revolutionären Instincte, aber auch von seinem edlen Charakter, von seiner reinen, offenen Begeisterung für die große Sache der Freiheit. Es ist nur natürlich, daß Petöfi die Bewegung mit lodernder Begeisterung begrüßte und den Lauf der Dinge mit der heftigsten und glühendsten Erregung verfolgte. Ueber den Ausbruch der Revolution schreibt er in sein Tagebuch:

„Ich reiste in einem von Pest entfernten Comitate und trat in ein Wirthhaus, die Nachricht durchzuckte meinen Kopf, meine Seele und alle meine Nerven. Vive la republique! schrie ich auf, dann stand ich stumm und starr und doch erglühend gleich einer Feuersäule. Als ich wieder mein Bewußtsein erlangt hatte, begann mich der Kummer zu quälen — die Losung ist gegeben, dacht' ich mir, wer weiß was geschah und noch geschieht bis ich nach Hause komme,

soll die Revolution ohne mich beginnen? Hah! Ueber Hals und Kopf eilte ich in die Hauptstadt. Zitternd und athemlos langte ich zuhause an. Allgemein war die Begeisterung, doch geschehen war noch Nichts. Ich holte tief Athem wie der Taucher, bevor er unter Wasser geht. Die Flammen der Revolution hatten Deutschland erfaßt, züngelten weiter und entzündeten schließlich Wien! . . . wir, wir begeisterten uns ohne Unterlaß, doch wir rührten uns nicht. Im Reichstag wurde recht schön gesprochen, doch Reden, wenn auch noch so schön, sind keine Thaten.

Am 14. März wurde im Oppositionsclub eine Sitzung abgehalten, welche wie gewöhnlich resultatlos verlief. In dieser Sitzung wurde der Vorschlag gemacht, die Wünsche des Volkes in zwölf Punkte zusammenzufassen und dem König als Petition zu übermitteln, und zwar allsogleich; der damals blühende Stuhlrichtergeist wollte jedoch die Sache von Pontius zu Pilatus verschleppen, so daß man damit vielleicht erst im 20. Jahrhundert das Ziel erreicht hätte. Eigentlich gut, daß es also geschah. Welche Schmach, zu bitten, während die Zeit darauf hinwies, daß man fordern müsse! Nicht mit dem Papier in der Hand soll man vor den Thron treten, nein, mit dem Schwerte in der Faust. Ich war nicht in der Sitzung des Clubs. Denselben Abend theilte mir Jókai unter großer Erbitterung das Resultat oder eigentlich die Resultatlosigkeit der Berathungen mit. Als ich dies vernahm, war auch ich erbittert, doch nicht gebrochen."

Petöfi und Jókai eilten noch am 14. Abends in das Café Pillvax. Hier wurden die Ereignisse des Tages besprochen und die Schaukelpolitik einer vernichtenden Kritik unterzogen. Die Begeisterung erreichte den Höhepunkt, als die Nachricht von Metternich's Sturz bekannt wurde. Diese Nachricht vermehrte die Actionslust der heißblütigen Jugend. Wohl gab's auch unter ihnen welche, die zur Besonnenheit riethen, doch diese fanden kein Gehör. Es wurde rasch das vom Oppositionsclub in zwölf Punkten formulirte Programm durchberathen und dasselbe schließlich zur Annahme empfohlen.

Man muß nur diese berühmten zwölf Punkte, in welchen die Forderungen der Nation gipfelten überblicken, um zur Erkenntniß

Im Namen der Pesther Stadtgemeinde, haben die Unterzeichneten das Vergnügen, die ungarische Nation officiel zu unterrichten, daß, was andere Länder Bürgerblut kostete, die **Reform** in Pesth binnen 24 Stunden auf friedlichen und gesetzlichen Wege durch brüderliche Eintracht erkämpft wurde. Der Stadt-Magistrat und die gewählte Gemeinde davon unterrichtet, wie die Bürger und Einwohner der Stadt mit Ihnen berathen wollen, über die ernsten Mahnungen der Zeit, öffneten freudig die seit Jahrhunderten verschlossenen Thüren am 15. März 1848 um 3 Uhr Nach-Mittag dem Volke, und nachdem sie dessen gesetzliche Wünsche erfuhren, Wünsche, die sie größtentheils auch selbst im patriotischen Busen nährten, und deshalb einstimmig zu den Ihrigen machten, so nahmen sie auch jene 12 Punkte an, die größtentheils seit 1790 schon durch die Nation so oft der Gesetzgebung unterbreitet wurden, und auch diesmal unterbreitet werden sollen.

Jene 12 Punkte, in welchen die Nation ihre Wünsche ausspricht, sind folgende:

1. **Wir verlangen die Preßfreiheit mit Vernichtung der Censur.**
2. **Ein verantwortliches Ministerium in Budapesth.**
3. **Jährlichen Landtag in Pesth.**
4. **Gleichheit vor dem Gesetze in religiöser und bürgerlicher Hinsicht.**
5. **Nationalgarde.**
6. **Gleiche Betheiligung an den Lasten, wir steuern Alle gleich.**
7. **Die Aufhebung der Urbarial-Gesetze.**
8. **Geschwornen-Gerichte; Volksvertretung auf dem Prinzipe der Gleichheit.**
9. **Eine Nationalbank.**
10. **Das Militär beschwöre die Constitution, unsere Soldaten schleppe man nicht mehr ins Ausland, die ausländischen Fremden schaffe man weg.**
11. **Die politischen Staatsgefangenen sollen freigelassen werden.**
12. **Union, Verbindung Siebenbürgens mit Ungarn.**

Hierauf folgten die Beschlüsse der allgemeinen Versammlung.

A. Daß eine Commission das allgemeine Verlangen der Stadt Pesth ohne Aufschub persönlich den Ständen des Reichs zu überbringen, Seine Majestät aber unsern vielgeliebten König zu bitten habe, noch den gegenwärtigen Landtag je eher nach Pesth zu übersetzen.

B. Die allgemeine Versammlung hat die unterzeichnete Commission betraut zur Aufrechthaltung der Ordnung, zweckmäßige Maßregeln zu ergreifen und ihre deshalb gefaßten Beschlüße zu effectuiren.

Zu welchem Zwecke die unterzeichnete Commission ihrer Aufgabe entsprechend sich

A. Unverzüglich nach Ofen zur königl. Statthalterei begab, und dort einen Beschluß der hohen Landesstelle erwirkte, welchem gemäß die Censur im Moment aufgehoben — die seit Jahrhunderten gefesselte Presse freigegeben und beschlossen wurde, auch bis dahin, bis Preßgesetze verfaßt werden, das Vertrauen der Nation genießende Richter durch die Statthalterei zeitweilig zu ernennen, die in Sachen der Preßvergehen zu entscheiden, den bestehenden Gesetzen gemäß. Diese Ankündigung selbst beweist, daß die unternommenen Schritte erfolgreich waren.

B. Es wurde bewirkt, daß sich das Militär mit Aufrechthaltung der Ordnung nicht befassen werde. Zur Sicherung, wovon die unterzeichnete Commission verfügte, daß die Pesther Bürger-Miliz gegenwärtig anf 1500 Mitglieder vermehrt, und als National-Garde die nationalen Farben tragen soll.

C. Daß unser Mitbürger Michael ***Stancsics***, der, weil er freisinnig zu schreiben gewagt, als Staatsgefangener in Ofen sich in Haft befand, unmittelbar bis zur Erfolgung eines richterlichen Spruches frei gelassen, und in Begleitung des Volks seiner Familie wiedergegeben wurde.

Solchergestalt ward auf friedlichen und gesetzlichen Wege ohne Blutvergießen — ohne Gefährdung der Ruhe — die großartige Reform durchgeführt, zu deren Feier die Stadt morgen erleuchtet werden soll, und von nun an auf dem Rathhause von Pesth, dem Herzen des Landes, die National-Fahne zu wehen hat. Das Gesetz und die Ruhe wurden keinen Augenblick verletzt, und nachdem bie Aufrechthaltung der Ordnung in die patriotische Hände der Einwohner gegeben wurde, wird die Hoffnung ausgesprochen, daß dieses Beispiel im ganzen Vaterlande Nachahmung finden werde.

Pesth am 15. März 1848.

Leopold Rottenbiller Praeses,
Gabriel Klauzal,
Paul Nyári,
Samuel Egressy,
Joseph Irinyi,
Stephan Staffenberger,
Georg Molnár m. p.

Daniel Irányi,
Paul Vasváry,
Alexander Petőfy,
Gaspar Tóth,
Matheus Gyurkovits,
Ludwig Kacskovics. m. p.

zu gelangen, wie herrlich weit Ungarn es gebracht auf den Schultern der Kämpen von 1848.

„Preßfreiheit, keine Censur," das war das Alpha des großen Freiheitsbriefes, der damals der Macht abgetrotzt werden sollte. Wer weiß heute mehr, was die Censur war und wie drückend diese Fessel für die Pionniere des modernen Ungarn gewesen! Wer kann sich heutzutage eine zutreffende Vorstellung von den hundert und hunderterlei Schlingen und Fallen machen, welche der Polizeistaat dem freien Worte stellte, und von den Hindernissen, die sich jeglicher Verständigung von Principiengenossen und Gleichdenkenden in den Weg stellten. „Ein verantwortliches Ministerium in Budapest! Alljährliche Reichstagsversammlung in Budapest!" Das waren die nächsten zwei frommen Wünsche der 1848er Märztage, in deren Verwirklichung vierzig Jahre später nichts Großes mehr zu sehen. „Gleichheit vor dem Gesetz in bürgerlicher und religiöser Beziehung. Allgemeine Steuerpflicht! Beseitigung der Urbarialverhältnisse, Geschworenengerichte, Volksvertretung auf dem Principe der Gleichheit! Befreiung der Staatsgefangenen wegen politischer Verbrechen, kein fremdes Militär im Lande, das ungarische Militär soll daheim bleiben, Union mit Siebenbürgen, eine Nationalbank und zum Schluß Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit."

So lautete das Programm der radicalen Patrioten im März 1848, das heute sicherlich von so manchen Erzconservativen unterschrieben werden dürfte. So unaufhaltsam war der Siegeslauf jener Principien, die kurz vorher nur einige Muthige öffentlich zu bekennen wagten. Heute ist schon die Vorstellung von den Zuständen äußerst verschwommen, da zwischen Adeligen und Bauern eine Kluft gähnte, die durch kein Genie und durch kein Verdienst, höchstens wieder durch einen Adelsbrief ausgefüllt werden konnte; da Nichtkatholiken der Weg zu den höchsten Staatsämtern so gut wie verrammelt war und der Pflicht des Steuerzahlens weder bürgerliche noch politische Rechte als Correlat gegenüberstanden; da das Eigenthum ebenso gebunden war wie die Menschen selbst und die Millionen zur ewigen Besitzlosigkeit verdammt waren; da das wirthschaftliche Leben ebenso gehemmt war, wie die politische und

gesellschaftliche Entfaltung; da der Feudalstaat der Bethätigung der Individualität auf Schritt und Tritt im Wege stand.

Wohl sind unseren Tagen andere Ziele gesteckt, andere Kämpfe beschieden; noch heute ist nicht aller Schutt weggeräumt, noch behindern uns rechts und links die Trümmer des alten, ständischen Gebäudes, dessen Abtragung in den Märztagen 1848 so glorreich begonnen wurde. Doch frei ist das Wort, frei ist die Presse und frei ist der Ungar. Die Nation hat sich verzehnfacht, seitdem sie nicht mehr aus privilegirten Ständen, sondern aus den gesammten Söhnen des Vaterlandes besteht. In Fleisch und Blut der Nation ist das demokratische Pricnip der Gleichheit Aller vor dem Gesetze übergegangen und wie viele reactionäre Versuche zur Wiederaufrichtung von Scheidemauern in den letzten zwei Lustren auch zu registriren waren, so scheitern alle kläglich an dem unerschütterlichen Fels, der die neue Zeit bedeutet.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu den Helden des 15. März zurück.

Petöfi, Jókai, ein junger Jurist Namens Vasváry, der über eine hinreißende Rednergabe verfügte, und Andere erklärten, daß sie entschlossen seien, die Proclamation, morgen, am 15. März, in der ganzen Stadt zu verbreiten. „Wir auch, wir auch,“ riefen im Chorus die Jünglinge, die sich um den sogenannten „Tisch der öffentlichen Meinung“ gedrängt hatten. Manche gaben der Befürchtung Ausdruck, daß der Festungscommandant mit seinen Kanonen und Soldaten den Verkündern der Freiheitsthesen übel mitspielen könnte. Was dann? — „Was dann?“ wiederholte Petöfi mit vernichtendem Hohn, „dann wollen wir mit den Soldaten raufen. Die Tapfern mögen zu uns halten, die Feigen daheim bleiben. Am nächsten Morgen um acht Uhr versammeln wir uns alle hier um den Tisch der öffentlichen Meinung, von hier marschiren wir in geschlossenen Reihen zu den Juristen, Medicinern und Technikern — ich werde noch diese Nacht ein Gelegenheitsgedicht schreiben und es Morgen declamiren, — die zwölf Punkte wird Jókai vorlesen. Auf morgen denn!“ —

In seinem Tagebuch schrieb Petöfi:

„Den größten Theil der Nacht verbrachte ich wachend mit meinem Weibe, mit meiner begeisterten, kleinen Frau. Mit ihr berathschlagte ich, was zu thun sei, denn das stand bestimmt vor uns, daß Etwas geschehen müsse und das gleich morgen, denn übermorgen ist's vielleicht schon zu spät. Die Presse zu befreien, wäre logischerweise der erste Schritt, die Hauptpflicht der Revolution. Das soll und muß geschehen! Das Andere will ich Gott anheimstellen und Jenen, die berufen sind, den Anfang fortzusetzen, ich bin nur dazu bestimmt, den ersten Stoß zu geben. Morgen müssen wir die Preßfreiheit erkämpfen. Und wenn man uns niederschießt? Wenn es Gottes Wille ist, wer kann einen schöneren Tod sterben? Mit diesem Gedanken schlief ich ein."

Es war ein trüber, regnerischer Tag, als Petöfi an den Versammlungsort der Jugend eilte. Von jenen begeisterten Jünglingen, die Abends von keiner Mäßigung wissen wollten, waren nur sechs im Kaffeehause erschienen. Die muthige Begeisterung war wie Strohfeuer jäh aufgeflammt und bald zur Asche zerfallen. Doch diese sechs Jünglinge waren nicht entmuthigt, mit jugendlichem Feuer und männlicher Entschlossenheit unterfingen sie sich, in die Radspeichen des Schicksals einzugreifen. Sie warteten noch eine Viertelstunde, vielleicht kommen noch die Uebrigen, wenn nicht, — dann auf!

„Seid Ihr bereit, unter allen Umständen mit mir zu halten?" rief Petöfi.

„Ja, ja!"

„Es regnete in Strömen, als wir auf die Gasse traten," schrieb Petöfi, „und der Regen hielt bis spät Abends an, doch die Begeisterung ist wie griechisches Feuer, der Regen kann es nicht verlöschen."

Petöfi, Jókai, Bulyovszky, Hamary, Sebö und Gáal, so hießen die sechs muthigen Jünglinge, eilten zur Universität. Hier wartete schon eine Gruppe Studenten. Bald war der Hof überfüllt, denn auf den Ruf: „Kommt, Petöfi und Jókai sind hier und wollen zu uns sprechen," eilten die Studenten aus den Hörsälen in den Hof hinab.

Petöfi stieg auf einen rasch herbeigebrachten Stuhl und declamirte mit kräftiger, wenngleich tiefbewegter Stimme unter Jauchzen und Schluchzen der Studenten sein Nationallied, die ungarische Marseillaise.

Ein flammender Patriotismus spricht aus dieser Apostrophe an das Magyarenvolk. Talpra magyar, hi a haza (Auf Ungar, das Vaterland ruft). Petöfi's Nationallied ist ein markiger Kampfruf für die Freiheit und Unabhängigkeit des Vaterlandes. In diesem Liede findet der Freiheitsdurst des Volkes gewaltigen Ausdruck. Dies Gelegenheitsgedicht zeichnet sich durch erhabene Kraft bei großer Einfachheit aus.

Als sich die stürmischen Wogen der Begeisterung allmählich wieder beruhigt hatten, stieg Jókai auf den Stuhl und verlas „die Wünsche der Nation" mit einer Stimme, die von der Größe des Augenblicks tief bewegt war. Nach der Vorlesung brach der Jubel von Neuem los. Die Jugend war wie im Taumel, umsonst hätten nun die Professoren, die sich wohlweislich bei Zeiten zurückgezogen hatten, zur Mäßigung mahnen können.

Die aus dem Universitätshofe kommenden Studenten verständigten die Menge, die sich mittlerweile draußen auf dem Platze angesammelt hatte, durch einige Schlagworte von dem Vorgefallenen, die Begeisterung theilte sich den Massen mit. Als die Jugend aufbrach, um auch die Mediciner zur That zu entflammen, folgte den in geschlossenen Reihen marschierenden Studenten das ganze Volk, bis in die Neuweltgasse, wo damals das Gebäude der medicinischen Facultät war.

In den nahen Gassen staute sich die Menge, so daß der Verkehr überall unterbunden war, ein Theil des Publicums drängte sich mit den Studenten in den Hof. Auch hier erregte Lied und Proclamation fanatischen Jubel.

„Auf, zum Censor, damit er die Drucklegung des Nationalliedes und der zwölf Punkte bewillige!" schrie Einer aus der Menge.

„Zum Censor gehen wir nicht!" donnerte Petöfi, „wir kennen keine Censur mehr. Auf, in die Druckerei!"

Ein stürmisches Éljen aus tausend Kehlen begrüßte diese Worte.

Die nächste Druckerei war die von Landerer und Heckenast in der Hatvanergasse. Die Menge stürmte den Führern nach.

„Nehmen wir die Presse in Beschlag," rief Jemand, „doch stören wir die Ordnung nicht."

Petöfi, Jókai, Vasvári und Vidacs gingen im Namen des Volkes in die Druckerei. „Es lebe die Preßfreiheit," rief draußen das Volk und in der Druckerei wurde die Deputation von den patriotischen Setzern mit stürmischen Éljens begrüßt. Vidacs legte die Hand auf die nächstbeste Presse. „Auf diese Maschine lege ich im Namen des Volkes Beschlag. Von diesem Augenblick existirt keine Schranke mehr zwischen Nation und Presse."

„Wissen Sie, meine Herren," sagte Landerer, der Druckereibesitzer, zu den Abgesandten des Volkes, „wissen Sie meine Herren, was Sie für eine große Verantwortung auf mich laden, haben Sie auch die Folgen bedacht, die aus diesem Schritt Ihnen und mir erwachsen können?" „Ja, mein Herr!" antworteten die Jünglinge, „wir kennen die Tragweite dieser Handlung." Landerer fügte sich, hohe patriotische Freude im Herzen, dem scheinbar unliebsamen Zwange. Damit sowohl der Besitzer der Druckerei als auch die Setzer nicht von der etwaigen Verantwortlichkeit betroffen würden, machten sich die Jünglinge selbst an die Arbeit, um mit ihren ungeübten Händen den Satz der zwei fliegenden Blätter, fertigzustellen und nach geraumer Zeit wurden die Todesurtheile der Censur und der Knechtschaft, d. h. jenes Programm und dieses Lied in die Presse gelegt. Während die Maschine ächzte und stöhnte, wurden draußen feurige Reden gehalten. Der Regen fiel in Strömen nieder und die entflammenden Worte der Redner waren Blitz und Donner dieses reinigenden Gewitters.

„Wenn wir bis jetzt beteten," sagte Vasvári, „konnten wir uns nicht direct an Gott wenden, zwischen Ihm und uns drängte sich der Jesuit. Wir brauchen keinen Vermittler zwischen Himmel und Erde, als ob der Himmel nicht Jedermann offen stände. Diesen frommen Betern gleichen wir, die Verkünder der Freiheits-

ideen. Zwischen uns und der Presse stand der Censor, dieser Jesuit, und vergewaltigte den erwachenden Geist. Unsere Gedanken konnten nur durch seine Gnade das Tageslicht erblicken. Die Censur, dieser Mauthschranke des Geistes, ließ nur jene Ideen passiren, die in chinesischer Hülle steckten. Nun giebt's keine Censur mehr. Noch einige Minuten und die Erstlinge der Preßfreiheit haben das Tageslicht erblickt. Die Druckmaschine fand nun ein jungfräuliches Manuscript, das noch von keines Censors Hand beschmutzt war. Es regnet. Mit dem Taufwasser der Natur wollen wir dies Neugeborene baden. — Auch während der Februartage strömte ohne Unterlaß der Regen, während das Pariser Volk die Barricaden erbaute, um die Söldlinge der Tyrannei zu bekämpfen. So möge auch unser Himmel umwölkt sein, und nur dann möge sich der Horizont wieder erhellen, wenn wir die Rechte der Nation erfochten haben. Die ersten Strahlen des aufgeheiterten Tages mögen auf die Errungenschaften unserer Freiheit fallen."

Es sprachen noch Jókai, Egressy, Irányi und Bulyovszky. Als Petöfi auf stürmischem Wunsch sein „Nationallied" vortrug, wurde der Refrain „Wir schwören's beim Gotte der Magyaren, keine Sklaven mehr zu sein" — mit zum Schwur erhobenen Händen von Tausenden nachgesprochen. Ein feierlicher, tief ergreifender Augenblick. Man lachte und weinte, umarmte und küßte sich. Gemeinsam war das Lied gewesen, gemeinsam ist nun die Freude.

Gegen 12 Uhr erschien Irinyi, das Mitglied des Oppositionsclubs und der eigentliche Redacteur der „Zwölf Punkte", der sich gleich der Jugend angeschlossen hatte, in der Thür der Druckerei und zeigte der Menge die noch feuchten Druckbogen. Heilig und feierlich war dieser Moment und alle empfanden tief bewegt die historische Bedeutung desselben. „Der Mittag des 15. März," sagte Irinyi, „bildet den großen Abschnitt in der Geschichte Ungarns. Hier ist das erste Werk der Preßfreiheit, das erste Werk der Volksmacht. Wie frei auch Ungarn dereinst sein mag, welche Rechte auch die Nation erkämpfen wird, der Ruhm bleibt uns immerdar,

die bemerkenswertheste der Freiheiten, die Preßfreiheit erkämpft zu haben."

Das Lied und das Programm, diese beiden Eingebungen des Zeitgeistes, wurden nun unter die Anwesenden vertheilt und durch Maueranschlag der ganzen Bevölkerung bekannt gegeben.

Um 3 Uhr wurden die beiden fliegenden Blätter von einer Deputation der Jugend, die von einer jauchzenden Schaar des Volkes begleitet war, in's Nationalmuseum getragen und dem Director mit dem Auftrage übergeben, dieselben zum ewigen Angedenken an den ersten Sieg der Preßfreiheit im Archive aufzubewahren.

Nachmittags geschahen wieder bemerkenswerthe Dinge.

Die studirende Jugend versammelte sich vor dem Nationalmuseum und begab sich unter Petöfi's Führung nach dem Rathhause. Der Vicegespann des Pester Comitates, Paul Nyáry, der Bürgermeister der Stadt Pest, Karl Rottenbiller, Gabriel Klausal und viele andere angesehene Männer bemächtigten sich der Bewegung und leiteten die feurige Jugend.

Alle Kaufläden waren geschlossen und in allen auf den Rathhausplatz mündenden Straßen wogte eine zahlreiche Menschenmenge nach dem Feuerherde der Revolution. Die städtische Behörde und die Bürgerschaft machten die Sache der Jugend und des Volkes zu der ihrigen und nahmen das Programm an. Zum Zeichen der Einwilligung wurde die Nationalfahne auf dem Rathhausthurme aufgehißt. Aber die Jugend ist nicht blos vorschnell mit dem Worte, sie ist's auch mit der That. So war es auch hier der Fall.

„Nach Ofen, nach Ofen zur Statthalterei, öffnet Táncsits' Kerker!" dies waren die Rufe, die man am häufigsten vernahm. Wieder war es Petöfi, der den Impuls zum raschen Handeln gegeben, denn unter seiner Führung wälzte sich eine kolossale Menschenmenge über die Schiffbrücke nach Ofen hinüber, die Festung hinauf, um von der Statthalterei die augenblickliche Aufhebung der Censur und die Freilassung des wegen eines sehr freisinnigen Volksbuches gefangenen Schriftstellers Táncsits zu

verlangen. Gedrängt durch die Ereignisse, erklärte die Statthalterei, daß die Censur in Ungarn von diesem Augenblicke an ($5^1/_2$ Uhr) von amtswegen aufgehoben sei. Zugleich wurde dem Militär der Befehl ertheilt, die Demonstration nicht zu verhindern, auch wurde der gefangene Schriftsteller sofort freigegeben.

Unter dem Freudenschrei einer tausendköpfigen Menge öffneten sich die Kerkerthüren; Táncsits war tief bewegt, er konnte sich kaum fassen, hatte er doch keine Ahnung von dem, was sich draußen in der Welt vorbereitet hatte. Er wurde in einen Miethwagen gesetzt, die Pferde ausgespannt und die Jugend und das Volk zogen abwechselnd den Wagen. So wurde Táncsits, von einem glänzenden Fackelzug begleitet, im Triumph nach Pest geführt. Trotz den ungeheueren Volksmassen fielen nicht die mindesten Ausschreitungen vor. Der Magistrat hatte zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein Comitee von vierzehn Mitgliedern ernannt, worunter Petöfi, Vasvári und Irányi die revolutionäre Jugend vertraten. Das Comitee forderte die Bürgerschaft auf, sich in die sofort zu errichtende Nationalgarde aufnehmen zu lassen.

Abends wollte man den Helden des Tages, den Freudenthränen weinenden Táncsits, in's Nationaltheater geleiten. Er schützte jedoch in Folge der großen Aufregung Erschöpfung aller Seelen- und Leibeskräfte vor und begab sich nach Hause.

Im Theater wurde rasch das von der Censur so lange verbotene Drama „Bánkbán", von Josef Katona vorbereitet. Die Schauspieler hatten an ihre historischen Costüme die Nationalcocarden befestigt, zum Zeichen, daß sie die Bürger einer Nation seien. Kaum daß einige Scenen vor halbvollem Hause gespielt wurden, als unter Jubel die Menge von Táncsits' Triumphzug in's Theater strömte und alle Plätze besetzte. Die freudig bewegten Insassen der Parterrelogen reichten ihre Hände den jungen Leuten, die Damen schwenkten ihre Tücher, alles weinte und jauchzte vor Erregung.

Der Ruf nach Táncsits erschallte. Alles blickte auf die

Bühne, um dem Befreiten eine stürmische Ovation darzubringen. Er könne nicht kommen, hieß es, er sei krank vor Aufregung.

Gabriel Egressy, der Liebling des Publicums, frug von der Bühne herab, ob die Mitbürger wollten, daß das Stück zu Ende gespielt werde, oder ob er Petöfi's Nationallied declamiren solle. „Das Lied, das Lied", erscholl es.

Egressy sprach nun den Aufruf mit schwungvoller Begeisterung, in den Refrain stimmte wieder das gesammte Publicum jubelnd ein, dann wurde der Rákoczymarsch gespielt und patriotische Lieder gesungen.

Auch dieser stürmische Tag hatte seine Idylle.

Vasvárh und Jókai betraten, so kothbespritzt, wie sie von der Straße gekommen waren, die Bühne, um überwältigende Worte von Freiheit und Menschenwürde unter die enthusiastisch verklärte Menge zu schleudern. Als Jokai seine zündende Ansprache beendet hatte, trat aus den Coulissen eine berückend schöne Frauengestalt im Hermelinkleide der Árpádenkönige, ein Diadem auf dem edlen Haupte. Es war Rosa Laborfalvy, die Tragödin des Nationaltheaters im Costüm der Königin Gertrude; die hochgehenden Wogen des Jubels legten sich und eine Weile wird es still in dem riesigen Saale, so still, daß man glauben mochte, das Leben sei aus den Tausenden entwichen, die eng aneinander gedrängt athemlos des Kommenden harrten. Die Priesterin der Kunst tritt zu dem Apostel der Freiheit und heftet ihm die tricolore Cocarde an die Brust. Aug' in Aug' stehen sich zwei Menschen gegenüber, deren Schicksal ein Augenblick aneinander gekettet und entschieden hat. Dann bricht der tosende Jubel wieder los. — —

Die Begeisterung für die heilige Sache drängte für eine Weile das Sehnen zweier Herzen zurück. Doch noch im selben Jahre wurde Rosa Laborfalvy Jókai's Frau. Unter dem Donner des Freiheitskampfes wurde diese Liebe geboren, die Bühne war die Wiege derselben.

Die historische Bedeutung des 15. März in der Geschichte

Ungarns und Petöfi's Antheil daran schildert Jókai mit ergreifend schönen Worten.

„Von diesem Tage an zählt man die Wiedergeburt des Ungarvolkes, an diesem Tage fielen die Fesseln von den Händen der Leibeigenen, an diesem Tage wurde der Boden frei und der Geist. Und seither konnte man die beiden nicht mehr in's Sklavenjoch zwingen. Diesen Tag, nenne Ungarn, den Tag des heiligen Petöfi, denn er hat damals die Sonne zum Stehen gebracht, ganz anders als ehedem Josua." —

In der That hat dieser Tag das Volk befreit, Millionen zu Bürgern gemacht, zu Herren des Bodens, den ihr Schweiß gedüngt. Es mußte ein solcher Tag kommen, der der Zeit einen Ruck gab, der sie um Jahrzehnte vorwärts schob.

Auch Petöfi sagte sich mit stolzem Selbstbewußtsein, daß er die Seele dieser Bewegung gewesen. „In vierundzwanzig Stunden," — erklärte er mit liebenswürdiger Uebertreibung in seinem Gedicht „Der 15. März" — „habe die Jugend von Pest mehr geleistet, als die Vorfahren in Jahrhunderten, und Führer in solchen Tagen und einer solchen Schaar gewesen zu sein — diesen Ruhm werde er nicht mit dem Napoleon's vertauschen."

In jenen Märztagen war Petöfi's Einfluß in der Hauptstadt maßgebend, selbst die Straßen wurden auf seinen Antrag umgetauft. Die Hatvanergasse, wo die Druckerei von Landerer und Heckenast war, erhielt den Namen „Preßfreiheitsgasse", die Universitätsstraße den Namen „Straße des 15. März" und der Stadthausplatz ward zum „Freiheitsplatze" und das Pillvax'sche Kaffeehaus in der Herrengasse wurde „Revolutionshalle" getauft.

In der Nacht jenes ereignißreichen Tages saß der Dichter am Schreibtisch und schrieb ein Gedicht in Prosa, ein Flugblatt, das als Frühlingsbote der Revolution das ganze Land durchflog.

„Pest am 15. März 1848. Die Presse ist frei! . . . Wenn ich wüßte, daß das Vaterland meiner nicht mehr bedarf, würde ich das Schwert in mein eigenes Herz tauchen und so hinsterbend mit dem eigenen Blute diese Worte hinschreiben, damit

die rothen Buchstaben dastünden wie die Strahlen des Morgenrothes der Freiheit.

Heute wurde die ungarische Freiheit geboren, denn heute wurde die Presse von ihren Fesseln befreit . . . oder giebt es noch einen Einfaltspinsel, der zu glauben vermöchte, daß eine Nation auch ohne die Freiheit der Presse frei sein könnte? Sei mir gegrüßt am Tage deiner Geburt, du ungarische Freiheit! Ich grüße dich zuerst und vor Allem, ich, der ich für dich gelebt uud gekämpft habe, — ich begrüße dich mit solch' hehrer Freude, als tief mein Leid gewesen, da wir dich entbehren mußten. O unsere Freiheit, du edle Neugeborene, lebe lange auf Erden, lebe so lange, als ein Ungar lebt, — und stirbt der letzte unseres Volkes, dann senke dich als Bahrtuch auf den Entschlafenen. Doch wenn dich früher der Tod ereilt, reiße mit dir in dein Grab die ganze Nation, denn ohne dich weiter zu leben — welche Schande, mit dir unterzugehen — welche Herrlichkeit! . . .

So grüße ich dich, dieser Gruß sei dein Begleiter durch's Leben. Lebe glücklich! Ich wünsche nicht, daß dir keine Gefahren begegnen mögen auf Deiner Bahn, denn das ewig ruhige Leben ist halber Tod, — wohl aber, daß du stets männliche Kraft besitzen mögest, um die Gefahren siegreich zu überwinden.

Es ist tiefe Nacht. Gute Nacht, schöner Säugling . . . schön bist du, schöner als deine Schwestern in andern Ländern, denn du bist nicht in Blut gebadet wie jene, dich haben reine Freudenthränen genetzt und die Kissen deiner Wiege sind nicht kalte, starre Leichen, sondern glühende, pochende Herzen.

Gute Nacht! . . . wenn ich entschlummere, erscheine du mir im Traume, so groß, so strahlend, so allverehrt, als ich dich gekannt und erhofft!" . . .

In dieser Weise, mit Jubel und unter Thränen, begrüßt und feiert er die junge Freiheit.

Am folgenden Tage ward zur Volksbewaffnung geschritten.

Die gesammte Bürgerschaft beider Schwesterstädte war in der freudigsten Aufregung und den ganzen Tag über auf den Beinen. Alles drängte sich nach dem Platze vor dem Stadthaus, — um

dort Cocarden in den drei Nationalfarben roth, weiß, grün zu erhalten. Dort stand die Schauspielerin, Frau Szathmáry, ein Mitglied des Nationaltheaters, als Verleiherin dieses Freiheitsordens. Mancher mochte bei ihrem Anblick unwillkürlich an die Göttin der Vernunft während der ersten französischen Revolution denken. Für den Abend war eine Beleuchtung beider Städte angesagt. Trotzdem diese Illumination gleichsam aus dem Stegreif angeordnet ward, fiel sie glänzend aus. An allen Fenstern bis in die fernsten Vorstädte hinaus brannten Lichter. Die meisten Kaffeehäuser blieben die Nacht über geöffnet, in vielen Häusern wurden auch die Höfe vom Dache bis zu dem Erdgeschoß erleuchtet, die ungarischen Nationalfahnen wehten von den Giebeln und Erkern und an vielen Orten warfen festlich gekleidete Damen Cocarden, Bänder und Blumen aus. Ueberall waren Transparente mit patriotischen Inschriften angebracht. In Emich's Buchhandlung an der Ecke der Schlangen- und Herrengasse war Petöfi's Porträt beleuchtet, darunter eine bekränzte Druckerpresse mit der Inschrift: „Auf, kranker, erstarrter Gedanke, erhebe dich von deinem Sklavenpfühl“. Ein Heer von heiteren, glücklichen Menschen wogte durch die taghell erleuchteten Straßen und tausendstimmige Éljens donnerten gegen den Himmel. Unter den vielen Zügen, welche Pest durchschritten, zeichnete sich der festliche Zug der Buchdrucker, die die Embleme ihres Standes trugen, ganz besonders aus.

Nach Mitternacht verlief sich Alles.

Diese Nacht leistete die Nationalgarde die ersten Dienste; fünf Compagnien, jede hundert Mann stark, durchzogen die Stadt und wachten für die Sicherheit ihrer Mitbürger.

Am 21. März schreibt Petöfi an Arany: „Wir haben Revolution, Freund, und Du kannst Dir denken, wie sehr ich da in meinem Elemente bin. Viele wollen unserer Bewegung diesen Namen abdisputiren, und warum? Weil kein Blut geflossen ist. Das gereicht der Sache nur zum Ruhm, ändert aber an dem Namen nichts. Ich halte jede gewaltsame Umwälzung für Revolution und wir haben doch mit Gewalt die Preßfreiheit erkämpft.“

Darauf antwortet Arany: „Meinen herzlichen Händedruck für Deine glorreichen Bürgerkämpfe! In der Fülle meiner Freude und meines Stolzes rufe ich aus: O, et delicium et dulce decus meum!"

XLIV.

Revolutionäre Lyrik.

In seinem Tagebuche folgt Petöfi dem Verlauf der Ereignisse in schwungvoller Weise. Es ist etwas Herzgewinnendes, Rührendes in dieser begeisterten Liebe, in diesem naiven Glauben, in dieser satten Seligkeit. Er erzählt, wie schmerzlich er diese große Zeit ersehnt. Seit Jahren hatte Petöfi sich beinahe ausschließlich mit der Geschichte der französischen Revolution beschäftigt. Dies „neue Evangelium der Welt, das den Ruhm der Freiheit verkündet, dieses zweiten Erlösers der Menschheit".

„Jedes Wort, jeder Buchstabe ist in mein Herz gegraben und dort gewannen die todten Buchstaben — Leben. — So wartete ich der Zukunft — — so wartete ich auf den Augenblick, ich hoffte nicht, ich wußte bestimmt, daß er kommen würde. Als Zeugniß dafür sprechen meine Gedichte, die ich seit mehr als einem Jahr geschrieben habe. Nicht aus Klügelei, doch mit jener prophetischen Inspiration, oder nennen wir es thierischen Instinct, wenn ihr wollt, — welche dem Dichter innewohnt, sah ich klar und deutlich, daß Europa sich von Tag zu Tag der großartigen, gewaltigen Erschütterung nähere. Dies habe ich oft niedergeschrieben, davon viel gesprochen. Niemand hat meiner Prophezeiung geglaubt, viele mich deshalb verlacht, die meisten nannten mich einen träumerischen Narren doch trotzdem lebte in mir dieser Glaube lebendig fort." — — — —

Die lodernde Begeisterung, das volle Vertrauen weicht bald der steigenden Angst, endlich der bitteren Enttäuschung und schließ-

lich dem gewaltig losbrechenden Grimme. Denn als die zauberischen Stunden der jungen Freiheit verflogen waren, ergreift den Dichter ein finsterer Pessimismus. Er zweifelt daran, daß sich das Volk seiner Errungenschaften würdig erweisen, daß es bereit sein werde, diese schwer erworbenen Rechte zu vertheidigen. Und mit stets wachsendem Mißmuthe muß er sehen, daß jene, deren heilige Pflicht es wäre, den menschlichen Geist in die neue Richtung einzuführen, nur reden und zanken. Daher wendet er sich mit vernichtendem Spott und heiligem Zorn gegen die Abgeordneten, die sich in der Stunde der Gefahr mit eitler Wortdrescherei, mit feigem Maulheldenthum beschäftigen. Seiner Seele ist das viele Reden zuwider, sie dürstet nach Thaten. Er verflucht die Unthätigkeit, zu der er und so viele Tausende verurtheilt sind, er fühlt sich wie ein Adler mit gebundenen Flügeln, wie gern würde er die Schwingen regen.

Auf denn, auf, mein Vaterland, in Sturmeseile!
Bist du still zu steh'n auf halbem Weg verpicht,
Bloß gelockert war erst deine Sklavenkette,
Ganz gebrochen, nein, das ist sie lang' noch nicht.
(Steinbach.)

Der Landtag acceptirte, was die Straße dictirte, und der König sanctionirte die vernünftigen Wünsche der Nation. Es wurde ein nationales Ministerium bewilligt, worin der vaterländisch gesinnte, willenskräftige Graf Ludwig Batthyány den Vorsitz führte.

Sehen wir, was das Land an diesem seinem ersten nationalen Ministerium besessen. Graf Ludwig Batthyány, der erste ungarische Ministerpräsident, der bald darauf als Märtyrer der nationalen Sache sein Leben durch Henkershand beschließen sollte, war ein eisenharter, gediegener Charakter; Berthold Szemere, für die erhabenen Ideen des Fortschritts begeistert, war der Minister des Inneren; Graf Stephan Széchenyi, der Regenerator Ungarns, hatte das Communicationswesen übernommen; Baron Josef Eötvös, der Dichter und Denker, war der Unterrichtsminister dieses unvergleichlichen Cabinets; Franz Deák, der Aristides seiner Nation, der achtzehn

Jahre später ganz Europa zu seinen Bewunderern zählte, hatte das Portefeuille der Justiz; der Geschichtsschreiber Gabriel Klausal, die personificirte Begeisterung und Rechtschaffenheit, war Handelsminister; Fürst Paul Esterházy, mit den Aspirationen der Höfe und mit der Politik der Nachbarmächte wohl vertraut, der Minister des Aeußeren. — Damals hätte Ungarn sogar eine besondere auswärtige Politik haben sollen, auch das Kriegswesen sollte ein selbstständiges sein. Obrist Lázár Mészáros, ein bewährter Militär, war an dessen Spitze getreten, und Ludwig Kossuth, der Abgott der Nation, hatte sich das Portefeuille der Finanzen vorbehalten.

Ludwig Kossuth feierte den größten Triumph seines Lebens. Wofür er seit fünfzehn Jahren mit den Waffen des Geistes, mit der Geißel des geschriebenen und gesprochenen Wortes gestritten, das sah er nun auf einmal sich erfüllen, Dank der edlen Raserei der gluthentfachten Jugend. Er sah sich als Mitglied eines Ministeriums, das aus Männern bestand, wie sie wohl selten wieder beisammen gesehen werden dürften, aus lauter Männern von hervorragender Bildung, von Talent und Beruf.

Das Ministerium hatte sich ein großes Programm gestellt und ging mit Eifer an die Arbeit. Das Robot (Frohnen) wurde abgeschafft, der Zehnten durch Verzicht des Klerus beseitigt, die allgemeine Besteuerung beschlossen, das Lotto aufgehoben, überhaupt ein reformirtes Staatswesen in Aussicht gestellt.

Petöfi ist mit dieser ruhigen und sicheren Thätigkeit nicht einverstanden. Von Anfang an hoffte er nicht viel von einer reformatorischen Entwickelung auf loyaler und gesetzmäßiger Basis.

Volksversammlungen, die vor dem Nationalmuseum abgehalten wurden, sollten die enthusiastische, zu raschem Handeln drängende Stimmung im Volke erhalten und steigern. Die Redner waren gewöhnlich die Tribunen Petöfi, Sükei, Vasvári und Egressy. Diese revolutionäre Strömung behagte jedoch selbstverständlich den leitenden Elementen nicht. Kossuth hatte erklärt: Ungarn sei kein centralisirter Einheitsstaat wie Frankreich, darum könne die Bevölkerung von Pest nicht die Bedeutung und entscheidende Stimme von Paris beanspruchen, da sie nur einen kleinen Bruchtheil des unga=

rischen Volkes bilde; eine Erklärung, die er bald einer anderen, von Vasvári geführten, gegen Szemere's Preßgesetz protestirenden Deputation wiederholte.

Weit entfernt, zurückzuweichen, reizte der Widerstand, den der Reichstag ihnen entgegensetzte, Petöfi und seine Freunde zu kühneren Schritten. Petöfi griff das Preßgesetz als reactionär mit Heftigkeit an und seinen Urtheilsspruch vollstreckte das Volk, indem es das Gesetz auf dem Freiheitsplatze verbrannte.

Ende März trat zwischen dem Wiener Hofe und dem ungarischen Ministerium eine bedeutende Spannung ein. Dunkle Gerüchte verbreiteten sich. Der König wollte, von den Freunden des alten Regierungssystems bewogen, die Kriegs- und Finanzangelegenheiten, mithin Nerv und Blut der Nation, den Händen der ungarischen Regierung entwinden und so sein heiliges Königswort durch falsche Auslegungen umgehen. Die Aufregung war fürchterlich. Vor dem Museum wurden wieder donnernde Reden gehalten und fürchterliche Philippiken gegen die falschen Rathgeber des Königs, ja selbst gegen ihn selbst geschleudert.

Der König willigte schließlich in die Forderungen der Nation. Als das Ministerium in Folge dessen wieder in ein halbwegs erträgliches Verhältniß mit der Hofpartei gerieth, will Petöfi dem ungarischen Ministerium nicht seinen Hund anvertrauen, geschweige denn sein geliebtes Vaterland.

Durch solche Erklärungen und manche seiner Gedichte entfremdete sich Petöfi den einsichtsvollen Elementen. Es fehlte ihm das edle Maß. War auch das Ziel, nach dem er schoß, häufig richtig, so schoß er doch nur allzu häufig über dies Ziel hinaus. Nur die Studenten, durch deren jugendliche Herzen damals die große Schlagader der Nation zuckte, hatten Petöfi an ihre Spitze gestellt. Die Gluth seiner Empfindung und die Kraft seiner Sprache befähigten ihn auch vollkommen, in so sturmbewegten Tagen den Leiter der feurigen Jugend abzugeben.

Der Groll seines leidenschaftlichen Herzens reißt ihn schließlich zu der Unvorsichtigkeit hin, die Fahne der Republik aufzupflanzen und den Königen den Krieg zu erklären. „Ich bin Republikaner

mit Leib und Seele — schreibt er — das war ich, seit ich denke, das werde ich bis zum letzten Athemzuge bleiben. Diese feste Ueberzeugung, welche in mir niemals auch nur einen Augenblick schwankt, drückte in meine jugendliche Hand den Bettelstab, den ich Jahre lang getragen, und dieselbe Ueberzeugung legt nun in meine männliche Hand die Palme der Selbstachtung. Zu der Zeit, da man die Seelen kaufte und mit gutem Golde bezahlte, als ein ergeben gekrümmter Rücken die Zukunft des Menschen entschied, da mied ich den Markt, neigte vor Niemandem mein Haupt, sondern stand aufrecht und fror und hungerte. Es mag glänzendere, großartigere Leiern und Federn geben, als die meinigen sind, aber makellosere giebt es gewiß nicht, denn niemals habe ich auch nur eine Saite meiner Leier, auch nur einen Zug meiner Feder verkauft, ich sang und schrieb, wozu mich der Gott meiner Seele trieb, der Gott meiner Seele aber ist — die Freiheit. Die Nachwelt mag von mir sagen, daß ich ein schlechter Dichter gewesen — aber sie wird zugleich sagen, daß ich streng sittlich, das heißt — denn das ist gleichbedeutend — daß ich ein Republikaner gewesen bin, denn das Hauptschlagwort des Republikaners lautet nicht: Nieder mit den Königen! sondern „Reine Sittlichkeit“! Nicht die zertrümmerte Krone, sondern der unbestechliche Charakter, die feste Ehrlichkeit ist die Basis der Republik . . . ohne diese könnt ihr die Throne stürmen, wie die Titanen den Himmel, und ihr werdet mit Blitzen niedergeworfen werden, — mit diesen dagegen schleudert ihr die Monarchie zu Boden, wie David den Goliath.

Ich bin Republikaner auch aus Religiosität. Die Männer der Monarchie glauben nicht an die Entwickelung, an den Fortschritt des Weltgeistes, oder wollen ihn aufhalten, — und das ist Gottesleugnung. Ich dagegen glaube, daß sich der Weltgeist von Stufe zu Stufe entwickelt, ich sehe, wie er sich entwickelt, ich sehe den Weg, den er verfolgt. Er schreitet nur langsam fort, er macht nur alle hundert, zuweilen nur alle tausend Jahre einen Schritt, — wozu sollte er auch eilen? er hat Zeit, denn die Ewigkeit ist ja sein. Jetzt erhebt er abermals den Fuß um einen Schritt zu

thun . . . aus der Monarchie in die Republik. Soll ich ihm in den Weg treten, damit er mich mit vorwurfsvollem Blicke verfluche und vernichte? Nein! Ich falle vor ihm nieder und stehe mit seinem Segen auf, ich halte mich an seinen heiligen Mantel und folge seinen ruhmvollen Spuren."

Es ist ein naiver Republikanismus, der sich in diesen überaus jugendlichen Reflexionen ausspricht. Die Verkündigung desselben blieb für ihn nicht ohne trübe Folgen.

Petöfi, der Sturmvogel der Revolution, war, wie überhaupt die meisten Dichter, kein glücklicher Politiker. Nicht nur was die Grundsätze, sondern auch was die Ausführung betrifft. Petöfi's Feuergeist empfand, daß es nicht mehr an der Zeit sei, die Interessen auszugleichen; daß jeder kraftlose Versuch, jede zaudernde Politik nur die innere Schwäche und feige Schmach offenbaren. Er war davon überzeugt, daß die Nation nicht durch weise Mäßigung, sondern durch den mächtigen Ausdruck ihres erstarkten Kraftgefühles gerettet würde. Seine Seele zitterte bei den Gedanken an feige Unterwerfung. Unter dem Einfluß der radicalen Ideen schreibt er Gedichte, aus denen ein zügelloser Haß gegen die Tyrannei und Volksbedrückung spricht. Petöfi verspottet mit ingrimmer Wuth die Trägheit der Aristokraten. Er geißelt die bis zum Jahre 1848 bestandenen Vorrechte des Ungaradels mit vernichtender Schärfe. „Fühlt Ihr Euch erhaben über die Prügelbank, Ihr Diebe und Räuber, so hänge man Euch an den Galgen." Und jene Vornehmen, die in der Fremde ihre Heimath vergessen, nannte er voll Abscheu „die Pestbeulen am Leibe des Vaterlandes."

Petöfi ging in seinem leidenschaftlichen Zorn viel zu weit. Was Ungarn an gemeinnützigen Institutionen und Culturstätten besaß, hatte es zumeist der Opferwilligkeit seiner Großen zu danken. Ja, der ungarische Adel bildet ein Unicum in der europäischen Geschichte, denn er war es, der ohne Unterstützung des verkommenen philisterhaften Bürgerthums für die demokratischen Ideen und gegen seine eigenen Privilegien kämpfte und die feudale Rechtsordnung stürzte.

Adalbert Grünwald sagt in seinem culturgeschichtlichen Werke

„Das alte Ungarn“: „Der Sieg der neuen, demokratischen Ideen ist in Ungarn das eigenste, ausschließliche Werk des ungarischen Adels, herbeigeführt nicht im Rausche eines Augenblicks, sondern durch den zähen, bewußten, begeisterten Kampf eines Vierteljahrhunderts.“

Petöfi war in seiner politischen Richtung Demokrat durch und durch und Apostel der blutigen Revolution. In seiner Leidenschaft greift er nicht immer zu edlen Waffen. Was man droben in Wien that, Nation gegen Nation hetzen, das thut auch der Dichter. Er predigt den Rassenhaß und reißt unbarmherzig die Wunden auf, die unter dem heilsamen Einfluß der Zeit allmählich vernarbt waren.

In manchen Gedichten äußerte sich dieser Rassenhaß wahrhaft vernichtend. Den Oesterreichern, den Serben, Kroaten und Walachen ruft er zu, daß sie den Wohlthaten der ungarischen Nation mit Undank lohnen. Sie umflattern Ungarn wie die Geier das Aas. Doch sie werden sich täuschen. „Ihr seid wohl gefräßige Raben, doch der Ungar ist noch kein Aas, bei Gott, er wird mit Eurem Blute sich die Morgenröthe am Himmel malen.“

Die Poesie war ihm nicht Selbstzweck, sondern die wirksamste, die specifisch angeborene Form, nur immer das flammend auszusprechen und zündend hinzuschleudern, was in seiner Seele dumpf gährte. Er sieht die Aufgabe der Dichtkunst darin, das Volk zu agitiren, um dem lang ersehnten Demokratismus zur Herrschaft zu verhelfen. Petöfi's Geist hat bereits den Proceß vom freiheitsglühenden Jüngling zum blutdürstenden Revolutionär durchgemacht. Und seine revolutionäre Sehnsucht steigert sich immer mehr, sie wird zur fixen Idee, zur Monomanie, die sein Gehirn verwirrt und sein Blut erregt.

Die Bitterkeit des Republikaners äußert sich in maßlosen Angriffen auf das Königthum. Er ruft es unerschrocken in die Welt, daß es keinen geliebten König mehr gebe. Er sagt, daß die Könige von ihm die Wahrheit erfahren werden, die ihnen so selten zu Theil geworden. Mögen sie ihn dafür danken mit Kerker und Galgen. In seiner Seele wohnt keine Furcht, aber auch keine Liebe. Er weiß, daß es nicht mehr viel brauche, um das Volk auf die

Könige zu hetzen, doch er will nicht ihre Todtenglocke ziehen, dies sei nicht nöthig. Warum den Baum schütteln, ist die Frucht reif, so fällt sie ohnehin zu Boden.

Doch Petöfi lernt einsehen, daß das Königthum keine so reife Frucht sei, die von selbst zu Boden fällt. Mit Simsonskraft rüttelt und schüttelt er, doch die Frucht fällt nicht herab, nur ein morscher Ast, der den Schüttelnden niederstreckt.

Sein stolzer, ungestümer Geist ist empört über das Volk, das nicht die Tyrannei zu stürzen wagt, er ruft voll Hohn und Spott die verjagten Könige Europas nach Ungarn, weil hier das Volk seinen Stolz darein setze, die Könige zu mästen. Er schlägt das Buch der Geschichte auf und spürt nach allen gesetz- und sittenlosen Thaten, die je von Königen verübt worden. Mit der ungezähmten Wuth der Leidenschaft, aber auch mit der überzeugenden Kraft geschichtlicher Wahrheit baut er seine Anklagen auf und fordert kategorisch die Abschaffung des Königthums.

Im „König und Henker" stellt er neben den allermächtigsten den allererbärmlichsten Menschen. Der König und der Henker, welch' eigenthümlicher Gegensatz. Der König, der Gott der Menschheit, den die Gesellschaft an ihre Spitze gestellt und der Henker, den sie verächtlich von sich gestoßen. Dort sitzt der König auf seinem prächtigen Thron, die Großen des Reiches und der glänzende Troß von Schranzen lecken in hündischer Demuth seine Hände. Doch plötzlich wankt der Thron, weil sich das Volk — der Boden, auf dem der Thron steht, zu regen beginnt. Die Höflinge schleichen sich aus dem Schatten des wankenden Thrones, und nur ein Mensch bleibt an der Seite des bestürzten Königs zurück, gleichfalls in Purpur gehüllt wie dieser, — der Henker. Als der König sah, daß ihn Alle verlassen, bezeichnet er den Henker als den einzig treuen Menschen. Doch dieser antwortet mit frechem Cynismus: „Du glaubst, weil ich an Deiner Seite ausharre, ich sei Dir treu: Wisse denn, die Könige haben keinen Getreuen. Ich bleibe aus gemeinem Interesse, weil Du mir das tägliche Brod giebst. Wir können ohne einander nicht leben."

Das Königthum wurde noch nie auf so verletzende Weise an-

gegriffen wie in diesen Versen. Und noch gewaltiger macht sich die republikanische Wildheit in dem Gedichte Luft, das mit den Worten beginnt: „Hier der Pfeil, wo das Ziel“. Der Dichter schnellt seinen Pfeil in den königlichen Pfühl, daß der Staub nur so daraus emporwirbelt, auch schont er den Purpurmantel nicht. Er schlägt aus der Hand des Königs das Attribut seiner Macht, das goldene Scepter, und giebt ihm dafür einen Spaten in die Hand, damit er sich sein Grab schaufeln möge. Dann ruft er mit rauher Stimme dem Volke zu, es möge das Bild des Königs in den Staub treten.

Diese Gedichte haben seiner Zeit viel Lärm gemacht, doch nicht in der Richtung, die der Dichter erwartete. Sie erwiesen in unzweideutiger Weise, was oft hartnäckig geleugnet worden, — daß die ungarische Nation nur sehr schwer, sehr widerwillig den Weg der Empörung betrat.

Die Ungarn sind ein dynastisches Volk und einem mit großer Machtfülle begabten Königthume geneigt. Dies beweisen die geschichtlichen Traditionen, in denen die Gestalten großer und geliebter Könige fortleben. Sie wurden nur durch die reactionäre Politik der Camarilla und die nationalen Wühlereien in die Revolution förmlich hineingetrieben. Es war daher natürlich, daß der entschieden agressive Republikanismus Petöfi's der Nation nicht entsprechen konnte. Sie schrak vor den wahnsinnigen Zornausbrüchen des excentrischen Dichters zurück. Diese poetische Agitation blieb zwar nicht wirkungslos, aber die Wirkung war der Popularität des Dichters abträglich, daß bald die boshafte Verleumdung es ungestraft wagen durfte, den Mann, in dessen Seele das reinste Feuer des Patriotismus und der Freiheitsliebe flammte, zu verdächtigen. Petöfi sieht sich genöthigt einzugestehen, daß er unpopulär ist, daß man ihm nicht traue, daß man ihn nicht liebe. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, wie ihn dies schmerzt und wie schwer ihm dies Geständniß fällt. — „Die verleumderischen Hunde beschäftigen sich jetzt überhaupt sehr viel mit mir (heißt es im Tagebuch vom 29. April). Einige verbreiten die Nachricht, ich sei wahnsinnig geworden, andere erzählen, man habe mich fangen wollen, ich sei

jedoch entflohen.“ Petöfi versichert seine Gegner, daß jene gelogen, diese aber ganz Unmögliches behaupten, denn er werde niemals fliehen, auch wenn ihm ein himmelhohes Schaffot drohe. Und am 27. Mai schreibt er bereits offen und ehrlich: „Es ist eine Thatsache, daß ich in den Märztagen einer der Lieblinge der Nation war . . . einige Wochen, und nun bin ich einer der gehaßtesten Menschen. Jeder Landsmann, der an mir vorübergeht, hält es für seine Pflicht, mir einen Stein an den Kopf zu werfen.“

Er sucht die Schuld auf persönliche Feinde, Brodneider und Intriguanten zu wälzen; vergebens, der ruhige Beobachter merkt nur zu wohl, daß der Standpunkt des Dichters, seine extreme Richtung, die eigentlichen Gründe seiner Unpopularität sind.

Um diese Zeit schrieb ein verrückter Provinzpoet ein Pamphlet, worin er dem „Betyáren Petöfi“ die Lorbeeren von der Stirne reißt und das Volk auffordert, die Werke dieses unreifen Dichters auf offenem Platze zu verbrennen. —

Wenn Petöfi in seinen revolutionären Liedern nun allzuoft die ästhetischen Gesetze verletzt, so muß man bedenken, daß diese Lieder, die wie sausender Schwerterklang in die Ohren schwingen, in fieberhaft erregter Zeit entstanden sind, und daß der Paroxismus dieser Zeit in dem furchtbar leidenschaftlichen Dichter ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Petöfi war als Mensch oft tyrannisch, schonungslos und rachsüchtig. Sein Freiheitsdrang äußerte sich in glühendem Haß und in der furchtlosen Kühnheit, mit welcher er einen Rachefeldzug gegen die Feinde und Bedrücker des Volkes predigte. Aber alles dies stört nicht den Einklang, verhindert nicht, daß gleichzeitig aus seinem Herzen und seinem Geiste die herrlichsten Klänge, die glänzendsten Strahlen der Liebe, des Mitgefühles, der Selbstaufopferung und der Anbetung der Freiheit hervorbrechen. Immer ist er durchdrungen von jenem reinen Vaterlandsgefühle, in dem er seinen Antheil nahm an Ruhm und Schmach, an Tugenden und Sünden seiner Nation und er rief

in dem Augenblick, da er seine Nation geißelte, laut in alle Welt hinaus, er sei stolz darauf, ein Ungar zu sein.

Wenn auch Petöfi manches gesagt und gesungen hat, was seinem Ruhm abträglich war, dann antworten wir, daß das Genie seine besonderen Vorrechte besitzt, daß dem Genie Alles verziehen wird, daß das Genie reiche Entschädigung für die Irrthümer, denen kein Sterblicher sich zu entziehen vermag, bietet. Das Genie bringt immer die Wahrheit zum Ausdruck und setzt sich früher oder später in Einklang mit den Volksgefühlen.

Als die traurige Wendung der Verhältnisse, als Fehler von Oben und von Unten, die Nation schließlich doch in die Richtung drängten, welche Petöfi stets gewiesen hatte, steigt er sofort in der Liebe des Volkes und im Herbst 1848 war der Dichter bereits wieder einer der populärsten Männer des Landes.

Petöfi's revolutionäre Gesänge erschienen in den „Életképek", die sich seit dem Beginne der rapiden Bewegung aus einem Modejournal in ein politisches Blatt verwandelt hatten, und in der radicalen Zeitung „Der fünfzehnte März". Zuweilen, wenn es ihm um möglichst große Verbreitung zu thun war, ließ er seine Angriffslieder auch als Einzeldrucke erscheinen.

Petöfi setzt trotz seiner Verstimmung den schriftlichen Verkehr mit dem Freunde fort, ja dieser Briefwechsel wird ihm gerade jetzt zum Herzensbedürfniß. Er theilt dem Freunde die politischen Ereignisse, seine Hoffnungen und Befürchtungen mit, daneben verfolgt er Arany's Wirken mit liebevoller Theilnahme. Durch seine göttliche Grobheit sucht er den erlahmenden Muth seines Freundes aufzumuntern. Am 18. April schreibt er: „Weiß Gott, daß Du ein großer Esel bist. Was zum Teufel fällt Dir ein zu sagen, daß „Toldi's Lebensabend" Dein letztes Werk sein soll? Junge, in Deinem Kopfe steckt noch sehr viel, und wenn Du es freiwillig nicht herausbringst, schlage ich Dir's mit dem Knittel oder mit dem Hammer heraus. Du hast freie Wahl. Mir aber schreibe derartiges Zeug nicht mehr. Vor Allem mußt Du Dich wieder an den „Toldi" machen. Hast Du ihm Kopf und Fuß gegeben, so mußt Du ihm nun auch einen Leib schaffen, sonst sündigst Du

gegen Gott und Menschen. Wenn Du „Toldi“ fertig machst, werden sich Homer und Ossian glücklich schätzen, wenn Du ihnen die Hand reichst.“

Was Petöfi hier in seiner drastischen Weise vom Freund fordert, er möge zum Kopf und Fuß des „Toldi“ auch den Leib machen, geschah viele Jahre nach Petöfi's Tode. „Toldi's Liebe“ bildet den II. Theil der „Toldy-Trilogie.“

In demselben Briefe trägt Petöfi dem Freunde die Redacteurstelle bei einem zu gründenden volksthümlichen Wochenblatte „A népbarát“ (Der Volksfreund) an; Arany kommt auch nach Pest, wo er 7—8 Tage lang Petöfi's Gastfreundschaft genießt und das für ihn materiell vortheilhafte Geschäft abschließt.

Den ganzen Sommer 1848 über bilden Redacteursfreuden und -Leiden und Buchhändlertransactionen den Inhalt der Correspondenz. Petöfi vermittelt für den Freund allerlei schriftstellerische Verbindungen und besorgt die Drucklegung von dessen Werken.

XLV.

Politische Aspirationen.

Die Zeit der Wahlen für den ersten ungarischen Reichstag, der am 2. Juli 1848 in Pest zusammentreten sollte, rückte heran und sowohl Arany als auch Petöfi erleiden das Mißgeschick, bei den Wahlen durchzufallen.

Arany besaß wenig politischen Ehrgeiz, er hatte bald den Aerger über seinen Durchfall verwunden, doch Petöfi ging dieser Mißerfolg sehr nahe. Er hatte auf seine Wahl sicher gerechnet und war der festen Ueberzeugung, daß er dem Vaterlande in der Reichsversammlung große Dienste leisten würde.

Die Geschichte jener scandalösen Wahl ist von besonderem Interesse.

Petöfi wollte seine Heimath Klein-Kumanien im Reichstage vertreten.

„Ich hoffe,“ schrieb er an Karl Bankos, jenem Freunde, der ihm alle Schritte zur Wahl ebnete, „Ihr werdet mich wählen und wenn Ihr es thut, so werdet Ihr Euch mit mir nicht blamiren. Gott sieht meine Seele: nicht aus Ruhmsucht und Eigennutz wünsche ich Deputirter zu werden, sondern einzig, um meinem Vaterlande, so viel in meinen Kräften steht, zu dienen. Ich zweifle nicht, es werden verständige Männer genug im Reichstage sein; aber werden sie auch begeistert und zu begeistern im Stande sein? Das ist die Frage. Jetzt aber sind solche am nöthigsten . . . . fanatische Begeisterung thut noth.“

Zur Zeit der Wahl reiste Petöfi mit seiner Frau nach Klein-Kumanien.

Jene Tage, die Petöfi damals in seinem vielgeliebten und vielbesungenen Alföld verbrachte, waren reich an bitteren Erinnerungen.

Die Bewohner von Kun-Szent-Miklos beteten Petöfi an. Kein Wunder, daß sie seine Entschließung, diesen Bezirk im Reichstage zu vertreten, mit hellem Jubel begrüßten. Nicht so die Gutsbesitzer und Adligen der Umgebung. Diese fürchteten den Zauber seiner volksthümlichen Beredtsamkeit. Sie waren der Meinung, daß der radikale Petöfi das Volk gegen die besitzende Klasse aufwiegeln würde. Sie wollten daher seine Programmrede um jeden Preis verhindern.

Trotz aller Gewaltmittel waren die Kun-Szent-Mikloser Bürger nicht zu bewegen, von Petöfi's Wahl abzulassen. Sowie sie erfahren hatten, daß ihr Candidat angelangt sei, baten ihn die einflußreichen Mitglieder seiner Partei, er möge auf dem Stadthausplatze seine Programmrede halten. Petöfi konnte vorerst der Bitte nicht willfahren, da der Stadtrath verboten hatte, das ohnehin erbitterte Volk durch Reden aufzureizen.

Am 12. Juni zogen an 400 Bürger vor Petöfi's Wohnung und baten ihn mit aufgehobenen Händen, er möge inmitten seiner Getreuen erscheinen, das Volk wolle seinen zukünftigen Vertreter

sehen und hören. Petöfi konnte diesen Bitten nicht widerstehen, er ging auf's Stadthaus und erklärte dem Richter, daß er zum Volke sprechen müsse, sonst würde die Ruhe durch sein längeres Schweigen gefährdet.

Nach langer Unterhandlung war der Richter schließlich geneigt, Petöfi sprechen zu lassen, nur habe dieser den Wortlaut seiner Rede dem Richter vorzulegen. Petöfi wies diese Anforderung rundweg ab. „Er habe nicht deswegen am 15. März die Censur abgeschafft, um seine Rede der Prüfung des Stadtrathes vorzulegen.

Als die Amtspersonen sahen, wie das Volk an seinem Candidaten hänge, fanden sie es nicht für gerathen, länger zu widerstreben. Der Richter fragte, worüber Petöfi sprechen würde? Dieser antwortete: Ueber die Deputirtenwahl und über die während meiner Anwesenheit mir aufgebürdeten Verleumdungen. Da brauste der Richter auf: Ueber die Deputirtenwahl könne er sprechen, aber er verbiete ihm mit all' seiner richterlichen Gewalt, sich in Betreff der Anschuldigungen zu rechtfertigen.

Petöfi trat vor das Stadthaus und sprach zu dem versammelten Volke von der Wahl, er schwieg über die gegen ihn geschleuderten Anklagen, nicht infolge des richterlichen Verbotes, sondern weil er die Erregtheit des Volkes sah und fürchtete, daß sich die Wuth desselben gegen seine Verleumder kehren würde.

Mit welchen schändlichen Mitteln und niederen Kniffen man in Szabadszállás, dem Hauptorte des Wahlbezirkes, gegen Petöfi kämpfte, beweist ein Brief, den Karl Bankos, Petöfi's Vertrauensmann, erhielt. Der Brief war vom Richter von Szabadszállás unterschrieben und mit dem Stadtsiegel versehen. In diesem Schreiben wird Petöfi der Rath ertheilt, nicht nach Szabadszállás zu kommen, da das Volk gegen ihn heftig erbittert sei.

Trotz dieses Drohbriefes fuhr Petöfi mit seiner Frau nach Szabadszállás. Die Bekannten, bei denen er abstieg, erschraken und waren kaum im Stande zu sagen: „Um Gotteswillen, entfernen Sie sich allsogleich, man will Sie niederschlagen. Vorgestern wurde eine Volksversammlung abgehalten, man hetzte das Volk gegen Sie auf. Der Pfaffe, dessen Sohn Abgeordneter wer-

den will, hat erklärt, sobald Sie die Stadt betreten, Sturm läuten zu lassen. Entfernen Sie sich, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist."

Petöfi frug seine Frau, was er thun solle. Diese antwortete: „Wir bleiben. Wenn sie uns niederschlagen, wohlan, so mögen sie es thun. Doch Niemand soll sagen können, daß Du geflohen bist."

Ein Theil der Szabadszálláser Wähler hielt trotz aller schmachvollen Verdächtigungen treu zu Petöfi. Als dies die Gegenpartei sah, griff sie zu dem unwürdigsten Wahlmanöver.

In der Nacht wurde Petöfi durch Musik und Geschrei aus dem Schlafe geweckt; man ließ Karl Nagy, den Pfarrerssohn, als Deputirten leben. Als nämlich der hochwürdige Herr sah, daß Petöfi's Anhänger weder durch Bitten noch durch Drohen von ihm ablassen wollten, öffnete er Abends seinen vollen Keller, des Morgens war derselbe leer. Das Gelage dauerte die ganze Nacht. Am Wahltag hatte Wein und Branntwein schon die vorausgesetzte Wirkung gemacht.

Als Petöfi auf's Stadthaus eilte, wurde er von der besoffenen johlenden Meute umringt. Von allen Seiten drang man auf ihn ein und mehr als hundert Stimmen brüllten: „Das ist der Landesverräther, der an den Galgen gehört, der russische Spion, der Ungarn verkaufen will, zerreißt ihn, schlagt ihn todt!"

„Halt, Bürger" — schrie mit unerschrockener Ruhe der heldenmüthige Jüngling — „laßt mich sprechen, mich rechtfertigen!"

„Hört nicht auf ihn, schlagt ihn nieder!" brüllte die Menge. Als Petöfi sah, daß er nicht zu Worte konnte, fragte er: „Wo ist der Richter?"

„Ich bin es, was wollen Sie?" sagte ein alter Mann.

„Herr Richter," sagte Petöfi, „Sie werden dafür verantwortlich gemacht, wenn man sich an mir vergreift."

„Wenn Sie nicht diesen Augenblick die Stadt verlassen, so bürgen wir nicht für Ihr Leben."

„So kann ich denn nichts Anderes thun," sagte Petöfi, „als mich entfernen; aber sorgen Sie dafür, daß man meine Person nicht nur nicht antaste, sondern daß man mich auch nicht insultire.

In der That kostbar! So verstehen Sie die Freiheit? So schmähen Sie Ihre eigene Stadt, deren Name Szabadszállás (Frei-Quartier) ist!"

„Freiheit heißt bei uns, daß wer dem Volke nicht gefällt, aus der Stadt gejagt wird," sagte der Präsident der Wahlcommission, ein fortgejagter Notar, der erklärt hatte, er werde Petöfi todtschießen, wenn ihn das Volk nicht todtschlagen sollte.

Der Geistliche, für dessen Sohn man sich so in's Zeug legte, sprach zu Petöfi mit heuchlerischer Theilnahme, er solle sich nicht fürchten, man würde ihm kein Haar krümmen, wenn er sich ruhig entfernen würde.

„Mich nicht fürchten," sagte Petöfi bitter, „wäre ich hierher gekommen, wenn ich mich fürchtete?"

Man begleitete ihn hinab auf den Hof. Vor dem Stadthaus brüllte noch immer die trunkene Menge. Bewaffnete Nationalgarden traten vor und umringten Petöfi.

„Aber zu Fuß kann ich nicht abreisen," sagte er, „ich muß warten, bis mein Wagen von Szent-Miklos kommt."

„So lange können wir aber nicht warten," sagte der Wahlpräsident. „Sie müssen sogleich aufbrechen; länger können wir das Volk nicht zurückhalten. Wir werden schon einen Wagen bekommen. He! Kutscher, fahrt uns nach!"

„Und so ging ich," schrieb Petöfi, „bis an's Ende der Stadt, wo ich lagerte, zu Fuß, umgeben von bewaffneten Nationalgardisten; es fehlte nur noch, daß man mir die Hände auf den Rücken band. Man packte meine Sachen auf und ich setzte mich mit meiner Frau in den Wagen und wir fuhren nach Szent-Miklos. Wir waren schon ein gut Stück Weges gefahren, als ich dem Kutscher zurief: „„Wohin fahren wir? Das ist ja nicht der Weg nach Szent-Miklos."" „„Doch, Herr,"" antwortete der Kutscher, „„aber nicht die Hauptstraße, wir werden bald auf dieselbe einlenken, man hat mir befohlen, Sie so zu fahren.""

Ich schwieg, da ich nicht begreifen konnte, warum dies geschah. Als wir schon eine gute Strecke zurückgelegt hatten, blickte ich zufällig nach der Landstraße hin und sah in großer Entfernung

die Wagen von Szent-Miklos und Laczház mit meinen Fahnen und meinen Wählern. Da ging mir ein Licht auf: man hatte solch' Spiel mit mir getrieben, damit ich nicht mit meinen Leuten zusammentreffen möchte. Furchtbar erregt kam ich heim. Gegen Mittag kehrten die Szent-Mikloser und Laczházer in ähnlichem Grimm zurück und erzählten, was ihnen geschehen war. Als sie sich schon Szabadszállás näherten, empfing sie ein Mensch im Namen des Pfarrersohnes mit den Worten: „„Wer nicht für Petöfi ist, der komme und esse und trinke, wer aber für Petöfi ist, der gehe nicht nach Szabadszállás, denn man schlägt ihn dort todt.““ Von meinen Leuten schwankte auch nicht ein Einziger, weder auf die Lockung, noch auf die Drohung. Als sie vor Szabadszállás ankamen, wurden sie vor der Stadt von den Einheimischen mit der Nachricht empfangen, Petöfi habe sich schon entfernt, er selbst habe mit gefalteten Händen den Stadtrath gebeten, man möge ihn nur wegbringen; darum möchten sie die Fahnen, auf welchen Petöfi's Namen stehe, nicht in die Stadt tragen; denn sobald sie mit denselben nur einen Schritt thäten, wäre es um sie geschehen.“

In Szabadszállás triumphirte der aufgereizte Pöbel. Alle hatten Waffen in den Händen, Flinten, Sensen, Heugabeln, die Weiber streiften durch die Straßen und warfen nach Jenen, die sie für Petöfi's Parteigänger hielten, mit Koth. Als Karl Bankos sah, daß die Szabadszálláser die Wähler anderer Gemeinden an der Ausübung ihres Wahlrechtes hinderten, indem sie ihnen einfach das Betreten der Stadt verwehrten, eilte er in's Stadthaus, um sich vom Sachverhalte zu überzeugen. So wie er Petöfi's Namen erwähnte, schrie man, er möge den verruchten Namen nicht mehr nennen, sonst würde es ihm schlimm ergehen. Bankos zitterte angesichts der entfesselten Wuth der Menge für Petöfi. „Was geschah mit Petöfi?“ frug er aufgeregt den Richter. Dieser lachte höhnisch und sagte: „Bitte nicht zu erschrecken. Dieser hergelaufene Mensch, der hier Deputirter werden wollte, ist nicht mehr in der Stadt. Was mit ihm geschehen ist, weiß ich nicht, das geht mich auch gar nichts an, ich weiß nur, daß man ihn hier niederschlagen wollte.“ „Herr Richter,“ sagte Bankos voll edlen Zornes, „Sie sind

für Petöfi verantwortlich, von Ihnen wird dereinst das Vaterland über seinen großen Sohn Rechenschaft fordern."

Hierauf ging er tieftraurig zu den außerhalb der Stadt lagernden Wählern von Kun-Szent-Miklos und sagte ihnen, sie mögen ruhig nach Hause gehen, denn es sei alles aus, die Einwohner von Szabadszállás seien mit Sensen und Heugabeln bewaffnet und schreckten vor keiner Schandthat zurück.

Daraufhin kehrten Petöfi's Anhänger voll Groll und Zorn nach Kun-Szent-Miklos zurück und beschlossen gegen die ungesetzliche Wahl Protest zu erheben.

Da jede andere Gemeinde vom Wahlact gewaltsam ausgeschlossen war, wurde Karl Nagy vom Szabadszálláser Pöbel zum Deputirten von Klein-Kumanien ausgerufen. So bereitete das Volk, dessen Freiheit Petöfi erkämpft hatte, demselben eine schmähliche Niederlage und wählte einen obscuren Menschen.

Die Szent-Mikloser Bürger entsendeten eine Deputation an die Regierung. Diese versprach die Angelegenheit zu untersuchen. Doch es blieb beim Versprechen und Nagy blieb Deputirter. Die Regierung hatte jedenfalls bei den Vorgängen die Hand im Spiele, sonst hätten sich die behördlichen Organe nicht solche Ausschreitungen erlauben dürfen. Petöfi's Republikanismus war der Majorität selbstverständlich ungelegen, man fürchtete, daß dieser radicale Volksredner dem Abgeordnetenhause viel zu schaffen geben würde, darum beschloß man seine Wahl möglichst zu vereiteln.

Als die Annullirung der Wahl nicht durchzusetzen war, brachte Petöfi seine Angelegenheit vor die Oeffentlichkeit und beklagte sich in tiefster Verbitterung über seine Niederlage. Der in Folge der schamlosen Intriguen und der brutalen Manöver siegreiche Gegner trat gegen Petöfi's wahrheitsgetreue Enthüllung mit einer so pöbelhaften Widerlegung auf, daß die Journale sie nur als bezahltes Inserat aufnahmen. „Petöfi's einziges Verdienst sei, daß er sich an den Schweif des Pegasus gehängt habe." Karl Nagy hatte noch die Unverschämtheit, Petöfi geradezu einen Schurken zu nennen. Petöfi sandte sofort Jókai und Pálffy zu seinem Beleidiger, um von diesem ritterliche Genugthuung zu fordern. Der „hochverdiente Patriot" ant-

wortete den Zeugen, daß er sich mit Niemandem schieße, „aber dieser Petöfi soll sich nur auf Säbel entgegenstellen und ich haue ihn so entzwei, daß die eine Seite seines Körpers dahin, die andere dorthin fällt.“ Darauf stellten die Secundanten das Zeugniß aus, daß der Herr Abgeordnete die geforderte ritterliche Genugthuung verweigerte. Statt mit Verachtung über so viele Gemeinheit hinwegzugehen, ließ der Dichter einen offenen Brief an die Mitglieder des Reichstages drucken und jedem derselben persönlich zustellen, in welchem er sie vor diesem gezeichneten Menschen warnte. Das Parlament aber sah Karl Nagy die Bestechung und die Unritterlichkeit nach.

Der volksthümlichste ungarische Dichter, dessen zwei Reisen in der Provinz Triumphzügen glichen, hatte nun alle Popularität eingebüßt, er konnte im ganzen Lande keinen Bezirk erhalten, der ihm seine Vertretung anvertraut hätte.

Petöfi's Schlappe auf dem Felde der Politik war das Signal für seine Feinde und Neider, auf ihn loszustürmen. Ein Mann von weniger starker Ueberzeugung und Herzensreinheit wäre dieser Fluth gemeiner Verdächtigungen erlegen. Doch im Gefühle seines makellosen Charakters trug er sein Haupt hoch.

Petöfi lebte und starb für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes und wenn er diese Unabhängigkeit von wem immer bedroht zu sehen glaubte, so richtete sich sein Angriff gegen Jene, ohne Ansehen der Person. So zerfiel Petöfi im Sommer dieses Jahres mit Vörösmarty und Jókai, den beiden Männern, die er am meisten schätzte.

Die ungarische Regierung hatte vom Lande Rekruten und Geld verlangt, dem Titel nach zur Ergänzung der unter österreichischem Commando stehenden Armee, in Wahrheit aber behufs Aufstellung eines nationalen Heeres. Am 21. August 1848 wurde dieser Antrag eingebracht. Daß derselbe von Kossuth zur Annahme empfohlen war, verringerte nicht Petöfi's Antipathie dagegen.

Petöfi liebte Kossuth nicht. Er fühlte, daß dieser sein Nebenbuhler im Herzen des ungarischen Volks geworden. Auch hielt sich Petöfi für einen Politiker und war eifersüchtig auf Kossuth's staatsmännische Erfolge. Zu all' dem gesellte sich noch eine persönliche

Verstimmung. Als Frankenburg 1844 die „Életképek“ creirte, gestattete Kossuth, daß sein Name unter den Mitarbeitern genannt werde, doch als er später erfuhr, daß auch Petöfi für das Blatt arbeite, erklärte er rundweg, auf die Ehre zu verzichten, mit einem vagirenden Soldaten und Comödianten auf einer Liste zu stehen. Diese Aeußerung war Petöfi zu Ohren gekommen und seit jener Zeit konnte er eine gewisse Abneigung gegen Kossuth nicht verwinden. Auch konnte sich Petöfi, der Meister des einfachen, tiefpoetischen Liedgesanges, nicht mit den prächtigen Redeblumen und dem theatralischen Pathos Kossuth's befreunden. Selbst in den politischen Ansichten standen sie sich schroff gegenüber. Petöfi, der glühende Republikaner, zweifelte an Kossuth's demokratischer Gesinnung, der nicht dem Königthum überhaupt, sondern nur dem Hause Habsburg feindselig gesinnt war.

Von Petöfi's nationalem Unabhängigkeitsstandpunkte war jener Antrag nicht zu rechtfertigen, ihm kam derselbe beinahe einem Verrathe am Vaterlande gleich. Der Reichstag acceptirte den gut verstandenen Gesetzentwurf mit riesiger Majorität.

Dieser Majorität hatte sich auch Petöfi's hochverehrter Freund Vörösmarty angeschlossen. Darauf schrieb Petöfi, seiner stürmischen Inspiration gehorchend, jenes leidenschaftlich schöne Gedicht an Vörösmarty mit dem Refrain: „Nicht ich riß Dir vom Haupt den Lorbeer, Du hast es selbst gethan“. Jókai und andere Freunde, denen er die Verse vorlas, erklärten sich einstimmig gegen deren Veröffentlichung. Jókai sprach nichts von der politischen Seite der Frage, sondern bat ihn, die Person zu betrachten, welche er angreife. „Vörösmarty war uns stets ein zweiter Vater, er hat uns in die Literatur eingeführt, er protegirte und liebte uns, er machte uns auf unsere Fehler aufmerksam, und wer unter vier Augen auf unsere Fehler hinweist, der ist nicht unser Kritiker, sondern unser Freund, unser Vater. Wir dürfen nicht gegen ihn schreiben.“

Petöfi antwortete: „Und wenn er mein wirklicher Vater wäre, dürfte ich ihn angesichts des Geschehenen nicht verschonen.“

Jókai erwiederte, Petöfi habe als Mitredacteur das Recht, das Gedicht in der „Életképek“ zu veröffentlichen, jedoch er würde

erklären, daß dies ohne seine Zustimmung geschah. Gleichwohl erschien das Gedicht im Blatte, mit einer Note, worin Petöfi seinen Schritt zu rechtfertigen sucht. Trotz des größten Schmerzes, den er darüber empfinde, müsse er das Gedicht veröffentlichen, denn er liebe und verehre zwar Vörösmarty auf's Höchste, doch seine Grundsätze stelle er über Liebe und Freundschaft. Vörösmarty's Verurtheilung sei ein großes Opfer, aber er sei jeder Zeit bereit, noch größere Opfer seiner heiligen Ueberzeugung zu bringen. Brutus stieß seinen Wohlthäter, seinen Vater Cäsar, vielleicht weinend nieder, aber er stieß ihn trotzdem nieder.

Jókai protestirte seinem Versprechen gemäß in der nächsten Nummer gegen die erfolgte Veröffentlichung des Gedichtes. Petöfi antwortete bitter, in einem Tone, aus dem man heraushörte, daß das Band der Freundschaft, welches ihn an Jókai knüpfte, für immer zerrissen war. Petöfi schrieb u. A., „es ist eine scandalöse Sache, wenn sich zwei Redacteure in ihrem Blatte gegenseitig bekämpfen, doch Jókai warf mir den Fehdehandschuh hin und ich hielt es für meine moralische Pflicht, denselben aufzuheben."

Petöfi widerlegt in seiner scharfen, rücksichtslosen Weise Punkt für Punkt Jókai's Anschuldigungen, zum Schlusse erklärte er, daß er von der Redaction der „Életképek" hiermit ein für alle Male zurücktrete.

Auf Petöfi's Gedicht antwortete Vörösmarty in trockener Prosa. Diese, im Ton väterlicher Autorität gehaltene Mahnung fiel nicht ganz passend aus, ist aber gleichfalls durch die natürliche Erregtheit zu entschuldigen. Vörösmarty fühlte sich durch den unvermutheten Ausfall in seinem Patriotismus, den er höher schätzte als seinen Dichterruhm, verletzt. Es schmerzte ihn, daß gerade Petöfi gegen ihn aufgetreten sei, da er doch Petöfi geliebt und gefördert. Er vermuthete, daß Petöfi mit seiner Anschuldigung eine Nebenabsicht verbinde, und nur die erstbeste Gelegenheit ergriffen habe, seinen alten Freund zu verdächtigen. Er, Vörösmarty, habe keine Principien verletzt, der Angelpunkt des Streites sei weniger ein Princip, als nur die falsche Auslegung eines solchen. Woher kommt es, — frägt Vörösmarty — daß Petöfi über Vörösmarty,

mit dem er im freundschaftlichsten Verhältnisse gelebt, bis jetzt kein Wort der Anerkennung verloren, woher kommt es, daß er nun so rasch mit dem Verdammungsurtheil bei der Hand sei? Zeigt es von Achtung und Bescheidenheit, wenn man von Jemandem ohne jede ernstere Prüfung sagt: ich verurtheile ihn. Wer? Petöfi. Wen? Vörösmarty. Und warum? Wegen Grundsätzen, die Vörösmarty nicht verleugnet hat. Das weist zumindest auf große Vermessenheit und großen Leichtsinn.

Zum Schluß, um auf das Gedicht gleichfalls poetisch zu antworten, fügte Vörösmarty dem Artikel ein Epigramm zur moralischen Nutzanwendung bei, in welchem er Petöfi den Rath ertheilt, — er möge voll Eifer, aber zugleich bescheiden sein, zum Richter sei er noch zu jung; er lebe und strebe und harre des richtenden Spruchs der Nachwelt.

Vörösmarty hatte wohl, was den Hauptpunkt der Polemik betrifft, recht, doch in seiner Erregung vergaß er, daß Petöfi von ihm stets mit der größten Achtung und Bewunderung gesprochen und ihm erst im Vorjahre die Gesammtausgabe seiner Werke zum Zeichen seiner Verehrung und Liebe zugeeignet hatte. Selbst aus dem Streitgedichte ersieht man die Achtung, die Petöfi für Vörösmarty hegte, und es ist keineswegs eine Affectation, wenn Petöfi in der Anmerkung erklärte, daß ihm die Verurtheilung Vörösmarty's ein großes Opfer gekostet habe, das sein Herz jedoch seinen Principien darbringen mußte.

Petöfi antwortete im „Pesti hirlap" auf Vörösmarty's Artikel: „Ich glaubte wohl," schreibt er u. A., „daß Vörösmarty auf mein Gedicht eine Erwiederung folgen lassen wird, doch ich gestehe offen, daß ich nicht geahnt, daß er so antworten werde, wie er geantwortet hat." Petöfi weist Alles scharf zurück, was er in jener Erklärung für Verdächtigung und Geringschätzung seiner Person hält. Er faßte Vörösmarty's Erklärung gerade so irrig auf, als dieser Petöfi's Gedicht. „Ich habe in jenem Gedichte höchstens gefehlt," sagt Petöfi, „er aber hat gesündigt, als er dasselbe nicht für den Ausfluß des Schmerzes, der reinsten Freundschaft und Vaterlandsliebe, sondern Gott weiß welcher Bosheit erklärte. Damit wirft

er mir die Verdächtigung in's Gesicht, daß ich die Ehrerbietung gegen ihn nur geheuchelt habe, kurz, daß ich ein Heuchler bin, und das ist die niederträchtigste Charakterlosigkeit, deren der Mensch fähig ist, und ich kann es nicht zugeben, daß sie an mir haften bleibe. Ich rufe Alle, die mich kennen, auf, zu erklären, ob sie in mir auch nur einen Schatten von Heuchelei entdeckten? Wenn dem so ist, so falle die Verachtung der Nation auf mein Haupt!"

Er schließt mit den Worten: „Uebrigens denke auch ich, wie er, daß dieser Federstreit das gute Verhältniß zwischen uns nicht auflösen wird; aber wenn auch das Gegentheil der Fall wäre, so werde ich nicht nur ihm, sondern Jedermann gegenüber stets frei und offen meine Ueberzeugung aussprechen. Lieber möge ich auch ferner, wie bisher, der Märtyrer meiner kühnen und unbeugsamen Ueberzeugung sein, als daß ich mich der Feigheit anklagen könnte. Ich will mit mir selbst in Frieden leben, nicht mit der Welt." —

Diese Polemik erregte selbst in jener unruhigen Zeit die größte Aufmerksamkeit. Viele sahen darin nicht mehr, als daß Petöfi auf Vörösmarty eifersüchtig sei, und daß Vörösmarty von Petöfi, dem Menschen und dem Dichter, eine geringe Meinung habe.

Doch so heftig auch die Polemik beiderseits geführt wurde, hatte Petöfi mit der Bemerkung, daß dieser Federkrieg keinen Bruch herbeiführen werde, Recht. Die beiden Dichter söhnten sich bald aus und Petöfi hing wieder mit der alten Liebe und Verehrung an Vörösmarty, so daß er, als er in den Krieg zog, Vörösmarty bat, die Vormundschaft über sein noch ungeborenes Kind zu übernehmen.

Der Zwischenfall mit Jókai fand jedoch keine so günstige Erledigung. Jókai fühlte sich durch Petöfi's unüberlegten Schritt nicht nur in der eigenen Person, sondern auch in dem Manne beleidigt, dem er die größte Achtung zollte. Er wollte und konnte nicht seine Hand zur Versöhnung bieten, wo der andere Theil der Fehlende war; Petöfi hingegen war viel zu stolz, sein Unrecht einzusehen und einzugestehen.

XLVI.

Die Revolution.

Die Reaction in Oesterreich verfolgte mit scheelen Augen die magyarische Bewegung. Sie spielte nun gegen Ungarn ihren Haupttrumpf aus und benützte den Rassenhaß zur Schwächung ihrer Gegner.

Die immer steigende Geltung und Verbreitung, welche das magyarische Element in den letzten Jahrzehnten gewonnen hatte, weckte schon im Vormärz bei den slavischen Volksstämmen des Südens, welche bisher mit den Magyaren zu einem Königreiche Ungarn verbunden waren, Neid und Mißgunst. Das Ziel der panslavistischen Agitation war, Trennung von Ungarn und ein selbstständiges Staatswesen unter dem kaiserlichen Reichsministerium.

Die Hofpartei in Wien unterstützte heimlich die revolutionären Bestrebungen der ungarländischen Slaven, weil Metternich in der Stärkung des slavischen Nationalgefühles ein kräftiges Gegengewicht gegen das immer ungestümer werdende Ungarn sah.

Die Märzereignisse fachten auch bei den Nationalitäten die glimmenden Funken zu hellen Flammen an und verwandelten die bisherigen geheimen Wünsche in laute Forderungen. Die Rüstungen der Slaven wurden von Wien aus unterstützt, trotzdem verwies man sie aber betreff ihrer staatlichen und nationalen Ansprüche auf die Zukunft.

Nach den Märzereignissen wurde der Ungarnfeind Josef Jellašič auf Wunsch der Kroaten zum Banus des vereinigten Königreichs von Kroatien, Slavonien und Dalmatien, sowie zum geheimen Rath und Feldmarschallieutenant ernannt. Nun begann Jellašič mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die specifisch ungarische Partei. Die Ungarn suchten beim Kaiser ihr Recht zu erlangen. Jellašič mußte wegen seiner Intriguen zum Hochverräther erklärt und abgesetzt werden, obschon es unzweifelhaft war, daß der kaiserliche Hof und die Regierung mehr mit dem Banus,

als mit den Ungarn sympathisirte. Auch Jellašič eilte zu seiner Rechtfertigung nach Wien und schilderte in einer glänzenden Rede die begeisterungsvolle Hingebung seiner Nation für ihren Kaiser. Die Folge war, daß das Absetzungsdecret zwar nicht förmlich zurückgenommen wurde, aber Jellašič thatsächlich die Würde des Banus behielt. Diese Schaukelpolitik erregte den lauten Unwillen der Ungarn.

Als der neue Reichstag eröffnet wurde, hatte sich die Lage schon kritisch genug gestaltet.

Seit den Sommer 1848 ließ sich Alles zum blutigen Conflicte an. Der Bruch schien unvermeidlich. In Ungarn selbst hatten sich bereits die Serben mit den Waffen in der Faust erhoben, als der Banus, im Einverständnisse mit der Camarilla, die Fahne der kroatischen Unabhängigkeit aufpflanzte und mit seinen wilden Horden die Drave überschritt. Die ungarischen Truppen, an Zahl schwach und keineswegs kampflustig, standen unter dem Commando österreichischer Officiere. Da sich der Banus in seiner Proclamation anmaßte, das revoltirende Ungarn im Namen des Kaisers zu züchtigen, befolgte die Armee eine unschlüssige Haltung, und so konnte Jellašič ohne Widerstand bis zum Plattensee vordringen. Die Ungarn, auf ihre eigene Kraft verwiesen, trafen kriegerische Anstalten. Kossuth's volksthümliche Beredsamkeit trug über die warnenden Worte der Besonnenen den Sieg davon. Er erließ einen glühenden Aufruf an die waffenfähige Mannschaft und organisirte mit Eifer und Umsicht den Nationalkrieg.

Auch Petöfi erließ eine Proclamation, in welcher er die Wuth des leidenschaftlichen Volkes zum Fanatismus aufstachelte.

„Kummer und Kampf spricht aus uns, unsere Worte sind wie der Wind, der zwischen dem Sturmgeläute der Glocken heult!

Feuer, Feuer! es brennt nicht ein Dorf, nicht eine Stadt, nein, das ganze Land. Wir erwecken eine ganze Nation! Auf, Bursche! wenn Ihr Euch jetzt nicht erhebt, dann könnt Ihr bis an's Ende der Welt schlafen.

Ungarn! Vor tausend Jahren ist ein Volksstamm von Asien aufgebrochen, um das fruchtbarste Gebiet der Welt aufzusuchen und

davon Besitz zu ergreifen für seine Nachkommen; lange, sehr lange wanderte dieser Volksstamm, bis er endlich jenes Gebiet gefunden und davon Besitz ergriffen, und auf welche Weise geschah diese Besitzergreifung? Vier oder fünf Jahrhunderte kämpfte er ununterbrochen, fielen die Menschen, floß das Blut in Strömen.

Ungarn! so errangen für Euch unsere Vorfahren dies herrliche Land, denn die aus Asien gekommenen Helden waren unsere Ahnen.

Siebenhundert Jahre lebte die ungarische Nation im neuen Vaterlande, wo sie Glück und Unglück, Freuden und Leiden empfand, aber immer frei war.

Dann forderte sie den Herzog von Lothringen auf, die ungarische Krone anzunehmen, er sei der König von Ungarn, und damit begann unser Elend, das dreihundert Jahre dauerte, bis zu diesem Frühling.

Die ungarische Nation sprach folgendermaßen zum römischen Kaiser: „Wir haben bisher unsere Könige nach unserem Gutdünken gewählt, aber das wurde uns verleidet, weil bei jeder Königswahl solche Zwietracht entstand, daß dadurch das Vaterland geschwächt wurde. Wir übergeben Dir, römischer Kaiser, die ungarische Krone, Dir und Deinen Nachkommen unter der Bedingung, daß Ihr unsere Gesetze, Rechte und unsere Freiheit nicht nur nicht verletzen dürft, sondern stets bereit sein müßt, selbe als Heiligthum zu vertheidigen."

Der römische Kaiser antwortete hierauf: „Ich nehme die Krone an und ich werde der Erhalter und Beschützer der ungarischen Nation und ihrer Rechte, Gesetze und Freiheiten sein."

Dies versprach der römische Kaiser, und er versprach es nicht nur, sondern bekräftigte es durch seinen Eid und nach ihm sprach diesen Eid jeder Nachkomme bei seiner Krönung, aber diesen Schwur wußte die ihn umgebende Camarilla immer zu vereiteln.

Doch die Camarilla hat nicht so viel Muth, offen und ehrlich zu sagen: Ungarisches Volk, nun ist's aus mit Deiner Freiheit; Du bist Sklave, der Sklave Oesterreichs — aber durch allerlei Verwirrungen, niedrigen Verdächtigungen und allerlei Teufelsspuk wußte sie unsere Gesetzesparagraphe umzustoßen, uns aus allen unseren Rechten zu verdrängen und unserer Freiheit zu berauben.

Es giebt unter Gottes Himmel kein Volk, das so an Händen und Füßen gefesselt war, wie das unsrige. Wer den schimpflichen Tod sterben wollte, der brauchte nur ein Wort auszusprechen: „Freiheit!“ So sterben am Blutgerüste die ruhmwürdigsten Söhne des Vaterlandes: Zrinyi, Frángepán, Nádasdi, Martinovics und unzählige Andere.

Die römischen Kaiser hatten gelobt und beschworen, unsere Freunde und Väter zu sein, und was waren sie statt dessen?

Unser Geld haben sie eingesackt, unsere Jugend zu österreichischen Soldaten gepreßt. Unsere eigenen Söhne und Brüder mußten mit gezogenen Schwertern unsern Kerker bewachen und diese Kerkermeister wurden von der österreichischen Regierung mit unserem eigenen Gelde, das wir mit unserm Schweiß erworben hatten, bezahlt. Wessen Seele bebt nicht bei solch' teuflischem Verrathe?

Aber es brach das Jahr 1848 an, wie ein neuer, heller Stern, der Zornesstern der Völker.

Auf dem französischen Throne saß ein alter verderbter König.

Frankreich brach in einen Wuthschrei aus und auf diesen Schrei wankte und stürzte der Thron und der meineidige König ergriff entsetzt die Flucht und statt der Krone bedeckte nur Fluch sein Haupt.

Dem Beispiele von Frankreich folgte ganz Europa, alle Völker griffen zum Schwerte für die Freiheit. Auch wir Ungarn rafften uns auf und erhoben die zertretene Fahne der Freiheit. In Preßburg that dies Kossuth, in Pest die Jugend. Wie Donnergrollen klang das Ungarwort nach Wien hinauf: „Wir wollen frei sein, und sei es durch blutigen Kampf, wir müssen die gestohlene Freiheit unserer Ahnen zurückgewinnen!“

Und die Wiener Regierung wagte nicht, sich unseren gerechten Forderungen zu widersetzen und sagte: „Es ist gut, ungarische Nation, sei frei, nimm wieder Deine verbrieften Rechte, die wir Dir Stück für Stück geraubt haben und sei glücklich.“ Wir arme Leichtgläubige, wir vertrauensselige Menschen nahmen die schönen Worte für baare Münze und legten uns beruhigt nieder, als wäre alles in bester Ordnung, und erst dann wachten wir auf, als die Cama-

rilla sich wieder sammelte und uns zurief: „Was wir Euch im März gewährt, das war nur ein Scherz, den wir nun widerrufen und Ihr habt mir zu dienen, wie bisher, Ihr müßt mir Soldaten stellen und Euer Geld nach Wien senden und da ich überdies sehr viele Schulden habe, werdet Ihr einen Theil derselben übernehmen und 200 Millionen für mich zahlen.“

Ungarisches Volk, wenn Du noch einen Gott und eine Seele hast, was antwortest Du hierauf? Schreien nicht Millionen und Millionen Menschen auf: „Es giebt auf der Welt keine Macht, die uns wieder unserer Freiheit berauben könnte! selbst der allmächtige Gott kann uns nur das Leben nehmen, doch unsere Freiheit nicht!“

Oder zweifelt Ihr an meine Worte? Glaubt Ihr nicht, daß ich die lautere Wahrheit spreche? dann sagt, was sucht Jellašič, der kroatische Banus mit seinen wilden Horden auf ungarischem Boden? Der König hat ihn doch schon einmal seiner Würde entsetzt; aber die Camarilla hat ihn wieder mit diesem Amte bestallt, so gesetzwidrig Eure Gesetze in den Koth zerrend. Antwortet darauf; denn Jellašič ist schon innerhalb der Grenzen des Landes und dringt von Tag zu Tag weiter vor, frech verkündend, er wolle noch heuer mit Peitsche und Knute den Landtag in Pest abhalten.

Ungarn! Nicht die Durchführung, die Drohung allein ist schon eine solche dreiste Unverschämtheit, welche nur im Hals des Jellašič mit dessen eigenem Blute erstickt werden kann.

Doch Jellašič und seine Spießgesellen verkünden auch, daß sie nicht die Feinde, nein, die Freunde des Volkes seien. Giebt's unter Euch solch' einfältigen Tropf, der dies glauben würde? Jellašič ist der Söldling der österreichischen Camarilla und die Camarilla ist der Feind eines jeden Volkes, wie kann der der Freund eines Volkes sein, der mit den Feinden dieses Volkes im Bunde, in seinem Solde steht? Dies ist eine Unmöglichkeit!

Wenn Ihr neuerdings Frohndienste leisten und Zehnten zahlen, wenn Ihr wieder Lastthiere werden wollt, so empfangt Jellašič und die blutdürstigen kroatischen Heere freundlich; aber wenn Ihr geschworen, wie es der freien Nation geziemt, daß Ihr Euch nimmer beugen wollt, daß Eure Schultern kein schmachvoll drückendes Joch

mehr lähmen soll, dann auf, Bürger, auf zum Kampf auf Leben und Tod!

Und wenn Jellasič uns nur der Freiheit berauben wollte! Aber er strebt ja noch mehr, unendlich mehr an; sein Vorhaben ist, die Magyaren zu vertilgen, um aus dem ungarischen Vaterlande ein Kroatien zu machen.

Aber ich schwöre beim Gotte der Magyaren, daraus soll nichts werden, und wenn alle Teufel der Hölle mit ihm im Bunde sind! Wir vertrauen auf Deine Tapferkeit, Ungarvolk, und so wird es leichter sein, den höchsten Stern vom Firmament herabzureißen, als Dich vom Erdboden zu vertilgen!

Auf denn, Magyaren! Auf zu den Waffen, rege sich Jeder, der noch ein Tröpfchen von jenem Blut in den Adern hat, das uns vor tausend Jahren das Vaterland errang.

Wir haben keine Brudernation, von der wir Hilfe erwarten könnten, die uns Hilfe bieten würde, wir stehen allein, wie der einsame Baum auf der Pußta. Wir können uns nur auf die eigene Kraft und auf Gott verlassen. Aber diese Hilfe wird genügen, um die Ehre und das Leben der ungarischen Nation auf immerdar zu sichern.

Alexander Petöfi,
im Auftrage der liberalen Partei."

So setzten Kossuth und Petöfi ihre ganze Kraft dafür ein, die Kriegsleidenschaft des Volkes zu entfachen. —

Kossuth suchte dem Hof wie den Slaven zugleich den Willen Ungarns aufzuzwingen, ließ Millionen von Papiergeld fabriciren und knüpfte mit den demokratischen Elementen in Wien Verbindungen an.

Eine Monstredeputation erschien beim Kaiser, um die Rückberufung der in Italien kämpfenden ungarischen Regimenter, ein energisches Auftreten gegen den serbischen und kroatischen Aufstand und die Entlassung jenes Theils der Hofpartei, welche der ungarischen Bewegung feindlich war, zu erbitten. Der Kaiser solle die noch unbestätigten Gesetze sanctioniren und seine Residenz zeitweilig in Ofen nehmen. Als Antwort auf diese Forderungen wurde Jellasič wieder

in seine Würden eingesetzt. Die Politik des Hofes war unleugbar eine zweideutige, sie war zufrieden, als Jellašič eigenmächtig den Kampf begann und in das ungarische Gebiet einbrach, aber sie war nicht ehrlich genug, dies mannhaft einzugestehen.

Erst als der Palatin Erzherzog Stephan, den der ungarische Reichstag an die Spitze des Heeres stellte, seine Stelle niederlegte (25. September), da er unmöglich als habsburgischer Prinz sich gegen den Kaiser wenden konnte, — und dazu hätte es jedenfalls kommen müssen, trat man offener gegen Ungarn auf. Nun dankte auch das ungarische Ministerium ab und so kam die Leitung der Dinge ganz in die Hände von Kossuth und dessen Bannerschaft.

Dieser wirkte nun mit leidenschaftlicher Energie für die Herstellung der ungarischen Armee, die Bewaffnung des Landsturmes, sowie durch persönliche Reisen und Ansprachen für die Entzündung des revolutionären Geistes im Volke. Als Präsident des Landesvertheidigungsausschusses organisirte er zugleich den Kampf gegen die slavische Bewegung und gegen die österreichische Regierung.

Ein kaiserliches Manifest forderte die Niederlegung der Waffen, und der Feldmarschall-Lieutenant Graf Lamberg wurde als königlicher Commissär und Oberbefehlshaber aller Truppen nach Pest geschickt.

Die gräuliche Ermordung Lamberg's (28. September) bei seiner Einfahrt auf der Brücke gab Zeugniß von der entfesselten Wuth des Pöbels in der ungarischen Hauptstadt.

Die Würfel waren gefallen, fortan mußte das Schwert entscheiden.

Am 3. October löste der Kaiser den Reichstag auf und ernannte den tapferen aber rücksichtslosen Jellašič zu seinem Alterego in Ungarn.

Die Ungarn erklärten das Manifest als der Verfassung widersprechend und die von keinem ungarischen Minister gegengezeichnete Ernennung des Jellašič für ungesetzlich.

Jetzt war der Kampf offen erklärt.

Der erste Rückschlag zeigte sich in Wien. Ein Theil der Wiener Truppen erhielt den Befehl zum Abmarsch nach Ungarn. Dies gab Veranlassung zu einer Erhebung in Wien, die alle

früheren Auftritte an Umfang und Wuth überbot. Die Wiener Bürger und Studenten suchten den Abzug der Soldaten gewaltsam zu hindern, galten doch die Ungarn den Wiener Demokraten als natürliche Verbündete. Die ganze Stadt war in Aufruhr; auf dem Stephansplatz wüthete der Bürgerkampf am stärksten, selbst im Dome wurde Blut vergossen. Die Wuth des Volkes richtete sich hauptsächlich gegen den Kriegsminister Latour, weil er die Weisung zum Abmarsch der Truppen ertheilt hatte. Das Hofkriegsrathsgebäude wurde erstürmt, Latour aus seinem Verstecke hervorgeholt, auf kannibalische Weise ermordet und sein verstümmelter Leichnam an eine Laterne gehängt.

So wurde die revolutionäre Bewegung in Pest wie in Wien durch das Blut zweier Opfer entweiht.

Unter Sturmläuten und wildem Geschrei verbreitete sich die Empörung immer weiter. Der Kaiser floh nach Olmütz.

Da nahte sich Banus Jellasič mit seinem großen Heere wilder und räuberischer Kroaten und Grenzer den Marken der Hauptstadt. Bald darauf zog auch Fürst Windischgrätz von Mähren aus heran. Das Volk von Wien organisirte den Landsturm, der ehemalige Lieutenant Messenhauser wurde zum Oberbefehlshaber der Nationalgarde erwählt, und der polnische General Josef Bem leitete an der Spitze der Artillerie den Vertheidigungskrieg. Todesmuthige Jünglinge zogen frohen Muthes gegen die Söldlinge des Absolutismus. Trommeln wirbelten, Barricaden thürmten sich auf, Blut floß, und die Sonne von 1848 schien glühend roth vom Horizonte.

Kossuth sandte eine Aufforderung an Windischgrätz, von der Berennung Wiens abzustehen und friedlich abzuziehen. Windischgrätz antwortete trocken: „Mit Rebellen unterhandle ich nicht.“ Nach dieser lakonischen Antwort blieb Kossuth kein anderer Weg, als seine Drohung zu verwirklichen und den Entsatz der hartbedrängten Stadt versuchen zu lassen.

Die ungarische Armee, welche dem Banus nach seiner berühmten Flankenbewegung von Stuhlweißenburg gegen Wien bis an die ungarische Grenze gefolgt war, stand unschlüssig, ob sie den

Feind auch auf österreichischem Gebiet verfolgen dürfe. Der jüngere Theil der Armee, von Kampflust beseelt, wünschte im eigenen wie im Interesse der Wiener diese Grenzüberschreitung, während der Feldmarschallieutenant Moga, der mit seiner Vergangenheit noch nicht gebrochen hatte, wiewohl im Dienste der ungarischen Regierung stehend, doch nicht gegen die regulären kaiserlichen Truppen und namentlich nicht auf österreichischem Gebiet kämpfen wollte.

Arthur Görgei, ein intelligenter österreichischer Lieutenant, der wegen seiner militärischen Vorkenntnisse sogleich zum Obersten der ungarischen Truppen ernannt war, erhielt die Vollmacht, Moga zu überwachen, eventuell selbst die Leitung zu übernehmen. Auch er war gegen die Grenzüberschreitung, nicht durch die Gründe des österreichisch-loyalen Obercommandanten, sondern aus militärischer Rücksicht, weil er bei näherer Anschauung die junge ungeübte Armee zum agressiven Auftreten zu schwach fand. Doch mußte er sich der höheren Autorität Kossuth's fügen.

Der erwartete und verheißene Zug der Magyaren, deren Hilfstruppen man schon vom Stephansthurme aus zu bemerken glaubte, belebte den erlahmenden Muth der Wiener Insurgenten. Jellačić warf sich jedoch den ungarischen Truppen entgegen, es kam zu einem Zusammenstoß, der für Ungarn ungünstig ausfiel. Die Schlacht an der Schwechat vernichtete die sanguinische Hoffnung der ungarischen Politiker, Wien zu entsetzen, um auf diese Weise die Kräfte Oesterreichs auf dessen eigenem Boden zu brechen und die Kräfte Ungarns durch Belebung der Revolution in Oesterreich und Deutschland zu stärken.

Görgei erhielt nach Moga's Rücktritt von Kossuth das Commando der retirirenden Armee. Mit Feldherrnblick begabt, drang Görgei auf Concentrirung der Streitkraft im Innern des Landes, da die junge Armee dem übermächtigen Feind gegenüber die Vertheidigung der ausgedehnten Grenzlinien nicht gewachsen sei, während Kossuth in begeisterten Proclamationen das Volk zur hartnäckigen Grenzvertheidigung aufrief.

Durch die Ereignisse sollte Görgei Recht behalten. —

Erst nach vierstündigem wilden Gefechte erzwangen sich die kaiserlichen Truppen den Eintritt in die Reichshauptstadt.

Es war begreiflich, daß nun die Rache nicht ausblieb und grausam und roh fiel dieselbe aus. Standrecht und gemeine Angeberei lieferte die Opfer. Messenhauser und viele Barricadenhelden fanden durch die siegreiche Militärmacht ihr blutiges Ende, andere, so General Bem, entflohen. Windischgrätz leistete vorerst Schergendienste der Reaction, dann traf er alle Anstalten, um mit seiner ganzen Macht den Kampf gegen Ungarn aufzunehmen.

Der Plan dazu war schon vor den Octoberereignissen vom Kriegsminister Latour entworfen worden und zwar sollte Ungarn zu gleicher Zeit an allen seinen Grenzen angegriffen werden. Zum Glück für Ungarn verbrachte jedoch Fürst Windischgrätz sechs Wochen, bis zum 16. December, in Unthätigkeit. Inzwischen strömten den vom Landesvertheidigungsausschuß entsendeten Werbungscommissären Tausende von ungarischen Jünglingen und Männern zu und die Banknotenpressen waren in vollster Thätigkeit, um die Mittel für die Rüstungen zu beschaffen.

In die Zeit dieser sechswöchentlichen Waffenruhe fiel der Thronwechsel. Kaiser Ferdinand legte am 2. December 1848 in Olmütz die seinem Haupte zu schwer gewordene Krone zu Gunsten seines hoffnungsvollen Neffen nieder.

„Wir kündigen hiermit feierlichst allen Völkern der Monarchie Unsere Thronbesteigung unter dem Namen Franz Josef der Erste an."

Also hieß es im ersten Manifest des neuen Monarchen.

Der ungarische Reichstag, von Kossuth aufgereizt, protestirte gegen diesen Thronwechsel und verwahrte sich gegen alle Regierungsmaßregeln des neuen Kaisers, ehe derselbe, dem Herkommen gemäß, als König von Ungarn gekrönt und gesalbt war und die Verfassung und die Rechte beschworen hatte.

Um die Ungarn für diesen Widerstand zu strafen und die revolutionäre Bewegung gewaltsam zu ersticken, erhielt die kaiserliche Armee den Befehl, zum Angriff vorzugehen. Mitte December brach Windischgrätz auf; Oedenburg, Preßburg, Raab wurden genommen. Görgei mußte der feindlichen Uebermacht weichen.

Kossuth war bestürzt. Die Bestürzung theilte sich dem Reichstage mit, der seine Uebersiedelung nach Debreczin und die Absendung einer Reichstagsdeputation mit der Bitte um Einstellung der Feindseligkeiten beschloß. Der Deputation wurde der Bescheid: Unbedingte Unterwerfung sei der einzige Weg, den Krieg zu beenden.

Görgei räumte die ungarische Hauptstadt und am 5. Januar 1849 hielt Windischgrätz seinen Einzug in Pest-Ofen.

Der schnelle Erfolg kam den Oesterreichern so unerwartet und so überraschend, daß man den Rückzug der Ungarn als eine tief angelegte Kriegslist betrachtete. General Klapka gesteht jedoch in seinen Denkwürdigkeiten, daß dieser rasche Rückzug kein planmäßiger, sondern ein unvorhergesehener war.

Alle ungarischen Truppenkörper schienen das Schicksal der Hauptarmee zu theilen, sie wurden geschlagen. Ungarn stand am Rande des Verderbens.

Aber die Unthätigkeit und Unfähigkeit des feindlichen Feldherrn, der über die vermeintliche Kriegslist sich den Kopf zerbrach, statt seine Lage geschickt auszunützen, weckte neuen Muth. Görgei's Plan war nun, die Theißlinie um jeden Preis zu behaupten. Mit 20,000 Mann nahm er seine Richtung gegen Oberungarn, um den Feind zu täuschen und dessen Aufmerksamkeit von der Theiß abzulenken. Görgei löste diese Aufgabe glänzend, trotz der feindlichen Uebermacht entkam er immer wieder, und nach einem sechswöchentlichen Zuge durch den Norden bewerkstelligte er endlich seine Vereinigung mit der übrigen Armee.

XLVII.

Leier und Schwert.

Während des rauhen Winters erwachte der alte Heldengeist, der Geist Hunyady's. Krieg! Krieg! schallte es von einem Ende des Vaterlandes zum anderen. Ein mächtiges Nationalgefühl er-

faßte gleichmäßig Hoch und Nieder. Vaterland! Dies große Wort, diese heilige Idee versöhnte in diesen Tagen die Unterdrücker und die Bedrückten. In der Vertheidigung dieser heiligen Idee einten sich Herren und Knechte.

In Frankreich wüthete während der Revolution das Volk gegen den Adel. In Ungarn kämpfte der Magnat Schulter an Schulter mit dem Bürger und Bauer gegen den gemeinsamen Feind.

Auch Petöfi, der glühende Republikaner, machte Frieden mit seinen Feinden, den Aristokraten, denn das Vaterland benöthigt aller seiner Söhne.

Greise, Männer, Jünglinge zogen in's Feld. Ein Volk in Waffen, für ein großes, für ein hehres Ziel.

> Vom Donaustrand bis zur Karpathenfirn,
> Ein Wahnsinnsschrei, ein einz'ger Wetterschein,
> Zerrauft das Haar, voll Blut die Heldenstirn
> Steht in dem Sturm der Ungar ganz allein;
> Und wär' ich nicht als Ungar schon geboren,
> Ich stünde jetzt mit diesem Volk im Bunde,
> Das so verlassen kämpft, so weltverloren,
> Wie nie ein Volk auf weiter Erdenrunde.
>
> (Max Farkas.)

Als Jellasič gen Wien zog, bemerkte man in den vordersten Reihen der verfolgenden Ungarn einen bejahrten Mann, der mit fester Hand die Fahne umschlossen hielt, und der die jugendlichen Genossen durch seine Ausdauer anspornte. Dieser Fahnenträger war Petöfi's Vater.

Der alte Freiheitskämpfer war eine sympathische Erscheinung. Paul Vasváry, der begeisterte Volksredner, der als Officier beim selben Freiwilligen-Corps war, begrüßte den wackeren Mann mit den herzlichen Worten: „Die Nationalfahne, das heilige Banner, konnte nicht treueren Händen anvertraut werden, als dem Vater des größten patriotischen Dichters.“ Himmelerschütterndes Éljen ertönte von allen Lippen. Die Fahne zitterte in den Händen des schlichten Mannes, Freudenthränen rollten über seine Wangen und vor Rührung konnte er keine Worte finden. Am Lagerfeuer erzählte er Episoden aus dem Leben seines Sohnes und die Krieger stimmten

in brausenden Chören die gluthvollsten Schlachtengesänge des Barden von Kis-Körös an.

Im Gedichte „Der alte Fahnenträger" schildert Petöfi in schlichten und doch so ergreifenden Worten den Enthusiasmus, der ein ganzes Volk durchflammte.

„Wer ist der alte Fahnenträger?" frägt der Dichter.

„Mein Vater! Gestern noch krank, gebeugt von Kummer und Alter, konnte er sich kaum vom Bett zum Tisch, vom Tisch zum Bett schleppen. Als er das Vaterland in Gefahr sah, hat er die alte Kraft, seinen Mannesmuth wieder erlangt. Die Fahne in der Rechten, eilt er Allen kühn voran. Bis heute, mein Vater, war ich Dein Stolz, Du bist nun der meine. Dir gebührt der Kranz von Eichenlaub. Wenn ich nach dem Feldzug Dich wiedersehen sollte, werde ich mit Freudebeben die Hand Dir küssen, theurer Vater, die Hand, die unseren Truppen voran die Standarte des Vaterlandes geschwungen."

Am Schluß des Jahres, in welchem in Europa die Freiheit geboren ward, wurde sie auch zu Grabe getragen. Der mächtige Strom, der von West nach Ost fließend, überall durch neue Quellen verstärkt, die Lande befruchtete und belebte, verrann in Folge der großen Dürre allmählich im Sande und ließ eine trostlose Oede zurück. Müd und matt schlängelte sich noch hie und da eine dünne Ader jenes, noch vor Kurzem so reißenden Wassers dahin, bis auch diese in der eisigen Kälte des Winters erstarrte.

Der Dichter, der das Erwachen des Volksgeistes mit großer Freude begrüßt, giebt über die reactionäre Strömung seinem Schmerze und seiner Resignation Ausdruck. — Europa ist wieder ruhig, ruhig wie im Grabesraum. Die Revolution ist niedergeschlagen. Nur in den Fäusten der Magyaren zuckt noch die Waffe und der Dichter verzweifelt nicht, er hat Vertrauen in die Zukunft, in die Kraft der heiligen Ideen und er glaubt, daß der Gott der Freiheit die Heldennation segnen werde, die ihm mit ihrem Blute geopfert, zu einer Zeit, da die übrigen Nationen ihm kaum Thränen zu opfern wagen.

Im Dichter wohnt der starke Glaube, daß im Laufe der

Kämpfe mit Hilfe der ungarischen Waffen die Weltfreiheit erkämpft werden wird.

Als großer Sohn des Vaterlandes gesellte Petöfi zu den Worten die That. Er verläßt die betagten Eltern, das junge Weib, das dem Mutterglücke entgegensieht und zieht in die Schlacht.

Rührend ist der Abschied vom innig geliebten Weibe.

Kaum hat's getagt, bricht schon die Nacht herein,
Kaum naht' ich mich, muß ich schon wieder flieh'n;
Ich habe Dich noch eben kaum begrüßt,
Und muß schon fort, auf lange von Dir zieh'n.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Das Schwert ergriff ich statt des Lautenspiels,
Ein Dichter war ich, nun bin ich Soldat;
Und statt des gold'nen Sternenstrahls erhellt
Des Nordlicht's blut'ger Schimmer meinen Pfad.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von Dir weg . . . .
Dem Lorbeer blieb auf meinem Haupt ja mehr
Kein Raum vor all' den Rosen meines Glücks,
Und diese geb' ich nimmer für ihn her.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Nicht Ruhmbegierde lockt mich von Dir weg . . . .
Du weißt es ja: Die starb' mir längst schon aus!
Dem Vaterland weih' ich mich, muß es sein,
Für's Vaterland kämpf' ich den blut'gen Strauß.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Und schützte Niemand sonst das Vaterland,
Zög' ich allein zu seinem Schutz das Schwert;
Und nun, da Alles, Alles zieht zur Schlacht,
Blieb' ich allein zurück bei meinem Herd?
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Ich sage nicht: gedenke mein, indeß
Für's Vaterland ich kämpfe und für Dich;
Ich kenne Dich, ich weiß es, Dich erfüllt

Nur Ein Gedanke stets, und der bin ich.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Vielleicht auch kehr' ich wund, verstümmelt heim —
Doch ruht auch dann voll Lieb' auf mir Dein Blick,
Bei meinem Gott! ich bring' Dir ja mein Herz
So ganz, so treu, wie's früher war zurück.
Mein junges schönes Weib, sei Gott mit Dir,
Mein Lieb, mein Herz, Du meines Lebens Zier!

Im September 1848 trat Petöfi als Honvéd (Landwehr) in die Armee und erhielt wegen seiner militärischen Vorbildung sogleich den Hauptmannsrang im 28., damals in Siebenbürgen stehenden Honvédbataillon. Seine Frau hatte er nach Erdöd zu seinen Schwiegereltern gebracht und für seine in Pest zurückgebliebene Mutter sorgte er in liebevollster Weise.

Ende October war er in Pest in voller Arbeit, um, wie er an Orlai schreibt, aus 200 Bauern 200 Soldaten zu machen.

In den letzten Tagen des November brachte er seine Frau von Erdöd nach Debreczin, weil im Szathmárer Comitat der Aufenthalt wegen des walachischen Aufstandes nicht mehr sicher war. Bald darauf mußte er sich wieder von ihr trennen, da das Bataillon plötzlich, so daß er keinen Urlaub nachsuchen konnte, Befehl zum Abmarsch erhielt. Als ihm später der erbetene Urlaub verweigert wurde, besann er sich keinen Augenblick und ging zu seiner Frau, die kränkelte und der Entbindung entgegensah. Er machte von Debreczin aus dem Landesvertheidigungsausschuß sofort Anzeige von seinem eigenmächtigen Schritt. Die Sache hatte indeß keine üblen Folgen, wie er gefürchtet haben mochte.

Anfangs December schickte er von Debreczin ein Gedicht an den Reichstag, im Begleitschreiben erwähnte er, er wolle, da er durch die Umstände verhindert sei, am Kriege theilzunehmen, wenigstens durch seine Lieder auf den Kampf einwirken. Sollte die Versammlung finden, daß sein Gedicht eine so electrische Wirkung wie einst die Marseillaise haben sollte, so möge sie den Druck und die Vertheilung im Heere decretiren. Dies Lied übte in der That jene mächtige Wirkung auf die Massen, die der Dichter voraus-

gesetzt hatte. In hellem Brustton, mit hinreißender Begeisterung ruft er dies Schlachtlied hinaus und die mächtige Stimme schallt durch's ganze Land und weckt in den Herzen von Tausenden und Abertausenden stürmisches Epoche.

Horch, Trommelschall, Drommetenton,
Das Heer steht kampfgerüstet schon,
Nur vor!

Es klirrt das Schwert, die Kugel pfeift,
Das ist's, was Ungarns Helden reift,
Nur vor!

Empor laßt unſ're Banner weh'n,
Es mög' die ganze Welt sie seh'n,
Nur vor!

Sie mög' sie seh'n und lesen dort:
„Freiheit", dies große, heil'ge Wort,
Nur vor!

Wer Ungar, und kein feiger Wicht,
Der schau' dem Feind in's Angesicht,
Nur vor!

Wer Ungar ist, der ist ein Held,
Und handelt so, wie's Gott gefällt,
Nur vor!

Die Erd' zu Füßen mir ist roth,
Man schoß mir den Gefährten todt —
Nur vor!

Nicht schlechter werd', als er, ich sein,
Ich stürz' mich in den Tod hinein,
Nur vor!

Und hieb man uns die Glieder ab,
Und müßten all' wir auch in's Grab,
Nur vor!

Und mäht uns auch des Todes Hand,
Wir sterben, nicht das Vaterland —
Nur vor!

Petöfi's Kriegslied ist wahrhaft nervenerschütternd. Man riecht förmlich den berauschenden Blutgeruch und unsere Seele empfindet jenes kriegerische Feuer, das den Soldaten zu kühnem Wagen aneifert.

Am 15. December schenkte Julia ihrem Gatten einen Sohn. Mit rührender Unbehilflichkeit hielt Petöfi das kleine, zappelnde und schreiende Wesen in seinen Armen. Die hellen Freudenthränen rannten über seine gebräunten Wangen.

Seinem Gefühle muß der Dichter schwungvollen Ausdruck verleihen. Er singt:

Mir am Herzen ruht der liebe Kleine,
Mir im Busen bebt die Vaterlieb',
Wie ich mir nun neugeboren scheine,
Da mein Leben neue Blätter trieb!

Sei gesegnet, Zweig von meinem Herzen,
Frucht, die sich von meiner Seele schied!
In die Klagen Deiner jungen Schmerzen
Mische ich mein helles Freudenlied.

Winzig Atom, da steh' ich lange
Glückberauscht und seh' Dir in's Gesicht,
Meine Thräne fällt auf Deine Wange,
Brauchst die Taufe eines Priesters nicht.

(Heinrich Melas.)

Voll überströmenden Herzens schreibt Petöfi an Arany:

„Lieber Freund, nur einige Worte: Ich bin Vater. Das Uebrige lies vom weißen Papier herab; Du kannst es so gut herablesen, als ob ich es hingeschrieben hätte. Heute Mittag wurde mir ein Sohn geboren, der morgen oder übermorgen getauft wird. Pathe und Pathin werden ein gewisser Johann Arany und Frau sein. Der Knabe soll Zoltán heißen. Wir umarmen Euch,

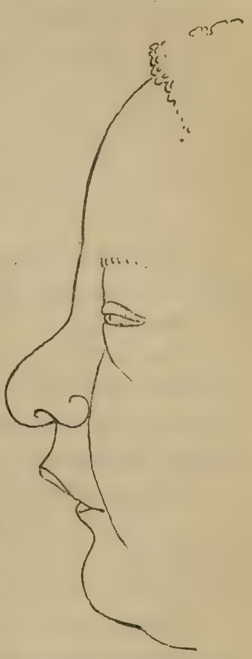
Euer liebender Freund

Alexander Petöfi."

Welche Herzensfreude war dies Ereigniß für den wackeren Freund und für die braven Eltern Petöfi's.

In Petöfi's Nachlasse fand sich eine Bleistiftskizze vor, mit der Bemerkung, daß er dies Porträt seines Sohnes gezeichnet habe, als dieser einen Tag alt gewesen.

Am 7. Januar schreibt er an Arany: „Ehe ich das Vaterland rette, muß ich meine Familie retten. Und er bittet den Freund, Weib und Kind zu sich nach Szalonta zu nehmen, da er selbst in den Krieg müsse.


Porträt seines Sohnes Zoltán.
(Petöfi's Handzeichnung.)

Darauf bezüglich versicherte Arany, daß Petöfi's Familie die herzlichste Aufnahme finden würde, zugleich theilt er ihm den Entschluß seines edlen Herzens mit, selbst nach Debreczin gehen zu wollen, um Petöfi's Frau und Kind sicher nach Szalonta zu geleiten. Durch die Folge der Ereignisse belehrt, verständigt er Petöfi, dieser möge jedoch die Wohnung in Debreczin behalten, denn es sei leicht möglich, daß sie alle im Frühjahre von Szalonta fliehen müßten.

Arany schreckt vor dem Gedanken zurück, sobald er ihn niedergeschrieben, er fürchtet, daß der empfindliche Petöfi leicht denken könnte, er wolle einen lästigen Besuch abwehren. „Du darfst jedoch nicht denken, daß ich dies geschrieben, um Dich zu erschrecken. Ich schrieb es nur aus Selbstsucht, damit ich, wenn ich nach Debreczin fliehen muß, eine Wohnung et quidem, eine Gratiswohnung habe.

Als auf diesen Brief lange keine Antwort kam, und er vermuthete, daß Petöfi sein Schreiben trotzalledem als eine verkappte Abweisung betrachtet haben könnte, wurde er von Unruhe erfaßt. Er schrieb am 26. Januar einen zartfühlenden Brief an Petöfi's Gattin, worin er seinem Bedenken Ausdruck gab. Er beklagt sich, warum der Freund nicht geantwortet, sein Stillschweigen fasse er

als Erkaltung der freundschaftlichen Gefühle auf. Dann bittet er Frau Julia, sie möge ihren Entschluß seiner Frau mittheilen, diese würde nicht säumen die Freundin abzuholen.

Petöfi's Liebe und Achtung zu dem Freunde war zu groß, als daß dessen Verdacht gerechtfertigt gewesen wäre.

XLVIII.

General Bem.

Eine Reihe von Fehlern und Irrthümern schienen der ungarischen Bewegung jede Aussicht auf Erfolge zu verwehren.

Görgei's rasche Räumung der Hauptstadt, seine Waitzner Proclamation an die Armee, eine verkappte Loyalitätserklärung hatte Kossuth's Mißtrauen gegen den Feldherrn geweckt. Die Folge davon war die Uebertragung des Obercommando's an den Polen-General Dembinszky, anfangs Februar 1849.

Görgei entschuldigte sich wegen jener Proclamation, daß ihn nur die äußerste Nothwendigkeit zu diesem Schritte gedrängt, sonst hätte er die österreichisch gesinnten Officiere seiner Armee nicht für die ungarische Sache interessiren können.

Görgei hatte einen Fehler begangen, doch Kossuth's Fehler war nicht minder groß, als er Görgei nach jenem glücklichen Rückzug über die Bergstädte, vom Obercommandanten zum Divisionscommandanten degradirte. Statt Görgei so furchtbar zu beleidigen, hätte er das Geschehene vergessen und Görgei's Verdienst für jenen kühnen Karpathenzug anerkennen müssen. So reizte er ihn, ohne ihn zu schwächen. In seinem Ehrgeize tief verletzt, äußerte sich Görgei's Groll zunächst bei Kápolna (26.—28. Februar), wo er mit seinem Corps zu spät eintraf, so daß die von Dembinszky geleitete Schlacht unentschieden blieb. Es widerstrebte den ungarischen Officieren, Befehle von dem „Fremden" entgegenzunehmen. Die persönlichen Conflicte wurden in die Massen getragen und die

Armee kündigte dem Polen den Gehorsam. — Die Unbeliebtheit im Heere und jener Mißerfolg bei Kápolna veranlaßten die Regierung, den Oberbefehl an General Vetter zu übertragen, der aber denselben anfangs April an Görgei, als dem rangältesten General, abtrat.

Mittlerweile hatte der Kampf gegen die Serben in Pancsova und an der unteren Donau und Theiß seinen blutigen Fortgang genommen. Die Walachen verwarfen die Union mit Ungarn und hielten zum Kaiserstaate, auch die siebenbürger Sachsen erklärten sich, gestützt auf ihre verbrieften Rechte, für Beibehaltung der alten Zustände. Beide Stämme schaarten sich um die schwarzgelbe Fahne und lenkten dadurch die ganze Kriegswuth der Ungarn auf sich.

Als zu Ende des Jahres 1848 der polnische General Bem, ein edler, tapferer Mann, den Oberbefehl der ungarischen Truppen in Siebenbürgen erhielt, nahm der Krieg eine regelmäßigere Gestalt an.

Auf den mit Blut gedüngten Schlachtfeldern von Ostrolenka und Praga und beim Barricadenkampf in Wien hatte Josef Bem bereits Zeugniß von seinem wunderbaren Heldenmuth gegeben. Nach dem Fall von Wien tauchte er in Preßburg auf. Ludwig Kossuth bewies seine Menschenkenntniß dadurch, daß er in dem unscheinbaren Soldaten das Feldherrngenie erkannte und ihm die wichtigste Mission übertrug, — in Siebenbürgen den walachischen Aufstand niederzuschlagen und das Land von den österreichischen Truppen zu säubern. Schon nach achttägigem Wirken war General Bem bei seiner Armee Gegenstand allgemeiner Liebe und Vergötterung geworden.

Das Auftreten dieses Mannes, dem auch seine Feinde ihre Achtung nicht versagen konnten, bildet den Markstein einer neuen Epoche in der Geschichte Siebenbürgens. Mit glühender Begeisterung im Herzen kam er in Siebenbürgen an; Verschlossenheit gegenüber seiner Umgebung, Höflichkeit gegenüber den Frauen und verwegene Tapferkeit vor dem Feinde kennzeichnete ihn. Sein Erscheinen hauchte den Truppen neue Begeisterung ein; die öffentliche Meinung in Siebenbürgen schenkte ihm sofort Vertrauen und

betrachtete ihn als den Befreier des Landes. Bem verband Muth und Kriegserfahrung mit humanem Sinn.

Der ganze Mann war kaum fünf Fuß groß, mit hervorragenden Backenknochen, kleinen, grauen, tiefliegenden Augen, die nur in voller Begeisterung blitzten, wenn Kanonendonner schallte. Als ihn am 15. Februar in Medgyes das Wundfieber niedergeworfen hatte, meinte sein Adjutant im vollen Ernste: „Wenn man acht Geschütze vor dem Fenster unten abfeuerte, da würde er augenblicklich gesund.“

Bem focht so glücklich, daß das Banat, ein großer Theil der Bácska und die ganze untere Theißgegend von Feinden gesäubert blieb.

Der deutsche Militärschriftsteller Rüstow charakterisirt Bem's Kriegsführung sehr treffend, als glänzend zwar durch den momentanen, fast romantischen Erfolg, aber ohne Einfluß auf die Entscheidung.

Petöfi war noch immer in Debreczin. Von Kampfluft beseelt mußte er Rekruten drillen. Diese Thätigkeit konnte ihm unmöglich genügen. Die Mißerfolge der ungarischen Waffen hatten ihn leidenschaftlich erregt. Auf die Nachricht von General Bem's erstem Sieg will er sich in die Siebenbürger Armee übersetzen lassen, denn bei den damaligen Verhältnissen hielt er es nur unter Bem zu dienen für keine Schande, wie er im Briefe an Kossuth vielleicht nicht unberechtigt schreibt.

Der Brief an Kossuth, worin er um seine Versetzung bittet, lautet:

„Geehrter Herr! Verzeihen Sie mir, daß ich Sie zum zweiten Male belästige, zum zweiten und letzten Male. Vor Allem bitte ich Sie, diesen Brief zu Ende zu lesen, denn derselbe ist sehr wichtig, nicht nur für mich, sondern vielleicht auch für das Vaterland. Nach dem Zeugniß der Geschichte sind manche Menschen dazu verurtheilt, je mehr sie für das Vaterland thun, desto mehr Erniedrigung und Ungerechtigkeit zu erdulden, und zu Diesen gehöre auch ich. Ich glaube das Recht zu haben, mit einigem Selbstbewußtsein auf meine Laufbahn zurückzublicken, denn dem ungarischen Volke ertheilten meine Lieder die erste Lection der Freiheit, vor meinem Er-

scheinen hatte es von jener Idee noch keine Ahnung, für welche es jetzt kämpft und dafür habe ich keine andere Belohnung erhalten, als fortwährende Erniedrigung; aber noch Niemand hat mich elender behandelt als General Vetter. Windischgrätz hätte sich mir gegenüber besser benommen. Deshalb wende ich mich an Sie; wenn Sie mir Gehör schenken, so ist's gut, wenn nicht, so kann es selbst Gott nicht von mir verlangen, daß ich noch weiter von Haus zu Haus darum betteln soll, daß man mir gestatte, dem Vaterland mit Kopf und Arm zu dienen. Ich bitte nicht mehr um Beförderung, und nehme sie insolange nicht an, bis diese nicht meine kriegerische Thaten fordern werden, nur darum bitte ich Sie, daß Sie mich vom 28. Bataillon zum General Bem versetzen; wenn ich nicht ruhmvoll kämpfen kann, will ich wenigstens keine Schmach auf meinen Namen laden. Wenn meine Versetzung nicht möglich ist, dann möge mir die Regierung im Namen der Nation eine kleine Summe gewähren, so viel, wie meine Gedichte werth sind, welche, ich kann es ohne Unbescheidenheit sagen, nicht die letzten Schätze des Vaterlandes sind. Auch diese Summe verlange ich nicht als Lohn oder Geschenk, sondern nur leihweise, damit ich mit derselben zu Bem gehen kann um als Privatmann zu kämpfen, denn ich bin davon überzeugt, daß ich einer der Befreier des Vaterlandes sein werde. Es mag sein, daß dieser Glaube in mir ein Wahnsinn ist, doch wenn dies auch der Fall wäre, so ist es ein so heiliger Wahnsinn, für welchen ich wenigstens Schonung von jedem wahren Patrioten verdiene. Am liebsten wäre es mir, wenn Sie die Sache mit mir mündlich abmachen wollten, übrigens wie Sie wollen. Gott mit Ihnen!

Ihr Sie verehrender Mitbürger
Alexander Petöfi.

Debreczin, am 13. Januar 1849."

Diesem Wunsche wurde willfahrt und Petöfi schlug den Weg nach Hermannstadt ein, wo damals Bem's Armee operirte.

Unterwegs traf er in Medgyes mit seinem Freunde, dem Dichter Koloman Lisznyai zusammen, der bei den Mathias-Husaren diente. Mit stürmischer Freude umarmte und küßte ihn Lisznyai, dann brach er unter Thränen in die Worte aus:

„Giebt's denn keinen Mann mehr in Ungarn, daß man Dich, den Stolz des Vaterlandes, auf's Spiel setzt?"

Petöfi war kaum im Stande ihn zu beruhigen:

„Laß das, Kálmán, hier ist jetzt mein Platz, hier müssen wir jetzt beide den Lorbeer suchen, und sieh, mein Pegasus gewinnt bei der Kanonenmusik noch mehr Feuer!"

Zwischen Medgyes und Nagy=Selyk begegnete Petöfi's Wagen einer Schaar Székler Infanterie und Cavallerie. Petöfi ließ sich mit dem die Truppen führenden Major in ein Gespräch ein, während dessen die Schaar sich um den Wagen sammelte und die Unterredung anhörte.

„Ihr Name, Herr Hauptmann?" frug vor dem Scheiden der Major.

„Petöfi."

„Der Dichter?" rief eine starke Stimme aus den hintersten Reihen der Husaren.

„Ja," antwortete Petöfi.

Und ein mehr als tausendstimmiges Éljen schallte wie Donnertosen die Berge entlang. Und nun drängten sich die Krieger an den Wagen, in welchem der Dichter mit glühendem Antlitz, von Rührung vergeistigt, stand und entblößten Hauptes den stürmischen Széklern die Hand reichte.

Als Petöfi Bem zum ersten Male sah, da drückte der edle Pole dem feurigen Sänger warm die Hand.

„Verfügen Sie über meinen Säbel, Herr General!"

„Damit begnüge ich mich nicht," erwiderte Bem, „ich will auch Ihr Herz."

Darauf umarmten sich Greis und Jüngling.

Den alten Haudegen hatte bis dahin Niemand solch' weicher Regungen fähig gehalten.

Als Petöfi mit Kurcz den General verließ, sagte er zu dem Adjutanten: „Dieser alte, häßliche Pole soll mein zweiter Vater sein. Wie ein Schlachtengott muthet er mich an; im Kanonendonner wurde er geboren, mit Russenblut getauft und der Freiheitskampf war

seine Schule. Er wäre mir für alle ungarischen Generäle nicht feil."

Als Petöfi's Ankunft im Lager bekannt geworden, wollte Jedermann den jungen Dichter sehen und begrüßen. Alle frugen ihn, wie er sein junges, schönes Weib und sein neugeborenes Söhnchen zurücklassen konnte. „Wir leben in Zeiten," antwortete er, „da man nicht schwanken darf zwischen Weib und Schwert, und einem Petöfi ziemt es, mit gutem Beispiele voranzugehen."

Als Bem hörte, daß Petöfi von seinem jungen Weibe und von der Wiege seines einzigen Kindes kam, sagte er zu ihm und sein verwittertes Gesicht strahlte: „Bravo! Solch' einen Charakter liebe ich! Wollen Sie mein Adjutant sein?

Bald hatten sich die Beiden so lieb wie Sohn und Vater. Petöfi gefiel der einfache, anspruchslose Soldat, der, als er für sein Vaterland nicht mehr kämpfen konnte, mit einem zerrütteten Körper nach Ungarn kam und hier die jungen Truppen von Sieg zu Sieg führte. Die Soldaten hielten Bem für unverwundbar, obwohl sein Körper mit lauter Wundenmalen übersäet war. Der südslavischen Bevölkerung und den Russen galt Bem als ein Dämon des Kampfes, mit den Mächten der Vernichtung im Bunde, von ihm ging die Märe, daß er nicht eher sterben werde, als bis er an der Spitze seiner Vaterlandsgenossen seinen Einzug in den heiligen Kreml zu Moskau halten würde.

Mit andächtiger Bewunderung schauten die Kampfgenossen zu dem alten Manne empor, der in seinem Leben keine andern Reizungen kannte, als die, welche Kriege bieten, der nie dem Spiele, der Liebe, dem Trunke gehuldigt. Was dem Jüngling sein Liebchen, das war ihm das Feuerrohr aus Erz. Wenn sich aus dem ehernen Schlunde die verderbenschwangere Saat ergoß, dann umspielte ein Lächeln seinen herben Mund. Auch die stumme Kanone betrachtete er mit liebevollen Blicken, sah er am glänzenden Lauf einen Kothfleck, so rieb er ihn mit seinem Handschuh ab. Petöfi wäre nicht der Feuergeist gewesen, wenn das sonderbare Wesen des alten knorrigen Helden ihn nicht gleich bezaubert hätte. Seine Phantasie

fand in den Wundersagen, die über Bem im Lager von Mund zu Mund flogen, eine Quelle dichterischer Inspirationen.

Wie abgöttisch Petöfi den alten polnischen Helden liebte, beweist jenes Zwiegespräch, welches zwischen ihnen stattfand.

„Wissen Sie, General,“ sagte Petöfi einst, „wen ich mit Hannibal vergleichen könnte?“

„Nun?“

„Sie, Herr General!“

„Weiß Gott, so viel beanspruche ich nicht. Ich weiß nur Eins, oder besser, ich weiß es nicht, ich weiß nämlich nicht, was Furcht und Zagen ist.“

„Das ist die Hauptsache; auch Hannibal kannte beides nicht.“

„Allerdings ist dies nichts Gewöhnliches; dies sage ich nicht vielleicht aus Prahlerei, denn es ist ja nicht mein Verdienst, sondern Gottes Gabe.“

Petöfi hatte Bem auch in drei Gedichten gefeiert, während er für keine andere politische Größe sich zu begeistern vermochte. —

Es dröhnt die Kriegsdrommete, Kanonen brüllen, blutig wogt die Schlacht. Petöfi's Geist kämpft mit und auch sein Schwert sieht man blitzen. Und wenn der Geschützesdonner verstummt und der Pulverdampf verflogen, dann liegt der wackere Streiter auf dem mit Heldenblut gedüngten Heimathsboden und dichtet. Bald widmet er den Eltern, dem Weibe und dem im Schlachtenlärm geborenen Kinde Strophen rührender Liebe, bald wieder befeuert er, ein Tyrtäus, mit seinen Freiheitsliedern die Waffenbrüder zu frischem, frohem Kampf.

Er schlägt mit blutiger Hand die in Blut getauchte Leier.

Doch mitten im Schlachtenlärm seufzt der Dichter nach den Segnungen des Friedens. Er hört wieder Lerchenlieder erschallen und seiner Seele thut dieser Sang unendlich wohl, denn er erinnert sich, daß er nicht nur Soldat, sondern auch Dichter sei.

Ich höre wieder Lerchensang.
Du kleiner Frühlingsbote, du,
Vergessen hatte ich dein schönes Lied.
O singe, Lerche, singe zu!

Mein Gott, wie wohl mir dieser Sang
Nach langem Schlachtgetöse thut!
Mir ist, als rannen Wellen eines Bach's
Erquickend über Wundengluth.

O singe, Vogel, singe zu!
Dein Lied, es bringt mir in den Sinn,
Daß ich nicht nur Soldat und Mordwerkzeug,
Nein, daß ich auch ein Dichter bin.

Hör' ich dich singen, wird mein Herz
Der Dichtkunst und der Liebe voll:
Der Gaben denk' ich, die dies Götterpaar
Mir schon gereicht und reichen soll.

(Heinrich Melas.)

Im Angesichte des blutigen Todes wird Petöfi's Charakter frei von allen Schlacken. Der flackernde Brand klärte sich allmählich wieder zu reinem Lichte, das die noch ungehobenen Schätze seines Herzens erleuchtete. Mit sieghafter Gewalt brach das Rein-Menschliche, die Liebe, zu Allem durch, wie der Sonnenball, welcher den langen Tag über mit Sturmwolken gekämpft hat, noch kurz vor dem Untertauchen den Himmel mit mildem, rosigem Lichte färbt.

Petöfi empfindet keinen Haß mehr; selbst dem Feinde gegenüber ist er nicht mehr maßlos. Während er früher in ohnmächtiger Wuth tobte und raste, geräth er nun kaum einmal in die niederen Regionen der Parteileidenschaft. Er sieht nun ehrlich im Gegner einen Feind, den er durch die Gewalt seines guten Rechtes zu besiegen trachtet, den er aber nicht mehr mit Koth bewirft. Hüben und drüben kämpfen tapfere Soldaten. Er achtet auch am Feinde den Heldenmuth und darum sind Petöfi's Schlachtenlieder von so erhebender Weihe.

Wie glücklich war Petöfi, wenn ihn General Bem manchmal mit einer Depesche an die Regierung nach Debreczin sandte. Dann konnte er ja den Sohn und das Weib umarmen und küssen, die beiden Menschen, in denen sich sein irdisches Glück einte. Vielleicht sandte der Alte seinen Adjutanten nur darum so häufig nach Debreczin, um ihm dieses Glück zu bereiten.

Leider verlief Petöfi's Soldatenlaufbahn nicht ungetrübt. Er hatte einige Kränkungen zu erleiden, die jedoch zumeist in seinem excentrischen Wesen ihre Ursache fanden.

Als Petöfi im Februar als Courier nach Debreczin kam, um Kossuth Bem's Berichte zu überbringen, hatte er einen unangenehmen Zusammenstoß mit dem Kriegsminister Lázár Mészáros.

Petöfi hatte nie Handschuhe und in den seltensten Fällen eine Halsbinde getragen, als er in die Honvédarmee eintrat, behielt er diese Gewohnheit bei, ohne daß Bem daran den geringsten Anstoß nahm. Mészáros, ein Soldat der alten Schule, war über diese Verletzung militärischer Vorschriften entrüstet; in der reglementswidrigen Kleidung des Hauptmannes sah der Kriegsminister eine Mißachtung seiner Person, er befahl Petöfi, vorerst eine Halsbinde umzulegen und Handschuhe anzuziehen, dann werde er seine Berichte entgegennehmen.

Tags darauf schrieb Petöfi, der nie einen Verweis ertragen konnte, dem Kriegsminister folgenden Brief:

„Geehrter Herr Kriegsminister!

Ich habe die Sache erwogen, derenthalben Sie mich gestern zu sich beschieden, und erkläre in Folge dessen, daß ich meine Hauptmannsuniform abgelegt habe, nachdem ich dieselbe ohne Halstuch nicht tragen kann und ich keine Lust habe, wegen Nichttragens desselben noch ferner Lectionen oder gar irgend einen Zwang zu dulden. Ich habe dem Vaterlande schon so viele Dienste geleistet, daß man mir wohl hätte gestatten können, das Vaterland auch ohne Cravatte zu vertheidigen. Wenn Sie aber hierüber anders denken, nun, so geschehe Ihr Wille. Uebrigens können Sie mir wohl die Uniform ausziehen, aber Sie können nicht das Schwert meiner Hand entreißen . . . ich werde meine patriotische Pflicht noch als gemeiner Soldat, in einfacher bürgerlicher Kleidung erfüllen: und nun erlaube ich mir, Sie schließlich darauf aufmerksam zu machen: Befleißigen Sie sich nicht, die Honvédarmee solcher Officiere zu berauben, die mit allen ihren Kräften bestrebt sind,

dieser Armee die verlorene Ehre zurückzugewinnen; solche Männer giebt es ohnehin nicht allzuviel.

Womit ich die Ehre habe zu bleiben

des Herrn Kriegsministers Bürgergenosse

Alexander Petöfi.

Debreczin, am 17. Februar 1849."

Mészáros besaß Humor genug, diesen Brief am 18. Februar im Amtsblatte mit folgender Bemerkung zu veröffentlichen:

„Um zu zeigen, mit welchem Briefe das Kriegsministerium beehrt worden ist, übergiebt es denselben ohne jeden Commentar der Oeffentlichkeit."

Petöfi schloß die Polemik mit dem Epigramme „Die Cravatte": — „Du wolltest ohne Halsband das Vaterland retten? O Du Esel, welch' einfältiger Gedanke. Vaterlandsliebe, Muth, das Alles ist Kofiz (Kofiz = Wasserbrei, ein Lieblingsausdruck Mészáros, welcher ihm später als Spottname blieb). Die Hauptsache beim Soldaten ist, daß er ein Halstuch trage. Von Lazarus Mészáros hab' ich dies gelernt; und der muß es wissen, denn in seinem Heere, das so heldenmüthig — davonlief, hatte ein Jeder seine Cravatte. Ihr ohne Halstuch, packt Euch vom Schlachtfelde. Es lebe Mészáros, es lebe die Cravatte." —

War Mészáros' Vorgang kleinlich, so ist auch Petöfi's That keineswegs zu entschuldigen. In seinem übertriebenen Selbstgefühl hielt er sich über jede militärische Disciplin erhaben; doch mag Petöfi von dem Standpunkte recht gehabt haben, daß eine Revolutionsarmee in Kriegszeit nicht jene peinlichen Uniformsvorschriften zu befolgen hat, wie die Paradearmee in Friedenszeit.

Sein leidenschaftlicher Charakter bewies jedoch, daß er das, was er für kleinlich verspottete, zu einer hochwichtigen Angelegenheit aufbauschte. Geduld und Gehorsam galten ihm als Tugenden der Schafe, die er selbst dem Vaterland zu Liebe nicht erlernen wollte.

Nachdem Petöfi Frau und Kind zu seinem Freunde Arany gebracht hatte, kehrte er nach Siebenbürgen zu Bem's Insurrectionsarmee zurück, um dieser als Freiwilliger zu folgen. Bem ließ

Petöfi's Abdankung nicht gelten und setzte ihn neuerdings in seinen Officiers- und Adjutantenrang ein.

Im weiteren Verlauf des Feldzuges finden wir nun den Dichter stets an der Seite des polnischen Veteranen. Jeder Tag knüpfte das Band der Freundschaft zwischen den beiden, durch das Außerordentliche ihrer Charaktere und Schicksale so verwandten Männer fester.

Als im Februar 1849 das Städtchen Mühlbach von den Ungarn eingenommen wurde, kam Petöfi ein Steckbrief zu Händen, den Windischgrätz gegen ihn erlassen hatte. Derselbe lautete:

Personsbeschreibung des Alexander Petöfi:

Alter:	36 Jahre,
Geburtsort:	Siebenbürgen,
Stand:	verehelicht,
Religion:	reformirt,
Sprache:	deutsch, ungarisch und walachisch,
Körperbau:	mager,
Gesicht:	mager,
Gesichtsfarbe:	brünett,
Stirn:	hohe,
Haare:	schwarz, emporstehend,
Augen:	schwarz,
Nase:	breit,
Mund:	proportionirt,
Zähne:	gut,
Kinn:	etwas spitz,
Bart:	Schnurrbart.

Besondere Kennzeichen: pflegt mit entblößtem Hals zu gehen,
Bekleidung: nach der deutschen Mode.

Petöfi hat sich über diesen an Irrthümern reichen, wahrscheinlich nach einem schlechten Bilde des Dichters entworfenen Steckbrief, welcher ihn um zehn Jahre älter und zu einem Siebenbürger gemacht hat, sehr geärgert, besonders war er auf den Schlußsatz schlecht zu sprechen, der ihn als nach der deutschen Mode gekleidet schildert, während Petöfi doch mit Vorliebe ungarische Nationalkleidung trug.

Petöfi's Kriegslieder wurden auf Befehl des Generals Bem

von der Feldpresse gedruckt und in vielen tausend Exemplaren unter die Soldaten vertheilt. Wie oft sagte Bem, daß er ungarisch lernen wolle, um die Verse seines lieben Sohnes Sándor verstehen zu können, und wie freute er sich, als Petöfi seine Gedichte „Die Siebenbürger Armee“ und „Vier Tage hat die Kanone gebrüllt“ ihm in's Französische übertragen hatte.

Der alte Bem mußte oft das kriegerische Feuer seines Lieblings zügeln und häufig bat er ihn, Petöfi möge nicht durch seinen kühnen Muth den Tod herausfordern. „Wenn mein tapferster Honvéd fällt — sagte er — so giebt mir das Land andere dafür, aber meinen geliebten Sohn Petöfi kann mir Niemand wiedergeben.“

Ja, Bem verbot Petöfi, an einer Schlacht theilzunehmen, die besonders blutig zu werden drohte. Dieses Verbot kannten sogar Petöfi's Kameraden. Denn als in der Vizaknaer Schlacht die Bespannung der Geschütze von den feindlichen Kugeln hingestreckt wurde und der Artillerie-Lieutenant Josef Mezei in die Stadt hineinritt, um frische Pferde für die Geschütze zu requiriren, kam ihm Petöfi zu Pferde entgegen; auf Mezei's Frage: „Wohin, Alexander?“ erwiederte jener: „In die Schlacht.“ — „Hast Du den Befehl des Alten vergessen?“ worauf Petöfi erwiederte: „Möglich, daß die erste Kanonenkugel mein Pferd trifft und die zweite mich hinrafft, deshalb gehe ich aber doch.“

Ein würdiger Beurtheiler der außerordentlichen Thaten, die Petöfi dem Vaterlande mit Schwert und Feder geleistet, decorirte ihn General Bem auf dem Schlachtfelde. In einem aus „Mühlbach, den 11. April“ datirten Schreiben erzählt Petöfi den Hergang der Decorirung:

— — — „Gestern hat Bem die kleineren Auszeichnungen an die Besten seiner Armee vertheilt. Mir ward die Ehre zu Theil, unter dieselben gezählt zu werden. Und so ward ich belohnt, übermäßig belohnt, nicht durch das Verdienstzeichen, das ich erhalten, sondern durch die Art und Weise, wie Bem mir dasselbe überreichte. Mit eigener Hand heftete er dasselbe an meine Brust und zwar mit der linken Hand, weil er die rechte noch in der Binde trug.

„„Ich hefte Ihnen diesen Orden mit meiner Linken an, mit der Hand, die dem Herzen näher ist,““ sagte er und umarmte mich. Die ganze Welt weiß es, daß ich kein bescheidener Mensch bin, aber bei Gott, so viel habe ich nicht verdient. Ich antwortete mit einer Rührung, vor der, wenn ich mich daran zurückerinnere, mir noch jetzt die Seele erzittert: Mein General, ich schulde Ihnen



Porträt des General Bem. (Petöfi's Handzeichnung.)

mehr als meinem Vater; mein Vater hat mir nur das Leben, Sie haben mir die Ehre gegeben.“

Aus den vielen, das intime Verhältniß zwischen Bem und Petöfi kennzeichnenden, zumeist traditionellen Daten dürfte auch die von Mezei erzählte hier Platz finden. Bem war durchaus nicht dazu zu bewegen, sich malen zu lassen. Petöfi bat ihn wiederholt und auch in Szelindek wurde er während der Schlacht von seiner Umgebung bestürmt, sich porträtiren zu lassen.

„Verlangen Sie, meine Herren, was immer, nur das nicht,“ sagte der alte Herr.

„Schade," sagte Petöfi zu Mezei. „Es ist wirklich ein großartiges Gesicht, sieh doch, Josef, wie ihm unter den Augen die Backenknochen hervorstechen: „Man könnte füglich einen Weinschlauch daran hängen.""

Um aber doch ein Bild von dem so sehr verehrten Chef zu besitzen, zeichnete ihn Petöfi selbst in Profil und trug dieses eigenhändig verfertigte Conterfei fortwährend in seinem Notizbuche bei sich. Der Zeichnung gegenüber befand sich das von Barabás entworfene lithographirte Bild seiner Julia.

XLIX.

Republik.

Die österreichische Regierung war der Meinung, daß mit der Einnahme von Ofen-Pest der ungarische Aufstand niedergeschlagen sei. Doch die Ungeschicklichkeit und die Gräuel der Sieger weckte von Neuem den Geist des Aufruhres in den kriegerischen, für den Fortbestand des Königreichs besorgten Ungarn, und ein Kampf bereitete sich vor, der an Heftigkeit und Ausdauer alle Kriegsthaten der beiden tiefbewegten Jahre weit übertraf.

Die anfangs schlaffe Stimmung im Lande war durch die Erfolge der ungarischen Waffen im südöstlichen Kriegsschauplatz in Kampflust aufgelodert. Kossuth's großartige Demagogengabe war von wunderbarer Wirkung auf das rauhe, abgehärtete, vaterländisch gesinnte Volk und die allenthalben herrschende Gährung führte Freischaaren und Abenteuerer in Massen zu. Bis zum April 1849 bildete Kossuth 106 Infanteriebataillone, 6 Jägerbataillone und 6 Husarenregimenter neu, wozu noch die polnische und italienische Legion kam.

Die Truppen zeigten sich voll Eifer und Selbstvertrauen, zumal seit Görgei den Oberbefehl übernahm. So konnten jetzt die

Ungarn die Offensive ergreifen und den Gegnern die Vortheile des Winterfeldzuges entreißen.

Mit dem Beginn des Frühlings unternahm Windischgrätz von der Hauptstadt aus mit allen kaiserlichen Truppen einen Gesammtangriff auf die ungarische Streitmacht im Herzen des Landes; durch Ueberrumpelung hoffte er die Festungen zu Fall zu bringen um dann die magyarischen Heere in den sumpfigen Niederungen der Theiß zu ersticken. Aber seine Pläne scheiterten Schlag auf Schlag.

Der Aprilfeldzug lieferte einen glänzenden Beweis von Görgei's Feldherrntalent. Die große Wochenschlacht vom 1.—7. April, welche an der Theiß begann und an der Donau endete, war eine ununterbrochene Kette von Siegen, in Folge deren der Feind aus der festesten Position geworfen und bis vor die Thore der Hauptstadt zurückgedrängt wurde. Im Laufe weniger Wochen war der größte Theil des Landes zurückerobert.

Wegen dieser Schlappen wurde Windischgrätz seiner Stelle enthoben und das Obercommando an Baron Welden übertragen.

Anstatt die üble Lage des österreichischen Heeres auszunutzen, nach Wien vorzudringen und dort einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen, was die österreichische Regierung von Görgei befürchtete und die ungarische Regierung von ihm erwartet hatte, blieb er nach der Einnahme von Komorn acht Tage dort liegen und wendete sich sodann abwärts. Klapka meinte, daß Görgei den Schachzug gegen Wien vermeiden mußte, weil die Feindesarmee bei Komorn nicht entschieden geschlagen war.

Immer mehr näherte sich die ungarische Heeresmacht, die mit erhöhter Begeisterung allenthalben zum Angriffskrieg geschritten war, der Hauptstadt.

Ende April zog Görgei unter dem Jubel der Bevölkerung in die freudetrunkene, festlich geschmückte Stadt ein. Nur die Festung Ofen war von den Kaiserlichen besetzt. Görgei brachte die Festung nach langwieriger Belagerung zu Fall.

Die Tapferkeit und Kriegswuth war auf beiden Seiten gleich; schrittweise wurde die Festung erobert und vertheidigt; in Höfen und Zimmern focht Mann gegen Mann. Leichen und Blut be-

deckte weithin den Boden. Der kaiserliche General Hentzi fand bei der Erstürmung den Heldentod. Die österreichische Armee zog sich nach Preßburg zurück, Verstärkungen erwartend.

Die Einnahme der sogenannten Festung Ofen (21. Mai) war ohne strategische Bedeutung. Görgei hatte seine Armee durch eine dreiwöchentliche Belagerung lahm gelegt. Wäre er der feindlichen Hauptarmee gefolgt, um dieselbe in offener Feldschlacht zu schlagen und über die Grenze zu werfen, so hätte die Besatzung der Ofner Festung ohnehin capituliren müssen.

Durch die Einnahme Ofens wurde der erfolgreiche Frühlingsfeldzug beschlossen. —

Inzwischen waren die politischen Verhältnisse Ungarns in eine große Verwirrung gerathen. Während die Mehrzahl des ungarischen Volkes und Heeres eine Aussöhnung mit dem Kaiserhause als letztes Ziel des Kampfes betrachtete, wollte Kossuth und die nationalen Eiferer Ungarn zum Ausgang einer allgemeinen, europäischen Revolution machen.

Auf diesem Gegensatze gründete sich auch das Mißverhältniß zwischen den Häuptern wie Ludwig Kossuth und Arthur Görgei, und dieser Zwiespalt erregte den Geist des Zerwürfnisses in ihren eigenen Reihen.

Am 14. April 1849 wagte Kossuth einen entscheidenden Schritt. Er riß den in Debreczin versammelten Reichstag zu den folgenschweren Beschlüssen fort, Ungarn für unabhängig, das Haus Habsburg-Lothringen des Thrones für verlustig zu erklären und die Regierung einem Präsidenten mit verantwortlichem Ministerium zu übertragen. Am nächsten Tage wurden die Beschlüsse nebst der Ernennung Kossuth's zum Regierungspräsidenten der Nation bekannt gemacht.

Als Görgei die Proclamation Kossuth's als Reichsgouverneur erhielt, gerieth er in furchtbare Aufregung. Schonungslos wüthete er gegen Kossuth und den Reichstag und folgte von diesem Augenblicke an nur mehr den Eingebungen seines Ehrgeizes und seiner Herrschsucht. In seinem militärischen Stolze verachtete er die Befehle der Regierung und handelte im Bewußtsein seines überlegenen

Talentes eigenmächtig und rücksichtslos. Er suchte den Reichstag zur Rücknahme der verhängnißvollen Beschlüsse zu bringen, verschob die Offensive nach der Einnahme von Ofen, um erst den politischen Theil seiner Aufgabe, den Widerruf der Unabhängigkeitserklärung, zu lösen. Mit diesem Resultate hoffte er von den Oesterreichern eine für Ungarn günstige Verständigung zu erzielen. Dieser Plan war seinem Charakter angemessen, aber Ungarn war nur durch große militärische Erfolge zu retten und deshalb die Zeit kostbar.

Der tiefe Riß zwischen den Häuptern der Revolution war nicht zu verbergen. Görgei arbeitete mit seinem ganzen Einflusse auf Kossuth's Isolirung hin, während dieser ihn zum Kriegsminister ernannte, um ihn von der Armee zu entfernen, die ihren heldenmüthigen Feldherrn vergötterte. —

L.

Militärischer Conflict.

Bem hatte Petöfi zum Major ernannt. Im Diplom de dato Freydorff bei Temesvár den 3. Mai 1849 sind die auf dem Schlachtfelde erworbenen Verdienste des Dichters namentlich angeführt. Doch vom Kriegsministerium kam keine Bestätigung der Ernennung. Petöfi beschloß, persönlich nach Debreczin zu gehen, um seine Angelegenheit zu betreiben. Diesem Entschlusse stimmte auch Bem bei, der ihm einen Urlaub ertheilte und Empfehlungsbriefe an Kossuth und General Klapka, der provisorisch die Stelle des Kriegsministers bekleidete, mitgab. Petöfi ließ den kleinen Zoltán bei den Arany's zurück und nahm seine Frau auf die Urlaubsreise mit.

In Debreczin empfing ihn Kossuth geringschätzig und wies ihn an Klapka. Dieser hatte gerechte Ursache, auf Petöfi erzürnt zu sein. Petöfi hatte nämlich einen Brief von Bem an das Kriegsministerium in der Klausenburger Zeitung „Der Honvéd" veröffent-

licht. In diesem Schreiben wurde General Vécsey angeklagt, daß das Banat durch seine Schuld verloren gegangen sei und die Amtsenthebung des unfähigen Brigadiers verlangt.

Dieser Vorfall erregte einen großen Skandal, der für das Ansehen des Heeres schädlich und bedauernswerth war.

General Klapka sah in der Veröffentlichung des Documentes, denn als solches konnte dieser Brief gelten, einen Vertrauensbruch und wollte vorerst den Dichter vor das Kriegsgericht stellen. Als nun Petöfi zu Klapka kam, um die Bestätigung seiner Rangerhöhung zu urgiren, fand dieser erwünschte Gelegenheit, seiner Mißbilligung Ausdruck zu geben. Klapka war ernst, aber nicht leidenschaftlich. Seine erste Frage betraf die Vécsey'sche Angelegenheit. Jetzt wußte Petöfi, warum man seine Ernennung zum Major nicht gutheißen wollte, doch er antwortete ruhig, daß er den Brief mit Bem's Einwilligung veröffentlichte.

„Das ist nicht wahr," brauste Klapka auf.

„Herr General! Lügen ist nicht meine Gewohnheit, darum verbitte ich mir jede Verdächtigung und Kränkung. Als Stabsofficier kann ich fordern, daß man meinen Worten Glauben schenke. Ich habe meinen Rang und meinen Orden auf dem Schlachtfelde erworben, woher ich sicher nicht ruhmlos gekommen wäre."

Klapka machte ihn aufmerksam, daß er ja aus freien Stücken abgedankt habe und seine Abdankung genehmigt worden sei, von einer neuerlichen Aufnahme und gar einem Avancement hätte das Kriegsministerium keine Kenntniß. „Wer hat Sie zum Stabsofficier ernannt? Ich kenne Sie nur als Hauptmann."

„Wer mich ernannt hat? Bem. Und als Obercommandant hatte er auch ein Recht dazu. Es ist nicht meine Schuld, wenn meine Ernennung nicht an das Kriegsministerium gelangt ist. Ich hoffe, Sie werden mich nicht für so erbärmlich halten, mit einem Range zu prahlen, der mir nicht zukommt."

„Im dienstlichen Verkehr hat der Privatcredit keinen Cours. Hier muß man Alles schriftlich beglaubigen. Auch wird es für Sie angezeigt sein, in einem andern Tone mit Ihrem Vorgesetzten zu sprechen. Wenn ich nicht wüßte, wer Sie sind, hätte ich schon

längst die Geduld verloren. Ich kenne und liebe Ihre Gedichte. Sie können auf meine Protection rechnen."

„Ich brauche keine Protection."

„So? Nun, dann befehle ich Ihnen, sofort zu Ihrem Corps zurückzukehren und das Weitere abzuwarten."

„Ich habe von meinem Feldherrn Urlaub bekommen und werde ihn benutzen."

„Wo haben Sie den schriftlichen Ausweis?"

„Ich habe keinen."

„Warum?"

„Weil mir General Bem nur mündlichen Urlaub ertheilt hat."

„Das ist nicht in Ordnung. Das kann ich glauben und auch nicht."

Auf diesen neuerlichen Zweifel antwortete Petöfi mit seiner Abdankung. Klapka erwiederte, daß er dieselbe weder acceptire noch zurückweise, Petöfi sei einstweilen seines Dienstes enthoben und habe in Debreczin zu verbleiben, bis von General Bem über die Veröffentlichung des fraglichen Briefes eine Antwort eingetroffen sei. Es freue ihn übrigens, daß es so gekommen sei, denn Petöfi tauge nicht zum Soldaten.

In seiner Aufregung glaubte Petöfi, daß ihn Klapka für feig und ungeschickt halte, und um, wie er selbst zu einem Freunde sagte, keine weitere Grobheit dulden zu müssen, verließ er Klapka und fuhr trotz des Verbotes nach Pest. Er hatte nämlich eine höchst betrübende Nachricht von seinen Eltern erhalten und wäre um keinen Preis in Debreczin geblieben.

In seiner fieberhaften Aufregung richtete er einen Brief an Klapka, worin er seine amtliche Ernennung zum Majore und zugleich die Genehmigung seines Urlaubes wegen geschwächter Gesundheit gebieterisch forderte, widrigenfalls er den General vor der Nation an den Pranger stellen würde.

Klapka wollte nicht die Angelegenheit, wie es sein gutes Recht gewesen wäre, vor das Kriegsgericht bringen. Auch Petöfi schritt nicht zu der gedrohten Erklärung.

Wie groß war jedoch Klapka's Erstaunen, als er am 15. Mai

nach Ofen reiste, um die Angriffswerke zu inspiciren und dort Petöfi in der Uniform eines Majors traf. Darob erbost, dictirte der Kriegsminister dem renitenten Officier Zimmerarrest.

Klapka befand sich in einer schwierigen Lage; einerseits forderte die Subordinationsverletzung eine eclatante Genugthuung, andererseits wollte er den genialen Dichter nicht so strenge bestrafen, als er es vom militärischen Standpunkte aus verdient hatte. In dieser Verlegenheit wandte er sich an Görgei und dieser rieth, Klapka möge zwei Officiere empfangen, die ihn in Petöfi's Namen um Verzeihung bitten sollten (was dieser wohl nie gethan hätte), und sonach könne er, ohne sich etwas zu vergeben, Petöfi's Freilassung anordnen. Und so geschah es auch. General Klapka veröffentlichte im „Magyar Salon" 1885 den Sachverhalt seines Conflictes mit Petöfi. Er schließt seinen Aufsatz mit folgenden Worten:

„Als Petöfi vom Zimmerarrest befreit zu mir kam, um mir zu danken, reichte ich ihm die Hand, doch er war sehr wortkarg und verbarg nur schwer die Aufregung, die er in seinem Innern empfand und er rächte sich an mir in dem Gedichte „Ein grober General", das eigentlich erst nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit gelangte. Ich bedauere diesen Fall. Doch ich war nicht die Ursache desselben, sondern er selbst, er, in dem die Ueberzeugung nicht Kraft gewinnen konnte, daß eine Armee, die die Rechte und die Freiheit eines Landes vertheidigt, der daher die höchste Aufgabe zufällt, die einem Heere zu Theil werden kann, eiserne Disciplin handhaben muß. Petöfi, der reizbare und überreizte Dichter, brachte für den Soldatenstand eben nichts mit, als seine warme Vaterlandsliebe und seinen Muth. Einer Subordination konnte er sich nicht beugen und der Esprit de corps oder de suite fehlte ihm ganz und gar."

LI.

Der Tod der Eltern.

Mitten in dieser Zeit des Aergers und der Kränkung trafen Petöfi zwei schwere Schicksalsschläge.

Er fand, als er nach Pest kam, seine braven Eltern nicht mehr am Leben. Der Vater war zwei Monate früher, am 21. März 1849, am Typhus gestorben. Am 17. Mai folgte auch die von Schmerz über diesen Verlust und von der Sorge um ihre auf dem Schlachtfelde kämpfenden Söhne tief gebeugte Frau dem Gatten in's Grab; den Namen ihres Herzblattes, ihres Sándors, auf den Lippen, hauchte sie ihre treue Seele aus. Maria Petöfi fiel angeblich der Cholera zum Opfer.

Petöfi kam gerade zurecht, um der entseelten Hülle seiner von ihm so abgöttisch geliebten Mutter den letzten Liebesdienst erweisen zu können. Er brachte sie hinaus auf den Josefstädter Kirchhof und bettete sie an die Seite seines wackeren Vaters.

In seinem Gedichte „Beim Tode meiner Eltern" äußert sich seine Kindesliebe noch einmal auf's Ergreifendste:

Der Tag des Wiedersehens,
Dem ich gehofft entgegen,
Ist endlich angebrochen —
Doch ohne Gottes Segen.
Statt meines Vaters sah ich — nur seine Todtenruhe,
Auch die nicht ganz: nur Ecken, die sich durch's Erdreich drängten —
Es war am Gottesacker, da wir zur ew'gen Ruhe
In's Grab die theure Mutter an seine Seite senkten.

Mein Vater, meine Mutter —
Auf immer heimgegangen!
Ich seh' sie nimmer wieder
Sie liebend zu umfangen;
Zu küssen selbst die Spuren von ihren theuren Füßen,
Weil sie mich auferzogen mit ihrem Herzblut haben,
Weil sie — wie Sonnenstrahlen das Erdenrund umfließen, —
Mit ihrer heil'gen Liebe mich allezeit umgaben!

O Mutter, o mein Vater,
Warum seid Ihr geschieden?
Ich weiß, ein Segen wurde
Für Euch des Grabes Frieden;
Doch ach, was Euch ein Segen, ist mir zu Fluch gewandelt,
Der fast mein armes Herze zu Tode hat getroffen:
Wenn Ihr, die mich geliebet, an mir so böse handelt,
Was darf ich dann von Jenen, die feindlich mir, erhoffen?

Sie ließen mich, sie gingen
Und werden nimmerkehren!
Es trinkt ihr Grabeshügel
Die Fluthen meiner Zähren.
Fließt hin denn, meine Thränen, ihr heißen Bäche strömet,
Und sickert leis hinunter auf ihre kalten Wangen,
Mögt ihr es ihnen sagen; wie sich ihr Kind zergrämet,
Wie sein verödet Herze durchwühlt von Sehnsuchtsbangen!

Doch nein, ich will mich lieber
Dem heil'gen Ort entringen,
Als daß die Thränenfluthen
Hinab zu ihnen dringen;
Bewahre mich der Himmel, den Theuren es zu künden,
Wie ihres Kindes Busen von wildem Weh' zerrissen:
Ihr liebend Herz es würde nicht Ruh' im Grabe finden,
Die Ewigkeit selbst wäre für sie voll Kümmernissen.

So schlummert denn in Frieden .....
Nur Einmal müßt Ihr lassen
Das Kreuz mich Eures Grabes,
Nur Einmal noch umfassen .....
Dies Kreuz — als ob es Arme, zwei Menschenarme hätte,
Als wollten Vater, Mutter nach mir die Arme langen.
Vielleicht erhoben sie sich in ihrem Leichenbette,
Um ihren Sohn beim Scheiden noch Einmal zu umfangen.

Noch am Todestag der Mutter schreibt er an seinen Herzens-freund Arany: „Lieber Freund, mich treffen solche Schicksalsschläge, die mich vernichten würden, wenn ich nur Sohn und nicht auch Gatte und Vater wäre. Kaum eine Woche her ist's, daß ich den Tod meines Vaters erfahren habe, und morgen beerdigen wir meine Mutter, eine Mutter, wie eine bessere Gott noch nie erschaffen, und die ich geliebt, wie Niemand noch seine Mutter

geliebt. Keinen Vater und keine Mutter mehr! Und diese zwei Schläge kamen so unerwartet nach einander . . . Ist mein Sohn gesund? Schreib' mir Dies umgehend!"

Tief bewegt über den schweren Verlust und voll Groll über die erlittene Kränkung zog sich Petöfi in den sogenannten Auwinkel im Ofner Gebirge zurück. Dort lebte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner geliebten Frau und suchte in dichterischer Thätigkeit Trost.

Doch höher hob sich wohl seine Brust, wenn er den Kanonendonner vernahm. Ofen wird erstürmt. Er sieht im Pulverdampf die Tricolore von der Festung wehen und selbst das Freudengeschrei der Sieger trägt ihm ein freundlicher Lufthauch zu. Und der Sänger der Freiheit ist hier zur Unthätigkeit verdammt, im Exil muß er die großen Tage überdauern. War dies nur kindischer Trotz oder eine selbstauferlegte Buße?

Einen Tag nach der Erstürmung Ofens, an der Petöfi's Bruder Stephan heldenmüthigen Antheil genommen, kam auch dieser nach Hause, um da — die erschütternde Nachricht vom Tode seiner Eltern zu vernehmen. Und so gingen sie denn: Petöfi, dessen Gattin und Bruder Stephan hinaus, nach dem frischaufgeworfenen Grabe, um es mit ihren heißen Thränen zu netzen.

„Welche Inschrift sollen wir dem Grabstein unserer Eltern geben?" fragte Stephan. Sándor sann lange nach und — blieb stumm. — — Der große Dichter fand für den Grabstein seiner Eltern keine Worte. — — Nach einer langen Pause sagte er endlich: „Setzen wir die Worte hin: „„Dem allergeliebtesten Vater und der allergeliebtesten Mutter."" — Es genügt," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „wenn wir es wissen, wer da unten schlummert."

Die Petöfi-Gesellschaft veranlaßte die Ueberführung der sterblichen Ueberreste der Eltern Petöfi's aus dem längst aufgelassenen Josefstädter auf den Kirchhof an der Kerepescher Straße.*)

*) Am 4. April 1882 7 Uhr Morgens wurden die beiden Särge — im Beisein der entsendeten Commission — aus dem Grabe gehoben, die ganz wohlerhaltenen Skelette (seltsamer Weise war auch die Seidenhaube

Beim Festmahle zur Feier der Rückeroberung Ofens sah Petöfi wieder Jókai, mit dem er sich wegen jenes Gedichtes gegen Vörösmarty vor acht Monaten verfeindet hatte. Jókai erzählt, daß man dabei gar viele Toaste gesprochen. „Ich entsinne mich nur noch des meinen, er lautete: „„Mögen Jene hochleben, welche für's Vaterland sterben werden — sie mögen ewig leben!""

Da wendete sich Petöfi zu mir und sagte:

„„Ich danke Dir, daß Du auch mich hochleben ließest!""

Und er stieß mit seinem Weinglas an das meine. Dies Klirren der Gläser war der letzte Abschiedsklang zwischen uns. Und wir schieden, ohne daß wir einander umarmt hätten. Der Hochmuth in uns Beiden war zu groß, als daß einer von uns eingestanden hätte, wie sehr der Zorn schmerzt. Und in der That hatte er richtig gesprochen, jener Toast galt auch ihm. — Hätte ich das damals gewußt!"

LII.

Der Apostel.

In der Sommerfrische, im Auwinkel, beendigte Petöfi ein größeres erzählendes Gedicht: „Der Apostel". Auch war er mit einem historischen Drama aus der Zeit Leopold I. und mit dem Ordnen seines, seit dem Beginne der Revolution ununterbrochen fortgeführten Tagebuchs beschäftigt.

Wahrscheinlich hätte Karaffa und das Eperieser Blutgericht den Inhalt des Drama's bilden sollen. In diesem Bruchstück ist

---

des alten Mütterchen noch ziemlich gut conservirt) in einen Metallsarg gelegt, dieser sodann verschlossen, auf den oben bezeichneten Kerepescher Kirchhof überführt und daselbst — vom Thurme schlug es eben Acht — unter einem Vaterunser-Gebete in das neue Grab gesenkt. Alexander Petöfi's Eltern ruhen Parcelle a/5, 4. Reihe No. 41.

(Siehe im Anhang von Neugebauer's Petöfi-Uebersetzung, II. Aufl. Leipzig, 1885, Otto Wigand. Seite 282, 283.)

die Exposition glücklich, die Volksscenen sind lebhaft, auch der historische Hintergrund ist mit einigen Strichen glücklich skizzirt, nur ist die Charakteristik der Personen verfehlt. Auch dies Werk hätte den Beweis erbracht, daß ein großer Lyriker in den seltensten Fällen ein großer Dramatiker ist.

Eingehender können wir uns mit der epischen Dichtung „Der Apostel“ beschäftigen, die trotz einer Reihe von poetischen Schönheiten durch die eigenthümliche Wahl des Grundgedankens abstößt.

Ignatz Helfy sagt in seiner Vorrede zu Cassones' Uebersetzung von Petöfi's „Apostel“ (A. Petöfi. L'Apostolo. Prima versione italiana de Giuseppe Cassone, con prefazione di dr. Ignazio Helfy. Roma, 1886): daß dies bizarre Gedicht in jeder anderen Sprache hätte geschrieben werden können, denn es repräsentirt nicht zur Genüge den Dichter der ungarischen Nation. Er erkennt vollkommen den hohen Flug der Phantasie, die Erhabenheit der Gedanken und die Schönheit der Beschreibung an, doch sei das Gedicht nicht aus dem Charakter des ungarischen Volkes geschöpft, dessen reinste und edelste Verkörperung Petöfi gewesen.

Helfy hat Recht, der „Apostel“ ist unter dem Einfluß fremder Ideen geboren, die nicht den Weg zur ungarischen Gedanken- und Gefühlswelt gefunden haben.

Man ist nicht verlegen, wenn es gilt, die Fehler dieser Dichtung aufzuzählen und man hat den Grundgedanken mit Recht verdammt. Der „Apostel“ ist eine Tendenzdichtung. Die zweifache Tendenz des Helden, die social-demokratische und republikanische, führt ihn aus dem Kampf mit der Gesellschaft bis zum Königsmord.

„In Tyrannos“, (Gegen die Tyrannen) lautete die Unterschrift der Titelvignette auf der ersten Ausgabe von Schiller's „Räubern“. Ein wild aufspringender Löwe — das war Schiller in seinem Jugendwerke und ein wild aufspringender Löwe war auch Petöfi.

Der „Apostel“ als Tendenzdichtung dient solchen Ideen, bei deren Verkündigung es nicht möglich ist, die Grenzen harmonischer Schönheit einzuhalten, der Genius einer aufgeregten Zeit soufflirte Petöfi das Werk und in Folge dessen ermangelt diese Dithyrambe der politischen Leidenschaft, nicht der schreienden Disso-

nanzen. Hinterläßt auch diese furchtbare Schicksalstragödie einen unerquicklichen Eindruck, so offenbart sie dennoch Petöfi's schöpferische Kraft auf dem Gebiete der poetischen Erzählung.

Der Dichter führt uns in eine Bodenkammer und malt uns ein Bild des menschlichen Elends, das unser Herz gefrieren, unser Hirn verbrennen macht.

> Groß ist, ja groß ist dort die Noth,
> Daß sie kaum Platz hat in der kleinen Stube,
> Klein ist das Stübchen, wie das Nest der Schwalbe,
> Und auch nicht schmucker als ein Schwalbennest.
> Kahl sind und öde die vier Wände,
> Das heißt, sie wären kahl, wenn Schimmel nicht
> Sie ausgeziert mit Schnörkelwerk,
> Und nicht der Regen, welcher durch die Decke
> Eindringt, mit Streifen ausgemalt.
> — — — — — — — — —
> Die Luft ist so erstickend
> Von Seufzern und von dem Geruch des Schimmels.

In diesem elenden Gelaß ringt eine Familie mit dem Hungertode.

Am Bette auf der Lade sitzt mit ihrem Kinde die Mutter. Naß sind ihre Augen, doch trocken die Brust, der arme Säugling saugt vergebens daran. Das ältere Kind schläft und träumt von Brod. Und der Gatte und Vater träumt angesichts des schrecklichen Schicksals von Weib und Kindern, von der Freiheit der Menschheit.

> Wer bist Du, wunderbar' Geschöpf?
> Wer bist Du, Mann?
> Es ist Dein Seelenkleid,
> Ein sternenstrahlgewob'nes Glanzgewand,
> Und Deinen Leib
> Bedecken abgenutzte Lumpen.
> — — — — — — — —
> Und was den Deinen und Dir selbst
> Du nicht verschaffen kannst:
> Glück ist Dein Streben,
> Beglücken diese große Welt.

Und der Dichter erzählt die Leidensgeschichte dieses Mannes.

In einer stürmischen Sylvesternacht wird ein Kind von seiner gewissenslosen Mutter in einem Miethwagen ausgesetzt. Als der Kutscher den Findling entdeckt, legt er das unwillkommene Geschenk vor die Schwelle einer Schänke. Ein alter, betrunkener Strolch, der um Mitternacht die Kneipe verläßt, fällt über das Kind. Er nimmt es zu sich, um es zu erziehen. Jetzt kann er noch für das Kind stehlen, dafür muß es später für ihn stehlen.

Der Knabe, Sylvester genannt, ist vier Jahre alt geworden, mit der Sünde und Ungeziefer aufgewachsen. Er stiehlt schon die Aepfel aus dem Korb der Hökerin und die Kupferkreuzer aus dem Hut des blinden Bettlers. Er hätte es gewiß noch weit gebracht in der Schule dieses Meisters, doch dem legte ein anderer Meister bald den Strick um den Hals.

Zum zweiten Male eine Waise, irrt das Kind auf der Straße umher; eine schreckliche alte Megäre lockt es zu sich. Sie läßt den Knaben hungern, damit sein jammervolles Wesen das Mitleid wecke, denn er muß für die alte Hexe betteln.

In dem Herzen des armen Kindes schlummert der Funke allmächtiger Liebe. Und diese Liebe versteht und erwiedert Niemand als sein Schlafkamerad — ein Hund. Anfangs schlich er sich furchtsam zu dem Thiere hin, mit dem er den Kotzen theilen mußte.

Doch freundlich schmiegte
An ihn der Hund sich;
Sein Auge blinkte
Durch's nächt'ge Dunkel, und das Blinken war
So sanft, so brüderlich, es flößte
Dem kleinen Knaben
Vertrauen ein und Muth.
Und immer näher
Und näher an einander rückten sie.
Es streichelte das Kind des Hundes Fell,
Und dieser leckte ihm die Wangen.
Auch sprach der Knabe mit ihm, und das Thier
Gab Antwort ihm mit leisem Knurren;
Und innig warme Freundschaft schlossen sie.

Eines Abends, im Spätherbste, stand Sylvester barfuß und barhaupt zitternd vor Frost in der kothigen Straße und streckte den Vorübergehenden wimmernd seine kleine gelbe Hand entgegen.

Ein alter mürrischer Herr, gerührt von dem Elende des kleinen Knaben, nahm ihn mit sich und machte ihn zum Diener seines Sohnes. Sylvester war glücklich, denn er brauchte nicht mehr zu stehlen und zu betteln; doch dies Glück ward bald vergällt, denn sein Junker war ein boshafter Knabe, der seine Lust daran fand, seinen Diener zu quälen. Gern wäre dieser entflohen, doch etwas hielt ihn zurück, was allen Schmerz reichlich aufwog: das Studium! Hinter dem jungen Herrn sitzend, stahl er von den Lippen des Lehrers jedes Wort, und der Same des Wissens fiel auf fruchtbaren Boden. Dem Erzieher entging nicht die Ueberlegenheit des Dieners über den Herru und wenn sein Schüler nicht die Lection wußte, beschämte er ihn und ließ sie dem Diener aufsagen. Dafür rächte sich der Junker auf seine Weise, doch schließlich erwachte in Sylvester das Selbstbewußtsein. Er ist 16 Jahre alt. Er frägt sich: Mit welchem Rechte schlägt man mich hier, mit welchem Rechte kränkt so der Mensch den Menschen?

— — — — „es hat hier eine Hand
Mir wohlgethan;
Doch eine and're schlug die Wohlthat
Herunter mit dem Stock,
Wir schulden einander folglich — Nichts!“

Er zieht aus dem Herrenhaus hinaus, wo für ihn kein Bleibens mehr ist. Der gutherzige Erzieher eilt ihm nach und steckt ihm sein Jahrgehalt zu, doch beschwört er ihn, weiter zu studiren, denn er sei nicht für sich geboren, sondern für das Vaterland, für die Welt.

Der Jüngling beginnt seine Wanderzeit.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßt sein Herz.

Zum ersten Male sah er die Natur,
Die Schönheit der Natur!
— — — — — — —

Und still der Jüngling stand,
Blickt' andachtsvoll ringsum;
Und wenn er Aug' und Seele
Hinschweben ließ am hehren Horizont,
Da übermannt' ein heiliges Gefühl ihn,
Er kniete hin und betete:

„Ich bete, Gott, Dich an; jetzt weiß ich, wer
Du bist! oft hört' ich, sprach oft aus,
Doch nicht begriff ich Deinen Namen.
Die herliche Natur erklärte
Mir Deine Macht und Güte!
Gelobt seist Du, gelobt in Ewigkeit!
Ich bete, Gott, Dich an, ich kenne Dich!"

Doch wie schön ihm die Natur erschienen auf Bergen und in Thälern, so unglücklich fand er überall die Menschen, von Elend und der Tyrannei bedrängt.

Und immer kleiner ward ihm
Das eig'ne Leid,
Bis er es endlich ganz vergaß,
Und nur noch sah und fühlte
Der Andern Leid.

Und er folgte dem Gebote des braven Erziehers, ging zur Schule und ward unter den Kameraden „was unter Sternen ist der Mond". Deshalb von den Uebrigen mit Neid und Hohn verfolgt, zieht er sich in die Einsamkeit zurück. Hier las er die Weltgeschichte und sog ihre mächtigen Lehren mit dürstenden Zügen in seine Seele. Hier erhob er zu seinem Gott die Freiheit und gelobte es, ihr Apostel, und müßte es sein, ihr Blutzeuge zu werden. So reifte Sylvester zum Mann heran und beendete seine Studien. Sein Wissen hatte ihm schon auf den Schulen einen Namen gemacht, man bot ihm ein reiches, einträgliches Amt an, doch er gieng lieber als Dorfnotar unter arme Menschen, um ihr Lehrer und Vater zu werden. Bisher hat man dem Volke nur die Pflichten eingeprägt, er will ihm seine Rechte verkünden.

Der Erfolg krönte sein Bemühen. Das Volk wurde arbeitsam und klug und segnete seinen Lehrer und Freund.

Doch Herr und Pfaffe hatten sich verbunden, das Volk in seiner Dummheit zu erhalten. Ihr ganzer Groll wandte sich gegen den Apostel der Freiheit und Menschenwürde.

Droben im Schlosse gab's ein Wesen, das den Mann des Volkes verehrte und das unglücklich war, wenn man Uebles von ihm sprach. Der junge Mann ahnte nicht, daß er im Herrenhause eine Freundin hatte. Er sah das Edelfräulein zuweilen und so oft er sie sah, versank er in Gedanken; zuweilen überkam ein wunderbares Gefühl sein Herz.

Der Mensch ist nicht nur Bürger,
Er ist zugleich auch Mensch.
Soll er stets And'ren leben,
Und nie sich selbst?

Und er traf öfters das Mädchen, einmal kam er auf seine Vergangenheit zu sprechen und sie erfuhr die Geschichte seines Lebens. Was der Jüngling erzählte, machte ihr Herz erbeben und schluchzend weinte sie mit ihm.

Der Gutsherr ließ den Notar auf's Schloß rufen und hielt ihm seine Schandthaten vor, doch furchtlos erwiederte dieser, daß er der Schule entwachsen sei und keine Lehren annehme; der Herr möge sich hüten, denn er hätte das Volk gegen sich.

Der Pfarrer predigte am nächsten Sonntag, daß Sylvester ein Frevler und Seelenverderber sei. Der König würde diejenigen tödten lassen, die mit dem Empörer länger Umgang pflegen würden und Gott würde ihre Seelen verdammen, weil sie die Freunde des Gottesleugners gewesen.

Das dumme Volk war bestürzt und glaubte schließlich dem heuchlerischen Pfaffen und verjagte seinen Freund und Wohlthäter. Ein Grund mehr, für das irregeleitete Volk zu kämpfen, denn das Volk ist wie das Kind; es muß erst zum Manne erzogen werden, damit es recht zu handeln wisse.

In der Nacht flieht Sylvester aus dem Dorfe, er wirft einen Blick zum Schloß hinauf, um mit diesem Blick von derjenigen zu scheiden, der nächst dem Volke all' seine Gedanken gehören. Doch als er gehen wollte, sah er sie an seiner Seite stehen. Der Schmerz

des Abschieds bricht das Schweigen und sie gestehen einander ihre Liebe. Die Jungfrau giebt dem Jüngling als Talisman den Verlobungsring. Das sanfte Mädchen von reinem Herzen, die Tochter des hochmüthigen Herrn liebt nicht den Romanhelden, sondern den selbstlosen Jüngling, dessen Herz der ganzen Menschheit schlägt.

Sylvester zog in die Stadt, wo er einst gestohlen, gebettelt und gedient und miethet dort in der Vorstadt ein Bodenstübchen; er wußte selbst noch nicht, was er beginnen würde. Da tritt eines Tages eine verschleierte Dame in sein Stübchen. Es war die Freundin. Angst und Liebe haben sie hierher geführt.

„Ich bin Dir nachgekommen, sprach das Mädchen,
Ich bin Dir nachgekommen; wenn ich
Dir lästig bin, so kannst Du fort mich weisen;
Und fürchte nicht, daß ich Dir's übel nehme.
Ich setze dann mich draußen auf die Schwelle,
Und sitze dort, bis mir das Herz zerspringt.
Ich kam Dir nach, ich konnte ja nicht bleiben,
Ich folgte überall Dir bis hierher,
Und bin jetzt hier.
Was wirst Du, sage, mit mir thun?"

Der junge Mann warf sich an ihre Brust,
Und lange schluchzten beide — glücklich.

So stößt Du mich nicht von Dir? sprach das Mädchen,
Und bei Dir bleiben kann ich? Ja, ich bleibe,
Damit die Hälfte Deiner Schmerzen mein
Und Dein sei meine ganze Freude!
Mit Dir zusammen dulde
Ich Noth und Kummer;
Und murr' ich ein Mal nur, so glaube
Mir ferner nicht, daß ich Dich liebe, oder
Daß je ich Dich geliebt!"

Und sie lebten wie Mann und Weib, obwohl kein Priester, aber Gott selbst und die Liebe sie verbunden hatten.

Und es begann die große und heilige Mission des Weibes: die darin besteht, Theil zu nehmen an den Leiden des Mannes, ihm Trost zu spenden in seinen Kümmernissen.

Nie hat ein Dichter die Größe des Frauenherzens erhabener geschildert als Petöfi in dieser Apotheose des liebenden Weibes.

Sylvester war glücklich, doch er durfte sich nicht dem Rausch des Glückes hingeben. Er mußte für sein Weib und für sein Kind sorgen. Er ging an die Arbeit und schrieb ein Buch voll mächtiger Ideen und trug es zum Verleger. Dieser lobte den Verfasser, er sei ein großer Mann, selbst Rousseau hätte nichts Besseres geschrieben, doch sei er auch ein großer Narr, wenn er glaube, daß die Censur den Druck eines solchen Werkes gestatten würde.

Sylvester wollte nun milder schreiben und wurde noch bitterer, er zerriß, was er mit seinem Herzblute geschrieben, und wartete unter unbeschreiblichen Qualen auf die Zeit der Gedankenfreiheit.

Doch er mußte leben, sie waren ihrer drei, bald wurden sie ihrer vier und vierfach war die Noth. Er fristete durch Abschreiben das Leben der Seinen. Die kleine Dachkammer, die Werkstätte weltbeglückender Ideen, wurde eine Stätte des Elends. Hunger und Wahnsinn fletschten ihre Zähne. Der Säugling starb vor Hunger. Ergreifend ist die Verzweiflung der Mutter geschildert. Das sanfte Weib, von wildem Leid gefoltert, erging sich in furchtbaren Verwünschungen. Der Schmerz des Vaters war stumm.

Die Zeit änderte sich. Die gewaltigen Gedanken des Apostels traten aus ihrem Kerker hervor und durchflogen die Welt. In einem Keller fand er eine Presse und dort druckte er sein Werk gegen König und Pfaffen, gegen Hierarchie und Tyrannei und die durstige Welt erlabte sich an dem reinen, frischen Trunke. Doch die erbleichende Macht verfolgte den Frevler am Glauben und an der Majestät und das feige und dumme Volk sprach das Urtheil nach. Man gestattete ihm nicht einmal von Weib und Kind Abschied zu nehmen. Wuth und Schmerz raubten ihm die Besinnung. In Ketten geschlagen, erwachte er im finstern Kerker. Die Gedanken an die Seinen, die Seelenqualen und schreckliche Träume zehrten an ihm.

Ein starker Geist erlahmt, der das Gewicht solcher Minuten zu ertragen hat und er mußte diese namenlose Qual Jahre hindurch mit sich schleppen.

Nach zehn langen Jahren fällt zuerst ein Sonnenstrahl in die Nacht seines Kerkers. Ein Vogel hat sich auf die Kerkermauer gesetzt und singt sein Lied.

Doch horch! welch' leise, ungewohnten Töne!
Aufhorcht der Gefangene mehr und mehr
Und sank so tief in's Lauschen, daß er nicht
Zu athmen wagte.
Und seine Seele öffneten die Töne,
Gleichwie den Blumenkelch der Sonnenstrahl;
Und seine Lippen lächeln
Zum ersten Male nach zehn langen Jahren.

Auf das Gesims der Kerkermauer flog
Ein Vögelchen, nicht weit von seinem Fenster,
Dort sitzt der kleine Vogel jetzt und singt,
O wie so schmuck er singt!
Und der Gefang'ne sprach, nein, dachte nur,
Zu sprechen wagt' er nicht,
Um zu verscheuchen nicht den lieben Gast.

„Mein Gott, wie wohl, wie wohl thut das,
Zum ersten Male hör' ich solche Töne,
Seitdem ich hier bin, und doch bin ich
Schon lang', sehr lange hier!
Sing', sing', mein Vöglein, singe!
Dein Sang erinnert mich,
Daß einst ich lebte, jetzt noch lebe,
Dein Sang erinnert an die Jugend,
Den schönen Frühling und an dieses Frühlings
Prachtblüthe, an die Liebe, mich!
Dein Lied weckt meine Leiden,
Doch tröstet sie zugleich, und Schmerz getröstet
Ist lieblicher vielleicht als Freude!
Sing', sing', mein Vöglein, singe!
Wer hat dich her zu mir gesandt?
Wer sagte dir: flieg' auf die Mauer,
Auf die nur Fluch sich niederließ?
O heil'ger Himmel, diese Ahnung!
Sie tödtet mich, sie tödtet
Mit ihrem Glücke mich!
Mir flüstert eine Ahnung zu,
Daß ich frei werde — — —
Du kleiner Vogel auf der Mauer dort,

Du freier Wanderer der freien Welt,
Du kündigst mir die Freiheit an!
So ist's, so wird es sein, ich zweifle nicht!
Sei stark, mein Herz! wenn Dich der Gram nicht brach,
So breche Dich die Freude nicht!

Fürwahr, so wird es sein: zum Ekel wird
Der Welt das Joch am Ende und die Schmach;
Abwerfen wird sie beide, und zuerst
Auch dieser Gräber Pforten öffnen,
Und ihre ersten Freudenthränen werden
Auf's Antlitz derer fallen,
Die für die Freiheit hier gelitten!
Du kleiner Vogel auf der Mauer dort,
Du freier Wanderer der freien Welt,
Du kündigst mir die Freiheit an!"

Die Kerkerthüren öffnen sich; mit matten Schritten wankt er in's Freie.

Wie Muttermilch das Kind,
So gierig sog er ein
Die Süßigkeit der freien Luft;
Und jeder Athemzug hob ab
Ein qualvoll' Jahr von seiner matten Seele.
Die frische Luft verjüngte ihn,
Verjüngte seiner Seele Kraft,
Doch alt, gebrechlich blieb sein Leib.
Nur schwankend ging er, auf den Stock gestützt,
Die Lüfte wiegten traurig
Sein langes weißes Haar und seinen Bart.
Er lebte hundert in zehn Jahren. (Opitz.)

Sein erster Weg führt ihn nach dem Hause, wo sein Bodenstübchen war. Hier muß er erfahren, daß das arme Weib des Sträflings ausgelitten und das Kind? wahrscheinlich verdorben und gestorben. Er geht zum Kirchhof, um die letzten Thränen, die ihm noch geblieben, am Grabe der Theuren zu vergießen. Doch er kann ihre Gräber nicht finden. Nur ein Gedanke tröstet ihn in seinem Grame, daß sein Volk frei ist, daß er nicht umsonst gestritten und gelitten hat. Doch bald muß er mit Schaudern erfahren, daß die Nation noch schrecklicher geknechtet ist, als zu jener Zeit, da er

für sie sein Wort erhoben hatte. Die Menschenwürde war zwergenhaft verkrüppelt, während die Tyrannei riesenhaft erstarkte. Umsonst waren alle Leiden, alle Opfer.

Den gebrochenen Körper erhob, belebte und stählte ein furchtbarer Vorsatz, von dem vielleicht das Schicksal der Nation abhängt. Er nimmt die Mordwaffe zur Hand, um sich und das Volk zu rächen.

Die Stadt schwimmt in Lärm und Glanz. Das Volk wälzt sich durch die Straßen und jubelt seinem Tyrannen zu. „Es lebe der König!" ruft die Sklavenbande. Doch die Hochrufe der tausendköpfigen Menge übertönt der gellende Schrei „Der König sterbe!" Sylvester zielt auf den König, doch die Kugel geht fehl. Der Mörder flieht nicht, er bleibt, bis man ihn zu Boden stürzt und wer ihm in das faltige Antlitz spucken und sein greises Haupt mit Füßen treten kann, ist glücklich. Nach einigen Tagen fällt sein Kopf unter dem Henkersbeil. Und den Leichnam des Gerichteten verscharren die Henkersknechte neben dem Galgen.

Dies ist die Leidensgeschichte des Apostels der Freiheit und Menschenwürde.

Im kurzen Epilog weist der Dichter auf die freie Nation, die der ausgestorbenen Sklavennation nachfolgte. Die Söhne der neuen Zeit werfen die gesprengten Ketten auf das Grab ihrer Väter, damit sich diese beim Klirren der Sklavenbande noch im Grabe ihrer Feigheit schämen mögen. Und dankbar gedenken die Sieger jener Großen und Heiligen, die auch in der Knechtschaft frei waren und denen Tod zum Lohn geworden; ein Tod der Schande.

Indem der Dichter die Vergangenheit der Nation als eine schmachvolle Sklaverei darstellt, verurtheilt er die Jahrhunderte und wird ungerecht.

Petöfi liebt es, gewisse krankhaft überspannte Empfindungen zu einer Art von dämonischer Erhabenheit zu steigern. In dieser Dichtung predigt er die Verachtung der Menschheit, er secirt spöttisch die Gesellschaft, malt den Reiz der Sünde, ersetzt die Regel durch die Ausnahme, breitet stürmische und leidenschaftliche Existenzen und gewaltthätige Zustände vor uns aus.

Dies Alles zugegeben, bleibt die Dichtung dennoch ein großer Wurf, in welchem der Dichter der grollenden Stimmung des Sturmes und Dranges gewaltigen Ausdruck verliehen hat. Mögen wir mit kühlerem Blut über Dies oder Jenes den Kopf schütteln und manche Ungeheuerlichkeit hinwegwünschen, wir werden doch von dieser Dichtung fortgerissen; denn ein großer Dichter spricht aus derselben.

Es ist Uebertreibung im ganzen Gedichte, unser moralisches und ästhetisches Gefühl wird fast Sang für Sang beleidigt und doch folgen wir athemlos dem Fortschreiten des Gedichtes, und wir interessiren uns für den Schwärmer, der die Freiheit zu seinem Dogma erhoben hat, zuerst ihr Apostel und dann ihr Märtyrer wird. Doch Sylvester's Gestalt ist nur in den Kinderjahren wahr und lebendig gezeichnet, später wird sein Charakter verschwommen und unklar, als hätte der Held selbst nicht gewußt, was er eigentlich gewollt. Ein solcher Schwärmer und Träumer muß sich in allen Lebenslagen unglücklich und unbefriedigt fühlen. —

Die Composition der Werke ist ungleich, einzelne Theile sind von ergreifender Schönheit, doch die Charakteristik ist schwach.

Der Literarhistoriker Eugen Peterfy sagt ganz zutreffend: „Es sind Stellen im Gedichte, die an Byron erinnern, das Ganze indessen ist doch nur die Ausgeburt eines Deliriums. Petöfi wird übrigens im „Apostel" der Vertreter völlig fremder Ideen. Er hört hier auf, mit dem ungarischen Volke zu fühlen, er vergißt seinen wirklichen Helden „János vitéz" und stellt einen in Lumpen geborenen, gegen Tyrannei und Königthum witternden Gamin als Repräsentanten des Volkes hin."

Das Gedicht ist nach Inhalt, Ziel und äußerer Form rhapsodisch. Es fehlt die epische Ruhe. Eine aufgeregte lyrische Stimmung durchzieht das Ganze.

Für den „Apostel" konnte Petöfi in den bewegten Zeitläuften keinen Verleger finden. — — —

Am 11. Juni erklärte Petöfi im Amtsblatte, daß er nicht nur von seinem Range als Major, sondern auch dem Soldatenstande für immer entsage, und er bezeichnet seine Verleumder als

feige Memmen, die sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen hätten, während er an Bem's Seite mit Auszeichnung gekämpft.

Petöfi befand sich in einer fieberhaft erregten Stimmung.

Er mußte unter den schwierigsten Verhältnissen für die Erhaltung seiner Familie sorgen; seine persönlichen Conflicte, die Hoffnungslosigkeit der politischen Lage und der Tod der geliebten Eltern erfüllten ihn gleichmäßig mit Schmerz und Bitterkeit.

Die materielle Frage erfuhr durch den Verkauf des zweiten Bandes seiner Gedichte eine günstige Lösung, auch zahlte die Regierung für sein patriotisches Gedicht „Der Honvéd“ 500 Gulden Ehrensold und so war für die Seinen vorläufig gesorgt.

Doch im Geschick des heißgeliebten Vaterlandes schien keine Wendung zum Besseren einzutreten. Die Ereignisse gestalteten sich immer trauriger.

LIII.

Der Anfang vom Ende.

Am selben Tage, an welchem Görgei siegreich in die Ofner Festung einzog, ward Ungarns Schicksal beschlossen. Der Aufstand hatte eine solche Ausdehnung gewonnen, daß das geschwächte Kaiserreich denselben allein nicht mehr zu unterdrücken vermochte.

Um Ungarn zu vernichten, hatte man Land gegen Land, Nation gegen Nation gehetzt. Und als Alles nichts fruchtete, da verbanden sich zwei mächtige Kaiserreiche zum Ruin eines einzigen Volkes, aber eines Volkes von Helden.

In ihrer Bedrängniß wendete sich die österreichische Regierung an Rußland um Hilfe.

Die Theilnahme der Polen an dem ungarischen Kriege und die laute Freude der polnischen Grenzlande über die siegreichen Waffen der ungarischen Insurgenten gaben Zeugniß von der hohen Bedeutung dieses Kampfes für Rußland. Nicht für Oesterreich, für die Sicherheit des eigenen Landes griff der Zar aller Reußen zu den Waffen.

Nach dem Plan der gemeinsamen Operation sollte eine russische Division sich der österreichischen Donauarmee unter Haynau, dem neuen kaiserlichen Oberfeldherrn, anschließen, ein anderes Corps unter General Lüders Siebenbürgen wieder erobern, während die russische Hauptmacht unter Paskiewitz ungefähr 130,000 Mann stark durch Galizien nach Ungarn einbrechen sollte. So auf allen Seiten von furchtbaren Streitkräften bedroht, hatten die Ungarn nur die Wahl zwischen Unterwerfung und Vernichtungskampf. Kossuth, zu letzterem entschlossen, wußte die Nation zu den größten Opfern zu bestimmen. Sein flammendes Wort entzündete in dem leidenschaftlichen kriegerischen Volk eine Begeisterung und eine Kampflust ohne Gleichen.

Es kamen die traurigen Tage von 1849. —

Das über Oesterreich triumphirende Ungarn wurde unter dem russisch-österreichischen Bündniß zermalmt, trotzdem schrak die ungarische Jugend nicht vor dem Kriegsdienst zurück, auf ihren Stirnen ist nicht mehr Siegeszuversicht, nur Todessehnsucht zu lesen. Der siegreiche Kampf der Nation verwandelte sich in ein verzweifeltes Ringen mit der Uebermacht.

Auch Petöfi, der Barde, der Rufer im Streite, stimmt seinen mächtigen Sang an. In „Auf zum heiligen Kriege" sieht er die Probezeit gekommen. Er bangt nicht vor dem letzten Gerichte, nicht für sich, nicht für die Nation, jene mögen erzittern, die frech auf Ungarn hereingebrochen. Begeistert ruft er die Nation in die Bahn zum Heldentode.

Der Kampf wird immer hoffnungsloser, der Dichter verliert sein Vertrauen in die Kraft der Nation, seinen Glauben an den Sieg der gerechten Sache. Seine Seele schauert bei den furchtbaren Schlägen des Schicksals, er frägt verzweifelt, ob Jemand übrig bleiben werde, um die „schrecklichen Zeiten" zu schildern.

Der nordische Coloß wälzte sich über die Grenzen Ungarns, um „den Fall Oesterreichs abzuwenden", wie Fürst Paskiewitz's kränkender Bericht lautete.

Das Verhängniß schritt nun rasch vorwärts.

Die verlorenen Schlachten an der Waag, die Erfolge des

Banus Jellasić in der Bácska, das siegreiche Vorrücken der Russen im Norden das Landes und in Siebenbürgen, all' das kam so rasch, daß das Volk in banger Erwartung der Zukunft entgegenblickte.

Kossuth klagte wegen der Mißerfolge Görgei an und ernannte den alten Mészáros zum Obercommandanten. Görgei lag am Wundfieber krank darnieder, als die Verfügung bekannt wurde, die Generäle und Officiere demonstrirten für ihn um sein Verbleiben, so daß Kossuth sich zur Zurücknahme seiner Entschließungen bequemen mußte. Man wagte es nicht, den Gewaltigen, dem man mißtraute, von einer Armee zu trennen, die ihm mit Begeisterung anhing.

Am 1. Juli stand Petöfi wieder auf dem Museumsplatz in Pest und hielt eine zündende Rede, um das Volk zum Kampf gegen Rußland und Oesterreich zu befeuern.

Außer ihm sprachen noch Egressy, Arany und Fáncsi.

Wenige Tage darauf verließ Petöfi Pest und begab sich mit seiner Familie nach Mezö-Berény zu seinem alten Freunde, dem Maler Samuel Orlai-Petrics.

Auch Kossuth und die revolutionäre Regierung hatten wegen der heranrückenden Feinde ihren Sitz von Pest nach Szegedin verlegt.

Die Offensive der kaiserlichen Hauptarmee begann mit Erfolg. Raab war erstürmt, Ofen-Pest von den Feinden besetzt worden.

Die schweren Strafen, die General Haynau über die Hauptstadt verhängte, waren das Vorspiel der kommenden Schreckenstage.

Görgei mußte sich gegen die Theiß zurückziehen, die Catastrophe war unvermeidlich.

LIV.

Familienfrieden.

In Mezö-Berény lebte Petöfi in tiefster Zurückgezogenheit der Liebe und Freundschaft. Wenn er die Gedanken von dem traurigen Geschick des Vaterlandes abwenden konnte, fühlte er sich

glücklich im Kreise seiner Lieben. Ja, in dieser schrecklichen Zeit findet er die Seelenruhe, eine humoristische Biographie seines sieben Monate alten Söhnchens zu schreiben. Eine Idylle inmitten des wüsten Schlachtenlärmes. In diesem humoristischen Werkchen äußert sich das Familiengefühl des Dichters auf's Ergreifendste.

Petöfi schreibt:

„Mein Sohn Zoltán wurde am 15. December 1848 um zwölf Uhr Mittags in Debreczin in der Dreißigstamtsgasse, im Hause des Schneiders Ormos, in der Stube neben dem Hausthore geboren.

Als ich im September unter die Soldaten gegangen war, brachte ich meine Frau zu ihren Eltern nach Erdöd; da jedoch der dortige Aufenthalt wegen des Aufruhres der Walachen nicht genug sicher war, überführte ich sie nach Debreczin, wo ich mit meinem Bataillon lag. So ereilte denn meinen Sohn das Unglück, in Debreczin auf die Welt zu kommen. An einem Freitag und was noch mehr sagen will, in Debreczin! denn Debreczin ist noch gefährlicher als ein Freitag. — — — — — — —

Am 14. December Abends sprach ich mit meiner Frau über Tacitus, als ihr plötzlich übel wurde; sie litt bis zum Mittag des nächsten Tages die gräßlichsten Schmerzen, bei deren Erinnerung noch heute meine Seele erbebt; ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Aermste die Geburtswehen überleben werde, da sie auch sonst so klein, schmal und schwach war, oder wenigstens so zu sein schien, daß der geringste Wind sie forthauchen könnte. Auch mein Sohn ist so schwach, so kahl und klein, ja ich möchte sagen so formlos, daß ich ihn im ersten Augenblicke für todtgeboren hielt. Im Alter von drei Tagen erkrankte er und die Krankheit hatte ihn noch mehr hergenommen; doch bald genas er und hierauf gedieh er sichtlich. Bald darauf taufte ich ihn Zoltán. Sein Pathe war Johann Arany, einer der größten Dichter und der bravsten Menschen der Welt, seine Pathin Frau Arany, eine ebenso gute Gattin und Mutter, als schlichte Frau.

Sowohl ich, wie Juliska, wir freuten uns unendlich über die Geburt unseres Sohnes, doch gewiß größer war darob noch die

Freude meiner guten, verewigten Eltern. Mein Vater schrieb mir am 20. December von Pest aus:

„„Geliebte Kinder! Zuerst wünsche ich eine gedeihliche Gesundheit meinem von Gott geliebten Zoltán, meiner Juliska und Dir, mein Sándor. Ich habe Deinen Brief erhalten, und ich und Deine liebe Mutter, wir haben eine Herzensfreude darüber empfunden, daß Gott unserer lieben Juliska in ihrer schweren Stunde beigestanden. Wir wünschen auch für die Folge meinem unschuldigen Zoltán eine fröhliche Gesundheit, damit er wachse und gedeihe.

Am 20. ließ ich eine Halbe Wein holen und hob voll Freude mein Glas, daß es auch mir noch beschieden ist, von meinem Enkel zu sprechen. In meiner Freude gab ich auch dem Gyuri, Deinem alten Diener, mein Sohn, ein Seidel Wein. Wir küssen Dich, mein liebes Kind. Dem Zoltán muß man einen Säbel kaufen, denn er ist in einem Jahr geboren, da man an der Seite eines jeden kleinen Kindes einen Säbel sehen muß. Bis heute hatte ich eine besondere Lust am Kampfe, doch nun ist diese Lust verdoppelt, damit mein lieber Enkel...... So mir Gott Gesundheit giebt, bleib' ich nicht zu Hause."" —

Meine liebe Mutter fügte folgende Zeilen bei:

„„Meine einzig Geliebten, verzeiht, daß der Alte so viel Unsinn schreibt. Die Freude darüber, daß sowohl Juliska als Zoltán am Leben blieben, stieg ihm zu Kopf. Ich wünschte so lange zu leben, bis ich meinen lieben Enkel an die Lippen drücken und mit einem warmen Kuß berühren dürfte.""

Dieser Wunsch meiner armen Mutter sollte sich nicht erfüllen; sie starb bevor sie ihn gesehen. Ihre letzten Worte waren: „Also kann ich mein liebes Enkelkind nicht mehr sehen."

Im Laufe des Winters war mein Vater einmal von Pest nach Debreczin gekommen, und dort sah er Zoltán und ein grenzenloses Entzücken hatte ihn erfaßt. Von dort kehrte er wieder nach Pest zurück, und bis zu seinem nicht lange darauf erfolgten Tode bildet sein Enkel das Haupt- und Lieblingsthema seines Gespräches, und er bewegte noch auf dem Todtenbette, als er schon nicht mehr sprechen konnte, seine Arme, als ob er ein kleines Kind wiegen

würde, dadurch wollte er meiner Mutter zu verstehen geben, daß er an seinen kleinen Enkel denke.

Ach, mein Sohn, wenn Du wirst erwachsen sein, achte und liebe das Andenken dieser beiden heiligen Alten, die mich so unendlich liebten und die auch Dich, wenn sie nicht gestorben wären, so unendlich geliebt hätten, wie nur Dein Vater und Deine Mutter Dich lieben können.

Anfangs war mein Sohn ein sehr gutes Kind. Zwei zusammengestellte Stroharmsessel waren sein Bett und er schlief ein, ohne daß man ihn zu wiegen brauchte; doch später nahmen ihn Frau Vörösmarty und Frau Vachott in ihre Arme und schleppten ihn herum, und dadurch gewöhnte er sich so an das Schaukeln, daß man ihn seither nur mit einer beispiellosen Plackerei einschläfern konnte. Eine andere Mühe hatten wir mit ihm gleich nach der Geburt, nämlich, daß er einige Wochen durchaus die Brust nicht nehmen wollte, und es dauerte sehr lange, ihn daran zu gewöhnen. Sechs Wochen lang stillte ihn seine Mutter, doch als ich im Januar nach Siebenbürgen ging, versiegte der Armen infolge des Trennungsschmerzes die Milch und mein Sohn gerieth in Ammenhände. Seine erste Amme lief nach einigen Tagen den Soldaten nach, seine zweite Amme stillte ihn nur beiläufig einen Monat, dann wurde sie krank und mußte fort, die dritte stillt ihn noch heute.

Die erste Bravour meines Sohnes war, daß er sich, zwei Wochen alt, im Bette aufsetzte. Diese Körperbewegung gefiel ihm so sehr, daß er sie dann fortwährend übte. Freilich gelang sie nur selten, und auch dann nur unter solcher Anstrengung, daß er dabei roth und gelb wurde.

Seine Reisen begann er schon im Alter von zwei Monaten. Im Februar ging er mit seiner Mutter nach Szalonta zu den Arany'schen, dort verblieben Beide bis zum Mai, bis ich von der Armee heimkehrte. Von dort ging er mit uns nach Pest, und von Pest, als die Russen in's Land einbrachen, kam er im Juli hierher, nach Mezö-Berény.

LV.

Petöfi's letzte Tage.

Eines Tages, als Petöfi zum Fenster hinaussah, erblickte er auf dem Markte zwei Wagen mit Honvéd's, in dem einen derselben erkannte er sofort seinen Freund Gabriel Egressy, und rief ihn herein. Egressy befand sich in Begleitung eines Adjutanten Bem's, des Obersten Alexander Kiß, der eine wichtige Nachricht des Generals an die Regierung in Szegedin überbracht hatte und dort erfuhr, daß sich Petöfi in Mezö-Berény aufhalte. Um Petöfi in Bem's Namen nach Siebenbürgen zu rufen, kam der Oberst nach Mezö-Berény.

Petöfi konnte diesem Drängen nicht widerstehen.

Er fragte seine Frau, die der Scene beiwohnte, mit der ganzen Zärtlichkeit, der er fähig war: „Nun, meine Juliska, was sagst Du dazu, gehen wir?"

Sie antwortete, sie würde ihm folgen, wohin ihn sein Schicksal führe.

Egressy erwähnte, daß auch er zu Bem gehe, da könnten sie zusammen reisen. Nun übergab Petöfi seine werthvollsten Briefschaften und Papiere Orlai zur Verwahrung, und eine Stunde später fuhr Petöfi mit Frau und Kind und Freund Egressy nach Várad und von da nach Siebenbürgen, nachdem er in Torda die Seinen der Gastfreundschaft des wackeren reformirten Pfarrers Miklos anvertraut hatte.

Unterwegs erfuhr er, Bem sei mit seiner Armee nach der Moldau marschirt. Entschlossen, ihm dorthin zu folgen, ward er benachrichtigt, daß sich der General schon wieder auf dem Rückweg nach Siebenbürgen befinde. Nun eilte er ihm mit Egressy bis zu dem Städtchen Bereck entgegen.

Dort gab es ein rührendes Wiedersehen.

Petöfi schreibt darüber am 29. Juli 1849 seiner Frau:

„Bem traf ich in Bereck; ich blieb vor seinem Wagen stehen und grüßte ihn, er blickt auf, erkennt mich, schreit auf und öffnet

seine Arme mir entgegen, ich sprang hinauf, sank an seinen Hals und wir umarmten und küßten uns. „„Mon fils, mon fils, mon fils!““ sagte der Alte weinend. Das umstehende Volk frug Gabriel Egressy, ob ich der Sohn des Generals sei? Jetzt ist er noch viel freundlicher, herzlicher, väterlicher mir gegenüber als ehedem, und er war dies doch immer. Heute sagte er zum zweiten Adjutanten: „„Melden Sie dem Kriegsministerium, aber geben Sie acht, melden Sie das wörtlich: Mein Adjutant, Major Petöfi, welcher abgedankt hat wegen der schändlichen Behandlung des Generals Klapka, ist wieder in Dienst getreten.““

Gleichfalls heute, sagte er unterwegs, daß wir Dir hier in Maros-Vásárhely ein Quartier machen werden und ich Dich herbringen soll. Dies wäre auch mein sehnlichster Wunsch, doch bevor wir nicht festere Position gegen die in der Nachbarschaft weilenden Russen eingenommen haben, getrau' ich mir nicht dies zu thun. — —

Doch Du kannst überzeugt sein, sobald der Platz wenigstens einigermaßen sicher ist, wird dies mein Erstes sein. Wie geht's Euch, Ihr, meine angebeteten Seelen? Wenn ich nur von Euch Etwas erfahren könnte; wenn Du es halbwegs bewerkstelligen kannst, so schreibe nur ein Wörtchen, süßer Engel. Ich vermeide dazu keine Gelegenheit. Trinkt mein Sohn? Entwöhnt ihn je früher und lehrt ihn sprechen, damit er mich überrasche. Ich küsse Eure Seelen und Herzen unzählige Male.

Dein Dich anbetender Gatte

Sándor.

Petöfi's Kleidung bestand, seitdem er abgedankt hatte, aus einer Segeltuchblouse, gleicher Weste und Beinkleidern, ferner aus einem einfachen grauen Mantel und einer Officiersmütze.

Diese Civilkleidung trug Schuld an einem bedauerlichen Vorfall.

Auf dem Wege nach Maros-Vásárhely sah Petöfi, welcher durstig war, im Hofe einer Station einen Brunnen und trat, um zu trinken, hinein. Auf dem Hofe waren Artilleristen, von denen ein czechischer Feuerwerker mit Petöfi Händel anfing. Dieser wies ihn zurecht, indem er sich auf seinen Officiersrang berief. Da aber außer der Officiersmütze keine äußeren Abzeichen seine Worte be-

glaubigten, so kehrte sich der betrunkene Soldat nicht daran und beleidigte ihn noch mehr, bis ein von Petöfi herbeigerufener Officier den Zänker arretirte und Bem von dem Vorfalle benachrichtigte, der die Strenge des Kriegsgerichtes walten ließ.

Petöfi, der insofern nicht ganz schuldlos war, und ohne militärische Abzeichen nicht beanspruchen konnte, daß man seinen Rang anerkenne, that so viel er vermochte, um die Strenge des Kriegsrechtes von dem armen Czechen abzuwenden. Der General aber blieb unerbittlich und der Feuerwerker wurde am folgenden Tage erschossen.

In Maros-Vásárhely angekommen, bestellte Petöfi sogleich eine Uniform, konnte sie aber nicht mehr benützen.

In Maros-Vásárhely ging Petöfi einigemale in die kleine Kneipe, die gewöhnlich von den Kossuth- und Mathiashusaren aufgesucht wurde. Wenn Petöfi in Sicht war, stimmten die Husaren gewöhnlich eines von Petöfi's Schlachtliedern an, eine Auszeichnung, die ihn innig erfreute. Einmal sagte einer der Husaren mit Bezug auf ein damals landläufiges Sprichwort: „Wenn der Honvéd ein Halbgott ist, dann ist unser Petöfi ein ganzer Gott, den der Alte droben in seiner besten Laune geschaffen hat.“

LVI.

Die Katastrophe.

Wir kommen nun zum letzten Capitel in der Tragödie des ungarischen Freiheitskampfes, zum letzten Capitel im Leben des Freiheitsbarden.

Bem hatte im Juli in mehreren glücklichen Gefechten die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu verhindern gesucht, vermochte aber bei der Unzulänglichkeit seiner Mittel und der feindlichen Stimmung der Walachen keine entscheidenden Erfolge zu erringen.

Bem wurde benachrichtigt, daß die Russen Schäßburg (Segesvár) eingenommen hätten und er beschloß, sie sofort anzugreifen. Am 30. Juli 1849 frühmorgens brach er mit seinem Gefolge von Maros-Vásárhely auf, um sich zu seiner Armee zu begeben, die er schon gegen Schäßburg geworfen hatte.

Da Petöfi noch kein Pferd und keine Uniform hatte, suchte ihn sein Freund Egressy zu überreden, sich nicht an der Expedition zu betheiligen. Er aber, fest überzeugt, die Russen würden aus Schäßburg herausgeschlagen, erklärte, er wolle jedenfalls mit ansehen, was der Alte machen werde. Er bat hierauf Egressy, die Uniform von dem Schneider zu übernehmen, und verabschiedete sich mit den Worten: „Uebermorgen sehen wir uns wieder!“ Egressy wollte ihn nicht allein ziehen lassen und verlangte daher, Petöfi möge Bem ersuchen, daß auch er (Egressy, der einem andern Corps zugetheilt war) mit dürfe. „Ich bitte umsonst, mein Freund,“ antwortete Petöfi, „will er doch selbst mich durchaus nicht mitnehmen; aber ich kümmere mich darum nicht viel, denn ich will keinen Augenblick mehr von ihm fernbleiben.“

Ein rührendes Beispiel von Petöfi's aufopfernder Liebe war, daß er nicht nur das Vaterland, sondern auch den geliebten Freund vertheidigen wollte.

Alexander Petöfi hatte auf der Fahrt nach Schäßburg im Wagen eines Freundes, des Hauptmanns Ludwig Gyalokai, Platz gefunden; sie fuhren den ganzen Tag und hielten Nachtstation in Székely-Keresztur.

Bem verbrachte die Nacht im Castell. Der alte Herr legte sich nicht zu Bett; er studirte an einer Landkarte, die auf dem Tisch ausgebreitet lag und ertheilte in seiner knappen Art die Befehle, die sich hauptsächlich auf die Zeit des Aufbruchs und die Aufstellung der Armee bezogen.

Petöfi verbrachte die letzte Nacht seines Lebens bei einem Bekannten im Orte, dem Bürger Sigmund Varga.

Auf die Bitte des schönen Székler Mädchens, der begeisterten Tochter seines Hauswirthes, declamirt er am Morgen beim Frühstückstisch eines seiner Gedichte.

Wie von einer Vorahnung bewegt, wählte er die ergreifende Rhapsodie:

Nur Eines macht mich kummervoll:
Daß ich im Bette sterben soll!
Dahinzuwelken hoffnungsvoll, verzagt,
Der Blume gleich, geheim vom Wurm benagt;
Vergehen langsam, wie der Docht vergeht,
Der in verlass'ner, öder Kammer steht.
O Du mein Gott, erhör' mein Fleh'n:
Laß mich nicht so zu Grabe geh'n!
Ich sei ein Baum, durch den der Blitzstrahl zündend wett're,
Ein Baum, den der Orkan entwurzle und zerschmett're,
Ein Felsen, den vom Berg der Donner löse
Mit Erd' und Himmel schütterndem Getöse . . .
Wenn all' die Sklavenvölker zieh'n,
Des Joches müd', zur Wahlstatt hin,
Das Antlitz geröthet, mit rothem Panier,
Auf welchem die heilige Losung als Zier
Für die Weltfreiheit!
Und diese man weit
Hinaus posaunt von Ost nach Westen dann,
Sich ihnen stellt zum Kampf der Tyrann!
Dort fall' ich als Held
Im blutigen Feld! — — — — — —

Petöfi hatte dies Gedicht mit hinreißendem Feuer gesprochen, er berauschte sich selbst an den herrlichen Worten.

Hierauf nahm er herzlichen Abschied von der lieben Familie seines Freundes. Rosa, die schöne Tochter des Hauses, war tief bewegt. Die Kaffeeschale, aus der Petöfi getrunken, hatte das begeisterte Mädchen mit tricoloren Schleifen umwunden und zur Erinnerung an den großen Dichter sorgsamst aufgehoben. — Damals dachte sie wohl nicht, daß sie schon am nächsten Tag die bunte Schleife gegen einen Trauerflor vertauschen werde.

Petöfi fuhr wieder mit Gyalokai gegen Schäßburg. Sie mochten einige Stunden gefahren sein, ohne daß sie von den Feinden behelligt wurden. Als sie in Weißkirchen (Fejéregyháza) im gräflich Haller'schen Parke anlangten, fiel der erste Kanonenschuß. Es war gegen zehn Uhr Morgens.

Die ungarische Armee, aus 4000—4200 Mann und acht Geschützen bestehend, hatte bei Weißkirchen Aufstellung genommen.

Der russische General Lüders lag mit 18,000 Mann und 46 Geschützen in und um Schäßburg.

Schäßburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Stuhls im Siebenbürger Sachsenlande, am linken Ufer des großen Kokel (Küküllö) gelegen, besteht aus der Festung und der eigentlichen Stadt. Große Treppen führen von der Burg oder Oberstadt zur Unterstadt herab. Die Stadt mit ihrer Festungskrone, in der schönen Landschaft liegend, gewährt einen malerischen Anblick.

Damals hatte Schäßburg etwas mehr als 7000 Einwohner, die zumeist der ungarischen Bewegung feindselig gesinnt waren.

Oberhalb Weißkirchen hatte Bem seinen Artilleriepark auffahren lassen und die ungarischen Kanonen bestrichen die Schäßburger Straße.

Eine der ersten Kugeln hatte Skariatin, den Generalstabschef von Lüders' Truppenkörper, zu Boden gestreckt. Darob entstand in den Reihen der Russen eine große Verwirrung. Bem suchte den Schreck der Feinde geschickt auszunützen und unter stürmischem Éljengeschrei stürzte sich die Landwehr auf den Feind.

Im heftigen Sturm wurden die Russen mehrmals zurückgeworfen. Auf einmal entstand in den Reihen der vorwärtsdringenden Ungarn ein gräuliches Durcheinander. Eine Kosakenabtheilung hatte hinter den Gebüschen des Kokel die Ungarn umgangen und fiel von der Flanke und von rückwärts auf sie ein. Auch auf den linken Flügel stürzten feindliche Lanciers; russische Massen wälzten sich in's Thal und drängten rasch vorwärts. Der ungarische Generalstab wurde umzingelt und suchte eine Oeffnung, um zu entkommen. So gerieth Bem's Armee in dem nicht allzubreiten Thale in eine vernichtende Falle. Die Schäßburger Straße war bald von den tapferen Soldaten überschwemmt, die Bem von Sieg zu Sieg geführt hatte, und die nun in zügellosester Flucht der furchtbaren Gefahr zu entrinnen suchten, von den Pferdehufen der feindlichen Uebermacht zerstampft zu werden.

Die eigentliche Entscheidung des Tages erfolgte auf dem

Weißkirchener Gebiet, daher hätte man die Schlacht nach diesem Orte benennen sollen, doch da der Name immer von dem siegreichen Feldherrn bestimmt wird, gab General Lüders der Schlacht den Namen nach der Stadt, wo sein Truppenkörper Aufstellung genommen hatte.

Daß in jener Schlacht auch Petöfi mit vielen Hunderten sein Ende gefunden hat, ist unzweifelhaft erwiesen.

Ueber seinen Tod respective sein Verschwinden waren tausend mögliche und unmögliche Combinationen im Umlaufe.

Petöfi's Freund Albert Páky hatte es sich zur Aufgabe gemacht, das Dunkel über Petöfi's Leben zu erhellen. Nachdem im Jahre 1857 nach vieler Mühe die Gewißheit über den Ort erbracht wurde, wo der Dichter geboren, so warf Páky im Jahre 1860 die Frage auf, wo Petöfi sein Ende gefunden.

Die Stelle, wo Petöfi's Wiege stand, war entschieden, der Ort, wo sich sein Grabhügel wölbt, wird wohl nimmer erforscht werden.

Páky war von dem Princip durchdrungen, Petöfi's Ende jeder Mythe zu entkleiden, um die Wahrheit herzustellen. Bevor er sich mit der Aufsuchung des Grabes beschäftigte, suchte er sich zu vergewissern, ob Petöfi noch unter den Lebenden weile, denn groß war die Anzahl derjenigen, die glaubten, Petöfi sei als Kriegsgefangener nach Rußland geschleppt worden, von wo er früher oder später zurückkehren werde. Andere waren Jahrzehnte hindurch der Meinung, daß er flüchtig sei und sich nicht nach Ungarn getraue, weil er die Rache der kaiserlichen Regierung fürchte. Diese wurden in ihrem Glauben noch durch Gedichte bestärkt, die hie und da auftauchten und die unverkennbar den Stempel von Petöfi's Geist an sich trugen.

Da der poetische Nachlaß Petöfi's nicht geordnet war, so ist die Provenienz dieser echten Petöfi-Gedichte zur Genüge erklärt. Ich bin überzeugt, daß eine gewissenhafte Forschung noch eine große Anzahl ungedruckter Gedichte Petöfi's finden würde. Eine Aufgabe, die sich die Petöfi-társaság (Petöfi-Gesellschaft) zur ehrenden Pflicht machen sollte. Dazu genügt jedoch nicht ein einfacher

Aufruf, sondern das werkthätige Zusammengreifen eines jeden Mitgliedes jener Gesellschaft, die sich unter dem Namen Petöfi's vereinigte.

Albert Páků forderte in der „Varárnapi Ujság“ von Jenen einen gewissenhaften Bericht, die Näheres über Petöfi's Tod anzugeben wüßten, oder die Petöfi nach der Schlacht von Schäßburg gesehen und gesprochen hatten.

Das Ergebniß jener Erhebungen war, daß Petöfi in der Schlacht von Schäßburg sein Ende gefunden haben dürfte, jede entgegengesetzte Behauptung sei auf absichtliche Täuschung oder Selbsttäuschung zurückzuführen.

Was das wiederholte persönliche Erscheinen Petöfi's nach jener Katastrophe anbelangt, so ist dies als das betrügerische Vorgehen eines Menschen, der aus seiner frappanten Aehnlichkeit mit Petöfi und aus der Vertrautheit mit dessen Verhältnissen Capital zu schlagen wußte, aufgeklärt. Seit 1861 hatte man sich mit dem Gedanken befreunden müssen, daß Petöfi nicht mehr am Leben weile.

Trotz alledem aber fand die im Jahre 1877 verbreitete Nachricht, Petöfi lebe, und zwar als Gefangener in den Bleiwerken Sibiriens, auch bei ernsten Leuten vollen Glauben.

Ein Ungar, der sich den biblischen Namen Daniel Manasse beilegte, tauchte in Siebenbürgen auf und erzählte, er sei 1849 bei Schäßburg von den Russen gefangen worden und hätte bis jetzt in den Bleibergwerken Sibiriens arbeiten müssen, dort sei er mit Petöfi, der sein trauriges Loos getheilt, zusammengetroffen.

Diese mit überraschender Wahrscheinlichkeit gemachten Aussagen brachten allgemein eine fieberhafte Aufregung hervor. Endlich nahmen sich die Gerichte der Sache an, der Mann wurde scharf verhört und es stellte sich heraus, daß er ein gemeiner Betrüger gewesen, der gar nicht Manasse hieß. Der Mann war gar nie über Siebenbürgen hinaus gekommen, wußte gar nicht, wo Sibirien liege, die geschickt vorgebrachten Lügen hatte er ersonnen, um leichtgläubigen Patrioten Gelder zu erpressen.

Ueber Petöfi's Tod oder wenigstens über sein Verschwinden giebt es eine große Menge von Versionen, die einander oft voll-

kommen widersprechen. Ich will nur einige Berichte auszugsweise folgen lassen.

Ludwig Gyalokai, einer von Bem's Adjutanten, der mit Petöfi von Maros-Vásárhely bis nach Schäßburg gefahren war, veröffentlichte einen interessanten Bericht*) über sein letztes Zusammentreffen mit Alexander Petöfi.

Als Gyalokai sah, daß Alles verloren war, suchte auch er sein Heil in der Flucht, um nicht von dem heranwälzenden Menschenstrom erfaßt zu werden. Endlich gelang es ihm, die Weißkirchener Landstraße zu erreichen, er schwang sich den Straßendamm hinauf, zog sein Schwert, stellte sich den Fliehenden entgegen und gebot mit schmetternder Stimme Halt, um den Rückzug wenigstens einigermaßen zu ordnen. Doch Niemand hörte auf ihn, die Todesangst hatte alle Bande der Disciplin gelöst, wie sinnlos stürzten die sonst so tapferen Soldaten an ihrem Officier vorüber. Die einzige Aufmerksamkeit, die sie ihm erwiesen, war, daß sie ihn nicht niederrannten. Länger zu verweilen, wäre Wahnsinnn gewesen, um so mehr, als Gyalokai kaum ein paar Hundert Schritte vor sich einen Reiterhaufen heransprengen sah. Er raffte daher seine ganze Kraft und Geschicklichkeit zusammen, um seinen Wagen, den er in gedeckter Stellung zurückgelassen hatte, zu erreichen.

Auf seiner eiligen Flucht aufblickend, sah er plötzlich einige Schritte vor sich Petöfi barhaupt quer über die Straße laufen, er schrie ihn an, Petöfi schaute mit finsterem Gesichte auf, blieb wortlos stehen, um Athem zu holen. „Komm' mit," schrie Gyalokai, seine Hand erfassend und dabei wieder eilig vorwärts stürmend, „mein Wagen wartet." Petöfi lachte auf: „Glaubst Du, daß es in dieser Hölle einen Narren giebt, der hier seinen Platz zu behaupten wagt," und damit wies er auf die heransprengende Reiterschaar. „Hier giebt's keinen Ausweg, komm' auf die Seite, vielleicht können wir uns dort retten." Als er sah, daß Gyalokai unschlüssig war, riß

*) Hazánk. Történelmi Közlöny. (Unser Vaterland. Historisches Organ.) 1887, VII. kötet 4 és 5 füzet. Segesvár és Petöfi, irta id. Gyalokai Lajos.

er mit den Worten: „Hier ist keine Zeit zum Ueberlegen, ich gehe, Gott mit Dir," seine Hand aus der seines Freundes, sprang den Damm hinab und verschwand. Von diesem Augenblick an hat ihn Gyalokai nicht mehr gesehen.

Eine andere Version wird von Karl Barabás gebracht, der sie aus dem Munde eines Freundes, des Honvédlieutenants Sigmund Barthos vernahm.*)

Als in der Schlacht von Schäßburg die Kanonen auf beiden Seiten verstummten, sah der verwundete Barthos aus einem Pfützengraben auf einem buschigen Hügel bei Weißkirchen, wie Petöfi einer noch nicht fliehenden Honvédtruppe entgegenrannte und während des Laufens schrie: „Kommt nicht aus der Ordnung, kommt nicht aus der Ordnung, sonst sind wir alle verloren!" Kaum erklangen diese Worte Petöfi's, als die aus den Maisfeldern plötzlich auf ihren grauen Rossen auftauchenden Feinde eine Salve gaben, und Petöfi von einer Kugel getroffen auf's Gesicht fiel, dann stürmten sie heran und richteten unter den Honvéds ein furchtbares Blutbad an. Von der kleinen Schaar der Ungarn blieb Keiner auf seinen Füßen, wie hingemäht lagen die braven jungen Burschen da. Von diesem Anblick entsetzt, wollte sich Barthos in den nahen Wald schleppen, aber zwei große Hunde kamen auf seine Spur und begannen zu bellen; es waren die Bluthunde der Russen, die den in die Wälder flüchtenden Ungarn nachgehetzt wurden. Die Russen folgten den Hunden, nahmen Barthos das Schwert und Geld ab und schleppten ihn auf die Landstraße. Dort, wo Petöfi gefallen war, standen einige Russen auf einem Haufen beisammen; als Barthos näher kam, sah er, wie der eine den Leichnam auf den Rücken gedreht hatte und aus der Seitentasche desselben einige kleine Banknoten herausnahm. Er zeigte sie den Anderen, die sich darüber freuten, auch Barthos' Begleiter wollten hineilen, aber ihr Befehlshaber ließ es nicht zu. —

Bekannt, weil in den meisten biographischen Arbeiten über

---

*) Magyar Salon 1885. Hol nyugszik Petöfi Sándor? irta Dr. Váli Béla. (Wo ruht Alexander Petöfi?)

Petöfi's letzte Augenblicke als authentische Quelle angeführt, ist der Bericht von Josef Lengyel.*)

Das Dorf Weißkirchen war im Herbste 1848 abgebrannt und lag in Trümmern. Zwischen diesen Ruinen, die außerhalb der Schußweite lagen, faßte Lengyel in seiner Eigenschaft als Regimentsarzt Posto. Während der Arzt mit dem Verbinden der Verwundeten beschäftigt war, saß Petöfi auf dem Rest eines Backofens, ganz versunken in das Anschauen des Kampfes und der Gegend.

Lengyel erzählt: „Ich sah ihn wiederholt sich von seinem Platze entfernen, er kehrte aber immer wieder zurück und schien sich daran zu ergötzen, wie die Székler Fuhrleute die nicht weit von uns niederfallenden Kugeln auflasen.

Nach Tisch gegen vier Uhr begann die Schlacht blutiger zu werden, die Verwundeten mehrten sich. Eben amputirte ich den Arm eines Fuhrmanns aus Kaschau, als sich Petöfi von meiner Seite entfernte und sich sinnend an das Geländer der Brücke des Baches stützte, der unter Weißkirchen vorbeifließt. Petöfi stand dort etwa eine Viertelstunde.

Ohngefähr 200 Schritte von ihm arbeitete eine Sechspfünder und beschoß die längs der Landstraße hin aufgestellte russische Cavallerie. Wahrscheinlich fügte ihr das Geschütz größeren Schaden zu, denn bald begannen die Russen das Feuer heftiger zu erwiedern. Eine Kugel schlug kaum dreißig Schritte vor Petöfi in den Boden; die dadurch aufgewühlte Erde hüllte ihn ein und drang ihm wahrscheinlich in die Augen, denn er rieb sich diese lange mit dem Rockschoße aus. Nun veränderte Petöfi den Standpunkt; er näherte sich uns, und sich mit dem Rücken an einen Thorpfosten lehnend, sah er sich die Schlacht an, und zwar in Gedanken verloren, so daß selbst der bald darnach entstandene entsetzliche Tumult seine Aufmerksamkeit nicht nach dem Orte, von wo der Lärm kam, hinzulenken vermochte.

Ich lief an ihm vorbei nach einer anderen Stelle, um die Ursache all' dieses Lärmes zu erfahren und frug noch im Vorüber-

*) Vasárnapi Ujság 1860. 42 szám. Lengyel Jozsef levele.

gehen: „„Was giebt's, Major?““ Petöfi aber gab keine Antwort. Vor mir breitete sich rasch die ganze Größe des Verderbens aus. Kaum tausend Schritte vor uns lösten sich in diesem Momente zwei Regimenter russischer Lanziers aus der Massen formirenden Division los, und brachten ein dichtgeschlossenes Honvédbataillon in Verwirrung. Die Husaren schlugen sich gut, aber was vermochten sie gegenüber solch' ungeheurer Macht, sie, die kaum ihrer Dreihundert waren? Ich schrie Petöfi an und zeigte auf die sich nähernde russische Cavallerie. Petöfi rührte sich nicht und sagte blos: „Bettelkram!“ (potomság). Indes ergriff eine Minute später die ganze Front die Flucht. Ich zeigte hin auf den linken Flügel, wo auch General Bem fliehen mußte. Petöfi warf einen Blick dorthin, wendete sich wortlos ab und begann gleichfalls zu fliehen. Ich eilte ebenfalls rasch zu meinem Verbandplatze zurück, bekam mein Roß zur Hand, schwang mich darauf und sprengte davon. Die Husaren hatten bereits die Flucht ergriffen, die Artillerie ließ die Kanonen im Stiche, welche auf dem linken Flügel aufgestellt waren, und ein Theil der Infanterie flüchtete in den Wald; mich führte die Ortskenntniß den kürzesten Weg. Uns nach stürmten die zwei Regimenter Kosaken und ein drittes kam ihnen am Ufer des Flusses Kokel entgegen, um die geschlagenen Ungarn so in einen Kreis einzuschließen und ihnen das Entrinnen unmöglich zu machen. Die Husaren und der größte Theil der Berittenen hatten noch Zeit, aus dem Kreise hinauszukommen, von der Infanterie aber rettete sich nur die Reserve. Wer innerhalb des Kreises war, war verloren. Mir verhalf mein Pferd aus dem Kreise heraus. Aber Petöfi war zu Fuß und verblieb drinnen. Auf einen Hügel gelangend, blickte ich zurück und glaubte Petöfi zu erkennen. Die Stelle, auf der ich ihn zuletzt sah, ist mir noch in diesem Augenblicke so lebhaft in Erinnerung, daß ich auf sie hinweisen könnte und so oft ich an ihr jetzt vorüberschreite, taucht unwillkürlich vor mir Petöfi's damalige Gestalt auf, wie ich ihn mit unbedecktem Haupte, offenem Hemdkragen und flatternden Rockschößen fliehen sah.

Das ist, was ich mit eigenen Augen sah; aber ich beschreibe zugleich das, was ich später über ihn hörte. Mit dem Zusammen-

lesen der Verwundeten und Todten war unter Anderen auch ein alter Bekannter von mir, der pensionirte k. k. Lieutenant Toldi betraut. Von diesem weiß ich, daß es an jener Stelle war, an der Petöfi gefallen sein konnte, wo dann der k. k. General Baron Heydte die Eingrabung der Gefallenen anordnete. Bei einer späteren Gelegenheit traf ich selbst mit dem Baron zusammen und brachte das Gespräch auf die Schlacht und forschte ihn über Petöfi aus. Von ihm hörte ich, daß er sich sehr gut dessen entsann, daß er ein blondes (?!) Individuum mit spitzem Kinnbarte neben der Landstraße liegen gesehen, gefallen durch einen Lanzenstich in die Brust. Und, sagte der Baron, diese Leiche wäre ihm vielleicht gar nicht aufgefallen, hätte er an selber nicht beide Taschen der Hose wie auch des Rockschoßes herausgekehrt gesehen, aus denen Bündel beschriebener Schriften hervorschauten. Indem der Baron mir den Ort genau beschrieb, an dem das gewesen sein konnte, bin ich überzeugt, daß der Gefallene Petöfi gewesen; denn der Ort war kaum hundert Schritte von der Stelle entfernt, an der ich Petöfi zuletzt gesehen. Auch über sein Grab verschaffte ich mir Gewißheit. Es ist dieses am Ufer jenes Baches, der an der oberen Seite des Weißkirchener Gebietes herabläuft. Hier theilte der Dichter mit 134 anderen Gefallenen ein gemeinsames Grab."

Im Jahre 1882 theilte der Publicist und Advocat Karl Eötvös seine Vermuthungen über die Ruhestätte der Asche Petöfi's mit.*) Seiner Ansicht nach, die er eingehend begründet, ist der Ort, wo Petöfi gefallen, in der Gegend des vom Grafen Franz Haller umpflanzten und gepflegten Honvédgrabes zu suchen. Denn dort ist die Ebene breiter und die Flucht der zurückgebliebenen Honvéds vor dem zufälligen Cavallerie-Angriffe der Russen war schwierig und gelang nur ausnahmsweise.

„Petöfi befand sich während der Schlacht in der Nähe Bem's, nicht etwa, als ob er sich unaufhörlich um seine Person aufgehalten hätte; im Gegentheile: nach der Aussage von Augenzeugen suchte er wiederholt solche Orte auf, wo er die russische Armee und ein

*) Vasárnapi ujság 1882.

zelne entfernte Scenen des Kampfes beobachten konnte. Die Schlacht begann zwischen zehn und elf Uhr und verlief bis um zwei Uhr Nachmittags mit wechselndem Glück. Bis dahin waren zumeist nur die Kanonen thätig. Der russische General Skariatin fiel ungefähr an jener Stelle, wo jetzt sein Grabmal steht. Eine Kanonenkugel hatte ihn aus jener Batterie getroffen, die ungefähr dort stand, wo der Sárpatak die Schäßburg-Fehéregyházaer Straße durchschneidet. Hier befand sich Bem und Petöfi mochte sich bis zwei Uhr in seiner Nähe aufgehalten haben.

Dann wurde der Kampf lebhafter. Bem ließ Infanterieausfälle machen, die jedoch erfolglos blieben. Gegen drei Uhr Nachmittags zog sich Bem schon nach Fehéregyháza zurück und Petöfi folgte ihm ohne Zweifel in größerer oder geringerer Entfernung. Gegen fünf bis sechs Uhr Abends gelang die Umgehungsbewegung der russischen Cavallerie, welche sie befähigte, den rechten Flügel der ungarischen Armee von der Seite und von rückwärts anzugreifen. Sobald dies geschah, gerieth auch die von vorne bedrängte ungarische Armee in Auflösung und suchte in regelloser Flucht Rettung. Wahrscheinlich befand sich Petöfi auch jetzt nicht weit von Bem. Dieser selbst aber war mit seinem Stabe auf der Landstraße zwischen Fehéregyháza und Héjasfalva auf der südlich von dieser gelegenen allmählich ansteigenden Anhöhe; nicht weit von der Straße bestieg Bem ein Pferd und konnte so unter der Bedeckung seiner Husaren fliehen. Petöfi blieb zu Fuß, konnte also vor den Kosaken nicht flüchten.

Nun sind drei Eventualitäten möglich. Entweder wurde er als Gefangener weggeführt; dies ist aber das am wenigsten Wahrscheinliche, denn von den Gefangenen wurden später etwa fünfhundert entlassen, und einer von ihnen hätte wohl über Petöfi Auskunft geben können. Die zweite Voraussetzung ist, daß Petöfi in den südlich von der Straße gelegenen Wald flüchtete und von den Walachen erschlagen wurde. Dies ist nicht unmöglich, aber unwahrscheinlich, weil Petöfi sich im Centrum befand und seine Flucht nur nach jener Richtung möglich war, welche Bem einschlug, also auf der Landstraße. Diese war jedoch von den Kosaken

occupirt und deshalb theilte Petöfi das Loos seiner Honvéd-Kameraden, die von den Kosaken eingeholt, umzingelt und niedergesäbelt worden sind.

Im Haller'schen Honvédgrabe ruhen die Gebeine von einigen hundert Helden, denn die russische Cavallerie hatte die Honvédarmee an dieser Stelle überfallen. Hier also ruht aller Wahrscheinlichkeit nach auch die Asche Petöfi's, gemengt mit dem Staube der heimischen Erde und der Asche seiner ruhmreichen Kampfgenossen."

In der von Dr. Julius Csernatoni, Zoltán Ferenczi und Josef Kórbuly begründeten Vierteljahrsschrift für Petöfi-Forschung, „Petöfi Museum", einem sehr dankenswerthen Unternehmen, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen wäre, veröffentlicht Dr. Csernatoni gleich im ersten Hefte (Klausenburg 1888) einen sehr interessanten Bericht über Petöfi's Tod.

Im Vorjahre starb in Klausenburg der Advocat und 1848er Honvéd-Officier Alexander Vajna. Es fand sich ein sehr interessanter schriftlicher Nachlaß vor, worunter auch folgende Aufzeichnungen über Petöfi's Ende.

Vajna diente im 1848—1849er Freiheitskampfe im 10. Husaren-Regiment, den sogenannten Wilhelm-Husaren. Das Regiment hatte im Juli Schäßburg besetzt, wurde von hier nach Köhalom vorgeschoben, um die heranrückende russische Armee zu beunruhigen. General Bem hatte von diesem Husaren-Regiment vier Mann zur Bedeckung seines Wagens zurückbehalten. Unter diesen Husaren befand sich Johann Szkurka, Vajna's Gewährsmann. Szkurka trat 1848 aus der kaiserlichen Armee zu dem Revolutionsheere über, er war seit 1839 Soldat, in Folge seiner geringen Bildung konnte er keine Charge erlangen, er konnte nämlich weder lesen noch schreiben, das Ungarische sprach er mit slovakischem Dialecte.

Vajna erzählt, daß, kaum daß die Wilhelm-Husaren in Köhalom eingetroffen waren und sich mit den dortigen Truppen vereinigt hatten, sogleich die Feindseligkeiten eröffnet wurden.

Am selben Tage, an welchem in Schäßburg der siebenbürger Feldzug entschieden wurde, fand auch bei Köhalom eine Schlacht

statt. Als Vajna nach der Schlacht um zehn Uhr Abends wieder in Köhalom eintraf, begegnete er Szkurka, den sein schwer verwundetes Pferd nur mit Mühe schleppen konnte. Vajna war überrascht, den Husaren, den er bei Bem im Hauptquartier glaubte, vor sich zu sehen. Als dieser seinen Officier erkannte, stattete er sogleich dienstlichen Bericht ab. „Herr, ich melde mich gehorsamst als eingerückt,“ gleichzeitig setzte er hinzu, daß bei Schäßburg eine solche Schlacht geschlagen wurde, wie die Welt noch keine gesehen habe. Das ganze Lager sei aufgerieben; auch Szkurka's drei Gefährten hätten dabei ihren Tod gefunden.

In Köhalom hatte man noch keine Ahnung von dem furchtbaren Kesseltreiben, in das die ungarische Hauptmacht bei Schäßburg gerathen war. Vajna war bestürzt über diese Hiobspost und frug, ob die Ungarn retirirten.

„Herr!“ antwortete der Soldat, „es ist Alles aus. Entweder wurden sie niedergemacht oder sie sind gefangen. Wahrscheinlich ist auch der alte Bem verloren, da sein Wagen auf der Flucht in den Morast stürzte. Die Unsrigen haben ihn wohl herausgezogen und mit sich geschleppt, doch ich glaube nicht, daß sie mit ihm entfliehen konnten, denn der Feind war gleich hinterher. Wir Viere mußten uns der Cavallerie anschließen und kamen gleich in die Attake, doch die Ungarn hatten einen Unglückstag. Ludwig Kossuth verlor heute gar viele tüchtige Soldaten! Einer von ihnen, von den Feinden umzingelt, schoß sich eine Kugel in den Kopf.“ (Dieser Held hieß, wie es sich später herausstellte, Daczó.) „Auch der Adjutant Petöfi fiel“ — setzte Szkurka hinzu.

Vajua frug entsetzt: „Szkurka! Haben Sie Petöfi gekannt?“

„Wie denn nicht, Herr“ — antwortete dieser — „war ich doch eine Woche hindurch Ordonnanz in der Hauptcanzlei des Lagers, dort sagte man mir, daß Der mit dem weißen Kragen Petöfi sei, der Mann mit der großen Feder, der so schöne Lieder geschrieben.“ —

Vajna frug nochmals, ob Szkurka wirklich gesehen, daß Petöfi gefallen. „So wahr ein Gott lebt, schwöre ich, daß ich mit beiden Augen gesehen habe, wie sie ihn niedermachten! Als es keine

Rettung mehr gab und viele Soldaten und auch meine drei Kameraden schon gefallen waren und mein Pferd eine große Wunde erhielt, die heftig blutete, fürchtete ich, daß es zusammenbrechen würde und machte Kehrt. Doch ich floh nicht dorthin, wo die Unsrigen waren und wohin das ganze Heer floh, sondern ich wendete mich hierher und ereilte bald Petöfi, den Adjutanten, der zu Fuß und ohne Kopfbedeckung eilends vorwärts stürmte. Ich war ihm noch nicht nahe gekommen, als ich ihn schon erkannt hatte, da er auf der Flucht häufig seinen Kopf rückwärts drehte. Wie ich ihn erreicht hatte, beugte ich mich herab und fuhr ihm von hinten unter das Genick und hielt ihn an seinen Kleidern fest. Petöfi hingegen packte mit seiner Linken den Steigbügelriemen. „Herr! Vorwärts, sie sind uns auf den Fersen!“ So mochten wir zwei Flintenschüsse weit gesprengt sein, — mein Roß hielt sich noch wacker, es machte klafterlange Sprünge, — trotzdem kamen uns vier russische Lanzenreiter immer näher. Petöfi schaute sich um und rief: „Halt, bleib' stehen!“ und im selben Augenblick ließ er den Steigbügelriemen los.

„Verzeih'!“ — schrie er zornig — „mich kann selbst der Herrgott nicht retten!“ — — Damit riß er sich aus meiner Hand los und stürmte links in die Kukurutzfelder, die sich den Berg hinanzogen. Doch er mag kaum 25—30 Schritt gemacht haben, als zwei Kosaken ihm nachsprengten. Ich sah, wie der eine zweimal nach seinem Kopfausholte. Beim zweiten Schlag fiel er zu Boden und schon auf der Erde erhielt er noch einen dritten Hieb.“

Vajna frug, was der arme Adjutant in dem Momente that, als ihn der Russe im Maisfelde ereilt hatte, ob er sich nicht mit seinem Schwerte vertheidigte.

„Mit dem Schwerte? Er hatte kein Schwert bei sich, Herr!“ antwortet Szkurka, — „er besaß gar keine Waffe, nicht mal einen Strohhalm. Der Kosak hatte ihn gar noch nicht eingeholt, als Petöfi stehen blieb, er muß wohl schon sehr erschöpft gewesen sein, als ihn Jener nachkam. Beim ersten Hieb stürzte er noch nicht, erst beim zweiten.“

Vajna dachte viel über Szkurka's Behauptung nach und kam zum Schlusse, daß dieser die Wahrheit gesprochen, denn es hatte sich als richtig herausgestellt, daß die Schlacht bei Schäßburg unglücklich endete und daß die ungarische Armee zum Theil aufgerieben wurde; auch der Sturz von Bem's Wagen in den Morast und dessen Flucht unter Lebensgefahr bestätigte sich.

In der That waren Szkurka's Kameraden am Schlachtfelde geblieben, weil von den Dreien Keiner mehr zum Vorschein kam; auch war Petöfi während der Schäßburger Schlacht in Civilkleidung und hatte keine Waffen bei sich. Und so behauptete Vajna, müßten sich auch die auf Petöfi's Tod bezüglichen Umstände bewahrheiten. Welchen Zweck hätte Szkurka gehabt, nur diese Episode zu entstellen? Szkurka war ein einfacher, beschränkter Mensch, er hatte keine Ahnung von den Verlust, den die ungarische Nation durch Petöfi's Tod erlitten. Er wußte nur, daß Petöfi Adjutant gewesen sei und schöne Lieder geschrieben hatte, deren einige auch von den Soldaten im Lager gesungen wurden. Er kannte Petöfi, weil man ihn in der Feldcanzlei auf den Mann mit dem weißen Hemdkragen aufmerksam gemacht hatte. Daß Szkurka auf Petöfi's Tod kein wesentliches Gewicht legte, war daraus ersichtlich, daß er im Verlaufe seines Berichtes erst gegen Schluß von seinem Zusammentreffen mit Petöfi Erwähnung that und erst ausführlicher wurde, als Vajna von ihm detaillirten Bericht forderte.

Es sei als gewiß anzunehmen, daß Petöfi nicht am eigentlichen Schauplatz der Schlacht geblieben, auch nicht dort Rettung gesucht habe, wohin das ungarische Heer geflohen, unter den vielen Menschen hätte ihn wohl einer sehen müssen.

„Und so ist Szkurka's Behauptung, an welche ich glaube und der ich mich anschließe, wahr.“

Die Stelle, welche den sterblichen Resten des unsterblichen Sängers und Freiheitshelden als Ruhestätte dient, ist bis heute nicht ermittelt und wird es vielleicht nie werden. Albert Páķh forschte Anfangs der sechziger Jahre auf dem Schlachtfeld von Schäßburg nach den Gebeinen von Petöfi. Seither wurden diese

Versuche viermal in Angriff genommen, alle diese Versuche haben jedoch ein negatives Resultat ergeben.*)

Ich halte das Herumstöbern unter den gebleichten Knochen jener Schlachtopfer für pietätlos. Wie leicht hätte man sich trotz aller anthropologischen Erfahrungen irren können und es wären vielleicht die Reste eines wackeren Székler Bauern mit jenen Ehren bestattet worden, die Petöfi gebühren.

Weit würdiger wäre es, dort, wo die meisten Todten und Verwundeten gefallen sind und wo wahrscheinlich auch Petöfi sein Ende gefunden hat, ein Mausoleum zu errichten. Mit dieser Frage hat sich auch die Tagespresse schon beschäftigt, ohne daß es ihr gelungen wäre, die Theilnahme in dem Maße zu wecken, daß man der Verwirklichung dieser Idee nahe gekommen wäre.

Jedenfalls ist es für Ungarn tief beschämend, daß jenes große Todtenfeld nur durch das Denkmal eines feindlichen Generals verewigt wurde. General Skariatin zu Ehren wurde ein Denkmal errichtet, das man jüngst restaurirte; auf der einen Seite ist eine russische, auf der andern eine deutsche Inschrift angebracht, welch' letztere folgendermaßen lautet: „Gregor Jacovlevitsch Skariatin dem Heldenmüthigen! Kaiserlich russischer General-Major in der Suite Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, Chef des Generalstabes des 5. Armeecorps. Im Revolutions-Kriege am 21. Juli 1849 durch eine feindliche Kanonkugel bei Schäßburg gefallen. Als Denkmal dankbarer Anerkennung des gemeinschaftlichen Bundes der erhabenen Kaiser von Oesterreich und Rußland Franz Joseph des I. und Nikolaus des I. das k. k. Siebenbürgische Armeekorps." Nicht weit von dem Denkmale des russischen Generals unten im Thale befindet sich ein kleiner Fleck Erde, über den der Pflug nicht geht, den aber auch die Pietät nicht pflegt. Dort ruhen in einem gemeinsamen Grabe die in der Schlacht gefallenen Honvéds und unter ihnen vielleicht auch — Petöfi.

In jenem Thale mag sich Petöfi's Vorahnung erfüllt haben,

---

*) Magyar Salon 1885. A hol Petöfi elesett, irta Dr. Váli Béla. (Wo Petöfi gefallen.)

die ihn vor drei Jahren in dumpfer Friedenszeit überkommen, auf dem Schlachtfeld den Tod zu finden.

Ja, dorten mein Blut mir, das junge, entfließe,
Und wenn ich dann jauchzend mein Ende begrüße,
So werd' es verschlungen vom Schwertergeklirr,
Drommetengeschmetter und Schlachtengewirr,
Und da, wo ich lieg',
Man über mich flieg'
Auf schnaubenden Rossen zum glänzenden Siege,
Mich lassend zertreten im Feld, wo ich liege — —
Und mein verstreut Gebein man sammeln mag
Erst dann, wenn der Bestattung großer Tag
Erscheint, und unter feierlichen Klängen
— Voran die Fahn' mit schwarzen Florbehängen —
Zu Grab man trägt die Helden all', die sich geweiht
Dem Tod für Dich, Du heilige Weltfreiheit!

So träumte Petöfi und also geschah es wohl auch.

Doch in jener Schlacht triumphirte nicht die Weltfreiheit, sondern die Tyrannenmacht.

Petöfi ist auf der Wahlstatt gefallen und wohl ihm, daß er gefallen. Vor dem Tode hatte er keine Furcht, doch vor der Sklaverei; hätte er die Tage der Schmach erleben müssen, er wäre elend verkommen. Nicht die innigste Liebe, nicht das vollste Familienglück hätte ihm mehr genügt und ihn getröstet.

Wäre sein heißester Wunsch, die Echtheit seiner Gefühle mit dem Tod auf dem Schlachtfelde zu besiegeln, nicht in Erfüllung gegangen, so hätte Wahnsinn oder Selbstmord seinem Leben ein Ende gemacht.

Der erste Mensch, der nach Petöfi forschte, war sein alter Polenfreund.

Jeden Officier, jeden Mann der geschlagenen Armee frug er: „Wo ist Petöfi!?"

Keiner konnte ihm Antwort geben. Dem alten Feldherrn raubte der Gedanke alle Ruhe, daß er es war, der Petöfi in den Tod gejagt, weil er ihn an seine Seite berufen. Ganze Nächte brachte er schlaflos zu und so oft ein Wagen vor seinem Quartiere hielt, und so oft ein Säbel auf der Treppe rasselte, blickte

der Greis erregt auf. Er glaubte, Petöfi komme zurück. Hätte denn Petöfi nicht auf gleich wunderbare, unglaubliche Weise gerettet werden können wie er? Hatte doch auch General Bem drei volle Stunden, einem Todten gleich, unter all' den andern Leichen in einem Moraste gelegen. Ein Husar, der seinen „Vater Bem“ an der rothen Hutfeder, die aus dem Schlamm hervorragte, erkannte, befreite ihn aus der tödtlichen Lage und brachte ihn im Dunkel der Nacht nach Keresztur.

Einige Tage nach Petöfi's Verschwinden schrieb Gabriel Egressy in sein Tagebuch:

Schäßburg, am 10. August 1849. „Es sind schon zehn Tage, daß mein Sándor dahin ist! Entsetzlich! — Gefangen ist er nicht, denn Bauer, den die Russen in Schäßburg gefangen genommen hatten und der ihnen wieder entfloh, hat ihn unter den Gefangenen weder gesehen, noch etwas von ihm gehört! Gewiß ist er verloren! Entweder hat ihn ein Kosak erstochen oder die Walachen haben ihn todtgeschlagen. — Du hast Siebenbürgen zum Land Deiner Ruhe gewünscht — siehe, Dein Wunsch ist in Erfüllung gegangen . . . . . Wie schnell hat ihn sein Fatum dahingerafft, nur zwei Wochen!!! — — Und wenn ich bedenke, wie strahlend die letzten Tage dieses Genius waren!!! — — Das Schwanenlied seiner Poesie, nachdem er sich von seinem Weibe trennte; die Wildheit seiner Lust während unseres ganzen Weges; seine funkensprühende Laune; waren das nicht Vorboten eines herannahenden großen Momentes! Und plötzlich verschwindet er vor unseren Augen, wie der Glanz eines Planeten. Er verschwindet wie Homer, damit Niemand sein Grab wisse.“

General Bem gelang es, seine zersprengten Truppen zu sammeln, er führte sie vorerst nach Hermannstadt und eilte dann nach Temesvár, um sich mit Vécsey's Cernirungscorps zu vereinen, wurde aber von den Oesterreichern unter Haynau geschlagen, worauf Temesvár in die Hände der Kaiserlichen fiel.

Das Verhängniß nahm seinen Lauf.

Die ungarische Regierung hatte Pläne gefaßt, welche die innere Zerrissenheit, Rathlosigkeit und Parteispaltung sattsam bekundeten.

Auf dem südlichen Kriegsschauplatz gab's nur mehr Niederlagen. Alexander Nagy's Corps war bei Debreczin zersprengt; Dembinszky bei Szegedin und Szöreg geschlagen; die Regierung flüchtete von Szegedin nach Arad.

Görgei sah die Unmöglichkeit eines ferneren Widerstandes ein und erklärte die Waffen strecken zu wollen. Unter solchen Umständen richtete er an Kossuth, welcher gegen diesen Entschluß keinen Protest erhob, aber das Odium der Unterwerfung nicht auf sich laden wollte, die Forderung in aller Form abzudanken und ihm die höchste Gewalt zu übertragen.

Am 11. August legte Kossuth in Arad seine Stelle nieder und übertrug die Dictatur an Görgei.

Noch an demselben Tage schrieb dieser an den russischen General Rüdiger, daß er sich bedingungslos unterwerfe, „um seine Mitbürger von den weiteren Schrecken des Krieges zu verschonen". Görgei zog hierauf mit seiner Heeresmacht von Arad nach Világos. Er forderte den russischen General auf, das ungarische Heer zu umzingeln und von den Oesterreichern abzuschneiden.

Unfern von Világos auf einer weiten Ebene streckten am Nachmittag des 13. August 1849 20,000 Mann ihre Waffen.

Knirschend vor Zorn und Beschämung, niedergeschlagen über das eigene Schicksal und das Unglück des Vaterlandes, fügte sich das Heer der Nothwendigkeit und vollzog das Geheiß des Machthabers. Die übrigen Trümmer der stolzen Armee wurden theils zersprengt, theils flüchteten sie auf türkisches Gebiet.

Die Festungen ergaben sich allmählich. Nur Ungarns Bollwerk, Komorn, von Klapka tapfer vertheidigt, hielt sich noch bis in den Herbst und öffnete erst Anfang October nach ehrenvoller Capitulation den Kaiserlichen die Thore.

Die Unwahrscheinlichkeit eines für Ungarn günstigen Ausganges des unglücklichen Kampfes, die Hoffnung, durch die Waffenstreckung das Leben so vieler tapferer Krieger zu erhalten und dem Vaterlande Erleichterungen zu gewähren, endlich die offenkundigen Zerwürfnisse mit Kossuth und der Landesregierung scheinen den tapferen Görgei zu dem unerwarteten Schritt bewogen zu haben.

Ludwig Kossuth und Arthur Görgei, um diese zwei Namen dreht sich die ganze Geschichte der ungarischen Revolution. Nicht blos, weil Jener sie begann und Dieser sie beschloß, weil Jener die Kampfmittel so wunderbar schuf und Dieser sie glänzend benützte, weil Jener das Volk zu den Waffen rief, Dieser es zum Siege führte, nicht blos, weil Kossuth die höchste Civilgewalt und Görgei die höchste Militärgewalt in dem nationalen Aufstande übte, sondern hauptsächlich darum: weil diese beiden Individualitäten die vollendetsten Repräsentanten zweier schroff entgegengesetzter Elemente waren.

Und dennoch standen diese beiden Männer ein ganzes Jahr hindurch scheinbar vereint an der Spitze der Erhebung und wiewohl mit hinlänglicher Macht und Geltung zum offenen Auftreten gegeneinander gerüstet, wagte doch weder Görgei noch Kossuth diesen offenen Schritt. Beide zogen es vielmehr vor, bis zu Ende der Revolution zu ihrem eigenen, wie zum Verderben der von ihnen vertretenen Sache sich in diese peinliche Stellung zu fügen und ein Einverständniß und ein Zusammenwirken zu heucheln, das von vornherein unmöglich war.

„Diese beiden Männer," sagt Bartholomäus Szemere,*) „tragen gleichmäßig die Schuld an dem Sturze Ungarns, und sie haben ihn durch ihre guten Eigenschaften nicht weniger verursacht, als durch ihre Fehler. Görgei besaß eine ungeheuere Willenskraft, aber seiner Seele mangelte jede wärmere Liebe, jeder Enthusiasmus, jede tiefere Ueberzeugung; Kossuth hatte viel Vaterlandsliebe, aber sein Muth war zu winzig, sein Ehrgeiz hingegen zu endlos. Beide zusammen wirkend hätten Ungarn retten können, während sie es im Einzelwirken vernichteten."

Es folgte nun die traurigste Epoche in der ungarischen Geschichte, eine Epoche, welche die Lebenskraft der Nation auf eine harte Probe stellen sollte.

---

*) Politische Charakterskizzen aus dem ungarischen Freiheitskriege von Bartholomäus Szemere. Hamburg, 1853.

LVII.

Der Freund und die Wittwe.

Die Nation trauert; den umwölkten Himmel erhellt kein Hoffnungsstrahl. Die Dichter sind verstummt oder singen im Geheimen.

Auch Arany zog sich mit gebrochenem Herzen zurück und tiefes Leid tönte wie eine leise Klage von seiner Leier. Nebelbilder zogen an seinen Augen vorüber: die Gestalten der erstorbenen Vergangenheit, und unter ihnen war auch der verschollene Dichtergenosse, der heißgeliebte Freund.

Als Gabriel Egressy von seiner Flucht zurückkam, war unter Denen, die sich ob des Wiedergefundenen, schon verloren Geglaubten innig erfreuten, auch Arany. Seine Seele wird wieder froh bei dem Gedanken, daß sie alle wiederkommen werden — nur einer ist nicht unter den guten Freunden, der größte, der liebste. Er findet nur im Gedanken Trost, daß Petöfi gestorben, wie er gewünscht und ersehnt, auf dem Felde der Ehre.

Arany empfindet nicht nur unaussprechliches Weh über den Verlust des Freundes, er fühlt auch tiefes Mitleid mit Jenen, die von diesem Schlage noch härter betroffen wurden als er. Es erscheint ihm in seinen Träumen die junge Wittwe in Trauerkleidung, von Kummer verzehrt, und mit verwandtem Schmerzgefühle denkt er an sie. Er fragt sich: Hofft sie noch?! Ich hege keine Hoffnung mehr! Es ist ihm unmöglich, seine Gedanken von Petöfi's schönem und jungem Weibe loszulösen, die sich doppelt verwaist fühlen muß, als Tochter des Vaterlandes und als Gattin des Freiheitssängers. Noch ist keine Gewißheit von Petöfi's Tod und gerade diese Ungewißheit macht ihm die Erinnerung an die Aermste noch qualvoller. Der weichherzige Dichter will mit seinem Trostesworte nicht die Wunde jenes Herzens aufreißen, dessen Schmerz — wie er meint — ohnehin unaussprechlich ist sein muß.

Ladislaus Arany, der würdige Sohn seines Vaters, schreibt in der Vorrede von dessen nachgelassenen Schriften:

„Die traurige Melancholie seiner Lyrik besaß einen beständigen Klageton in der schmerzlichen Erinnerung an die nimmer wiederkehrende schöne Zeit, die er gemeinsam mit Petöfi verlebt und mit deren Verschwinden auch die Jugend seiner Seele für ewig dahin war."

Man behauptete, daß die plötzlich zur Wittwe Gewordene auf der Suche nach dem Gatten in Männerkleidern ganz Siebenbürgen durchstreifte; wer sie sah, war Zeuge eines tiefen Schmerzes.

Die Eltern wollen sie zu sich nehmen, allein sie will in der Hauptstadt bleiben, wo Alle an ihrer Verzweiflung theilnehmen. Und sie ist wirklich verzweifelt, wenigstens sagt sie es selbst.

Am 25. April schreibt sie einem Jugendfreunde:

„. . . Ich habe keine ruhige Minute. Sobald ich allein bin, fühle ich mich dem Wahnsinn nahe; allabendlich weine ich so lange, bis ich ganz matt werde. Dann befreit mich ein ohnmachtähnlicher, tiefer, betäubender Schlaf des Bewußtseins.

Aber auch in meinen Träumen leide ich immer. Mein Herz gleicht einem Sarge, in welchem unaufhörlich ewig hungrige unermüdliche Würmer an einem Leichnam nagen. Rings um mein Herz spüre ich ewiglich das Wimmeln dieser Würmer, jeder Schlag desselben ist so schmerzlich und so gewaltsam, als sollte er der letzte sein. Als ob mich ein Wundermittel aus dem Grabe erweckt hätte und als ob mich dieses Mittel allein noch eine Weile lang am Leben erhielte! Jeder Lebensreiz ist in mir erstorben, verschwunden.

Oft habe ich schon die scharfe kalte Spitze meines Dolches an die Brust gesetzt, doch stets noch hat ein warmer Funke der Hoffnung die kalte Nacht erhellt und erwärmt, in welche ich versunken bin. Wie wenn ich Sándor noch für einen Augenblick, noch einen einzigen Augenblick sehen, wenn ich zu seinen Füßen sterben könnte! An diese eitle Hoffnung ist das einzige Glück geknüpft, das ich noch erwarten kann. Im Vergleich zu meiner Vergangenheit ein verschwindender Strahl der hellen Mittagssonne, gemessen an meiner elenden Gegenwart der Zenith des Heils, das, was dem blindgläubigen Christen das Himmelreich ist . . .

Wie wunderbar, je mehr krank, je elender meine Seele ist, desto gesünder ist mein Leib. Ein unversiegbarer Lebensquell muß in meinen Adern strömen, denn wie sehr ich mich auch vernachlässige, ja zu Grunde richte, ist mein Gesicht und mein Leib so, als würde ich mich täglich im Meere der Gesundheit baden.

Wenn ich am meisten erhitzt bin, trinke ich, um mich zu verderben, denn es wäre schrecklich, wenn ich vergebens lebte, vergebens dieses verfluchte elende Dasein von einem Tag auf den anderen schleppte, wenn die Hoffnung nicht wäre, Sándor in diesem Leben nochmals zu sehen. Denn, wenn ich ihn hier nicht sehe, werde ich ihn in aller Ewigkeit nicht sehen. Niemals! Begreifen Sie, was mir das bedeutet? Mir, die außer ihn Niemanden und Nichts geliebt! Wehe dem, der nur einmal liebt, das ist ein Fluch, eine Verdammniß! Der größte Segen wäre jetzt für mich, wenn ich eine fanatische Christin wäre, wenn ich an Himmel und Hölle glaubte, um mit dem Geliebten dereinst zusammenzutreffen und weiter zu leben an seiner Seite, gleichviel unter Seligen oder Verdammten. Oder wenn ich doch an eine gänzliche Vernichtung glaubte, dann schauderte ich nicht vor meinen Begierden, nicht vor dem ewig unbefriedigten Sehnen zurück. Habe ich auch meinen Kindheitsglauben von mir geworfen, so glaube ich dennoch, wenn auch nicht an ein ewiges Leben, so doch an ein Leben des Geistes und der Seele, das sich unendlich lange hinzieht; ich glaube an ein Hinüberleben von einem Stern zum anderen! Doch wann, wann treffen sich unter diesen Miriaden von Sternen jene Seelen wieder, die seit ihrer Schöpfung für einander bestimmt waren! Werden sie sich noch einmal begegnen?

Der, der die beiden Seelen auseinander gerissen, so wie er die Berge auseinandergesprengt, der Schöpfer! wird er es zulassen, daß wir nach unserem Tode ohne Ziel und Richtung unter den Tausenden von Sternen herumirren, um vergebens nach der anderen Hälfte unserer Seele zu seufzen, die die Hand des Fatums weit voneinandergeschleudert?

Dies ist mein Glaube, meine heilige Ueberzeugung. Darum getraue ich auch nicht mich selbst zu tödten. So lange ich nur

einen Funken der Hoffnung bewahren kann, so lange will ich dulden und leiden. Wie würde ich nicht freudig tausend Jahre lang leiden, wenn mein Lohn dafür wäre, seine Hände zu umfassen und im Kusse mein Leben auszuhauchen." — — —

Welch namenloses Weh' spricht aus diesem Schreiben. Man konnte es kaum glauben, daß die heiße Flamme der Liebe, die aus jeder Zeile loderte, so bald den Wittwenschleier entzünden und verbrennen sollte.

Kaum drei Monate, nachdem sie diesen Brief geschrieben hatte, kaum ein Jahr, daß Alexander Petöfi in der Schlacht bei Schäßburg verschollen war, reichte Julia Petöfi dem Professor an der Buda-Pester Universität Árpád Horváth ihre Hand zum neuen Ehebunde. Noch waren die Daten für eine amtliche Todeserhebung erst nothdürftig vorhanden, als sich Petöfi's Wittwe entschloß, dem Sohne Petöfi's einen Stiefvater zu geben.

Wie innig und ergreifend hatte der Dichter während seiner Flitterwochen in jenem herrlichen Gedichte „Ende September" die geliebte Gattin beschworen, nach seinem Tode seinen Namen nicht um eines Anderen willen preiszugeben.

Was die schöne Wittwe zu diesem Schritte bewogen?

Wer kann ein Frauenherz ergründen? — — —

Petöfi's Freundin der Schwester seiner geliebten Etelka und der Frau seines Freundes Alexander Vachott gegenüber äußerte sie sich, daß sie die neue Ehe nur mit Rücksicht auf ihren Sohn geschlossen habe.

Albert Sturm meint in seiner gehaltvollen Studie über Petöfi's Julia, daß sie sich zum zweiten Male verehelichte, um, der Disciplin des elterlichen Hauses entrückt, an der Seite eines schwachen Gatten die Stelle einer genialen Emancipirten weiter spielen zu können.

Mit dem Augenblicke, als Petöfi's Gattin den Wittwenschleier von sich geworfen, war sie für die Welt verloren.

Man kann sich denken, daß Arany, dessen Seele der ganzen Gefühlswelt seines Freundes so innig verschmolzen war, vor dem leichtsinnigen Vorgehen der Wittwe zurückschreckte. In seinem Ge-

dichte „Die Wittwe des Honvéds“ geht er mit dem leichtlebigen Weibe fürchterlich in's Gericht.

Der junge Held ist in die Schlacht gezogen, dort fiel er mit den Uebrigen. Viele erhofften seine Rückkehr. Auch die junge Gattin des Kriegers glaubte, daß er eines Tages heimkehren werde, Doch die Zeit des Wartens wurde ihr zu lang, sie trug wohl ein schwarzes Kleid, doch rosig war ihr Antlitz. Bald vergaß sie des Unvergeßlichen und reichte ihre Hand einem anderen Manne. Und während Jener im Grabe modert, erschallt zur neuen Hochzeit „der Ton der Musik, der wilde Tanz“. Doch plötzlich springt die Thür des Saales weit auf, mit gelbem, blutigen Antlitze erscheint der Honvéd. Entsetzt schreit die Frau auf. „O bange nicht ob des ungeladenen Gastes, Du schöne Braut,“ so sprach das Gespenst, „ich kam nur, um Dich von dem, was Du zu glauben Dich vermaßest, von meinem Tode zu überzeugen.“ Er klagt nicht die Treulose an, die nicht ihn geliebt, sondern nur den eitlen Götzen, seinen Ruhm, er klagt sich selber an, daß er so viel Gefühl, so viel Liebe verschwendet. Nur für sein Kind erhebt er die Stimme. „Sei Mutter und nicht Stiefmutter, damit ich nicht dereinst erscheine, um ihn dorthin zu nehmen, wo ich nun weile.“ Mitternacht ist's, draußen heult der Wind, drinnen spielt die Musik lustig auf zum Tanze. Was die Braut erstarren gemacht, war nichts als ein Hauch der Erinnerung, der rasch verflogen. Lächelnd reicht sie ihre Hand dem Tänzer. Alles ist vergessen, vergessen, vergessen! —

Als Julia von Tag zu Tag um eine Hoffnung ärmer ward, und um eine Enttäuschung reicher, suchte sie bei der Dichtkunst Trost. Doch die Welt ihrer Dichtkunst war viel zu traurig, zu ernst und kummervoll, als daß sie dort die ersehnte geistige Befreiung gefunden hätte. Sie beklagt und beweint ein zweckloses Leben. Das Gift der schmerzlichsüßen Erinnerung wüthet in ihrem Innern. Aus dem tieftraurigen Hintergrunde ihrer Dichtungen zucken manchmal grelle Lichter auf. Es klingt dann wie der Angstschrei eines zermarterten Herzens.

Auch in der Liebe zu ihren Kindern fand das unglückliche Weib keinen Trost. Im Erstgeborenen sah sie den lebenden Zeugen

einer zerstörten Vergangenheit und auch aus den Augen der Kinder der zweiten Ehe blickte ihr ein stummer Vorwurf entgegen. Die Freuden der Kinderstube wurden ihr zur Qual.

— Ach, ewiger Schlaf, was zögerst du, warum schließest du mir nicht die müden Augen? Hab' ich meine Schuld noch nicht gebüßt? Hab' ich noch Thränen, sie zu weinen?

Der wohlthätige befreiende Tod brachte im September 1866 dem bemitleidenswerthen Geschöpf die ewige Ruhe.

Julia Petöfi bleibt der Vorwurf nicht erspart, daß sie ihr Leben nicht dem Schmerze um den Verblichenen geweiht, daß sie nicht ihren Stolz darein gesetzt, Petöfi's Wittwe zu bleiben, daß sie nicht das Andenken dieses Gatten hochgehalten bis an ihr Lebensende.

Sie hat gefehlt und hat gesühnt, gesühnt durch ein qualvolles Leben, durch bittere Selbstvorwürfe und durch die kalte Gleichgiltigkeit Derjenigen, die sie einst bewunderten und vergötterten.

Und wenn sie selbst auch nie glücklich gewesen, so hat sie doch beglückt. Ehren wir darum in dieser armen Frau das Andenken des Dichters.

Auch Zoltán Petöfi verwirklichte keine der Hoffnungen, die der Vater an ihn geknüpft. Er war ein sehr liebenswürdiger, sympathischer Knabe, den seine Kameraden am Debrecziner Gymnasium — als den Sohn Petöfi's — vergötterten und in allen leichtsinnigen Streichen unterstützten. Diese Vergötterung war sein Ruin. Zoltán starb zwanzig Jahre alt, ehe noch der Sturm und Drang der Jugend sich geklärt. Er hatte vom Vater die wilde Leidenschaftlichkeit und die Lust an ungebundenem Wesen, die Vorrechte des Genie's jedoch ohne dessen Genie geerbt.

Petöfi's Bruder Stephan arbeitete sich vom Fleischer zu einem wackeren, pflichtgetreuen Landwirth empor, der das Andenken seines unvergeßlichen Bruders bis zu seinem Lebensende mit rührender Pietät hegte und pflegte. Im Jahre 1880 starb Stephan Petöfi als Wirthschaftsbeamter der Familie Geiszt auf der Pußta Csákó, geliebt und geachtet von Jenen, die mit ihm verkehrten. In seinem Nachlasse fand sich eine Chatouille mit werthvollen Handschriften

Alexander Petöfi's vor, die nun das Budapester Nationalmuseum hütet.

Stephan Petöfi war ein Funke jener Gottesgabe zu eigen, die bei seinem Bruder zur Oriflamme aufloderte. Es finden sich von ihm einige gemüthstiefe Gedichte in belletristischen Blättern zerstreut.

LVIII.

Die Reaction.

Die Zeit des Völkerfrühlings war dahin.

Die Keime zur gedeihlichen Entwickelung fanden einen wohl vorbereiteten Boden, nur schoß die Frucht zu rasch und üppig in die Halme, ein heftiger Hagelschlag, und alle Hoffnungen waren vernichtet.

Dem frohen Freiheitstraum folgte ein trauriges Erwachen, ein Erwachen in Ketten. Die Reaction waltete ihres schmachvollen Amtes. Nachdem die Soldaten ihr Handwerk gethan, begann das des Henkers. Ein furchtbares Strafgericht wurde über die Theilnehmer und Förderer des Aufstandes verhängt. Die wenig großmüthigen Sieger suchten mit Blut und Schrecken den männlichen Trotz der Magyaren zu brechen. Im Namen von Recht und Gesetz wurden Repressionen ausgeübt, von denen der Genius der Menschheit sich abwendet.

Dadurch, daß Görgei sich den Russen ergab, hatte er im letzten Augenblicke noch die Rache Oesterreichs herausgefordert.

Die Männer, die sich für die Verfechter des historischen Rechtes hielten, galten der herrschenden Gewalt als Empörer und sie büßten an Leib und Leben unter der eisernen Faust des Siegers. Am 6. October endeten zu Arad theils durch Pulver und Blei, theils durch den Strang dreizehn der edelsten ungarischen Kriegshäupter; zu Pest Graf Ludwig Batthyányi u. A. Görgei wurde

in Klagenfurt internirt. General Haynau handhabte das Standrecht mit blutiger Strenge. Die besten Söhne des Vaterlandes, die dem Henkertode entronnen waren, schmachteten in den Kerkern, wurden als Gemeine in die kaiserliche Armee eingereiht oder waren auf der Flucht. Bem, Dembinsky, Perczel u. A. flüchteten auf türkisches Gebiet, wie schon früher Kossuth.

Die Entflohenen wurden in effigie gehängt und ihnen Steckbriefe nachgesendet. (Unter diesen befand sich auch Graf Julius Andrássy, nachheriger Minister des Aeußeren der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie.)

Diese „Signalements von Personen, welche theils des Majestätsverbrechens und des Hochverrathes, theils der Theilnahme an dem bewaffneten Aufstande im Königreiche Ungarn angezeigt erscheinen", zeichneten sich von gewöhnlichen Steckbriefen durch die, man könnte fast sagen liebevolle Charakterisirung der einzelnen Personen aus, man begnügte sich nicht mit dem einfachen Criminalstil, in dem z. B. der von Windischgrätz gegen Petöfi erlassene Steckbrief verfaßt ist, sondern sucht ein möglichst lebendiges Bild von der Gesammterscheinung der Verfolgten zu geben. Insbesondere werden Kossuth und seine Frau auf das eingehendste geschildert. Hier seien einige dieser Personsbeschreibungen eingeschaltet:

„Kossuth, Ludwig, gew. Advocat, Journalist, Finanzminister, Präsident des ungarischen Landesvertheidigungs-Ausschusses und zuletzt Präsidial-Gouverneur der ungarischen Republik, 45 Jahre alt, aus Jáß-Berény in Ungarn gebürtig, akatholischer Religion, verheirathet, mehr als mittelgroß, mäßig stark, mager, hat ein ovales Gesicht, blasse Gesichtsfarbe, hohe offene Stirn, kastanienbraune Haare, blaue Augen, stark dunkelbraune Augenbrauen, glatt gedrückte Nase, kleinen, hübsch geformten Mund, vollständige Zähne, rundes Kinn, schwarzen Schnurr- und Kinnbart, spricht deutsch, ungarisch, lateinisch, slowakisch, etwas französisch und italienisch. Als besondere Kennzeichen dienen: Natürliche Gesichtsfarbe, Locken, die Haare am Scheitel schütter bis zur Kahlheit, die Brust ziemlich breit, eher flach als erhöht, die Hand zart, weiß, die Finger lang. Die Haltung in ruhiger Stimmung: feierlich, von einem gewissen Anstande,

die Bewegungen gesucht; der Gang meist aufrecht, seine Stimme angenehm, einschmeichelnd, und selbst wenn er leise spricht, leicht vernehmlich. Er macht den Eindruck eines Schwärmers, vorzüglich liegt in seinem schön geformten Auge der Ausdruck von Schwärmerei; der Blick nach oben, der ihm sehr eigen ist, unterstützt sehr diesen Ausdruck. Die Energie seines Charakters spricht sich in seiner äußeren Erscheinung nicht aus. Die deutsche Sprache schreibt er weder orthographisch noch sonst richtig."

„Kossuth, Ther., geb. Meßlényi, Gattin des Ludwig Kossuth, über 30 Jahre alt, katholischer Religion, groß, hager, hat ein längliches Gesicht, braune Gesichtsfarbe, lange Stirn, schwarze Haare, detto Augen, schmale schwarze Augenbrauen, etwas gespitzte Nase, regelmäßigen Mund, gesunde Zähne, längliches Kinn und spricht deutsch, ungarisch und slavisch. Sie ist hochmüthig und hat einen stolzen, Verachtung ausdrückenden Blick."

Trockener hingegen ist die Beschreibung des Generals Bem.

„Bem, Karl (?), Insurgenten-General, circa 50 bis 55 Jahre alt, mittelgroß, mager, hat ein rundes Gesicht, brünette, rothbrüchige Gesichtsfarbe, niedere Stirn, graugemischte Haare, graue Augenbrauen, gesp. und gebogene Nase, breiten Mund, rundes Kinn und einen Schnurrbart. Er spricht polnisch, französisch und deutsch, hat eine etwas vorwärts gebeugte Haltung, auch soll er von einer in Pest (?) erhaltenen Schußwunde eine Narbe im Gesicht haben."

Trübe Tage, Tage ohne Sonnenschein brachen über Ungarn herein. Wohlstand und Bürgerglück waren verschwunden; die Gesellschaft, zur Thatlosigkeit verurtheilt, lebte ohne höhere Ziele in den Tag hinein. Das Volk hatte Ströme von Blut vergossen und dennoch war Nichts erreicht und Alles verloren. Verloren der alte Muth und die junge Freiheit, verloren die tausendjährige Verfassung, die man selbst zertrümmert hatte, und die neue Constitution, welche der siegreichen Gewalt zum Opfer gefallen war. Tief darnieder, im Erschöpfungsschlafe, lag die ungarische Nation, „die Steppenrose, die der Kosak an der Theiß gebrochen".

Es kam das Jahrzehnt dumpfer Reaction, ein Decennium des

Absolutismus. Eine strenge Censur knebelte jede freiere Entfaltung des Menschengeistes; die Gedanken waren verboten, die Wünsche geächtet, Nichts war frei, kaum die Athemzüge.

Die Ruhe des Kirchhofs herrschte an den Geländen der Donau und Theiß, und auf den Gräbern der Märtyrer sproßten stumme Immortellen.

Nach jenem tödtlichen Schlage, der das nationale Leben durch die Besiegung der Revolution ereilte, erhob sich zuerst die Dichtung.

In der Zeit der bittersten Noth und der ohnmächtigen Verzweiflung aus der tiefen Nacht tönten milde, tröstende Worte mitten hinein in die dumpfen Klagen und Verwünschungen. Diese Worte kamen aus dem Herzen des Dichters und sprachen zum Herzen des Volkes.

Wohl quält Arany die Angst und Sorge um die Zukunft des geliebten Vaterlandes, doch er baut auf die Lebenskraft der ungarischen Nation. Seine Harfe findet ergreifende Töne des Trostes und der Versöhnung. In seinen Dichtungen spiegelt sich Schmerz und Trauer, Hoffnung und Glaube. Er empfiehlt das Geschick der Menschheit dem Allmächtigen, der Krieg und Frieden schafft; der Mensch wache unter allen Umständen über seine Menschenwürde. Aufgabe des Menschen ist, Mensch zu sein in Leid und Freud, im Glück und im Unglück.

Und Arany's Beispiele folgten Tompa und Jókai. Sie vereinigten sich, um das Unglück einer Nation zu beschwören, die schier zusammenbrechen wollte unter den Schlägen eines feindlichen Geschickes. Sie suchten die Hoffnung in die Seelen zu senken, die Hoffnung, daß die Nacht nicht ewig währen, daß dem schaurigen Dunkel wieder ein heller, froher Tag folgen würde.

So wie der Ebbe die Fluth, so folgte dem Sturme der politischen Leidenschaften die ruhige Sammlung und Einkehr.

LIX.

Versöhnung.

Was der Dichter kraft seiner Prophetengabe verkündete, das machte der Politiker zur That.

Franz Deák war es, welcher mitten in der trostlosen Finsterniß die Fackel der Zuversicht gen Osten hielt, den Punkt andeutend, wo das Licht wieder aufgehen müsse. Dieser Ost an dem politischen Himmel des tiefgebeugten ungarischen Volkes war: das Recht. Die apostelhafte Ueberzeugung von dem nothwendigen Triumph des Gesetzes über die Gewalt, des Rechtes über Ungarn bildet das Erkennungszeichen des Deák'schen Genies.

Mitten in der tiefsten Reaction auf den Sieg der Freiheit zu zählen, mitten in der schwersten Bedrückung die Erlösung zu hoffen und in dieser Zuversicht auszuharren durch Zeiten, da Reaction und Volksbedrückung überall auf der ganzen europäischen Linie siegreich in die Höhe gingen: das sah fast wie Wahnwitz aus. Doch dieser Zuversicht ward reicher, glänzender Lohn.

Als die verhängnißvolle Katastrophe hereinbrach, welche Oesterreich auf den böhmischen Schlachtfeldern niederwarf, erging an Deák der Ruf, mitzuwirken an der Wiedergeburt des Reiches. Deák hatte bis dahin allem Ungestüm seitens der Nation entgegengestrebt und stets zum geduldigen Ausharren das Wort geredet; an ihn konnte sich die Regierung wenden, ohne ein Gefühl der Beschämung zu empfinden.

Vom Anbeginn seiner Thätigkeit, von dem Augenblick, da sein Stern aufleuchtete, erkannte Deák sofort die Nothwendigkeit einer Aussöhnung Ungarns mit dem Herrscherhause und dem Reiche, und in dieser Ueberzeugung vermochten ihn nicht die Stürme der kommenden Jahre, vermochten ihn keine Enttäuschungen und keine Conflicte wankend zu machen. Frei von jedem persönlichen Streben, von dem verzehrenden Ehrgeiz, welcher selbst große Geister auf Abwege bringen kann, frei von jeder chauvinistischen Ueberhebung,

zog er aus der Geschichte seines Landes die Nothwendigkeit einer Versöhnung zwischen Ungarn und der Dynastie und dem übrigen Reiche als eine unerschütterliche Folgerung. Diesem Gedanken blieb er aller Hochfluth der Leidenschaft ungeachtet treu, aber ebenso stark verharrte er bei der Unabhängigkeit seines Landes im Rahmen der historischen Autonomie. Deák sagte: „Mein Antheil an den Verhandlungen des Ausgleichs war oft und mit Unrecht überschätzt. Mein Streben gieng dahin, eine Formel zu finden, in welcher die staatliche Selbstständigkeit Ungarns hergestellt und gesichert wird, ohne daß dadurch ein kräftiger Verband mit der Monarchie preisgegeben wird. Das war der große Fehler meines Freundes Kossuth, daß er die ganze Macht seines Genius auf das Problem verwendete, wie Ungarn von der Monarchie loszutrennen sei, während ich trotz aller Schrecknisse, die wir erlebt haben, es für meine Lebensaufgabe erachtete, jene Fäden aufzufinden und auszuspinnen, die uns und den andern Staat der Monarchie zusammenhalten."

Der Dualismus ist der Gedanke und die That Deák's, die staatsrechtliche Form für die Beendigung hundertjähriger Verfassungskämpfe, für die politische Selbstständigkeit Ungarns im Rahmen der constitutionellen Monarchie, in deren einen Hälfte der ungarische Stamm, in deren anderen Hälfte der deutsche Stamm der führende sein sollte.

Deák hat dem Könige sein Volk und dem Volke seinen König wiedergegeben. Er hat König und Volk durch Recht zur gegenseitigen Liebe geführt. Deák war es, welcher wesentlich dazu beigetragen, den langen und überkommenen Hader zwischen Ungarn und den österreichischen Ländern zu schlichten, und durch seine weise Arbeit schloß sich der Abgrund, an dessen Rande Geschlechter gewandelt und der die Wohlfahrt ganzer Generationen verschlungen hat.

Ihm war es vergönnt, während der „größte Ungar" Stephan Széchenyi der Nacht des Wahnsinns verfiel, der vergötterte Ludwig Kossuth das Land in Noth und Elend stürzte und sich selbst das bittere Loos der Verbannung bereitete, Ungarns politische Auferstehung zu ermöglichen und sein Volk durch die Wüste des Absolutismus in das gelobte Land der Freiheit zu führen.

Deák hat den Boden seines Vaterlandes aus Flugsand zu fruchtbarem Erdreich gefestigt. An den siegreichen Thaten, durch welche er die Wohlfahrt und das Ansehen seines Vaterlandes begründet hat, haftete kein Blutfleck und in seine Errungenschaften fiel keine Thräne. Alles, was Ungarn in der neueren Zeit geworden ist und errungen hat, ist durch Deák geworden, hat er errungen.

Abgeklärte politische Weisheit, Selbstlosigkeit, Integrität des Charakters, Bedürfnißlosigkeit, Unabhängigkeitssinn, edle Männlichkeit, die sich vor Fürstenthronen bewährt — sie alle verkörpern sich in dem historischen Bilde Franz Deák's.

Der unheilschwangeren Zeit des Bach'schen Absolutismus und des Schmerling'schen Centralismus folgte die hoffnungsfrohe Epoche Deák's.

Unter dem milden Scepter eines geliebten Herrschers, seines gekrönten Königs, hat Ungarn seine Unabhängigkeit erlangt.

Glücklich ein Land, dessen Zukunft sich in dem schöpfungswarmen Herzen eines gottbegnadeten Dichters so farbenprächtig vorausspiegelt. Petöfi's Wort wurde zur That, so wie Gottes Wort Fleisch geworden.

Im Ueberschäumen der Kraft, im unbegrenzten Sehnen war Petöfi den Schöpfungen vom Jahre 1848 zwar weit vorausgeeilt, aber sein bestes Herzblut ist für den Sieg jener großen Principien geflossen, für Rechtsgleichheit und freie Entwickelung, welche die kostbarsten und unvergänglichsten Errungenschaften der 1848er Gesetze bilden. Auf der Spur jener wiedererlangten constitutionellen Freiheit wuchs der materielle und geistige Wohlstand der Nation.

In keinem ungarischen Dichter hat die Vaterlandsliebe, der Cultus des ungarischen Volkes jene Töne der Leidenschaft und Inbrunst zu erwecken gewußt, durch welche Petöfi die Herzen entflammte.

Alexander Petöfi ist gewissermaßen die Verkörperung der nationalen Tugenden und Fehler. Jene alte Kraft durchströmt Petöfi's Adern, die den Ungar in tausendjährigem Kampfe aufrecht hielt; jene Wildheit erschallt aus seinen Versen, die das kriegerische Volk

aus Asiens Steppen nach Europa mitgebracht; jene Vaterlandsliebe durchglüht jede Zeile seiner Gedichte, die immer den Ungarn charakterisirte.

Petöfi ist der Sänger und Held der ungarischen Nation, in dessen Kranz unverwelkliche Blüthen gewunden sind, die in den Niederungen der Theiß so wie in den Firsten der Karpathen wurzelten. In seinen zaubervollen Liedern findet man die ungarische Tiefebene mit ihren Luftspiegelungen, das ungarische Volksleben in seinen wechselvollen Gestalten, die Liebe, von dem elegischen Klageton bis zum triumphirenden Jubelgesang, die dumpfe Trauer des Patrioten, den Weckruf zu Thaten.

Selbst in dem kleinsten Gedichte zeigt sich Petöfi als der Dichter von Gottes Gnaden. Er singt, weil ihm Gesang gegeben. Nur wenn er grollt und donnert, überschreitet er die Grenzen des Schönen.

LX.

Petöfi-Gedenktage.

Die epochemachende Poesie Petöfi's, sein ganzes Geistes- und Herzensleben, die erstaunliche Productivität seines schöpferischen Genius leuchtet aus seinen Werken, die sich in Aller Händen befinden. Es sind nun vierzig Jahre, seitdem Petöfi verschwunden ist, doch mit pietätsvoller Liebe gedenkt man heute im weiten Ungarlande noch des Sängers der Freiheit und der Liebe, und man wird seiner gedenken für und für. Die Statue aus ehernem Gusse, die seinem Andenken geweiht ist, wird Jahrhunderten trotzen, die Lieder des edlen Vaterlandssängers werden dies Monument überdauern, überdauern, bis das Herz des letzten Ungarsohnes zu schlagen aufgehört.

Seit dem Jahre 1877 wirkt in Budapest eine literarische Gesellschaft, die den Namen Petöfi auf ihr Schild erhoben und

die sich das ideale Ziel gesteckt hat, die mächtig lodernden Feuer des Petöfi-Cultus treulich zu hegen und zu pflegen.

Durch die Initiative der „Petöfi-Gesellschaft“ gelangte die Nation in den Besitz des Geburtshauses ihres größten Dichters.

Das kleine Häuschen in Kis-Körös, das Petöfi's Vater seinerzeit von einem Bruder des durch seine Verschwörung zur historischen Berühmtheit gelangten Mönches Martinovics angekauft hatte, ging nach der Uebersiedelung der Eltern Petöfi's nach Félegyháza wieder an die Familie Martinovics über, deren Nachkomme noch heute dies Haus bewohnt und darin das Seilerhandwerk betreibt. Paul Martinovics erhielt von der ungarischen Schriftsteller- und Künstler-Gesellschaft die Erlaubniß, das Petöfihaus bis an sein Lebensende unentgeltlich zu bewohnen, wogegen ihm nur die Instandhaltung des Häuschens zur Pflicht gemacht wurde.

Am 17 October 1880 versammelte sich vor dem Bauernhaus in Kis-Körös eine Deputation der ungarischen Schriftsteller- und Künstler-Genossenschaft, der „Petöfi-Gesellschaft“ und eine nach Tausenden zählende Menschenmenge, um den Manen, des großen Bürgers dieser kleinen Stadt eine begeisterte Huldigung darzubringen.

Den geistigen Mittelpunkt des Festes bildete Jókai's Rede. Unvergeßlich wird der tiefgehende Eindruck Allen bleiben, die es mitansehen und mitanhören durften, wie der einstige Freund des gefeierten Dichters die Estrade vor der niederen Pforte des Petöfihauses betrat, sein Haupt weihevoll entblößend, die Rechte gegen den Giebel des Häuschens wie segnend ausstreckte und mit vor innerer Erregung bebender Stimme die Worte sprach: „Gegrüßt seist du kleines Obdach meines theuren Sándor!“

Jókai sprach ungefähr eine Viertelstunde, so wie er zu sprechen pflegt, mit warmem, zum Herzen dringenden Pathos. Er schloß seine Rede mit den Worten:

„Der neue Hausherr, die ungarische Literatur wird bis in undenkliche Zeiten dafür sorgen, daß diese Wohnstätte fortbestehe, daß sie wieder aufgerichtet werde, wenn sie zu wanken beginnt, daß sie niemals untergehe, damit der große Geist, wenn er, dies

Erdenrund und die Sternenbilder durchschweifend, sich endlich wieder heimsehnt, in diesem traulichen Hause immer wiederfinde die Stätte, an welcher auch jetzt noch leise sein süßes Schlummerlied wiederklingt. Wir werden dann eine Stätte kennen, wo wir ihm auch noch nach dem Tode begegnen. Sein Grab finden wir ohnehin nicht. Seine Asche ward in alle Winde zerstreut. Desto besser. So hat Jeder von uns, jeder Ungar, ein Körnchen davon. Der Gottesacker dieser getheilten Staubkörnchen sei unser Herz, und jedes hineingesenkte Körnchen möge uns lehren das Vaterland so zu lieben, wie er es liebte, an die Zukunft so zu glauben, wie er an sie glaubte und so wahr zu sein, wie er es gewesen — er, der Poet! So mögest du denn gebenedeit sein, heilige Stätte, und der Geist des Verklärten erfülle dich für immerdar! Die Hand Gottes schirme dich vor allen Stürmen und trage nur Gutes und Freudiges über deine Schwelle. In Petőfi's Heim sei flüchtig der Schmerz, dauernd die Freude; ein rasch davoneilender Gast sei hier das Ungemach, ständiger Bewohner aber Glück und Segen!"

Jókai konnte seiner inneren Bewegtheit kaum Herr werden, und sein unvergleichlicher Vortrag wurde fortwährend durch stürmische Zurufe, aber auch durch das laute Schluchzen aller Anwesenden unterbrochen.

Eine noch erhebendere Feier sah Budapest, als zwei Jahre später, am 15. October 1882, das Petőfi-Denkmal enthüllt wurde.

So wie Petőfi's Sang in Palast und Hütte gedrungen, so hatte jeder Bürger des Landes, der Arme wie der Reiche, sein Schärflein beigetragen, um die Aufstellung des Denkmales zu ermöglichen.

Das glänzende Erzbild des Dichters ist nach der unermeßlichen Ebene des Alföld's gerichtet, an der sein Herz hing, die Gestalt hebt die Rechte zu den im mächtigsten ungarischen Strome sich spiegelnden Bergen empor, seinem Volke die Bahn aufwärts weisend zu den Höhen der Ideale und des Patriotismus.

Dies Gedicht in Erz hat der seither verstorbene talentvolle

Bildhauer Adolf Huszár geschaffen; es ist nach der allgemeinen Ansicht die gelungenste Statue in Budapest.

Der Dichter-Soldat steht aufrecht, mit entblößtem Haupte und begeistertem Antlitze, die eine Hand ist mit rednerischer Geberde gegen den Himmel erhoben, in der anderen hält er ein Blatt Papier, als wolle er seinen zündenden Aufruf „Talpra magyar, hi a haza“ in das begeisterte Volk schleudern.

Auch bei diesem Feste war das Ereigniß des Tages die monumentale Rede Jókai's, die er im Prunksaale der ungarischen Akademie zu Ehren Petöfi's gehalten. In dieser Rede culminirte die Feierlichkeit. Schöneres wird über Petöfi wohl nie gesagt werden. Die markantesten Sätze dieser Gedenkrede habe ich an manchen Stellen als biographisch-ästhetische Quellen citirt. Nach dieser würdigen Vorfeier in den Hallen der Akademie bewegte sich der Zug, der aus den Vertretern der Behörden, den Veteranen des Unabhängigkeitskrieges und dem Geistesadel Ungarns bestand, nach dem Platze, wo sich das Denkmal des gefeierten Sängers erhebt. Rund um die noch verhüllte Statue war ganz Ungarn versammelt, repräsentirt durch eine schier unabsehbare Volksmenge, zu der jedes Comitat seine Vertretung entsendet hatte.

Die granitenen Stufen des Monumentes waren von den zahllosen Lorbeer- und Blumengaben völlig verdeckt. Zu oberst lag ein großer Kranz, auf dessen breitem Seidenbande in goldenen Lettern zu lesen war: „Une adoratrice du grand poête hongrois Petöfi Sándor“. Die Spenderin dieses Kranzes war Carmen Sylva, die Dichter-Königin von Rumänien.

Zu Füßen des Monumentes declamirte das Mitglied des Nationaltheaters, Emerich Nagy, die von dem begabten Dichter Alexander Endrödy gedichtete Preisode und unter jubelnden Éljen der tiefbewegten Menge fiel die Hülle von Petöfi's Standbild.— —

Merkwürdigerweise war es gerade Petöfi, dieser volksthümlichste Dichter, der weit über die Markungen seines Vaterlandes die Herzen der Mitwelt am mächtigsten zu rühren verstand. Siegreich durchbrach das wahre Dichtergenie die Schranken seines Landes und seiner Sprache und zog ein in das unermeßliche Reich der Weltliteratur.

Die Freiheit, die Petőfi besungen, war nicht das Gut nur eines Stammes. Er hatte die Sonne angebetet, welche der ganzen Menschheit leuchtete. Wenn er die Laute zerbrach und selbst zum Schwerte griff, so galt ihm der Kampf um Freiheit und Selbstständigkeit Ungarns als ein Kampf für Licht und Freiheit aller Völker.

Sein Leben und Wirken würden selbst dann eines der interessantesten Blätter in der Geschichte der Weltliteratur füllen, wenn auch seine Leier nicht in den Stürmen des Kampfes verhallt und sein mystisch verklungenes Dasein nicht an sich ein Gedicht wäre.

Mögen die Meisten seine Werke auch nur durch den Schleier der Uebersetzung kennen lernen, der oft die größten Schönheiten verdeckt, so offenbart sich ihnen doch in dem siegreichen Zauber der echten Schöpferkraft der göttliche Funke.

In jener Gedenkrede sagt Moritz Jókai: „Petőfi's Werke haben Flügel bekommen und bereits das ganze Erdenrund umflogen. Die deutsche Nation, mit der er soviel herumstritt, sie hat seinem Geistesschatz den Weg gebahnt in die weite Welt; Franzosen, Engländer, Italiener, Schweden, Polen und Spanier haben ihr Licht an dem seinigen entzündet; seine Gedichte überschritten den Ocean, sie gelangten bis nach Japan und China, und wie die Sonne kehrten sie aus dem Reiche des Ostens wieder zurück.“ So wurde der Ruhm Petőfi's in allen Zungen verkündet, und Ungarn kann aus dem mächtigen Chor die freudige Genugthuung heraushören, ihn mit gerechtem Stolz den Seinen nennen zu können.

Ueber die Gedichte Petőfi's in den deutschen Uebersetzungen haben sich die ersten Wortführer der Kritik wie Adolf Stahr, Friedrich Bodenstedt, Rudolf Gottschall, Moritz Carrière, Julian Schmidt und Johannes Scherr mit begeisterter Anerkennung über diese neuen, bisher ungewohnten Klänge des Herzens ausgesprochen.

Die wichtigste unter den periodischen Schriften Frankreichs, die die Macht haben, den literarischen Ruhm zu ertheilen, die „Revue des deux mondes“, machte ihren weiten, über die ganze gebildete Welt ausgebreiteten Leserkreis mit dem magyarischen Dichter bekannt. In einer Reihe von Artikeln, „la poesie hon-

groise au 19e siècle", aus der Feder des geistvollen Essayisten Saint-René Taillandier's nimmt das literarische Porträt Petöfi's den ersten Platz ein. Durch mehr und minder gute Uebersetzungen lernte auch das größere französische Publicum den Namen Petöfi lieben und schätzen.

Ewig unvergeßlich war die Huldigung der Repräsentanten des französischen Geistes vor Petöfi's Monument bei Gelegenheit der ungarischen Industrieausstellung im Sommer 1885. Indem Männer, wie Lesseps, Coppée, Ulbach, Dreyfus, Delibes und Massenet den Manen Petöfi's ein Weihopfer darbrachten, huldigten sie der ganzen Nation. — —

Die erhebende Ceremonie fand am 11. August um zehn Uhr Morgens statt. Lange vor der bestimmten Stunde wogte auf dem Squäre, wo sich die Statue erhebt, eine unabsehbare Menschenmenge, durch welche sich der Festzug nur schwer Bahn brechen konnte. An der Spitze des Zuges schritt Lesseps, der weltberühmte und gefeierte Franzose, der Schöpfer der Canäle von Suez, Chorinth und Panama, begleitet von François Coppée und Louis Ulbach, dann kamen die übrigen französischen Schriftsteller, Künstler und Männer der Wissenschaft. Zwanzig der Jüngeren trugen auf einer Bahre eine mächtige und prächtige Krone lebender Blumen. Ein breites tricolores Band war mit der Widmungsinschrift „Les amis français de la Hongrie a Petöfi" versehen. Angelangt bei der Statue, nahmen die Gäste in dem abgeschlossenen Raum vor derselben Aufstellung. Der greise Lesseps betrat den Treppenabsatz des Monumentes und sprach mit jugendfrischem Feuer:

„Meine Herren! Die französische Deputation versammelt sich heute vor der Statue des glorreichen Dichters Alexander Petöfi, in dessen Brust ein patriotisches und heldenhaftes Herz schlug. Sie wollte bei Gelegenheit ihres Besuches in Budapest nicht versäumen, den Schäßburger Blutzeugen aufzusuchen. Was sage ich? Blutzeuge! War dieser Jüngling, den der Wirbelwind der Schlachten mit sich riß, der als Opfer blieb im Kampfe für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes, ein Märtyrer? — — Nein! Petöfi, dem wir in diesem Augenblicke huldigen, war kein Märtyrer. Er ist ver-

schwunden, inmitten des Kampfes verwundet, im Alter von 26 Jahren, nachdem er mehr für sein Vaterland geleistet, als Andere, die ihm eine lange Laufbahn widmeten. Petöfi ist nicht gestorben; ihn hat Gott gesendet, der oben wacht über das schöne, theure Ungarn."

Die mit Feuer und Energie in die Menge geschleuderten Worte erregten einen Sturm von Enthusiasmus, unter dessen Toben der Dichter François Coppée die granitene Tribüne bestieg. Der gefeierte Poet recitirte mit tiefbewegter Stimme ein Gedicht, das er in der Nacht vor diesem denkwürdigen Tag gedichtet hatte. Die begeisterten Worte des Dichters machten einen tiefergreifenden Eindruck.

Alle Herzen flogen den Fremden zu, die auf so zarte und noble Weise ihren Dank für die liebevolle Aufnahme, die sie in Ungarn gefunden, Ausdruck gaben.

Sowie der Schmerz und die Freude des Ungarn sich im Liede äußert, so fand auch dieser Augenblick seine Weihe im erhabenen Gesang.

Aus der Menge stimmten Einzelne die Nationalhymne an, bald fanden sich die tausend und abertausend Stimmen und im mächtigen Chor erklang der ernste, feierliche, fast religiöse Sang der Magyaren.

Unter den Tönen des „Szozat" und der Marseillaise und unter brausender Acclamation schieden die französischen Gäste von der Statue Alexander Petöfi's.

LXI.

Epilog.

Jene Zeit, die ich in knappen Zügen geschildert, bildete eine unvergleichliche Epoche in der Geschichte des ungarischen Volkes. Die Ergebnisse des Jahres 1848 sind unverrückbar für immerdar. Sie haben in Ungarn eine ihrer Kraft freilich noch nicht ganz be=

wußte, aber immerhin maßgebende Bürgerschaft geschaffen; sie haben den Bauernstand unabhängig und lebensfähig gemacht; sie haben die Elemente der Bildung bis in die untersten Volksschichten verbreitet; sie haben den nationalen Gedanken über jede Anfechtung erhoben.

Die Vorsehung wußte die richtigen Männer auszuwählen, die Ungarn in die Reihe der europäischen Culturstaaten einführen sollten, und die Vorsehung stellte neben jeden großen Politiker einen großen Dichter. Neben Széchenyi — Vörösmarty, neben Kossuth — Petöfi und neben Deák — Arany. Széchenyi und Vörösmarty erweckten das Vaterland, Kossuth und Petöfi bewaffneten es, Deák und Arany führten es in den ruhigen Hafen.

Was Kossuth in der Politik, war Petöfi in der Dichtung, der mächtige Ausdruck des erwachten nationalen Selbstbewußtseins.

Ungarn hat all' das errungen, wofür Petöfi gelebt und gestorben.

Und doch ist die heutige Zeit im schrillen Gegensatz zu jenen Tagen, da er gesungen hat. Wohin wir auch schauen, um die allgemeine Stimmung zu erforschen, erblicken wir Zweifelsucht und Gleichgiltigkeit oder leere Form, fast nirgends die Begeisterung, die sich der Vergangenheit freut, weil sie der Gegenwart froh ist und auf die Zukunft vertraut. Jeder große, herzbewegende Zug scheint in unserem öffentlichen Leben verschwunden zu sein. Wir leben in einer materiellen Zeit, der aufregende Kampf um's Dasein hat die wahre Empfänglichkeit für Kunst und Poesie abgestumpft, der gemeine Utilitarismus hat jedes höhere Streben erstickt. Die Prosa des Alltagslebens tritt in Werktagskleidung auf, und wer hart arbeitet, dem bleibt auch am Festtag die Stirne gefurcht.

Die kühnen, opfermuthigen Freiheitsstreiter, denen Alles nichtig schien, gegenüber dem Heile des Vaterlandes, sind durch eine Generation von Strebern abgelöst, welchen das Vaterland nur das Feld einer wilden Jagd nach skrupellos auszuübender Macht und behaglich zu genießender Vortheile ist. Gesinnungstreue und uneigennützige Hingabe an die allgemeine Sache werden zur Sage. Auf daß sie unsterblich bleiben in Petöfi's Gesängen, sind sie im Leben untergegangen.

Wir sind überzeugt, daß in der Tiefe des Herzens eines jeden Ungarn die Vaterlandsliebe schlummert, aber sie schlummert eben, sie handelt und bethätigt sich nicht. Dies ist der Fehler der Führer der Nation, die das Feuer nicht nähren, sondern es verlöschen, die keine Ideale hegen, keiner Idee nachstreben, kein Ziel aufpflanzen, keine Arbeit vollenden.

Giebt es überhaupt noch irgend ein Band, das das heutige Geschlecht mit dem des Jahres 1848 verknüpft? Unser öffentliches Leben droht dem Marasmus zu verfallen. Unsere Gesetzgebung, die jeder retrograden Tendenz ihre Sympathie entgegenbringt; unsere öffentliche Meinung, die mit überlegener Theilnahme fast mitleidig auf die Veteranen jener großen Zeit herabschaut, die allein noch in der altersmüden, zitternden Hand das Banner des Idealismus umklammert halten; unsere Gesellschaft, welche die mesquinsten Adelstitel restaurirt und nach ihnen förmlich Jagd macht; unsere Literatur, die kein Ohr hat für die Anregung der Zeit und wie die Taubgeborenen von der Taubheit zur Stummheit fortschreitet; unsere Jugend selbst, die Nachfolger Derjenigen, die am 15. März 1848 die Grundrechte des Menschenthums und die politische Religion des ungarischen Volkes auf dem ersten censurfreien Flugblatt formulirte — was haben sie Alle noch bewahrt von der Erbschaft des Jahres der nationalen Erhebung? Wohl bekränzen unsere Jünglinge, wie einst, auch heute noch die Denksteine der Märtyrer der nationalen Sache, und wie einst widmen sie schwungvolle Reden dem unvergeßlichen Idus des Märzen. Noch immer opfern sie an den Altären der Freiheit, aber uns bedünkt, als ob sich die Begeisterung für die Gleichheit und für die Brüderlichkeit zumal schon bedenklich abgekühlt hätte nnd als ob die rückläufige Strömung, die in den letzten Jahren auch unserer Gesellschaft sich zu bemächtigen suchte, gerade die Jugend als die unerfahrensten Schwimmer im Strome des Lebens mit sich gerissen hätte in den Sumpf der Unduldsamkeit.

Die Männer von 1848 meinten es ehrlich mit der Gleichheit und Brüderlichkeit, der Tyrtäus der Nation bestand darauf, daß sein herrliches Gedicht „Talpra magyar, hi a haza“ zugleich in

deutscher Sprache veröffentlicht werde, damit auch die nichtmagyarischen Bürger des Landes den Hauch der neuen Zeit verspüren könnten.

Die erhabenen Ideen des Jahres 1848 sind Fleisch und Blut geworden, sie sind nicht zu entwurzeln und sie machen sich geltend gegen den herrschenden Willen des Tages und gegen alle Strömungen der öffentlichen Leidenschaft. Wer wagt heute den Gedanken der Freiheit der Presse einzuschränken? Sie kann sich nur durch ihre eigenen Excesse herabsetzen; aber keine fremde Macht wäre stark genug, sie zu unterdrücken.

Was die Unsterblichkeit des ungarischen Genius vor den Völkern der Welt verkündet, Alles oder fast Alles stammt aus früheren Zeiten, deren Ueberlieferungen man hochhalten sollte für und für. Wenn wir in stiller Rührung auf die Helden im Kampfe um die nationale Existenz zurückblicken, um sich an ihrem sonnenhellen Idealismus zu erfreuen, der sie antrieb, das Höchste zu wagen, so sind sie auch deshalb zu beneiden, daß ihnen der Kampf um die wirthschaftliche Existenz des Vaterlandes erspart blieb. Die Männer von heute müssen kämpfen, um mit der wirthschaftlichen Existenz nicht auch die politische Selbstständigkeit zu verlieren. Die Freiheit, die Ungarn heute zu erringen hat, es ist die ökonomische Freiheit.

Es nahen ernste Zeiten für Ungarn. Es will uns scheinen, daß die mächtigste Lehrmeisterin, das Leben selbst, die etwas leichtlebig gewordene Generation in den Zeiten, denen wir entgegengehen, an strengere sittliche Zucht gewöhnen werde. Gewiß, wir können nicht alle Dichter sein; wir können die poetische Ueberschwänglichkeit nicht in der Einförmigkeit der Tage und im Kampf um das tägliche Brod bewahren, doch aus der Zeit Petöfi's sollten wir in's prosaische Leben herein ein wenig Immergrün der Gefühle retten, von seinem flammenden Idealismus sollte ein Wiederschein auch unsere heutige Jugend verklären. Hat sich das Dichterwort bewahrheitet, daß der große Moment ein kleines Geschlecht finden wird, so trägt er vielleicht dazu bei, daß dies Geschlecht wieder achtunggebietend in die Höhe komme.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, daß das Herz eines

Dichters unter dem Zittern von Petöfi's Empfindung erbebt, daß ein Hauch von seinem Geiste die Nation wieder erwärmt und sie befähigt, sich aus der Kläglichkeit der Gegenwart empor zu arbeiten zu schöner Zukunft.

Mit tiefer Bewegung, aber mit sicherer Hoffnung auf die künftigen Geschicke des ungarischen Volkes, blicken wir noch einmal zurück auf jenen Geist, der nicht wieder erstehen wird, auf Alexander Petöfi.



Quellen und Hilfsbücher.

a) Geschichtliche Werke.

Schlosser, Friedrich, Chr. Weltgeschichte. Berlin 1887.

Weber, Georg. Lehrbuch der Weltgeschichte. Leipzig 1888.

Leixner, Otto von. Unser Jahrhundert. Stuttgart 1882.

Horváth Mihály. Magyarország története. (Geschichte Ungarns.) Budapest 1871—1873.

Hunfalvy, Paul. Die Ungern oder Magyaren. 5. Band aus dem Sammelwerke: „Die Völker Oesterreich-Ungarns". Wien 1884.

Vambéry, Herrmann. Der Ursprung der Magyaren. Leipzig 1882.

Grünwald Béla. A régi Magyarország. (Das alte Ungarn.) Budapest 1888.

Horváth Mihály. Függetlenségi harcz története. (Geschichte des Unabhängigkeitskrieges.) Budapest 1881.

Rüstow, Wilh. Kriege in den Jahren 1848—1849. Zürich 1860/1861.

Gellich R. Magyarország függetlenség harcza 1848—1849. (Geschichte des Unabhängigkeitskrieges 1848/1849 in Ungarn.) Budapest.

Szemere, Berthold. Politische Charakterskizzen aus dem ungarischen Freiheitskriege. Hamburg 1853.

Ungarns Männer der Zeit. Charakteristik hervorragender Persönlichkeiten. Aus der Feder eines Unabhängigen. Prag 1862.

id. Görgey István. 1848—1849 bol. Budapest 1885—1888.

Kossuth Lajos. Irataim az emigrácziából. (Meine Schriften aus der Emigration.) Budapest 1880—1882.

Levitschnigg, H. von. Kossuth und seine Bannerschaft. Silhouetten aus dem Nachmärz.

Die magyarische Revolution 1848/1849. Von einem Augenzeugen. Pest 1852.

Marczali H. Magyarország II. Jozsef korában. (Ungarn zur Zeit Josef des Zweiten.) Budapest 1885/1887.

Arneth, Alfred von. Geschichte Maria Theresia's Wien 1863/1879.

b) Literaturkunde.

Scherr, Johannes. Literaturgeschichte. Stuttgart 1881.

Leixner, Otto von. Illustr. Geschichte der fremden Literaturen. Leipzig 1881.

Beöthy Zsolt. A magyar nemzeti irodalom ismertetése. (Ungarische Literaturgeschichte.) Budapest 1886/1887.

Toldy Ferencz. A magyar költészet története Kisfaludy Sándorig. (Geschichte der ungarischen Dichtung bis auf Alexander Kisfaludy.) Budapest 1867.

Toldy Ferencz. A nemzeti irodalom története a jelenkorig. (Geschichte der ungarischen Literatur bis auf die Gegenwart.) Budapest 1878.

Toldy Ferencz. Irodalmi arczképek és szakaszok. (Literarische Porträts und Epochen.) Budapest 1873.

Toldy Ferencz. A magyar költészet kézikönyve. (Handbuch der ungarischen Dichtung.) Budapest 1876.

Riedl Frigyes. Arany János. Budapest 1887.

Dr. Koltai Virgil. Arany János élete és költészete. (Johann Arany's Leben und Dichtung.) Budapest 1886.

Szana Tamás. Magyar költök szerelmei. (Liebesleben ungarischer Dichter.) Budapest 1887.

Gyulai Pál. Vörösmarty életrajza. (Vörösmarty's Biographie.) Budapest 1866.

Szana Tamás. A két Kisfaludy. (Die beiden Kisfaludy's.) Budapest 1883.

Váli Béla. A magyar szinügy története. (Geschichte der ungarischen Bühnenverhältnisse.) Budapest 1887.

Dr. Silberstein, Adolf. „Zur Theorie des ungarischen Dramas." Vorlesung, gehalten in der Petöfi-Gesellschaft am 17. April 1887. Pester Lloyd 1887, 18. April.

c) Autobiographische Werke.

Gyulai Pál. Petöfi Sándor vegyes müvei. (Alexander Petöfi's vermischte Werke, herausgegeben von Gyulai.) Pest 1863.

Halasy Aladár. Petöfi reliquiák. (Petöfi-Reliquien, gesammelt von Alfred Halasy.) Pest 1878.

Baróti Lajos. Ujabb Petöfi reliquiák. (Neuere Petöfi-Reliquien, gesammelt von Ludwig Baróti.) Budapest 1887.

Petöfi és **Arany.** Arany János hátrahagyott iratai és levelezése. (Johann Arany's zurückgebliebene Schriften und Briefe.) Budapest 1887.

Petöfi, Alexander. Autobiographische Skizze (war früher im Besitze von Karl Beck und ist seit Januar 1887 Eigenthum des Verfassers).

d) Biographische Werke.

Gyulai Pál. Felolvasások Petöfi Sándorrol a Budapesti egyetemen. (Paul Gyulai's Vorlesungen über Alexander Petöfi auf der Universität in Budapest.) Steindruck.

Zilahy Károly. Petöfi Sándor életrajza. (Alexander Petöfi's Biographie.) Pest 1864.

Dr. Vutkovits Sándor. Petöfi Sándor (Magyar Helikon). (Sonderabdruck aus dem Sammelwerke „Der ungarische Helikon".) Pozsony 1883.

Áldor Imre. Lant és kart, vagy Petöfi élete és halála. (Leier und Schwert oder Petöfi's Leben und Tod.) Tarka világ 1869.

Szokoly Viktor. Regényes rajzok Petöfi Sándor életéböl. (Romantische Skizzen aus Alexander Petöfi's Leben.) Pest 1859.

Szeberényi Lajos. Nehány év Petöfi Sándor életéböl. (Einige Jahre aus Alexander Petöfi's Leben.) Szeged 1861.

Szana Tamás. A Petöfi-Társaság évkönyve. (Jahrbuch der Petöfi-Gesellschaft.) Budapest 1879/1880.

Opitz, Theodor. Alexander Petöfi. Bern 1868.

Bubenik, Franz. Alexander Petöfi. Eine Skizze seines Lebens und Dichtens. Wien 1882.

Teniers, Alfred. Petöfi, ein Lebensbild. Wien 1866. Zum Theil umgearbeitet und erweitert als Einführung in die von Alfred Teniers besorgte Sammlung von Petöfi's Gedichten.) Halle 1887.

Kertbeny, K. M. Alexander Petöfi's Dichtungen. (Alexander Petöfi, ein Dichterbild, Seite 466—588.) Leipzig 1858.

Kertbeny, K. M. Sechzehn erzählende Dichtungen von Alexander Petöfi. (Biographisch-kritische Einleitung.) Prag 1865.

Kertbeny, K. M. Petöfi's Tod vor 30 Jahren; Jókai's Erinnerungen an Petöfi, historisch-literarische Daten und Enthüllungen, bibliographische Nachweise. Mit einem Plan der Schlacht von Schäßburg. Leipzig 1880.

Meltzl, Hugo v. Wolken. Lyrischer Cyklus von Alexander Petöfi, nebst einer Biographie des Dichters. Lübeck 1885.

Dr. Neményi, Ambros. Das moderne Ungarn. Essay's und Skizzen. Alexander Petöfi. Von Professor Eugen Péterfy. Berlin 1883.

Saint-René, Taillandier. Tchéques et Magyars. Bohème et Hongrie. (Petöfi Sándor 267—318.) Paris 1869.

Chassins, Victor. Le poète de la revolution hongroise Alexandre Petöfi. Paris 1861.

Richárd, Jaques. Poésies 1841—1861. (Etude critique sur Petöfi Sándor et la revolution hongroise 177—195.) Paris 1885.

e) Flugblätter und Documente.

Petöfi Sándor. Az egyenlöségi társulat Magyarország lakosaihoz testvéreihez, rokoninkhoz szives üdvözslet!! (Revolutionäre Proclamation aus dem Jahre 1848.) Pest 1848.

Petöfi Sándor. Talpra magyar hi a haza.
A 12 pont. (Die zwölf Punkte.) } Die ersten censurfreien Preßerzeugnisse in Ungarn. Pest 1848.

Petöfi Sándor. Honfidal. Pest 1848.

Mezö, Daniel. Polemisches Gedicht gegen Petöfi.

Legalisirte Abschriften von Petöfi's Tauf- und Trauschein; Schulzeugnisse von Aszód, Schemnitz und Pápa; Auszüge aus den Befehlsprotokollen

des Baron Gollner Infanterie-Regimentes, den Gemeinen Alexander Petrovits betreffend; Militärisches Grundbuchblatt und Superarbitrirungsliste; Petöfi's Vertrag mit Gustav Emich.

f) Memoiren.

Jókai Mór. Életemből. (Aus meinem Leben.) Budapest 1887.

Klapka György. Emlékemből. (Aus meinen Erinnerungen.) Budapest 1886.

Vahot Imre. Emlékiratai. (Denkschriften.) Budapest.

Vachott Sándorné. Rajzok a multbol. (Skizzen aus der Vergangenheit.) Budapest 1888.

Teleki Sándor Graf. Egyről-Másrol Ujabb emlékeim.) Von Diesem und Jenem. Neuere Erinnerungen. Budapest 1882.

Lauka Gustáv. A multrol a jelennek. (Von der Vergangenheit für die Gegenwart.) Budapest.

Vadnay Károly. Elmult idök. (Vergangene Zeiten.) Budapest 1886.

Kertbeny, K. M. Silhouetten und Reliquien. Prag 1861.

Degré Alajos. Visszaemlékezésem. (Meine Rückerinnerungen.) Budapest 1883.

g) Brochüren und Gedenkreden.

Gregus Agoston. Futár. Szarvas 1847.

Török Arpád. Petöfi e vagy Arany? (Petöfi oder Arany?) Budapest 1881.

Meltzl Hugo. Petöfi Ausztriába és Ausztráliába. (Petöfi in Oesterreich und Australien.) Kolozsvár 1878.

Meltzl Hugo. Petöfi pamphletistai és panegyristai. (Petöfi's Pamphletisten und Panegyristen.) Kolozsvár 1878.

Meltzl, Hugo. Der „Wahnsinnige" Petöfi's. Leipzig 1879.

Meltzl Hugo. Petöfi Jelszava. (Petöfi's Motto.) Kolozsvár 1878.

Kertbeny, K. M. Petöfi's Triumphzüge in der Weltliteratur. Elberfeld 1866.

Jókai, Maurus. Rede bei der Uebernahme des Petöfi-Hauses in Kisköröს. Pester Lloyd 1880, Novbr. 3.

ókai, Maurus. Denkrede auf Petöfi. Ungarische Revue 1882.

Gyulai, Paul. Gedenkrede auf Joh. Arany. Pester Lloyd 1883, Oktob. 29.

Havas, Alexander. Festrede zur zweihundertjährigen Feier der Revindication der Festung Ofen. Pester Lloyd 1886, Septbr. 3

h) Biographisch-kritisch-ästhetische Studien und Feuilletons.

Sárkány János. Petöfi Sándor születéshelye és napja. (Alexander Petöfi's Geburtsort und Geburtstag.) Vasárnapi Ujság 1857. 1.

Vörösmarty L. és **P. A.** Petöfi Sándor születéshelye és ifjusága. (Alexander Petöfi's Geburtsort und Kindheit.) Vasárnapi Ujság 1857. 5.

Petöfi István. Ujabb adatok Petöfi gyermekkorából. (Neuere Belege über Petöfi's Kindheit.) Vasárnapi Ujság 1857. 5.

Petöfi István. Petöfi szülöiröl. (Von Petöfi's Eltern.) Vasárnapi Ujság 1872. 40.

Szana Tamás. Petöfi szülöháza. (Petöfi's Vaterhaus.) Koszorú 1880.

Balló Rezsö. Petöfi szülöiröl. (Von Petöfi's Eltern.) Fövárosi lapok 1886. 94.

Kaczián y A. A jo öreg korcsmáros. (Der gute alte Schenke.) Budapesti hirlap 1882. 187.

Egerváry P. Petöfi atyja mint szabadságharczos. (Petöfi's Vater als Freiheitskämpfer.) Vasárnapi Ujság 1882. 11.

Egerváry P. Ödön. Petöfi atyja mint zászlótartó. (Petöfi's Vater als Fahnenträger.) Vasárnapi Ujság 1882. 14.

Dömöter Elek. Petöfi ifjukorából. (Aus Petöfi's Jugendzeit.) Üstökös 1877. 19.

Dr. Vutkovits, Alexander. Petöfi in Aszód. Westungarische Grenzboten 1880. 2413.

Dr. Vutkovits, Alexander. Petöfi in Schemnitz. Westungarische Grenzboten 1880. 2420.

Koren tanár levele. Petöfi emlékeszet aszódon. (Professor Koren's Brief über Petöfi's Aszóder Zeit.) Reform 1875.

Ompoly. Petöfi aszódi emlékei. (Petöfi's Aszóder Erinnerungen.) Ellenör 1878. 188.

Török Aurel. Petöfi aszódon. (Petöfi in Aszód.) Magyar Salon 1885.

Gyöngyösy L. Petöfi aszódon. (Petöfi in Aszód.) Nemzet 1886. 20.

Orlai-Petrics Soma. Adatok Petöfi életéhez. (Daten zu Petöfi's Leben.) Budapesti szemle 1879. 37/38.

Dr. Vutkovits, Alexander. Petöfi als Soldat. Westungarische Grenzboten 1880. 2346.

Dr. Bayer Ferencz. Petöfi katonáskodása Sopronban. (Petöfi's Soldatenzeit in Oedenburg.) Koszorú 1879.

Dr. Sass István. Petöfi katonáskodása Sopronban. (Petöfi's Soldatenzeit in Oedenburg.) Vasárnapi Ujság 1884. 6—7.

Dr. Sass István. Petöfi mint obsitos. (Petöfi als Urlauber.) Vasárnapi Ujság 1884. 12.

Halasy Aladár. Petöfi Pápán. (Petöfi in Pápa.) Fövárosi lapok 1877. 214.

Eötvös Lajos. Petöfi pápai élete. (Petöfi's Leben in Pápa.) Fövárosi lapok 1870. 25.

Szuper Károly naplojából: Petöfi mint szinész. (Aus Karl Szuper's Tagebuch: Petöfi als Schauspieler.) Vasárnapi Ujság 1881.

Váli Béla. Petöfi mint vándorszinész. (Petöfi als Wanderschauspieler.) Magyar Salon 1886.

Büttner Lina. Petöfi lakóháza Pozsonyban. (Petöfi's Wohnhaus in Preßburg.) Vasárnapi Ujság 1872. 41.

Péchy Imre. Petöfi Dunavecsén. (Petöfi in Dunavecse.) Koszorú 1879.

Péchy Imre. Petöfi és Zsuzsikája. (Petöfi und sein Suschen.) Vasárnapi Ujság 1879.

Berecz Károly. Petöfi a felföldön. (Petöfi im Oberland.) Egyetértés 1882. 284/287.

Kertbeny K. M. Petöfi és budapesti barátai, 1844—1846. (Petöfi und seine Budapester Freunde von 1844—1846.) Petöfi társaság lapja 1877.

Frankenburg Adolf. Petöfi és az „Életképek". (Petöfi und die „Életképek".) Koszorú 1880.

Dr. Váczy János. A „Tizek" társulata. (Die Gesellschaft der Decemviren.) Fövárosi lapok 1886. 71/72.

Egressy Gábor önéletrajzában Petöfiröl. (Gabriel Egressy in seiner Autobiographie über Petöfi.) Hölgyfutár 1860.

Egressy Ákos. Petöfi megismerkedése atyámmal. (Petöfi's Bekanntschaft mit meinem Vater.) Egyetértés 1888. 230, 232, 239.

Dr. Vutkovits, Alexander. Die drei Blondinen. Westungarische Grenzboten 1880. 2380.

Dr. Vutkovits, Alexander. Drei Episoden aus den Liebesabenteuern Petöfi's. Westungarische Grenzboten 1880. 2407.

Beck, Karl. Mit Petöfi. Tagebuchblätter aus dem Jahre 1846. Berliner National-Zeitung 1864. 269—281.

Prielle Cornelia. Ismeretségem Petöfi Sándorral. (Meine Bekanntschaft mit Petöfi.) Koszorú 1879.

Lauka Gustáv. Petöfi nösülése. (Petöfi's Verheirathung.) Koszorú 1880.

Petöfi Sándorné naploja. (Tagebuch von Petöfi's Frau aus dem Jahre 1846—1847.) Életképek 1847.

Jókai Mór. Petöfi Koltón. (Petöfi in Koltó.) Életképek 1876.

Csukássy. Szendrey Julia. Magyarország és a Nagy Világ 1868.

Sturm, Albert. Petöfi's Julie. Der Frauenfeind 1887. Heft 2 u. 3.

Dr. Váczy János. Tompa barátsága Petöfivel. (Tompa's Freundschaft mit Petöfi.) Pesti napló 1885. 251.

Pintér Kalmán. Petöfi és Arany. (Petöfi und Arany.) Ország Világ 1885. 15.

Jámbor Pál (Hiador). Emlékek Petöfiröl. (Erinnerungen an Petöfi.) Fövárosi lapok 1880. 74.

Henthaler Lajos. Petöfi követjelöttsége. (Petöfi's Deputirtencandidation.) Pesti Napló 1886. 128.

Die Erhebung in Pest. Leipziger Illustrirte Zeitung 1848.

Klapka György. Találkozásom Petöfivel 1849. (Mein Zusammentreffen mit Petöfi 1849.) Nemzet 1882. 49.

Klapka György. Petöfi összekoczczanása a hadügyministerrel. (Petöfi's Conflict mit dem Kriegsminister.) Magyar Salon 1885.

Gyulai Pál. Petöfi és Klapka. (Petöfi und Klapka.) Nemzet 1882. 52.

Jókai Mór. Marczius 15 1848. (Der 15. März 1848.) Magyar Salon 1885.

Dr. Boros. Szt. Petöfi napján. (Am Tage des heiligen Petöfi.) Magyar Salon 1885.

Borostyáni Nándor. Költö és hadvezér. (Dichter und Feldherr.) Magyar Salon 1885.

K. Papp Miklos. Petöfi polyákja. (Petöfi's Polak [Bem].) Petöfi társaság lapja 1878.

Levelek a Vasárnapi Ujsághoz, Petöfi halálára vonatkozolag. (Briefe, Petöfi's Tod betreffend.) Vasárnapi Ujság 1860/1861.

Gyalokai Lajos. Segesvár és Petöfi. (Schäßburg und Petöfi.) Hazánk 1888.

Eötvös Károly. A hol Petöfi elesett. (Wo Petöfi gefallen ist.) Vasárnapi Ujság 1882. 42.

Váli Béla. Hol nyugszig Petöfi Sándor? (Wo ruht Alexander Petöfi?) Magyar Salon 1886.

Váli Béla. Petöfi kutatások. (Petöfi-Forschungen.) Magyar Salon 1887.

Nádaskay Lajos. Versek irta Petöfi Sándor 1842—1844. (Gedichte von Alexander Petöfi. Kritik.) Honderü 1844. 125.

Nádaskay Lajos. Cypruslombok Etelka sirjárol. (Cypressenzweige vom Grabe Adelens. Kritik.) Honderü 1845. 30.

Zerffi Gustáv. Egy magyar Lyrikus, irodalmi levelek Dr. Laube Heinrich hez. (Ein ungarischer Lyriker, literarische Briefe an Dr. Heinrich Laube.) Honderü 1846.

Császár Ferencz. Petöfi Sándor összes költeményei. (Alexander Petöfi's sämmtliche Dichtungen. Kritik.) Irodalmi ör 1845. 4, 5.

Etöfi Andor. Versek irta Petöfi Sándor. (Dichtungen von Alexander Petöfi. Kritik.) Hirnök 1845. 16, 17.

Toldy Ferencz. Petöfi Sándor költeményei. (Alexander Petöfi's Gedichte. Kritik.) Budapesti Hirado 1845. 147/185.

Pulszky Ferencz. Petöfi Sándor összes költeményei. (Alexander Petöfi's sämmtliche Dichtungen. Kritik.) Szépirodalmi Szemle 1847. 293.

báró Eötvös Jozsef. Petöfi Sándor összes költeményei. (Alexander Petöfi's sämmtliche Dichtungen. Kritik.) Pesti hirlap 1847. 315.

Poós Imre. A helység kalapácsa Petöfi Sándrortol. (Der Hammer des Dorfes von Alex. Petöfi. Kritik.) Hirnök 1847. 92.

Salamon Ferencz. Petöfi ujabb költeményei. (Petöfi's neuere Gedichte. Kritik.) Budapesti szemle 1858/1859.

Pulszky Ferencz. Petöfi és a kritika a 40 években. (Petöfi und die Kritik in den 40er Jahren.) Petöfi társaság lapja 1878.

Halasy Aladár. Petöfi és az egykoru kritika. (Petöfi und die zeitgenössische Kritik.) Petöfi társaság lapja 1878.

Gyulai Pál. Petöfi Sándor és lyrai költészetünk. (Alexander Petöfi und unsere lyrische Dichtung.) Uj magyar Muzeum 1854.

Névy László. Petöfi apostola. (Petöfi's Apostel.) Petöfi társaság lapja.

Szana Tamás. Petöfi „l'apostola“ olasz forditása Cassone Jozseftol. (Italienische Uebersetzung von Petöfi's Apostel von Josef Cassone.) Nemzet 1886. 131.

Kárpáti Károly. A „murányi Venus“ Petöfinél és Tompanál. (Die „Venus von Murany“ bei Petöfi und Tompa.) Koszorú 1880.

id. Abrányi Kornél. Petöfi és a dal. (Petöfi und das Lied.) Fövárosi lapok 1885. 28/29.

Vadnay Károly. A bordalok költöjéröl. (Der Dichter der Trinklieder.) Függetlenség 1882. 289.

Dömötör János. Petöfi családias költeményei. (Petöfi's Familiendichtungen.) Vasárnapi Ujság 1873. 8, 9.

ifj. Abrányi Kornél. Petöfi Sándor. Pesti napló 1882. 284.

Porzsolt Kálmán. Petöfi örültjéröl. (Petöfi's Wahnsinniger.) Figyelö 1880.

Csernatoni Gyula. A profetizmus Petöfi müveiben. (Der Prophetismus in Petöfi's Werken.) Fövárosi lapok 1885. 28/29.

Endrödy Sándor. A szerelem Petöfi lyrájában. (Die Liebe in Petöfi's Lyrik.) Koszorú 1882.

Menczer Pál. Petöfi skepticizmusa. (Petöfi's Skepticismus.) Arad és vidéke 1887.

Jancsó Benedek. Petöfi költészetének politika elözményei. (Der Einfluß der politischen Vorgänge auf Petöfi's Dichtung.) Fövárosi lapok 1882. 67/68.

Jancsó Benedek. Petöfi hazafias költészete. (Petöfi's patriotische Dichtungen.) Fövárosi lapok 1882. 236/237.

Jancsó Benedek. Petöfi forradalmi költeményei. (Petöfi's revolutionäre Dichtungen.) Koszorú 1881.

Jancsó Benedek. Petöfi radikalismusa. (Petöfi's Radicalismus.) Arad és vidéke 1881. 106.

Péchy Imre. Egy kis statisztika Petöfi müveiröl. (Eine kleine Statistik von Petöfi's Werken.) Koszorú 1879.

Szana Tamás. Petöfi a földgömb nyelvén. (Petöfi in den Sprachen des Erdenrund.) Nemzet 1882. 45.

Szana Tamás. Petöfi a világirodalomban. (Petöfi in der Weltliteratur.) Nemzet 1882. 45.

Vadnay Károly. Petöfi a külföldirodalmában. (Petöfi in der Literatur des Auslandes.) Hón 1866. 230/231.

Zur Geschichte des Petöfi-Monumentes. Ungarische Revue 1882.

Petöfi's Monument-Enthüllung. Pester Lloyd 1882. 15. October.

Sturm, Albert. Johann Arany's Nachlaß. Ungarische Revue 1882.

Neugebauer, Ladislaus. Die Ueberführung der Eltern Petöfi's auf den Kerepescher Kirchhof. Pester Lloyd 1880. 19. October.

Dr. Sonnenfeld, Sigmund. Petöfi und das Ausland. Neues Pester Journal 1882. 15. October.

Carrière, Moritz. Ungarische Dichtungen. Deutsches Museum 1853.
Stahr, Adolf. Held János, ein Bauernmärchen von Alexander Petöfi. Deutsches Museum 1853.
Neumann-Strela, Carl. Alexander Petöfi's lyrische Dichtungen. Deutsches Museum 1866.
Neumann-Strela, Carl. Alexander Petöfi's lyrische Dichtungen. Deutsches Museum 1867.
? Literarische Briefe über Alexander Petöfi. Augsburger Allgemeine Zeitung.
A. T. Alexander Petöfi. Unterhaltungen am häusl. Herd. 4. Folge II.
Fischer, Alexander. Alexander Petöfi. Studie. Auf der Höhe 1885.
? Alexander Petöfi. Neue freie Presse 1868. 1256, 1298.
Zeising, Adolf. Danubische Poesie. Blätter für literarische Unterhaltungen 1853. 10/12.
Gottschall, Ludwig. Ungarische und polnische Dichtungen. Blätter für literarische Unterhaltungen 1858. 24/25.
Gottschall, Ludwig. Alexander Petöfi. Blätter für literarische Unterhaltungen 1864. 45/46.

Außer diesen größeren und kleineren Essays und Feuilletons enthielten die unter dem Patronate der Petöfi-Gesellschaft erschienenen literarischen Zeitschriften „Petőfi társaság lapja“ und „Koszorú“ eine Fülle biographischer, kritischer und bibliographischer Nachweise über Petöfi; auch erscheint seit dem Frühjahr 1888 in Klausenburg unter der Redaction von Dr. Julius Csernatoni, Zoltán Ferenczi nnd Josef Korbuly eine Vierteljahresschrift für Petöfi-Forschung.

Uebersetzungen in deutscher Sprache.

Dux, Adolf. Ausgewählte Gedichte von Alexander Petöfi. Wien 1846.
Dux, Adolf. Alexander Petöfi und Koloman Lisznyai. Pressburg und Leipzig 1854.
Kertbeny, K. M. Alexander Petöfi's Gedichte. Frankfurt a/M. 1849.
Kertbeny, K. M. Der Held János von Alexander Petöfi. Stuttgart 1850.
Kertbeny, K. M. Alexander Petöfi's Dichtungen. Leipzig 1858.
Kertbeny, K. M. Ein Zaubertraum, Gedicht von Alexander Petöfi. Wien 1859.
Kertbeny, K. M. Alexander Petöfi's Dichtungen. Berlin 1860.
Kertbeny, K. M. Sechzehn erzählende Dichtungen von Alexander Petöfi. Prag 1865.
Kertbeny, K. M. Hundertundsechzig lyrische Dichtungen von Alexander Petöfi. Elberfeld 1866.
Kertbeny, K. M. Der Strick des Henkers, Roman von Alexander Petöfi. Halle 1878.
Daumer, Friedr. Uebersetzungen nach Petöfi im Deutschen Musenalmanach. Nürnberg 1852.

Daumer, Friedr. Polydora, ein weltpoetisches Liederbuch. Frankfurt 1855.

Opitz, Theodor. Lyrische Gedichte von Alexander Petöfi. Pest 1864.

Opitz, Theodor. Alexander Petöfi, erzählende Dichtungen, patriotische und revolutionäre Lyrik. Bern 1868.

Opitz, Theodor. Der Apostel. Letzte Dichtung von Alexander Petöfi. Zürich 1870.

Szarvady, Friedr. u. **Hartmann, Mór.** Alex. Petöfi's Gedichte. Darmstadt 1851.

Teniers, Alfred. Alexander Petöfi. Wien 1866.

Meltzl, Hugo von. Alexander Petöfi's ausgewählte Gedichte. München.

Meltzl, Hugo von. Wolken. Lyrischer Cyklus von Alex. Petöfi. Lübeck.

Steinacker, Gustav. Ungarische Lyriker. Leipzig 1874.

Dudumi, Demeter. Klänge aus dem Osten. Mit Uebersetzungen Petöfi'scher Gedichte. Pest 1855.

Machik, Josef. Gizela. Mit Uebersetzungen Petöfi'scher Gedichte. Pest 1858.

Mayer, Josef. Gedichte. Uebersetzungen Petöfi'scher Gedichte, S. 147—159. Budapest 1877.

Schnitzer. Der Held János. Leipzig 1878.

Neugebauer, Ladisl. Alexander Petöfi's Gedichte. I. Auflage. Leipzig 1878.

Neugebauer, Ladisl. Alexander Petöfi's Gedichte. II. Auflage. Leipzig 1885.

Dr. Goldschmidt, J. Alexander Petöfi's Gedichte. Leipzig (Reclam).

Müller, Eugen. Des Scharfrichters Strick, Roman von Alexander Petöfi. Klausenburg 1870.

Kömödy, Johann. Der Strick des Henkers. Leipzig (Reclam).

Aigner, Ludw. Buch des Lebens. Lyrische Gedichte von Alexander Petöfi.
Aigner, Ludw. Liebesperlen. Lyrische Gedichte von Alexander Petöfi.
} Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer. Budapest.

Melás, Heinrich. Französische und magyarische Dichtungen. Wien 1885.

Schulpe, Georg von. Liederkranz aus Alexander Petöfi's Dichtungen. München 1886.

? Schecken und Falbe. Novelle von Alexander Petöfi. Halle 1886.

Teniers, Alfr. Alexander Petöfi's Gedichte, herausgegeben von Alfr. Teniers. Halle 1887.

Bleibtreu, Carl. Lyrisches Tagebuch. Petöfi Nachdichtungen, Seite 91—95. Berlin 1885.

Haek, D. Ungarns Lyrik von Alexander Kisfaludy bis auf die Gegenwart. Halle 1888.

Feszt, Emerich. Gedichte von Alexander Petöfi.
Lindner, Ernst. Alexander Petöfi's lyrische Gedichte.
Farkas, Max. Alexander Petöfi's Dichtungen.
Spóner, Andor. Auswahl aus Alex. Petöfi's Werken.
Horschetzky, Carl. Petöfi's Gedichte.
} Uebersetzungen in Manuscript.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich** in Leipzig ist erschienen:

Emerich von Madách, Die Tragödie des Menschen.

Dramatische Dichtung nach Eduard Paulay's Bühnenbearbeitung, übersetzt von **Alexander Fischer**. II. Auflage.

Der Entwurf dieser Tragödie ist geradezu grandios, die Tiefe, Fülle und Macht der Ideen überraschend. Die Dichtung selbst ist von ausgezeichneter Schönheit, voll Wucht und Kraft.

„Wiener Tagblatt", Mai 1886:

Die von Emerich v. Madách der Nation hinterlassene vaterländische Faustdichtung, die dem großen Publicum durch die Paulay'sche Bühnenbearbeitung unter dem beibehaltenen Titel „Die Tragödie des Menschen" mit außerordentlichem Erfolge vermittelt wurde, hat in Alexander Fischer einen ebenso berufenen als gewissenhaften Uebersetzer gefunden, der das tiefsinnige Werk eines leider schon heimgegangenen ungarischen Dichters mit der seinem Andenken gebührenden Pietät auch auf der deutschen Bühne einzubürgern sucht.

Johannes Scherr hat nicht nur die ihm gewidmete Uebersetzung mit dem für die Dichtung, wie für die Leistung des Uebersetzers gleich schmeichelhaftem Interesse entgegengenommen, sondern auch die Durchsicht der translatorischen Arbeit mit bereitwilligster Zuvorkommenheit besorgt.

Alexander Fischer's Uebersetzung verräth einen hochgebildeten Geist, ein reiches Empfindungsvermögen, dem es möglich war, alle Regungen der Dichterseele verständnißvoll mitzufühlen, dem kühnsten Gedankenflug derselben erfolgreich nachzustreben und sich dabei doch die im Interesse der Schönheitsform stellenweise nothwendige Freiheit des Ausdruckes zu wahren, wodurch der rhythmische Fluß — ein Haupterforderniß für die Bühne — gewahrt blieb.

Das prachtvoll ausgestattete Werk sollte wohl in allen gebildeten Kreisen die weiteste Verbreitung finden."

Das Werk wurde von den Budapester ungarischen und deutschen Tagesblättern und den Wiener Journalen ausführlich besprochen.

Essays und Feuilletonkritiken darüber finden wir ferner in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (Leipzig), dem „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" (Leipzig, von Heinrich Glücksmann), der „Gesellschaft" (München), der „Wiener Kunst- und Literaturchronik" (von Dr. Wilh. Lauser), der „Deutschen Dichtung" (Stuttgart, von Dr. Karl Maria Werner), der „Weser-Zeitung" (Bremen, Nr. 14,557, von H. G.), der „Berliner Nationalzeitung" (vom 17. und 18. Juli 1886, von J. W.), in „Ueber Land und Meer", der „Leipziger illustrirte Zeitung" u. a. m.

Welch' lebhaftem Interesse Emerich Madách's gedankenvolle Dichtung speciell in Deutschland begegnete, beweisen die Aeußerungen der hervorragendsten deutschen Dichter und Schriftsteller in den Briefen, welche dieselben an den Uebersetzer gerichtet haben.

Johannes Scherr äußert sich dahin, daß, obgleich die Dichtung von Madách ein Sprößling des Goethe'schen „Faust" ist, der magyarische Poet es unternommen und verstanden hat, dem Problem eine eigenartige Wendung zu geben. „Dieses Werk ist berufen, die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschland neuerdings der ungarischen Literatur zuzuwenden. Ihre Uebersetzung ist das Ergebniß sorgfältiger Arbeit und besitzt überdies den Vorzug, daß der jambische Rhythmus nicht sklavisch beengt, sondern mit

gesunder Empfindung dem natürlichen Fluß der Diction angepaßt ist. Daß Sie mich mit der Pathenschaft Ihrer schönen Arbeit betrauen, gereicht mir zur herzlichsten Freude."

Der große Aesthetiker **Friedrich Theodor Vischer** schrieb:

„,Die Tragödie des Menschen' ist eine gewaltige Geistesthat, auf die die ungarische Literatur mit Fug und Recht stolz sein darf. Wohl spottet die Dichtung allen künstlerischen Regeln und Gesetzen, doch trotz alledem und alledem darf man sich dem Werke nicht mit kleinlichen Bedenken nahen. Madách war wohl ein formloser, doch ein großer Dichter."

Weit strenger lautet das Urtheil **Paul Heyse**'s:

„,Die Tragödie des Menschen' habe ich mit vielem Interesse gelesen. Der Inhalt dieses Werkes läßt jedenfalls einen groß angelegten Plan erkennen, dessen Unermeßlichkeit freilich wohl die Form gesprengt hat. Wie man damit zu Stande kommen konnte, dies Werk auf die Bühne zu bringen, ist mir räthselhaft."

Dafür sagt **Friedrich Storm**, daß kaum irgend ein Werk der letzten Jahre einen solch' gewaltigen Eindruck 'auf ihn gemacht, „es ist wirklich ein erratischer Block in der Weltliteratur, so fremd-großartig erscheint uns diese dichterische That."

Interessant ist, was **Adolf Wilbrandt** vom Gesichtspunkte des Burgtheater-Directors aus über die „Tragödie des Menschen" schreibt:

„Ich wollte mich in gesammeltem Studium mit diesem Werke beschäftigen, das mich in hohem Grade interessirte. Ich habe denn auch von der phantastischen Kraft und Fülle der Erfindung einen starken Eindruck gewonnen; wenn ich auch gleich hinzufügen muß, daß ich an eine Aufführung im Burgtheater gar nicht zu denken wage. Auf unserer Bühne, die den Goethe'schen ,Faust' aufführt, ist nach meiner Ueberzeugung für dieses phantasiereiche, aber kaleidoskopisch sich drehende aller unserer überlieferten Formen spottende Bildergewimmel kein Platz; so sehr ich auch begreife, daß es auf seinem heimathlichen Boden und auf einem jungen, nach nationalem Reichthum ringenden Theater zu außerordentlichem Erfolg gelangen konnte."

Friedrich Spielhagen sagt, er habe einen Blick in eine Welt geworfen, welche mit der, die sich in seinem eigenen Kopfe aufgebaut hat, vielfach Aehnlichkeit besitzt.

In einem herzlichen, für Ungarn äußerst sympathischen Briefe sagt **Georg Ebers** von Madách's Tragödie:

„Daß den Autor Goethe's ,Faust' vielleicht angeregt hat, sein Werk zu schaffen, kann diesem keinen Eintrag thun. Der rastlos ringende Mensch ist ein Stoff, der wieder und wieder zu dichterischer Behandlung reizen wird. Nicht nur Byron's ,Manfred', sondern auch Lenau's ,Faust' würden doch wohl auch ohne Goethe's Meisterwerk entstanden sein. Weil Goethe's ,Füllest wieder Busch und Thal' eine Mondnacht so unübertrefflich feiert, ist dieser Stoff noch lange nicht erschöpft und es können ihn noch tausend Lyriker ganz unabhängig von Goethe's Lied besingen."

Johannes Nordmann's Urtheil lautet: „Der Poet dieses Werkes war unbestritten eine genial angelegte Natur, und die Ungarn haben allen Grund, auf ihn Stolz zu sein. Die Zielpunkte seines Schaffens waren weiter gesteckt als diese derzeit von dem gewöhnlichen ,Federvieh' verfolgt werden. ,Faust' und ,Ahasver' schwebten ihm vor, als er das biblisch-sagenhafte erste Menschenpaar im Traume durch die Ereignisse der Weltgeschichte und darüber noch hinaus bis zur Erstarrung unseres Weltkörpers führte. Der Dichter ist in jungen Jahren gestorben, sein Geist aber lebt in dieser Dichtung fort."

Gustav Freytag schreibt in seinem Briefe: „Ueber das Werk von Emerich Madách haben Sie in der Einleitung so richtig geurtheilt, daß ich kaum noch etwas zuzusetzen wüßte. Die großartige Anlage imponirt höchlich, aber der süße Zauber der Poesie fehlt. Das ist für eine Dichtung immerhin ein verhängnißvoller Umstand, denn dieser Zauber der Dichtkunst hat sich nicht in der Sprache allein und nicht nur in einzelnen warm empfundenen Situationen zu bethätigen, sondern vor Allem in dem Bau der Handlung, in der Führung der Charaktere und dem ganzen Organismus des Dichterwerkes. Und hier vernichtet gerade die Fülle der Ideen und der philosophische Inhalt das warme poetische Leben. Was uns während des Lesens und Schauens beschäftigt und erhebt, sind die Reflexionen über das, was der Autor gemeint hat, das Ethische und Philosophische, welches in ungewöhnlicher Form vorgetragen wird. Die Poesie ist nur Attrape für einen fremden Inhalt. Sollte auch der Bühnenerfolg der Tragödie Ihren Erwartungen nicht voll und ganz entsprechen, so haben Sie, verehrter Herr, sich den Dank sowohl Ihrer Landsleute als der Deutschen dafür verdient, daß Sie dies merkwürdige Werk uns in so schöner Form zugänglich gemacht haben, und darüber wird mir leicht, Ihnen volle Befriedigung auszusprechen. Von Herzen wünsche ich Ihren edlen Bemühungen, zwei benachbarten Nationen ihre poetischen Literaturen zugänglich zu machen, auch fernerhin Erfolg und gebührende Anerkennung."

Zum Schlusse einige weibliche Stimmen über Madách:

E. Werner. „‚Die Tragödie des Menschen‘ ist trotz ihrer vielfachen Anklänge ein eigenartiges Werk. Ob sich die deutsche Bühne dieser mächtigen Tragödie erschließen wird, ist freilich zweifelhaft, ist es doch nicht einmal gelungen, den ‚Faust‘ als Ganzes bei uns einzubürgern. Der erste Theil des Drama's gehört wohl jeder nennenswerthen Bühne als unbedingtes Eigenthum an, aber die Aufführung des Ganzen ist immer ein Experiment geblieben, dem der Erfolg kaum zur Seite stand. Jedenfalls ist diese treffliche Buchausgabe der beste Pionnier für das einstige Erscheinen des Werkes auf der deutschen Bühne."

Wilhelmine v. Hillern nennt „Die Tragödie des Menschen" ein grandioses Werk. „Es ist entschieden ein weltumspannender Geist, der dieses Werk schuf, und nur ein solcher konnte es in der Weise zu seiner eigenen Schöpfung machen, wie Sie durch diese meisterhafte Uebersetzung es gethan. Sie haben mir Großes, Unschätzbares mit dem Buche geschenkt."

E. Marlitt, die vielgelesene Erzählerin, schreibt: „Es war mir ein großer Genuß, an der Hand dieser herrlichen Dichtung dem menschlichen Sein und Wesen bis in seine tiefsten Grundtiefen nachzuspüren. Wahr ist es allerdings, ‚Faust‘ ragt allzu oft in das Dichterwerk hinein; ich möchte es sagen: es ist Geist von seinem Geiste. Wenn Sie aber in Ihrer lichtvollen Vorrede den Mangel an Poesie neben der ‚überzeugenden Kraft des Wissens‘ ganz besonders betonen, so möchte ich mit Ihnen streiten. Für mich persönlich sind die dichterischen Gestalten zumeist von dem ‚süßen Zauber‘ umflossen, den Sie vermissen. Auch ich möchte der großartigen Schöpfung den Weg über alle Bühnen wünschen. In unserer verworrenen Zeit, die alle Begriffe zu verkehren scheint, wo das Häßliche schön, das Unrechte gut sein soll, wo das Unwahre, Lügenhafte erlaubt und geglaubt wird, je nachdem gewisse Schlagworte gewisser Autoritäten fallen — ich sage, in solcher Zeit ist ein so hinreißend beredter Appell an das innerste, wahrhaftige Denken und Fühlen nöthig, auf daß der Mensch sich auf sich selbst besinnt und die ewigen Ideale in seiner Brust wieder aufrichtet."

Die bekannte Dichterin **Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almásy** bedauert, daß sie das Werk nicht in der Originalsprache gelesen, die ihr, obgleich sie von ungarischer Abstammung ist, nie geläufig war. „Nun habe

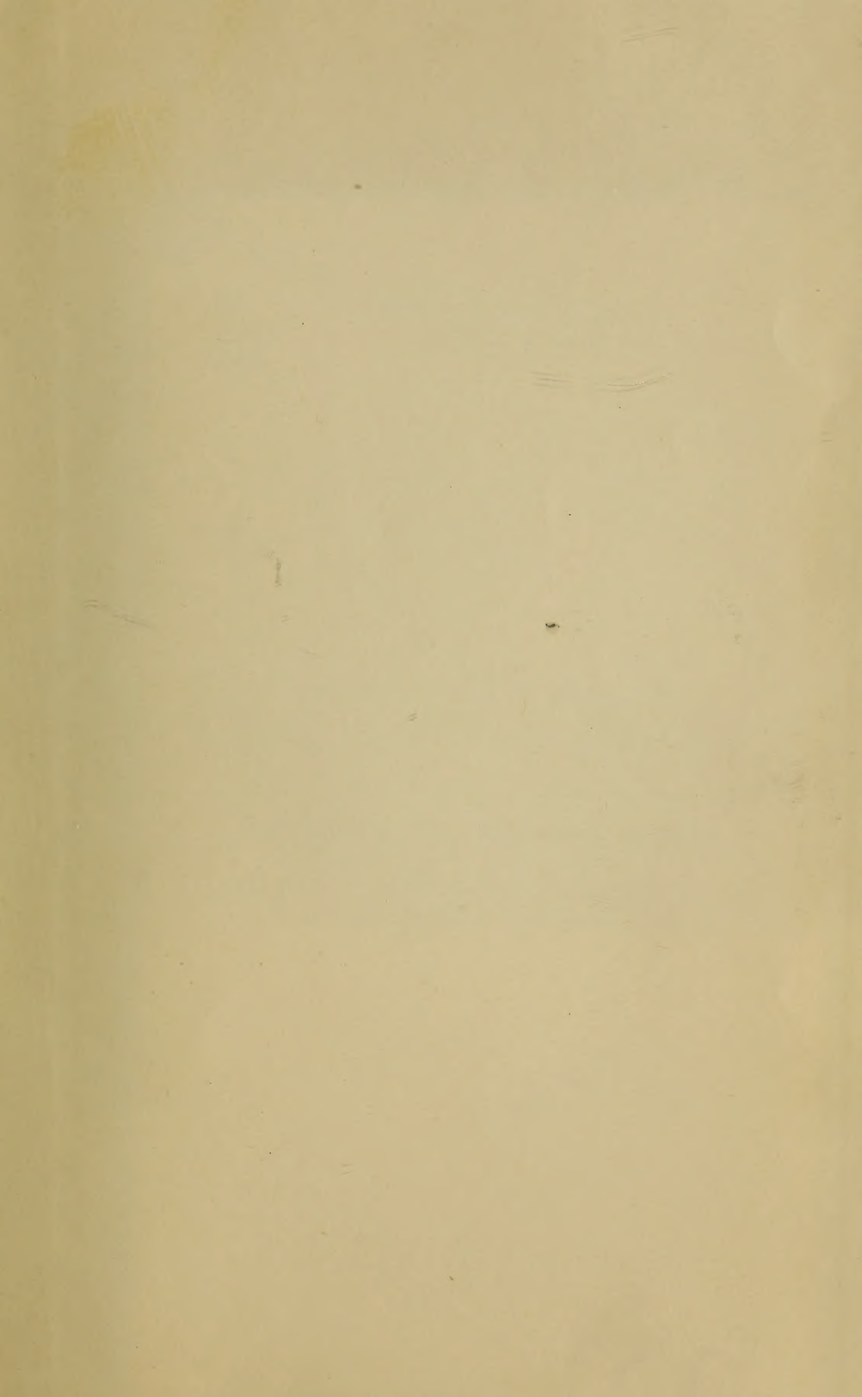
ich Einblick in das berühmte Werk unserer Literatur gethan und kann mir denken, daß die Tragödie in Ungarn, dessen Literatur noch nichts Aehnliches aufzuweisen hatte, großes, gerechtfertigtes Aufsehen machte. In Deutschland dürfte der Eindruck trotz der Größe der Conception und Composition kein so überwältigender werden. Dort hat man ja die speculative Poesie bis zum Ueberdruß genossen und man sucht sich immer mehr und mehr von dem Ballast der Reflexion zu befreien."

Geschichte der ungarischen Litteratur. Von den ersten Anfängen bis auf die Gegenwart. Von Professor Dr. L. Schwicker, Reichstagsabgeordneter &c.

In der deutschen Literatur giebt es bis heute kein Werk, welches uns mit den geistigen Erzeugnissen des ungarischen Volkes auf dem Gebiete der Poesie und Wissenschaft eingehend bekannt macht. Wohl hat es an einzelnen Vorläufern, das deutsche Publicum mit den Werken dieses oder jenes ungarischen Schriftstellers und Dichters bekannt zu machen, nicht gefehlt. Aber eine umfassende Darstellung der gesammten literarischen Geistesarbeit der Ungarn ist bisher in deutscher Sprache nicht vorhanden. Der Verfasser des oben erwähnten Werkes hat sich nun die Aufgabe gestellt, diese Lücke in entsprechender Weise auszufüllen. Seine „Geschichte der ungarischen Literatur" führt uns die Producte der Schriftsteller und Dichter des ungarischen Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart vor. Bei dieser Darstellung wurde das Hauptaugenmerk der neueren Zeit, namentlich dem letzten Jahrhundert zugewandt. Ein ferneres Bestreben des Verfassers ging dahin, die jeweiligen literarischen Erzeugnisse mit den bestehenden öffentlichen Culturverhältnissen in Beziehung und Verbindung zu setzen, um auf diese Art ein möglichst anschauliches Bild der verschiedenen Strömungen und auf geistigem Gebiet zu gewinnen und das Wesen, die Bedeutung und den ethischen wie ästhetischen Werth der Geistesschöpfungen festzusetzen. Dabei wurde auch der Einwirkung der fremden Literaturen, namentlich der deutschen, die gebührende Rücksicht geschenkt. Die biographischen, literarhistorischen und ästhetisch-kritischen Mittheilungen und Ausführungen wurden überall theils durch Inhaltsangaben aus den bedeutendsten Werken, theils durch vollständige Proben illustrirt und ergänzt. Auf Grund der besten Quellen und Hülfsmittel, sowie durch aufmerksames Studium der Originalwerke selbst war der Verfasser bestrebt, eine möglichst getreue, umfassende und anschauliche Schilderung zu geben. Unbefangen in der Auffassung, objectiv im Urtheil und voll des wärmsten Interesses für seinen Gegenstand ist der Verfasser doch nirgends zum einseitigen Apologeten geworden. Sein Buch bietet dem deutschen Lesepublicum zum ersten Male die sicherlich gewünschte Gelegenheit, sich über die geistige Bedeutung und literarische Leistungsfähigkeit der ungarischen Nation eine genaue und gründliche Kenntniß zu verschaffen. Der Verfasser dieser „Geschichte der ungarischen Literatur" wendet sich dabei an das gebildete Publicum überhaupt, Sprache und Stil des Buches sind deshalb ebenso frei von pedantisch-dürrer Gelehrsamkeit, wie von frivoler Popularitätshascherei. Und so hoffen wir, daß Schwicker's Geschichte der ungarischen Literatur sich bald des allgemeinen Beifalls der gebildeten Leser erfreuen wird.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. 

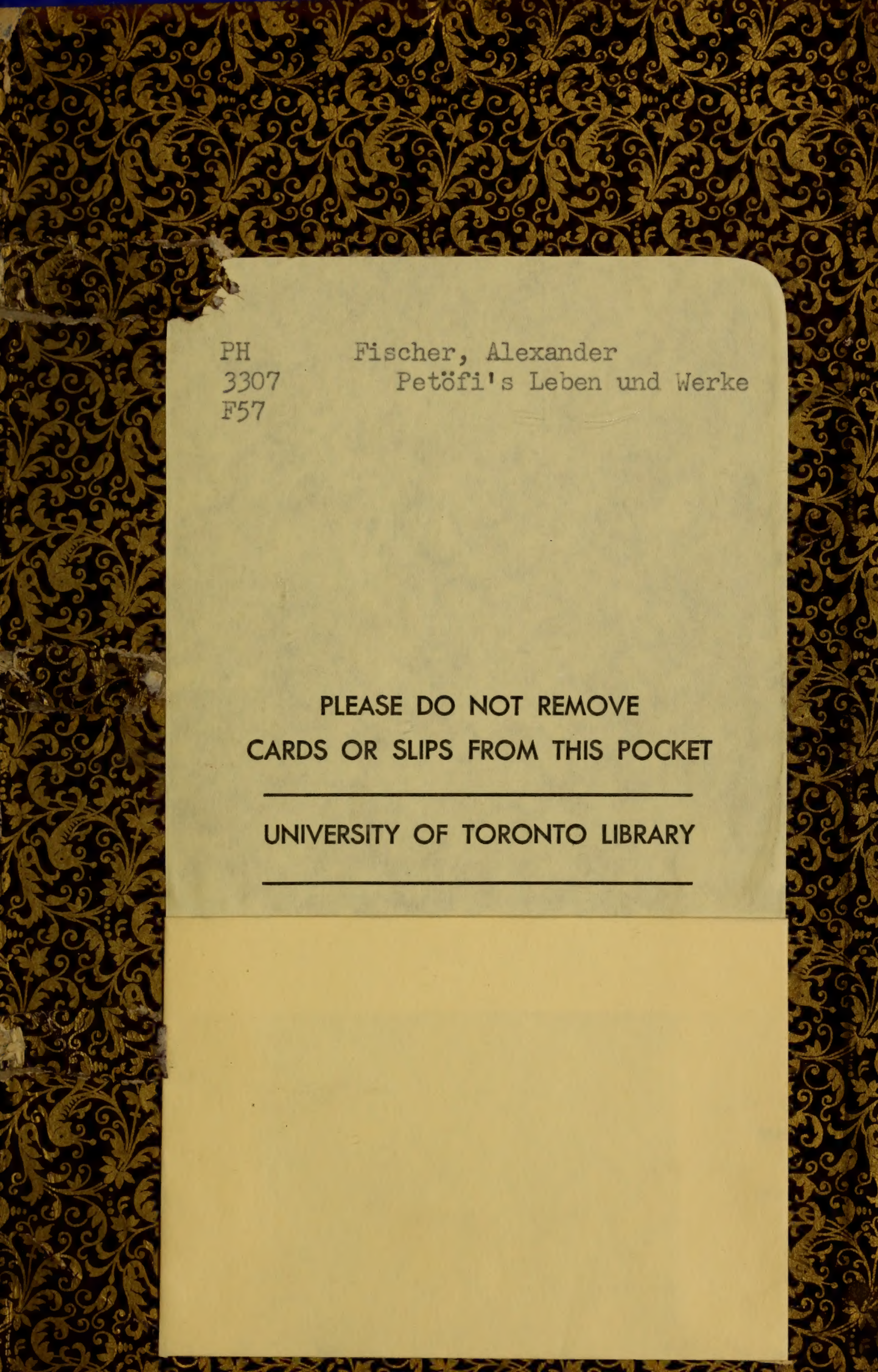
Druck von C. G. Röder in Leipzig.

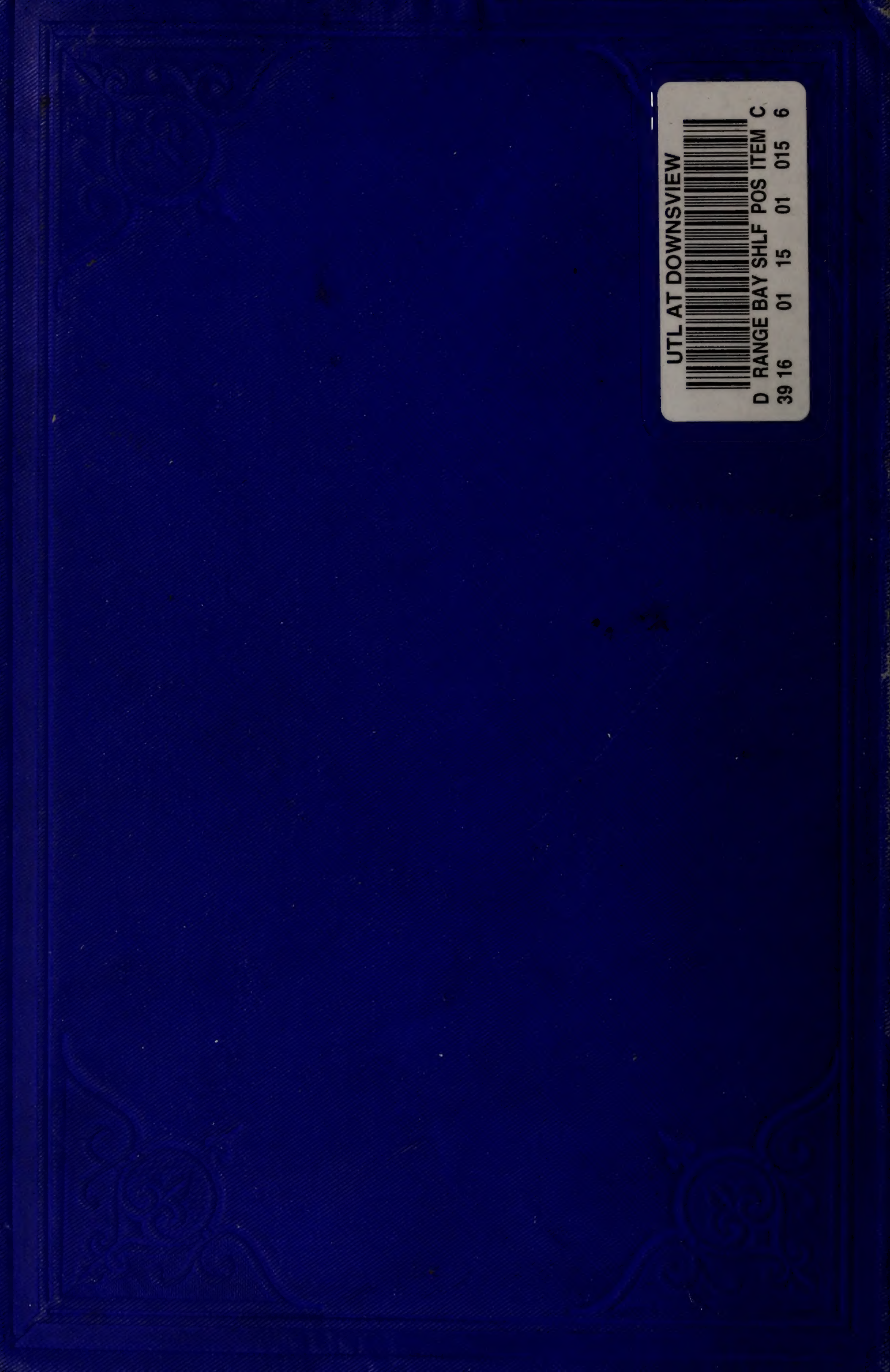


208, 284, 285, 307, 387

276,
318. 449 462 467 523
325 Sprache Freiheit Vaterl.

(354)




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 01 15 01 015 6